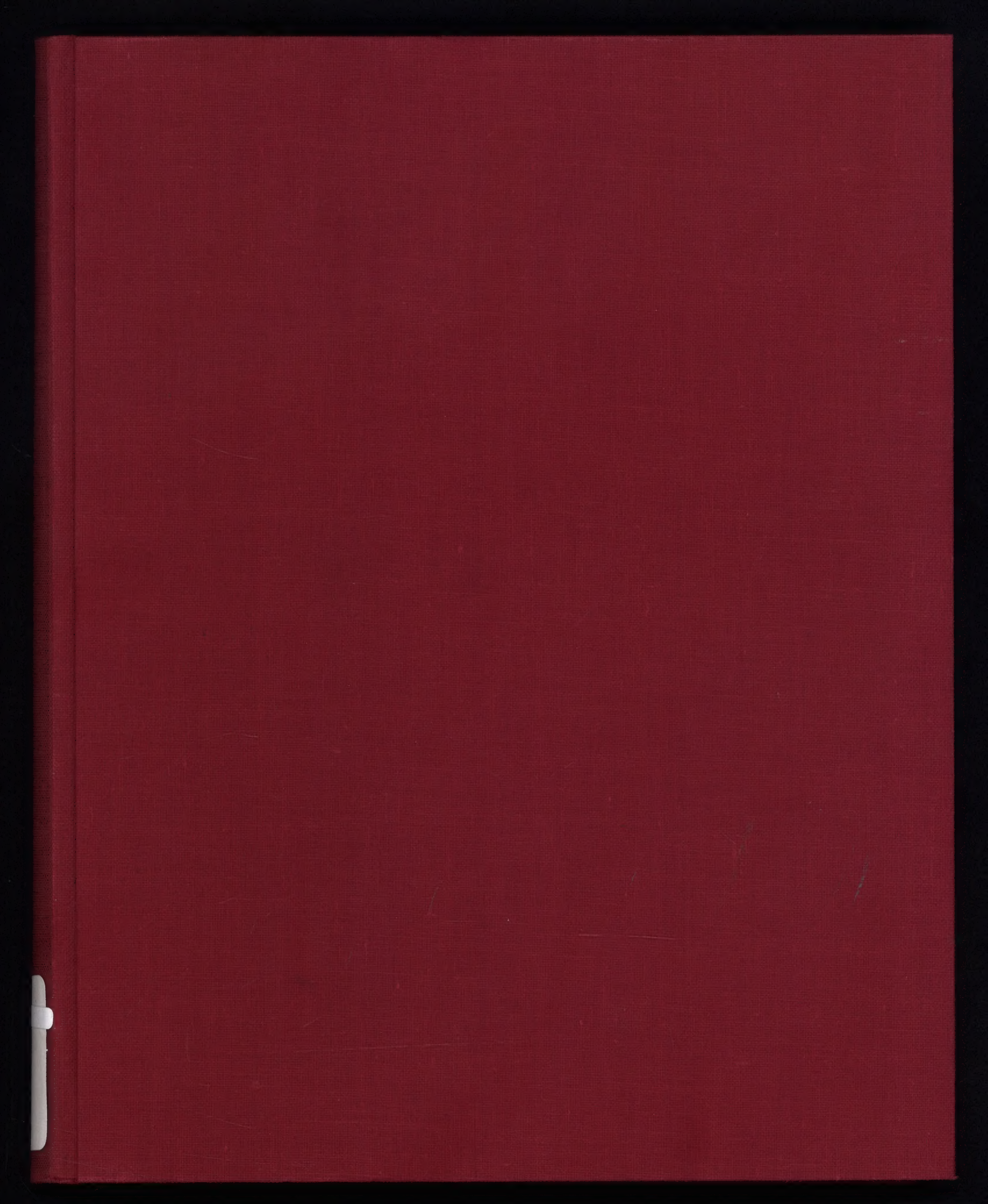
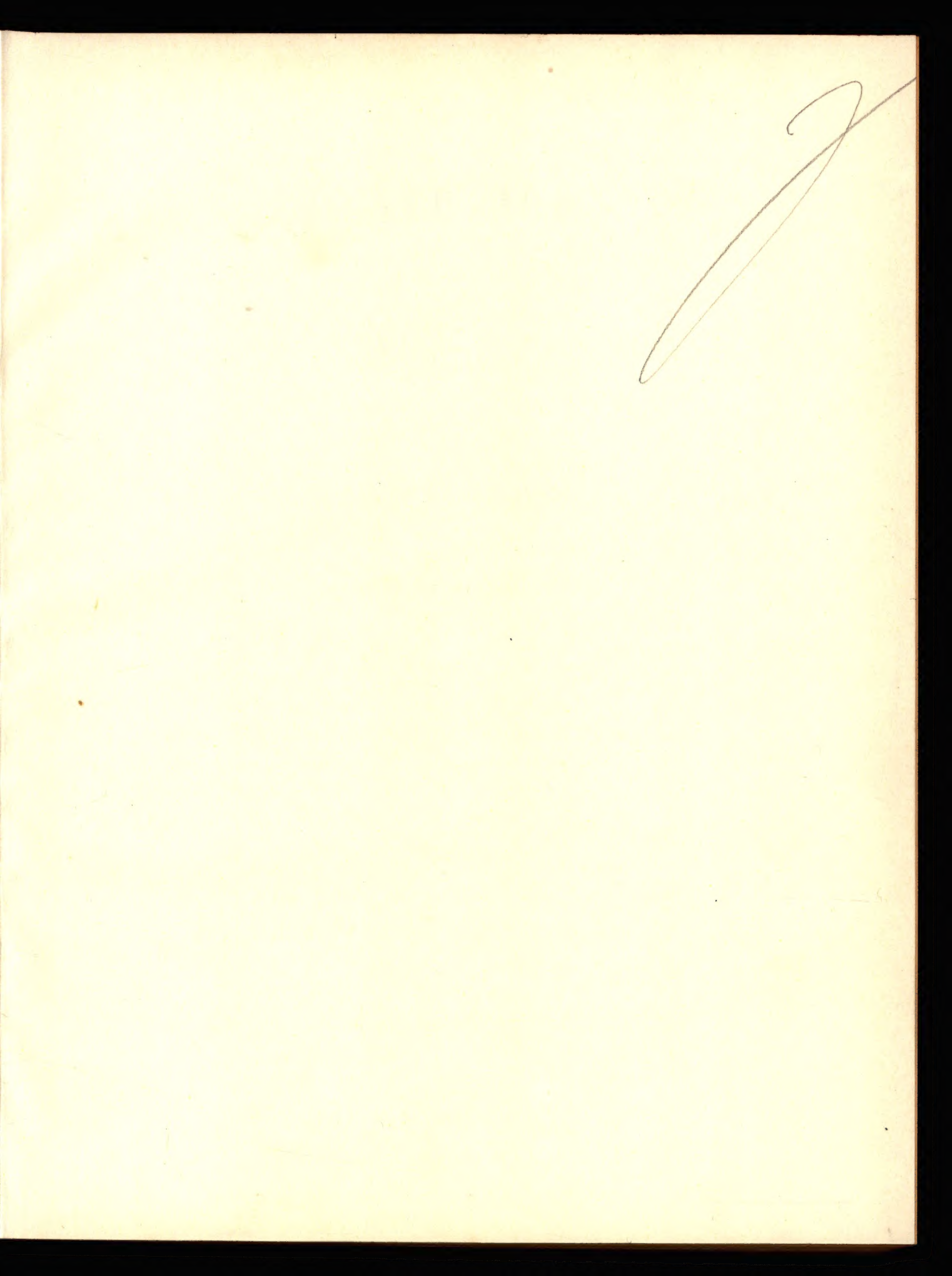


8 ail.



Hessenland.

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Achter Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger,

nach dessen Tode redigirt von **Dr. D. Saul.**

Kassel 1894.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1894.

Historische Aufsätze.

Kulturgeschichtliches, Literarisch-Historisches und Verwandtes.

Vermischte Aufsätze.

Gedichte.

Novellen, Erzählungen u. s. w.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.



№. 1. Kassel, 2. Januar 1894.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Der alte Tom.

In dem Städtchen San Antonio,
So im Texasstaat gelegen,
Blieb ich einstens kurze Wochen
Leidiger Geschäfte wegen.

Eines Tags nun ging ich schlendernd
Durch die regbelebten Straßen,
Wo vor eleganten Schenken,
Spuckend, bärt'ge Farmer saßen:

Wo die Cowboys, hoch zu Rosse,
Cooper'schen Gestalten glichen
Und den schweren Baumwollfuhren
Mürrisch aus dem Wege wichen.

Und ich schritt durch's fremde Treiben
Mit der Neugier Wohlgefallen,
Als ich plötzlich mir zur Seite
Etwas sah zur Erde fallen.

Aus dem Omnibus, deß Rasseln
Noch betäubte meine Ohren,
Hatte wohl sein Eigenthümer
Jenen Gegenstand verloren.

's war ein Stock. Ganz unwillkürlich
Hob ich ihn empor vom Boden
Und beschaute weitergehend
Seiner Schwere wucht'ge Knoten.

Statt des Griffes war ein Riemen
Angebracht von plumpem Schreiner,
Und mir schien's, als sei's ein echter,
Abgetrag'ner Ziegenhainer.

Das auch war der Grund, weshalb ich
Ihn nicht wieder warf bei Seite,
Denn den Landsmann in der Fremde
Ehrt man auch in schlechtem Kleide.

Fester, wie ein Stück der Heimath,
Mußt' ich gar den Stock umfassen,
Und ich fühlte plötzlich Heimweh
Dort in San Antonios Gassen.

. . . .
. . . .

War's, was Zufall Manche nennen,
Andere des Schicksals Thaten? . . .
Nächsten Tags las im Journal ich
Unter andern Inseraten:

„Fünfzig Thaler soll der Finder
Eines alten Stocks erhalten,
Liefert er ihn ab in Weststreet
Nummer dreizehn wohlbehalten."

Und dann folgte die Beschreibung,
Und des Zweifels blieb mir keiner:
Fünfzig Thaler bot man wirklich
Für den alten Ziegenhainer!

Fünfzig Thaler für den alten,
Dessen Firniß längst erloschen!
Solch ein Ding kauft man daheim doch,
Nun, für einen Silbergroschen!

Welche andere Bewandtniß
War wohl mit dem Stock verschlungen?
Oder war sein Eigenthümer
Just dem Irrenhaus entsprungen?

Würd' ich wohl das Räthsel lösen?
Nun, zum mind'sten wollt' ich zuseh'n.
Und ich ging zum Inserenten
Stracks nach Weststreet Nummer dreizehn.

. . . .
. . . .

„— Sie haben nicht die Müh' gescheut,
Sind weit heraus zu mir gekommen,
Sie haben sich mit mir gefreut
Und die Belohnung nicht genommen;

— Sie fragen nun, warum's wohl sei,
Daß ich so treu des Stockes hüte? . . .
Nun wohl! Der Stock und ich, wir zwei,
Wir standen einst zugleich in Blüthe.

— Ja, ja. Schon lange ist das her:
Wohl vierzig Jahre oder drüber,
Und doch wird mir das Herz noch schwer,
Schlag' eine Brücke ich hinüber.

— Sie kennen ja mein Heimathland,
Sind selber groß darin geworden:
Als Sie vorhin mir das bekannt,
Ward seltsam mir bei Ihren Worten:

— Denn ich vernahm von jenem Ort
Den Namen niemals mehr inzwischen . . . .
Den Staub der Zeit, wie kann ein Wort
Von der Erinnerung ihn wischen!

— Ja, vierzig Jahre sind vorbei,
Kaum Monde sind's, daß sie sich füllten,
Als jenen Stock im Monat Mai
Die letzten Blüthenähren hüllten.

— Ein Weißdorn war's und wuchs am Rand
Des Fahrwegs, in des Städtchens Nähe . .
Ach, als ich damals vor ihm stand,
War mir um's Herz zum Sterben wehe.

— Ein Jahr zuvor, im selben Mai'n,
Als Blüthen ihn ganz gleich umwanden,
Da hatten wir bei ihm zu Zwei'n,
Zu Zwei'n, zwei Glückliche gestanden.

— Er nur allein war's, der vernahm,
Wie sie ihr Jawort mir gegeben . . . .
Doch als der Lenz auf's Neue kam,
Da war mein Lieb nicht mehr am Leben.

— Da stand allein ich vor dem Strauch,
Der einst zu unser'm Bunde nickte,
Da griff ich ihn und brach ihn auch,
So wie mich selbst das Schicksal knickte.

— Ich riß auch ihm die Wurzeln ab
Und hab' die Zweige ihm verschnitten,
Und bin mit ihm als Wanderstab
Dann freudlos in die Welt geschritten.

— Bald liebt' ich ihn. Einst für mein Glück
War er in Blüthen ausgeschlagen;
Mit mir verdorrt, hat er ein Stück
Von meinem Weh nachher getragen.

— Wir zogen beide über's Meer
Und beide nach der Wildniß Gründen,
Zusammen kamen wir hierher
Und halfen San Antonio gründen.

— Und immer hat er mir genützt,
Als Waffe selbst oft in Gefahren,
Wie einst den Jüngling, jetzund stützt
Den Greis er noch, gebeugt von Jahren,

— Der Stock und ich, wir wurden Ein's;
Ein jedes Kind kann hier mich nennen,
Doch ohne ihn würd' morgen kein's
Den alten Tom wohl mehr erkennen.

— Drum will ich auch, daß man beim End'
Zu mir in's Grab den Stecken thue,
Ich glaube sonst — bei Gott —, ich fänd'
Im Grabe nicht die rechte Ruhe.

. . . .
. . . .

— Sie kennen nun, mein Freund, den Grund,
Weshalb des Stocks so treu ich hüte;
Er mahnt mich an die Jugend, ... und,
Daß Menschenglück gleich Weißdornblüthe."

Guatemala den 29. November 1893.

Richard Jordan.

Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen.

1567 — 1592.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Seit der Hülfeleistung König Heinrich's II. von Frankreich an Philipp den Großmüthigen war Landgraf Wilhelm den französischen Herrschern freundlich zugethan. Er stand aber auch in enger Verbindung mit den Häuptern der Hugenotten. Diesen sandte er 1568 dreitausend Mann Hülfstruppen unter Christoph von Malsburg und Dietrich von Schönberg, einem Vetter des französischen Marschalls von Schomberg. — Nachdem Katharina von Medici, als Vormünderin Karl's IX., ihre Geneigtheit zum Abschlusse eines Religionsfriedens zu erkennen gegeben hatte, wurde eine Gesandtschaft fast aller evangelischen Fürsten Deutschlands an die Königin abgesandt, welche wesentlich zum Erlaß des Edikts von St. Germain en Laye (August 1570) beitrug. Der hessische Gesandte, Rudolph Wilhelm Meckbach, begab sich zu den Häuptern der Hugenotten nach Rochelle. Diese versprachen die Rückerstattung des von Landgraf Philipp erhaltenen Darlehens und theilten dabei dem Landgrafen Wilhelm vertraulich brieflich mit, daß der König wie dessen Brüder und Mutter zur Erhaltung des Friedens ernstlich geneigt, aber vom Haupte der Guisen, dem Kardinal von Lothringen, heimliche Nachstellungen oder ein greulicher Krieg zu erwarten seien, fast alle geheimen Räthe ständen auf seiner Seite; durch Unterhaltung des Zwistes unter den Lutheranern und Kalvinisten suche er die Verbindung der deutschen Fürsten mit Frankreich zu verhindern. Karl IX. schlug dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und Landgraf Wilhelm ein Vertheidigungsbündniß mit den evangelischen Fürsten vor (1572). Die Hauptverhandlung hierüber wurde zu Kassel bei der Taufe des Prinzen Moritz geführt (Juni 1572). In dieser Verhandlung wurde bestimmt: daß von beiden Seiten monatlich 50 000 Thaler hinterlegt werden sollten daß das Bündniß auf einige Jahre abgeschlossen werden und eine „freundliche Korrespondenz" heißen sollte. Ehe aber die Verhandlungen zum Abschluß kamen, trat die Pariser Bluthochzeit ein, von welcher Landgraf Wilhelm durch Schreiben des Königs und der Königin in Kenntniß gesetzt wurde. Diese gaben an, der Tod Coligny's sei durch politische Nothwendigkeit herbeigeführt worden, und man werde das Religionsedikt einhalten.

Als Kaspar von Schomberg Landgraf Wilhelm gegenüber den Charakter Coligny's verdächtigen wollte, bemerkte der Landgraf: er solle sich erinnern, daß er ein Deutscher sei, und daß Coligny ihn zum Manne gemacht habe. Wilhelm wies die Königin auf die Pläne der römischen Partei hin, welche nicht das Wohl des Reiches und des Königs im Auge hätten. Er erklärte dem König, es seien hinlängliche Beweise vorhanden, daß dieser Schlag gegen die evangelische Religion gerichtet sei. Dem Kurfürsten von der Pfalz schrieb er: „jetzt sei es hohe Zeit, nicht nur die betrüglichen Sitten und Ränke der leichtfertigen Welschen zu fliehen, sondern sich wieder der alten deutschen Sitten, der Tugend und Mannheit ihrer Vorfahren zu befleißigen". Das Bündniß mit Frankreich kam unter diesen Verhältnissen nicht zu Stande, obgleich Karl IX. es noch weiter betrieb.

Die Rücksicht auf Spanien hielt die evangelischen Fürsten ab, gänzlich mit Frankreich zu brechen, weil sie fürchteten, daß Frankreich bei gänzlicher Isolirung an Spanien sich anschließe, oder daß Spanien nach Beendigung der belgischen Händel sich gegen Frankreich wenden und dieses in Folge der inneren Uneinigkeit überwinden werde.

Nach der Erledigung des polnischen Thrones in Folge des Todes des letzten Jagellonen, Sigmund's I., bewarben sich verschiedene Fürsten um die Krone, unter ihnen Heinrich von Anjou. Landgraf Wilhelm wurde durch den Marschall von Schomberg ersucht, sich für ihn zu verwenden. Anfangs lehnte er aus Rücksicht für den Kaiser und auf die unsicheren französischen Verhältnisse ab. Doch fand sich ein Auskunftsmittel (1573). Sophie von Wolfenbüttel wünschte, daß ihre jüngste Schwester Anna, — beide waren Schwestern des letzten Königs von Polen —, durch Vermählung mit dem zu erwählenden König auf den polnischen Thron komme. Sophie empfahl auf Veranlassung Landgraf Wilhelm's den Herzog von Anjou den polnischen Ständen, daß sie diesen unter der Bedingung der Gewährung freier Religionsübung erwählten. Als Gegendienst erbat Wilhelm von Karl IX. die Wiedereinsetzung der in Savoyen gefangen gehaltenen Wittwe sowie der Kinder und Verwandten Coligny's in ihre Güter und Rechte und einen Schutzbrief zum freien Güterverkauf für den berühmten Rechtsgelehrten Franz Hotomann. Letzterer wurde sofort

zugestanden; der Wittwe Coligny's, schrieb Katharina, sei freies Geleit gewährt, die Sache der Kinder derselben liege in der Hand ordentlicher Richter.

Dem neuen Könige von Polen, Heinrich von Anjou, hatte der Kaiser zwar freies Geleit gewährt, aber ausdrücklich bemerkt, daß diese Genehmigung dem Landgrafen von Hessen und dem Abte von Fulda nicht präjudizirlich sein sollte. Es war dies in dem geheimen Wunsche geschehen, daß Landgraf Wilhelm den Durchzug hindern werde. Dieser aber wollte den Wunsch des Kaisers nicht allein nicht erfüllen, er rüstete sich vielmehr, den König bei seinem Durchzug durch hessisches Gebiet freundlichst zu bewirthen. Der König war begleitet von einem glänzendem Gefolge mit 1125 Pferden. Der Landgraf mit 800 Reitern empfing ihn bei Vacha und bewirthete ihn und sein Gefolge zwei Tage und drei Nächte an diesem Orte.

Indessen verließ Heinrich nach dem Tode seines Bruders Polen sofort wieder, um als Heinrich III. den französischen Thron zu besteigen (1574). Wilhelm blieb ihm ein treuer Rathgeber. Als aber der König sich an die Spitze der heiligen Ligue stellte und den evangelischen Fürsten seinen Entschluß meldete, in seinem Lande nur eine Kirche, die katholische, zu dulden, und sie zugleich ersuchte, sich nicht mehr in die Religionshändel zu mischen, gab er ihm die berühmte Antwort, in welcher er ihn vom Kampfe abmahnte, aber rieth, zur Entscheidung der religiösen Wirren ein Nationalkonzilium zu berufen und nur auf den Rath solcher Fürsten zu hören, welche wie er, der Landgraf, die innere Beruhigung Frankreichs wünschten.

Wilhelm war mit Heinrich von Navarra in Verbindung getreten in dem Wunsche, die Protestanten aller Länder, wenn auch nicht zu einem Bekenntnisse, doch zu einer christlichen Brüderschaft zu führen. Als Heinrich ein Religionsgespräch zur Ausgleichung des streitigen Artikels in der Abendmahlslehre in Vorschlag brachte, widerrieth der Landgraf mit Rücksicht auf die eben abgeschlossene Konkordie. Er empfahl dagegen den protestantischen Fürsten die Abschließung einer allgemeinen protestantischen Union, als einziges Mittel zur Bekämpfung der steigenden Macht des Papstes. Er erhielt aber abschlägige Antwort von den Anhängern der Konkordie.

Nach der Thronbesteigung Heinrich's IV. lieh diesem Landgraf Wilhelm (8. September 1590) 100 000 Gulden. Auf einer Versammlung mehrerer protestantischen Fürsten zu Kassel wurde die Geldsumme festgesetzt, welche alle evangelischen Fürsten für Heinrich IV. bereit halten sollten. Als jedoch diese Hülfeleistung in Folge der Uneinigkeit der Fürsten nicht zu Stande kam, verschaffte Landgraf Wilhelm dem Könige Heinrich IV. ein Darlehen von den Reichsstädten Nürnberg und Ulm, gab selbst einen Vorschuß und unterstützte den Fürsten von Anhalt mit Soldaten und Geschützen.

Der Vorschlag Heinrich's IV., die Religionsangelegenheiten bei Seite zu lassen und lediglich die politischen Interessen der deutschen Fürsten gegen Spanien in Betracht zu ziehen, konnte von Landgraf Wilhelm nicht weiter verfolgt werden, da er bereits seinem Ende entgegen ging.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

I.

Stadt und Land Fulda.

Von Dr. Justus Schneider.

(Fortsetzung.)

Durchwandern wir jetzt die Stadt Fulda selbst. Die Hauptstraßen sind, vom Paulusthor angefangen, erstlich die Promenade längs des Schloßgartens. Links in demselben liegt das Orangerieschlößchen mit seinen großen Sälen mit wunderbarer Stukkatur und Freskomalerei von Wohlhaupter, im Keller darunter lagert der Johannisberger Wein. Rechts umrahmen die alte Propstei Michaelsberg, die 1778 gegründete Landesbibliothek, der Dom mit dem alten Benediktinerstift (jetzt Seminar), die Domdechanei und das von Buseck'sche, nachmals von Harstall'sche Haus den großen Domplatz. Derselbe war damals größer wie jetzt. Zwischen der Stadtmauer, welche sich von der Hauptwache längs der Vorderfront des jetzigen Damenstiftes bis zu jenem alten Thurme an dessen unterem Ende und zwischen meiner und Herrn Bäcker Wiegand's Besitzung zum Hause des Herrn Posthalters Knips, welches ebenfalls ein Stadtthurm war, herabzog, und dem Dechaneigebäude am Dome war nur ein freier Platz. An beiden Thürmen waren Thore, am alten Stiftsthurme das Thörle, bei dem Knips'schen Hause das Abtsthor.

Die 15 Gebäude der Wilhelmstraße und Dechanei sind erst von dem Fürsten von Oranien erbaut worden.

Die Promenade setzt sich zum Schloßplatze fort. Die Hauptwache ist unverändert geblieben. Das jetzige Damenstift bestand aus drei getrennten Häusern, das mittlere hieß die Kemnate, ein Haus für die Frauen, weshalb die vor dem Stift herunterziehende Straße Kemnatengasse hieß. Hier und an dem Häuserkomplex nach der Rittergasse zu stand im Mittelalter die Burg des Grafen von Ziegenhain, des Schirmvogtes der Abtei. Der jetzige Bonifatiusplatz, an dessen Standbild damals noch nicht gedacht wurde, hieß der Dienstagsmarkt. Das jetzige Leihhaus war die Münze, worin die trefflichen Fuldaer Münzen und Medaillen geschlagen wurden, nachdem das Metall vorher in der alten Krätzmühle oder Kratzmühle, der jetzigen Filzfabrik, gereinigt worden war. Gegenüber der Münze liegt das dem Geheimrath von Brack gehörige, jetzt Simon'sche Haus. Die beiden vom Fürstabte von Buttlar erbauten Häuser am Eingang der Hauptstraße, jetzt Hôtel Kurfürst und alter Bürgerverein, dienen den adeligen und Regierungsbeamten zur Wohnung. Das jetzige Landrathsamt ist von dem Freiherrn von Stein zu Altenstein erbaut; in dem großen Sitzungssaale fanden damals Tanzvergnügen der feineren Gesellschaft statt.

Ein solcher feiner Ball ist im siebenjährigen Kriege einmal arg gestört worden. 12 000 Mann Württemberger und 1500 Mann französische Kavallerie, ein vom Herzog Karl von Württemberg befehligtes französisches Hilfskorps, hatten ein Lager unter dem Schulzenberge am Münsterfelde aufgeschlagen. Es war damals wie jetzt, wenn Manöver ist, die Offiziere suchten sich auch mit der Damenwelt Fuldas zu amüsiren und hatten am 30. November 1759 im Saale des Altenstein'schen Hauses einen Ball arrangirt. Die Damen erschienen im festlichen Putze mit gepuderten Haaren in der damaligen Rokoko-Mode; da kam plötzlich die Nachricht, daß die preußischen Husaren unter dem Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig das Lager angegriffen hätten. Sie versprengten das ganze Korps, und mit dem Balle war es aus. Es ist aber noch oft und auch im Jahre 1793 daselbst getanzt worden.

Musik und Tanz war von jeher in Fulda zu Hause. Weikard, der Eingangs meines Vortrags zitirte Arzt, schreibt in seinen Fragmenten aus dem Fuldaer Land: „Die Fuldaer haben Anlage, Liebe und Gehör zur Musik. Dieses Musikgehör hat auch seinen Einfluß auf das Tanzen. Es sind vielleicht wenig Städte, wo ein Haufen junger Leute von mittlerem Stande seine Menuets und Englische so ordentlich wegtanzt, als es in Fulda geschieht. Ebendies gilt auch von Offizianten, Hofbedienten u. s. w. Hierin thun sie es dem Adel zuvor." Der damals aufkommende Walzer war noch nicht beliebt, er galt als aufregend und anstrengend.

Im Schlosse selbst sah es zu jener Zeit ganz anders aus wie jetzt. Im Mittelbau befand sich ebenerdig rechts die fürstliche Hofkapelle. Das zweite und dritte Stockwerk bestanden nur aus großen Empfangs- und Speisesälen. Die beiden oberen Geschosse der vorderen Seitenflügel wurden vom Fürsten bewohnt. In den unteren Stockwerken und im zweiten Hofe wohnten die zahlreichen adeligen Hofbeamten. Der schöne Marstall enthielt viele edle Pferde; die jetzt leer stehenden Remisen enthielten die Hof- und Staatskarossen, Reisewagen u. s. w. Die jetzige Realschule war das fürstliche Jagdzeughaus, zwischen diesem und dem Hofküchengarten war das Heerthor. In dem kleinen, im Garten stehenden Hause am Viehmarkt war die fürstliche Porzellanfabrik, wo aus der von der Abtsrodaer Kuppe im Rhöngebirge bergmännisch gewonnenen Erde das feine Fuldaer Porzellan geformt wurde, das gegenwärtig noch ebenso hoch geschätzt wird wie das alte Meißener und Sèvres-Porzellan. Die obersten großen Gebäude, wo jetzt von den Herren Gebr. Seum ein Leinengeschäft betrieben wird, bildeten die Kaserne für das Fuldaer Militär. Der Hofküchengarten und die umfänglichen Stall- und Oekonomiegebäude gingen bis zum israelitischen Friedhofe, der damals außer der Stadt lag, und bis zur jetzigen Turnhalle. Das große Arnd'sche Haus in der Schloßstraße war damals ein einstöckiger Stall für Esel und Maulthiere, welche im Sommer die Lebensmittel und Bedürfnisse der Badebesucher nach dem Kurorte Brückenau zu bringen bestimmt waren.

Kehren wir zu unserer Hauptstraße zurück, welche sich bei den Buttlar'schen Häusern in die Friedrichstraße fortsetzt, die damals Schmiedgasse hieß, vermuthlich von den Schmieden, die früher daselbst wohnten. Schmiede, Schlosser und Wagner waren in jener voreisenbahnlichen Zeit selbstverständlich die besten bürgerlichen Geschäfte, zumal in einer Residenzstadt mit prunkvoller Hofhaltung!

Von den Häusern, welche in der Schmiedgasse und sonst in der Stadt jetzt stehen, sind wenige in der ursprünglichen Gestalt erhalten. Das Sippel'sche Haus neben dem alten Bürgerverein war das Vizedomamt, das Berta'sche Wachsgeschäft ein adeliges Haus, welches der Hofmarschall

von Bastheim in seinem Rokokogeschmack damals neu erbaut hatte. Neben dem Kurfürsten war in dem jetzigen Schwarz'schen Hause die besuchte Bierwirthschaft von Vollmar. Die Pfarrkirche war kürzlich (1770—1783) neu erbaut worden. Der Friedrichsmarkt hieß Kreuzplatz, der Brunnen der Kreuzkumpf. Der vor demselben stehende Obelisk war 1770 hierher versetzt worden, er stand früher vor dem Bäcker Hammer'schen Hause am Kraftbrunnen, der um dieselbe Zeit verschüttet worden ist. Das jetzige Rathhaus war Privatgebäude, es gehörte einem Buchbinder Kaiser. An Stelle des gegenwärtigen Postgebäudes standen die Fleischbänke, welche einen großen Hof umschlossen, lauter kleine Buden, woselbst von den Metzgern alles Fleisch verkauft werden mußte, in deren Häusern durfte es nicht geschehen. Die alte Gestalt hat am besten noch das Mollenhauer'sche, früher Rüttger'sche Haus mit seinem mittelalterlichen Erker bewahrt, das damalige Postgebäude. Die anstoßende Löwenapotheke bestand schon und gehörte der verwitweten Bürgermeisterin Zwenger. Der südlichen Langseite der Pfarrkirche gegenüber befand sich das Rathhaus, welches von Herrn Adam Schultheis zum Ring bis zur Wohnung des Oberbürgermeisters ein Gebäude mit einer größeren Freitreppe war.

Der goldene Ring ist eines der Wahrzeichen Fuldas und diente für die Stricke, an denen die großen Weinfässer in den unter dem Hause befindlichen Rathskeller hinabgelassen wurden.

Der Stadtrath hatte 1793 als Präsident den Propst von Guttenberg, als Vizedom Ludwig Freiherrn von Karg zu Bebenburg, als Stadtschultheis Joseph Kepler, sechs ältere und sechs jüngere Mitglieder, darunter Adolf Schalk als ersten und Johann Maria Comitti als zweiten Bürgermeister. Dazu gehörte noch der Unterrath mit den Gemeindevorstehern, worunter Hauck, Vogel, Oswald, Kircher, Knips und Uth noch bekannte Namen sind.

Ueber dem Rathskeller befand sich eine Weinstube und darüber die städtischen Schulen. Die Knaben wurden von Lehrern, die Mädchen von den Englischen Fräulein unterrichtet. Doch schon 1782 ist dieses Gebäude an den Metzgermeister Konrad Schultheis verkauft worden, die Knabenschule war bereits 1774 in den Borgiasbau verlegt worden, und die Mädchen kamen in das Kloster der Englischen Fräulein, das alte, jetzt Herrn Dr. Raabe gehörige Haus am Buttermarkt.

Neben diesem nach Norden zu waren zwei Gasthäuser, der Löwe, jetzt Herrn Plappert gehörig, und die Wirthschaft von Molitor. Von da aufwärts bis zum Benediktiner-Nonnenkloster hatte alles zum Jesuitenkloster gehört. Die Jesuiten waren bekanntlich unter Fürstbischof Heinrich von Bibra am 2. Januar 1774 durch den Papst Clemens XIV. Ganganelli aufgehoben worden. Die Kaserne, der jetzige Stadtschulbau, blieb als Seminar für Weltgeistliche bestehen, die Kirche in dem jetzt Linz'schen Garten wurde abgetragen.

Der Borgiasbau, gegenwärtig Herrn Kramer's Möbelmagazin, blieb bestehen, wurde der Stadt geschenkt und wie schon bemerkt als Knabenschule benutzt. Die übrigen Häuser bis zum oberen Nonnenkloster wurden an Private verkauft und später sämmtlich neu gebaut. Ich bemerke, daß in dem Hause des Herrn Mehler die Bäckerei und unter dem jetzt zum Knabenkonvikt bestimmten Hause der Weinkeller der Jesuiten war. An der Westfront, der Pfarrkirche gegenüber, war das Kollegiatstift zum heiligen Blasius für weltliche Chorherren oder Kanoniker, welche die Seelsorge der Stadtpfarrei besorgten. Das jetzige Gymnasium war damals die hohe Schule Fuldas, die Adolfs-Universität. Das Benediktiner-Nonnenkloster und dessen hübsche Kirche bestanden schon in ihrer jetzigen Gestalt.

Die Schmiedgasse setzt sich einestheils als Hauptstraße in die Döppengasse (jetzige Marktstraße) fort, wo wir die Hof- und Schwanenapotheke des Hofkammerraths Lieblein gewahren, anderntheils geht nach rechts die Mittelstraße, damals Judengasse, ab, die zum Gemüsemarkt führt, damals Danzhütte genannt. Die Hauptstraße biegt aber am Buttermarkt rechtwinklig um, die jetzige Karlstraße hieß Kohlhäuser Straße, weil sie am Kohlhäuser Thor (bei dem Hause des Herrn Metzgermeisters J. J. Kramer) endigte. Von ihr begrenzte der innere und äußere Graben (jetzt Kanalstraße und Königstraße) die Stadt nach Westen. Der jetzt überpflasterte Kanal war damals noch ein offener Bach; erst in diesem Jahrhundert wurde er mit Brettern, später mit Platten belegt und endlich kanalisirt; infolgedessen wechselte diese längste Straße Fuldas ihren Namen, innerer Graben, zunächst in die Bohlen, die Platten und endlich zur Kanalstraße.

Die innere Stadt war 1793 noch ziemlich vollständig mit Mauern und Thoren umgeben; die Stadtmauer lief vom Paulusthore um den Schloßgarten und das Schloß herum zum Heerthor und von da zum Petersthor. Von den Oekonomie- und Stallgebäuden des Schlosses bis zum Petersthor (vor der Harmonie) zog sich längs der Mauer ein tiefer, breiter Graben, der Stadtgraben, hin, welcher als Gemüseländerei benutzt wurde,

wo jetzt die Turnhalle und die Kramer'schen Häuser stehen. Von da bis nach Ziehers hin war alles wohlbestelltes, fruchtbares Ackerfeld. Nur ein einziges Gebäude stand hier, das alte St. Nikolaus-Hospital, welches jetzt abgebrochen worden ist.

Vom Petersthore ging die Stadtmauer bis zum Kohlhäuser Thor vor dem Hospital zum heiligen Geist, welches schon in seiner jetzigen Gestalt bestand, worin auch das Zucht- und Arbeitshaus untergebracht war. Von hier ging die Mauer am äußeren Graben zum Abtsthore und setzte sich als Abgrenzung der Domdechanei und des Benediktinerkonventes bis zum Schulthor und um die Propstei Michaelsberg wieder zum Paulusthore fort. Alles, was außerhalb der Stadtmauern und Thore lag, waren Vorstädte, nämlich: 1) die Petersgasse, vor der das städtische Schützenhaus, das 1791 an Peter Maier verkauft worden, sich befand und zu bürgerlichen Belustigungen diente, 2) die Florengasse, vor welcher das Kapuzinerkloster lag, welches zehn Jahre später vom Erbprinzen von Oranien zum Landkrankenhaus umgebaut wurde, 3) die Löhersgasse, vor der sich noch die uralte Ziegelmühle und die Hornungsmühle befinden, 4) die Altenhöfer Ober-, Mittel- und Untergemeinde, jetzt Tränke, Lengsfeldergasse und Königstraße, 5) die Hinterburg von dem Schulthore bis zur langen Brücke.

So sah also Fulda vor 100 Jahren aus.

Der Handel und Wandel drehte sich theilweise um den Hof, theilweise um den hier sehr entwickelten Straßenverkehr zwischen Leipzig und Frankfurt a. M. Alle einschlägigen Gewerbe waren hoch entwickelt. Infolge der vielen Hofbauten im 18. Jahrhundert blühten die Baugeschäfte. Hervorzuheben wäre besonders die Stukkatur. In den Schlössern, in der Orangerie, Domdechanei und auf der jetzigen Domäne Johannesberg sehen wir Stukkaturarbeiten, wie sie heute nicht mehr gemacht werden. Ferner blühte die Kunstschreinerei; der alte Hofschreiner Arnd verfertigte namentlich herrliche Schränke und Cylinderbureaux, wie sie noch in alten Fuldaer Familien vorhanden sind und leicht Kaufliebhaber finden, die dafür hohe Preise bezahlen. Von Industrie ist die fürstliche Porzellanfabrik bereits erwähnt worden, sonst wäre nur die Leinweberei zu nennen, welche sowohl in der Stadt als auf dem Lande viele Leute ernährte. Die Leute Fuldas waren fleißig, wenn auch etwas behäbig und langsam in der Arbeit. Vergnügungen waren selten; an den Sonntagen und vielen Feiertagen durften rauschende Festlichkeiten nicht stattfinden. Nur die Kirchweih und Fastnacht machten eine Ausnahme, da wurde ordentlich getollt. Außerdem wären die häufigen Brunnen- und Kindzechen zu erwähnen. Bei jedem Brunnen versammelte sich jährlich zum Gedächtniß der Gründung die ganze Umgebung und Nachbarschaft; ein hervorragender Bürger wurde als Brunnenherr gewählt. Das Endziel war Essen, Trinken und Tanzen. Die Kindzechen waren erweiterte Tauffestlichkeiten unter den Freunden und Bekannten der Eltern, wurden später aber auch ohne Täuflinge gehalten. Ueberhaupt kannte man nur in der vornehmen Bevölkerung gesellschaftliches Leben; die Bürgerschaft zechte und schmauste hauptsächlich zusammen bei Familienfesten. Der Fuldaer lebte übrigens nicht schlecht, es war ja alles so billig. Im Jahre 1793 kostete vom besten Ochsenfleisch das Pfund 6 Kreuzer, das beste Kalbfleisch 5, Hammelfleisch 6, Schweinefleisch 6 Kreuzer, das Malter Weizen 10 Gulden, Roggen 8, Hafer 4—5 Gulden. Wild gab es sehr reichlich, außer Hasen, Rehen, Hirschen waren Rebhühner, Fasanen, Schnepfen, Auerhähne und Birkhähne nichts Außergewöhnliches. Für den Hasen wurde etwa 30 Kreuzer bezahlt, man konnte aber für den Balg auch wieder 18—24 Kreuzer erhalten. Ein Auerhahn kostete 48, ein Birkhahn 36, eine Schnepfe 24 und ein Rebhuhn 12 Kreuzer.

Gestatten Sie mir, Ihnen zum Schluß noch einige Aeußerungen zeitgenössischer Schriftsteller über Fulda mitzutheilen. In einem Buche von 1874 „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland" (S. 252) lesen wir: „Der jetzige Fürst von Fuld ist ein Mann von Geschmack, guter Lebensart und liebt den Aufwand. Er denkt äußerst tolerant und nennt den Papst bei Tische seinen Herrn Bruder. Er ist ohne Vergleich der reichste Abt der katholischen Welt, aber zugleich auch Bischof. Die Residenzstadt Fuld ist ein hübscher und ziemlich lebhafter Ort, und ich fand viel bessere Gesellschaften, als ich erwartet. Es fehlt dem kleinen Ort an liebreizenden Mädchen nicht." Darauf sagt er vom Würzburgischen Lande (S. 255): „Der Ackerbau scheint in diesem Lande sehr gut bestellt zu sein, allein in Rücksicht auf die bürgerliche Industrie ist es noch weit hinter Norddeutschland und auch sogar hinter dem angrenzenden Fuldischen zurück, welches Land wenigstens eine unbeschreibliche Menge der schönsten und feinsten Damastleinwand verfertigt und damit sowie auch mit grober Leinwand einen sehr ausgebreiteten Handel treibt, da hingegen Würzburg keine Art von einem ähnlichen bürgerlichen Gewerbe hat. Da die Fuldischen Bauern sich im Winter mit Spinnen und Weben be-

schäftigen, so stehen sie überhaupt genommen in ihrem rauhen Lande besser als die Würzburgischen Bauern in ihren paradiesischen Gegenden."

Wie Weikard, der öfter genannte Leibarzt des Fürsten Heinrich, die Gegend von Fulda preist, habe ich in meinem Buche über Fulda angeführt. Er war in Römershag, dem damals noch Fuldaischen Dorfe bei Brückenau in der Rhön geboren und verkannte auch die Schönheiten des Gebirges nicht. Er schreibt von seinem Geburtsort (Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kaiserlich Russischen Etatsraths Weikard, S. 27): „Römershag liegt in einer rauhen Gegend in einem schmalen Thale zwischen großen Bergen und schönen Waldungen, worunter sich eine Buchenwaldung vorzüglich auszeichnet. Gegen Osten grenzt es an Würzburgische Dörfer und die von Naturforschern und Landschaftsmalern verkannten und vernachlässigten interessanten und schönen, vielleicht den Schweizerbergen noch vorzuziehenden Rhönberge."

Nun noch eine Stimme über das Fuldaer Landvolk: Heinrich Koenig, wohl der bedeutendste belletristische Schriftsteller, der in Fulda geboren ist, sagt in seinem merkwürdigen Buche: „Auch eine Jugend" von demselben: „Der Menschenschlag, der diesen Boden anbaut, ist derb, kräftig und breitstämmig; das gefurchte Antlitz spiegelt den tief gepflügten Boden ab. Die weibliche Tracht ist den unschönen Gestalten sehr unvortheilhaft. Der vielfaltige Rock, der die bunten Zwickelstrümpfe sehen läßt, wird hoch unter den Armen gebunden und überhängt den Hüftenbau, das kattunene Leibchen spannt über der Brust, und der Kopf wird mit einem in drei Zipfel gelegten, bunt und hell gewürfelten Tuche überbunden. Die nüchterne Fröhlichkeit des Fuldensers läßt sich gern in trockene Spaßhaftigkeit aus, in eine Laune, der es nicht an bildlicher Fantasie fehlt und die durch gutmüthige Unbeholfenheit des Ausdrucks in das Drollige fällt." Hierdurch komme ich noch auf den Fuldischen Dialekt, der so arg verkannt und geschmäht worden ist und von der feineren Gesellschaft für gemein gehalten wird. Allerdings war die Sprache der städtischen Fuldaer Proletarier damals wie jetzt gemein, weil sie das Schriftdeutsche und den eigentlichen Dialekt untermischen. Ein ursprünglicher Dialekt aber ist nie gemein. Die eigenthümlich breiten, dem Englischen ähnlichen Mischlaute setzen allerdings jeden Fremden in Erstaunen. Unsere heutige Schriftsprache ist ja auch aus dem niedersächsischen Dialekt entstanden; wenn Luther ein Fuldaer Mönch gewesen wäre, hätten wir durch seine Bibelübersetzung vielleicht unseren Dialekt als Schriftsprache bekommen, und wenn wir hier einen Reuter gehabt hätten, so würden dessen Dichtungen und Erzählungen in Fuldaer statt in plattdeutscher Mundart vielleicht ebenso wirksam geworden sein. Wir haben nun leider wenig Dichtungen in Fuldaer Mundart, aber eine ist doch so vortrefflich, daß ich mir nicht versagen kann, dieselbe aus dem Staube zu ziehen, da sie jetzt nur noch wenigen bekannt ist. Das Gedicht rührt von dem Präfekturrath Welle her und ist die Erzählung einer Bauersfrau, welche gerade in unserem Jahre 1793 einen feierlichen Aufzug der Universität gesehen hat, die philosophische Doktor-Promotion einer Anzahl von Studenten. Dieselben waren nach der damaligen Sitte mit einem Barette und einem großen seidenen, mit Pelz verbrämten Kragen, dem Doktormantel bekleidet und zogen mit den Professoren unter militärischem Gefolge mit Paukenwirbel und Musik von der Propstei Michaelsberg, der Wohnung des Universitätskanzlers, in deren heute noch in der alten Gestalt mit reichem Bilderschmuck erhaltenem Saale die Promotionen stattfanden, nach der Universität, dem jetzigen Gymnasium.

Die Dichtung, welche die heimgekehrte Bauersfrau in Fuldaer Mundart vorträgt, bringen wir in der nächsten Nummer.

Zur Texterklärung des Volksliedes: „Drei Lilien, drei Lilien".

Von Dr. August Roeschen.

In seiner verdienstvollen Liedersammlung bringt Johann Lewalter in Heft I, Nr. 13, S. 26 ff. [1]) das weitverbreitete Volkslied:

„Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab
Da kam ein stolzer Reitersmann und brach sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß nur die Lili stehn,
Die soll ja mein Feinsliebchen noch einmal sehn.

Und sterb' ich noch heute, dann bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute um's Morgenrot." —

[1]) Deutsche Volkslieder. In Niederhessen gesammelt von Johann Lewalter. Hamburg, bei G. Fritzsche, 1890—1892. — Vgl. F. Seelig, Hessenland, 1890, S. 274 ff., und H. Brunner, ib. 1892, S. 131 ff. —

Diese drei Strophen sind ein Ueberrest des alten Volksliedes: „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn", dessen Text Lewalter a. a. O. nach „Des Knaben Wunderhorn"[2]) mit den Bemerkungen von Hoffmann von Fallersleben und Reifferscheid beifügt. Hoffmann von Fallersleben[3]) sagt über dieses Lied: „Es mag im Laufe der Zeit an seiner ursprünglichen Gestalt viel eingebüßt haben. Man sieht nicht ein, in welchem Zusammenhange das Lied zu dem Anfange steht, daher denn auch die mancherlei Abweichungen in den Schlüssen." Reifferscheid[4]) will das Lied nicht als ein einheitliches betrachten; es ist seiner Ansicht nach aus den Bruchstücken zweier verschiedener Jägerlieder zusammengesetzt. Lewalter bemerkt hierzu (a. a. O. S. 30): „Der Inhalt der noch vorhandenen drei Strophen ist so dunkel, daß schwerlich eine Erklärung gefunden werden kann." Dagegen versucht derselbe in Heft II, S. V, seiner Sammlung folgende Erklärung: „Vielleicht ist folgende Erklärung richtig: Drei Lilien pflanzte ich auf mein Grab d. h. auf das von mir geliebte Grab, worin mein Schatz ruht; da kam ein Reiter und brach sie ab. Ach Reiter, laß die Lilien stehn, mein Feinsliebchen soll sehen, daß ich sie auch nach ihrem Tode noch innig liebe. ‚Und sterb' ich noch heute u. s. w.' heißt mit anderen Worten: Ach stürb' ich doch heute, dann wär' ich morgen tot und käme zu meinem Schatz." Diese Interpretation erscheint uns zu gezwungen und unnatürlich, der einfachen und klaren Ausdrucksweise des Volksliedes zu wenig entsprechend. Wir glauben, daß „mein Grab" thatsächlich nichts Anderes bedeuten kann als: mein Grab, die Stätte, da ich begraben liege. Den Schlüssel der Erklärung bietet uns der Inhalt des älteren Liedes, das wir im Zusammenhange hier betrachten wollen. Dieses Lied hat allerdings etwas Dunkles, Geheimnisvolles; die Gestalt des schwarzbraunen Mädchens ist dämonenhaft, wie ja auch die Ueberschrift besagt: „Die schwarzbraune Hexe".[5])

Ein Jäger bläst in sein Horn; aber all sein Blasen ist umsonst. Dann zieht der Jäger sein Netz über den Strauch. Daraus springt ein schwarzbraunes Mädchen hervor und entflieht. Der Jäger droht, sie mit seinen großen Hunden zu fangen, welche Drohung das Mädchen verachtet: „Sie wissen meine hohe, weite Sprünge noch nicht." Da droht der Jäger weiter:

„Deine hohe Sprünge, die wissen sie wohl,
Sie wissen, daß du heute noch sterben sollst!"

Auch diese Todesdrohung verachtet das schwarzbraune Mädchen:

„Sterbe ich nun, so bin ich tot,
Begräbt man mich unter die Röslein rot,

Wohl unter die Röslein, wohl unter den Klee,
Darunter verderb' ich nimmermeh."

Die schwarzbraune Hexe ist über den Tod erhaben; dieser hat keine Gewalt über sie; sie wird fortleben.

„Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,
Die wollte ein Reuter wohl brechen ab."

Da ruft die schwarzbraune Hexe aus dem Grabe:

„Ach Reuter, laß die drei Lilien stahn,
Es soll sie ein junger, frischer Jäger han." —

Vergleichen wir nun diese letzten Strophen des älteren Liedes mit den drei jüngeren, womit sie unverkennbare Identität zeigen, so sehen wir, daß „mein Feinsliebchen" nicht, wie Lewalter meint, die Geliebte ist, sondern „der junge, frische Jäger", der Liebhaber des schwarzbraunen Mädchens. Die Geliebte, die schwarzbraune Hexe, das geheimnisvolle Waldweib, das unter den Röslein, unter dem Klee nimmer verdirbt, pflanzt die drei Lilien als Erkennungszeichen für ihren Geliebten, als Denkmal unvergänglicher Liebe, das sie noch im Tode gegen die frevelhafte Hand des stolzen Reiters schützt.

In der neueren Fassung allerdings, in dem trümmerhaften Liede von den „Drei Lilien", hat die Geliebte ihre dämonischen Züge verloren, und so kann es unerklärlich erscheinen, wie sie die drei Lilien auf ihr eigen Grab pflanzt. Daß indessen das Volk selbst schon teilweise den ursprünglichen Zusammenhang dieses Volksliedes vergessen hat und eine ihm leichter faßliche Lesart bildet, zeigt die Variante, die Oeser-Glaubrecht uns in seiner reizenden Volkserzählung: „Der Zigeuner" um die Mitte des Jahrhunderts aus der Rabenau mitteilt[6]):

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf sein Grab."

Genau denselben Zusammenhang wie jene ältere Fassung aus des Knaben Wunderhorn, die uns den

[2]) Arnim und Brentano: Des Knaben Wunderhorn. N. Ausgabe, Heidelberg 1806—1808, S. 26. —

[3]) Hoffmann von Fallersleben und Richter: Schlesische Volkslieder (1842), Nr. 171, S. 195. —

[4]) Reifferscheid: Westfälische Volkslieder (1879), Nr. 15. —

[5]) Arnim und Brentano brachten das Lied nach einem fliegenden Blatte. —

[6]) Der Zigeuner. Erzählung für das Volk von O. Glaubrecht (N. Aufl. Stuttgart 1880), S. 109. — „Rabenau" heißt die Gegend am Oberlaufe der Lumda, einem linken Seitenbache der Lahn, welcher bei Lollar einmündet. —

Schlüssel des Rätsels bietet, zeigt eine neuere Fassung, die O. Böckel[7]) uns nach einer Aufzeichnung vom 16. Februar 1880 aus Launsbach bei Gießen bringt. Auch hier hat das schwarzbraune Mädchen sein dämonisches Wesen ganz abgelegt. Hier wird das Mädchen durch die Hunde geschreckt, die ihm auch (wie angedeutet wird) den Tod bringen:

„Ach deine schlimmen Hunde, die kenn' ich gar zu gut,
Und daß ich heut' noch sterben muß, das weiß ich ja schon."

Die Richtigkeit unserer Erklärung aber, die auf der Interpretation von „mein Grab" beruht, wird auch durch diese moderne Fassung bestätigt:

„Es wuchs sich eine Nelke wohl auf dem meinen Grab,
Da kam der stolze Jäger und brach sie mir ab." —

Im übrigen müssen wir hier noch an einen sinnigen Zug der Volksdichtung erinnern, der wohl auch bei dem behandelten Liede mitspielen dürfte. Die Volkspoesie läßt häufig, wie wir dies auch in der Litteratur der anderen abendländischen Völker beobachten können, die Seelen der Verstorbenen als Baum oder Blume aus dem Grabe erblühen. So erwächst aus dem Grabe eines Gemordeten nach einem esthnischen Volksliede eine Birke, woraus eine Harfe verfertigt wird. Ein Volkslied[8]) aus dem „Kuhländchen singt:

„Eh wenn ich lô das weane stô,
Will ich liever ouff de Wagschad gohn;
Diett will ich zu einer Feldblume wän." —

Ein anderes Volkslied, dessen älteste Aufzeichnung[9]) (1771 im Elsaß) von Goethe stammt, schließt mit der tiefsinnigen Strophe:

„Man legt den ritter zu ir in sarg,
Begrub sie wol unter die linde;
Da wuchsen nach drei vierteljaren (!)
Auf irem grab drei lilien." —

[7]) Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, gesammelt von Dr. Otto Böckel (Marburg 1885), S. 47.

[8]) Meinert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (1817), S. 385. —

[9]) Altdeutsches Liederbuch. Gesammelt und erläutert von F. M. Böhme (Leipzig 1877), Nr. 69, S. 154—155. — Vgl. auch bes. O. Böckel a. a. O., Einleitung, S. LXXIX, CL. —

Mein Onkel Georg.

Von Frida Storck.

Er war keine Leuchte der Wissenschaft, und er hat sich auch nicht einen Nachruhm durch wohlthätige Stiftungen schaffen können, und ebenso wenig ist ihm der Lorbeer des Künstlers zu Theil geworden, dennoch möchte ich behaupten, daß er in gewissem Sinne mehr geleistet hat als manche Heroen des Geistes, der Menschenliebe und der Kunst. Er war ein schlichter Lehrer und unterrichtete die Schüler des Gymnasiums zu Rinteln nur im Rechnen, Schönschreiben und Zeichnen. Letzteres war ihm die liebste Unterrichtsstunde.

Mir ist nur wenige Male vergönnt gewesen, ihn auf kurze Ferienwochen in meinem Elternhause zu sehen. Ich habe ihn aber lieb gewonnen am ersten Tage, da mich kleines Ding seine schönen braunen Augen so herzgewinnend anschauten, und er uns im Dämmerlicht Abends den „Reineke Fuchs" erzählte. Die kleinen Brüder hielt er auf den Knieen, während seine Hand schmeichelnd über mein Blondhaar glitt. Seit diesem Augenblick liebte ich ihn mit kindlicher Begeisterung. Er hatte eben ein Herz, so weich und gut, wie ein Kind, obgleich ihm das Leben so wenig von allen Hoffnungen der Jugendzeit erfüllt hatte, daß manch' Anderer darüber in bitterem Groll, mit dem Geschick hadernd, seine Tage verbracht hätte.

Eben diese gemüthsheitere Kindlichkeit gewann ihm auch die Herzen seiner Schüler. Ob er es dabei an der bei halbwüchsigen wilden Buben dringend gebotenen Strenge fehlen ließ, bezweifle ich, denn seine freundlichen Augen konnten auch recht ernst und mahnend blicken. Jedenfalls hörte ich von vielen seiner ehemaligen Schüler, daß sie ihm herzlich zugethan waren. Dasselbe gilt von den Lehrern, die mit ihm an der Ausbildung der Jugend schafften.

Fast zwei Menschenalter waltete er ununterbrochen gewissenhaft und freudig seines Amtes. Am 31. Oktober 1867, da das Gymnasium sein fünfzigjähriges Bestehen feierte, waren es auch fünfzig Jahre, daß der damals 22jährige Lehrer sein Amt angetreten. All' die Anderen, die mit ihm ihre Thätigkeit an dem neuen Lehrinstitut begonnen hatten,

waren längst dahin gegangen, und manch' Einer nach ihnen.

Nur er, der 72jährige Greis im Silberhaar, stand noch rüstig und lebensfreudig im Kreise der jüngeren Kollegen. Fest stand er noch gleich dem Eichstamm, der tiefe Wurzeln geschlagen, wie es in den vom Gymnasium zu Marburg gesandten Glückwunschversen gesagt war:

— — — Einer von Zehnen nur dient dir standhaft von Anbeginn.
So steht oftmals ein Stamm wurzelnd im Felsengrund,
Wenn rings and're der Sturm senkte zu Boden hin.
Er nur bleibet und grünt, siehet ein neu' Geschlecht
Wieder schießen und wieder auf.

Nestor Storck! o empfang heut' uns'res Herzens Gruß,
Der für's Vaterland Du wacker mit Wackern stritt'st,
Der Du dann für das Schwert tauschtest den Griffel ein
Und die Kinder der Flora pflegst.

Wird Dir heute bekränzt, Würd'ger, das würd'ge Haupt,
O, dann höre den Wunsch, klingend vom fernen Strand:
Knüpfe lange noch Kunst, rüstig, o Mann, an Kunst
Und hin wandle auf rosiger Au'!

Fünfzig Jahre, eine lange Zeit! Und was hatte er schon in frühester Jugend durchkämpfen müssen! Als Zweitältester von zwölf Geschwistern kam er zur Zeit, da Jérôme für wenige Jahre Glanz und Luxus an seinem Hof verbreitete, mit den Eltern nach Kassel. Schwere Zeiten hatte die Familie in ihrer Heimath, Kirn bei Kreuznach im schönen Rheinlande, durchlebt. Unermüdlich schaffte und sorgte der so reich mit Kindern gesegnete Vater, um sich und die Seinen redlich durchzubringen. Aber wo vierzehn hungrige Magen Sättigung fordern und so viele gesunde, unruhige Kinderfüße Schuhe zerreißen, hilft schließlich aller redliche Fleiß nicht durch —, besonders in so schweren Zeiten, wie damals in deutschen Landen waren. Und er hatte ein echt deutsches Herz, der alte Bäckermeister, das sich schwer dem neuen Regiment fügen konnte. Gut deutsch waren auch seine Söhne in Herz und Wesen. Schlicht, rechtschaffen, treu in Erfüllung ihrer Pflicht.

Eine Laune des Geschicks führte den ernsten, sorgenvollen Mann in die heitere Sphäre des Hoftheaters zu Kassel, wo er durch Vermittelung eines Freundes feste Anstellung als Requisiteur erhielt. Es war kein glänzendes Einkommen, das sich ihm bot, aber es war doch etwas Sicheres, eine Summe, auf die man unter allen Umständen rechnen konnte.

Georg war mittlerweile in das Alter gekommen, in dem die Frage: Was soll er werden? Entscheidung heischte. Es mußte ein Beruf gewählt werden, der dem vielgeplagten Familienoberhaupt nicht neue Lasten aufbürdete. Georg kannte ein köstliches, lockendes Ziel: Maler wäre er gar zu gern geworden. Wie manche Skizze hatte er schon im Geheimen entworfen. Da er aber mit dem Vater von seinen Wünschen sprach, ward er auch sofort inne, er müsse verzichten auf seine hochfliegenden Träume von etwaigem künstlerischen Schaffen.

„Maler werden in diesen Zeiten? Junge, wer hat heuer Geld, Bilder zu kaufen? Und wenn auch, mir fehlen die Mittel zu deiner Ausbildung. Die Flirre schlag dir aus dem Sinn!"

Solch' entscheidendes Wort aus väterlichem Munde galt zu jener Zeit gleich einem Gesetz. Niemals hätte Georg gewagt, den Vater durch ein Beharren auf seinen Wünschen zu kränken. Wohl fühlte er, es könne ein tüchtiger Künstler aus ihm werden, gestatteten die Verhältnisse ihm, frei der Kunst zu leben. Er litt schwer unter dem Geschick, Einer von den Zwölfen eines unbemittelten Vaters zu sein. Es ging aber nicht, er mußte so bald als thunlich auf eignen Füßen stehen.

In dies erste bittere Entsagen hinein, da er durch wohlmeinende Freunde bestimmt worden war, sich für das Fach eines Schreib- und Zeichenlehrers zu präpariren, tönten auf's Neue die Kriegstrompeten durch's Land. Endlich raffte sich das so lange unterdrückte Deutschland auf zum entscheidenden Ringen mit dem bislang unbesiegbaren Eroberer, dessen Glücksstern plötzlich erbleichte. Auch Georg zog, das Herz voll flammender Begeisterung, gegen den Feind. Die Hand des Höchsten schützte ihn. Er kämpfte als einer der Tapfersten und begrüßte die Ufer des Rheins und die Gefilde seiner Heimath als siegreich Heimkehrender. Er war gereift und gestählt in Gefahr und Noth. Ein Jüngling zog aus, ein Mann kehrte heim.

Der jugendliche Streiter vertauschte das Schwert wieder mit Kohle und Stift.

Als sich am schönen Weserstrom die Hallen des ehemaligen Klosters der wissensdurstigen Jugend öffneten, wies man ihm dort sein Lehrfeld an. Das freundliche Städtchen ward ihm nun die rechte, bleibende Heimath, obgleich er nie die fröhlichen Rheinländer und das schöne Kassel vergessen konnte. Die Einkünfte waren zu Anfang gar gering, doch man machte in jenen Tagen keine hohen Ansprüche an Lebensgenuß. Durch die bescheidenen Verhältnisse des Elternhauses an weise Sparsamkeit gewöhnt, wähnte sich der junge Lehrer in seiner gemüthlichen Stube reich und glücklich. Die freien Stunden galten der Uebung in der Oelmalerei, und eine Anzahl talentirter Schüler

haben in privatem Zeichenunterricht bei ihm die erste Grundlage späteren Künstlerruhmes gelegt.

Nun hätte sich sein Leben gleich dem anderer zur Anstellung gelangter Kollegen weiter entwickeln können. Er hätte sich jetzt vermählen können.

Er war jung, lebensfroh und eine Künstlernatur, wie konnte da sein Herz verschlossen bleiben gegen das edelste Gefühl, die echte und reine Liebe. Lange Zeit freilich sah er sie alle mit der gleich ruhigen Freundlichkeit an, die mehr oder minder anmuthigen Töchter der sogenannten Honoratioren der guten Stadt Rinteln. Doch eines Tages trat eine Wandlung ein.

Es war im sonnigen, wonnigen Mai. Seit etlichen Tagen hatte die Sonne so glühend in das liebliche Weserthal geschienen, daß man vermeinte, der Sommer sei schon in seine Rechte getreten. Da beschloß denn die Klubgesellschaft einen Ausflug nach einem vielbesuchten Aussichtspunkt. Georg, dem Alt und Jung geneigt war, fehlte dabei nicht.

Hebe ich jetzt das Auge zu seinem von des Bruders Hand gemalten Bilde, so denke ich, so, nur etwas jugendlicher noch, muß er dazumal ausgesehen haben. Die freundlichen, ein wenig schelmischen Augen, das dichte, leichtgelockte Haar, das ganze liebe Gesicht hat etwas Gewinnendes. Und obgleich er nur mittelgroß war, mag ihn doch der dunkelblaue Frack und die gelbe Piquéweste trefflich gekleidet haben. —

Die Gesellschaft vergnügte sich genugsam mit Essen, Trinken, Scherzen und allerlei Spielen, als plötzlich nachtschwarzes Gewölk über das Thal zog. Es brach ein Unwetter los, wie selten in unserem gemäßigten Himmelsstrich. Dicht gedrängt schaarten sich alle in die engen Räume des Wirthshauses zusammen. Da sah Onkel Georg, wie der Landrichter, ein schon älterer, wunderlicher Herr in hellblauem Frack mit großen Metallknöpfen, ängstlich dem Gewühl entfloh, um sich auf die zum Bodenraum führende Treppe zu flüchten. Mehrere junge Herren amüsirten sich weidlich über die allerdings groteske Haltung des Fliehenden, der sie anflehte, nicht auch heraufzukommen, denn viele Menschen, dicht beisammen, zögen unfehlbar den Blitz an. Die Untenstehenden lachten über den „verrückten Alten" und beschlossen, ihn noch mehr in Angst zu jagen.

„Um Gottes willen, Herr Landrichter, ziehen Sie doch ihren Frack aus! Die Knöpfe sind ja Hauptanziehungspunkte für die Elektrizität. Hören Sie?, eben hat's wieder ganz nahe eingeschlagen." So tönten die Rufe nach oben.

Georg wußte, wieviel des Wunderlichen man sich in der Stadt über den alten Herrn erzählte. Er sollte geizig und jähzornig sein, und seine Familie zitterte vor den Ausbrüchen seiner tyrannischen Wuth. Noch gestern berichtete man im Klub, er habe sämmtlichen Hühnern sammt dem stattlichen Gockel, der Freude seiner umsichtigen Hausfrau, die Hälse abgeschnitten, weil die Thiere sich unterstanden, ihn auszuäffen und hinter ihm herzugackern und zu krähen. Die Frau Landrichter erhielt stets nur für ein Pfund Fleisch Geld, und zur Wäsche bewilligte der Gestrenge ein Pfund Seife, mochte die Wäsche auch noch so groß sein. Die chronique scandaleuse einer kleinen Stadt ist stets geschäftig. So hatte auch Georg übergenug gehört, ohne jedoch ein besonderes Interesse an der landrichterlichen Familie zu nehmen.

Jetzt, da er die bebende Angst des graaköpfigen Herrn sah und seine ängstliche Frage von der Treppenhöhe tönte: „Mei — meinen die Herren wirklich?", — als endlich das Staatsgewand hastig abgestreift und unbedenklich über das Treppengeländer geschleudert ward, da that ihm der Mann aufrichtig leid.

Er fing den Sonntagsrock des Landrichters mit einem mißbilligenden Blick auf die Freunde auf. Als er sich darauf umwandte, leuchteten vor ihm ein paar feuchtglänzende, schöne Augen. Das anmuthige Mägdlein, dem diese Blauaugen gehörten, stand vor ihm und bat schüchtern mit vibrirender Stimme: „Geben Sie mir Vaters Rock. Ich danke Ihnen." Er starrte ihr nach wie einer Erscheinung. Wie konnte ein solch' verdrehter Landrichter solche liebliche Tochter haben?

Seit diesem Moment gab's für Georg nichts Herrlicheres als dieses schlichte Mädchenbild. Es geleitete ihn in die Schulsäle, es verklärte sein einsames Junggesellenheim. Er träumte von einer wunderschönen Zeit, da des Landrichters liebliches Töchterlein im freundlichen Hauskleide in seinen bescheidenen Räumen waltete. Ja, es gab große Momente, in denen er den Muth fühlte, seinen guten Frack anzuziehen und in Handschuhen und neuem Hute bei dem gestrengen Herrn Papa in wohlgesetzter Rede um die still Geliebte zu werben.

Dann aber plagten ihn böse Zweifel, ob ein armer Lehrer auch Gehör finden würde, und er beschloß, noch zu warten. Vielleicht, daß ein hohes Ministerium gnädigst eine Gehaltsaufbesserung bewilligte. So wartete er geduldig —, glücklich, wenn er die Geliebte zuweilen sah und einige Worte mit ihr tauschen konnte. Und sie war ihm auch gut, denn lichte Rosengluth färbte ihr Gesichtchen, wenn er sie ansprach, und ihr Lächeln schien ihm in solchen Augenblicken doppelt sonnig.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Neujahrswunsch.

Da stehn wir an des Jahres Grenzen
Und prüfen, was es uns geschickt,
Ein Haufen ist's von Influenzen,
Mit denen uns das Schicksal zwickt.

Des Einen Influenza-Schmerzen —
Sie rühren von den Steuern her,
Denn die Finanzminister-Herzen
Sind nach den Steuern voll Begehr.

Des Andern Schmerzen wieder haben
In niedern Zöllen ihren Grund,
Denn daran kann sich nimmer laben
Der kampfbereite Landwirthbund.

Was mich jedoch influenzitisch
Bedrängt, bedrückt und schmerzt und quält,
Das ist: daß man daheim politisch
So gern sich fremde Geister wählt;

Daß man im alten Hessenlande
Vergißt des alten Stolzes Rest
Und zollfrei geist'ge Contrebande
Für Stellen sucht im eignen Nest.

Für dieses Stück von Influenza
Fehlt mir Verständniß, Herz und Sinn,
Drum wünsch' ich denn als Konsequenz da:
Sie fahr' mit Stumpf und Stiel dahin!

Das alte Jahr mag sie begraben,
Die nie den Hessen eigen war,
Denn Geist ist auch zu Haus zu haben, —
Darauf mein — Profit neues Jahr!

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein hessischer Mäßigkeitsverein aus dem Jahre 1601. Die Mäßigkeitsvereine sind nicht erst neueren Ursprungs. Schon 1517 gründete Sigmund von Dietrichstein zu Graz in Steyermark einen solchen Verein unter dem Titel St. Christophsorden, und am 14. Dezember 1601 wurde zu Heidelberg vom Landgrafen Moritz von Hessen ein Orden der Mäßigkeit gestiftet, dessen Statuten wir nach Chr. v. Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. 6, S. 357 ff. nachstehend wiedergeben:

„Zu wissen sei Jedermänniglich, daß bei jetziger Chur- und fürstlicher Zusammenkunft allhie zu Heidelberg zu Vorkommung übermäßigen Trunkes, wie auch andern unordentlichen Wesens, so leichtlich uß übermäßigem Trunk entstehen mag, sonderlich aber zu Gottes Ehren, als der da gebeut, sich vor Fressen und Saufen zu hüten, Lucas 21, sich die durchlauchtigste, durchlauchtige, und hochgeborene, auch wohlgeborene und edle Herren Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herren und Rittermäßige, in der Subscription benennte gutes Wissens und Willens mit einander beredt und verglichen haben, wie hiernach folgende Artikel auswerfen.

Zum Ersten wollen Alle und iede in diesem Orten Temperantiae begriffene sich verpflichtet haben, von dato dieses den 24. Decembris inlauffenden eintausend sechshundertsten Jahrs bis uf künftigen 25. Decembris des 1602 Jahrs, alles Vollsaufens, in was das Getränk auch das sein möge, zu enthalten. —

Zum Andern. Damit dieses so viel desto gewisser gehalten werden möge, so wollen hoch und wohlgedachte Ordensverwante obgesagte ganze Zeit über of eine Malzeit nit mehr als sieben Ordens-Becher mit Wein ostrinken, auch sich durch keinerlei Weg, wie die Namen haben mögen, bei einer Malzeit mehr in Wein außzutrinken bewegen lassen. — Zum Dritten. So will auch kein Ordensverwanter in vier und zwanzig Stunden mehr als zwo Malzeit halten, da dan bei jeder Malzeit sieben Ordensbecher mit Wein zu trinken erlaubt sein sollen, außerhalb Malzeit aber, es sei zur Suppen, zwischen den Malzeiten, oder nach der Abendmalzeit zum Schlaftrunk, soll keinem erlaubt sein, einzigen Trunk, Glas oder Becher Wein mehr zuzusetzen. Zum Vierten. Da aber je einer zur Suppen Wein trinken müßte, oder wolte, sol er doch schuldig sein, dasjenige so er an Wein getrunken, von den sieben Morgenmalzeits-Bechern abzukürzen, also und dergestalt, daß nach verrichter Morgenmalzeit die sieben Morgenmalszeitsbecher nit überschritten seien. — Zum Fünften. Gleichergestalt, so einer zwischen den Malzeiten, oder aber auch der Abendmalzeit, zum Schlaftrunk Wein trinken müßte, oder wolte, soll er doch das, so er uff solche Zeit an Wein getrunken, an den sieben Abendmalzeitsbechern abzurechnen schuldig sein, also und dergestalt, daß wan einer schlafen gehet, die sieben Abendmalzeitsbecher nit überschritten seien. Zum Sechsten. Damit auch keiner über Durst zu klagen, so soll einem jeden sowohl zu beiden Malzeiten, als außerhalb deren, zu jeden Zeiten erlaubt sein, Bier, Sauerbrunn, Wasser, Juleb, und dergleichen schlecht Getränk mit zuzutrinken, doch mit der Bescheidenheit, daß der erste Satz nit überschritten. — Zum Siebenden. Ingegen aber soll keinem erlaubt sein, seine Ordensbecher mit gebrannten hispanischen

welschen, oder anderen starken oder gewürtzten Weinen auszutrinken, darunter dan auch starke Meedt und trunkenmachendes Bier, als Hamburger Bier, Breuhan und dergleichen begriffen sein sollen. — Zum Achten. So aber einer zu Lust obgesagter starken Getrenk gebrauchen wollte, soll ihm zu jeder Malzeit nit mehr als ein Ordensbecher solches Getrenks verlaubt sein. Jedoch soll der gebrannte Wein hierunter durchaus nit gemeint sein, und soll auch solcher Trunk stark Getrenk den nehisten in der Zall gepurlich abgezogen werden. — Zum Neundten soll auch keiner die 7 Ordens-Becher of einen oder zwei Trunk auszutrinken Macht haben, sonder zum wenigsten aber 7. Ordens-Bechern drei Trinke thun. — Zum Zehnenden. Es soll auch keiner Macht haben, weder einen oder mehr, vielweniger alle Ordensbecher der Abendmalzeit, oder hingegen einen, mehr, oder alle Ordens-Becher der Morgenmalzeit diese zu jenen, oder jene zu diesen zu trinken. — Zum Elfften. Und damit dieses alles so viel desto besser gehalten werde, so soll ein jeder Ordensverwanter schuldig sein, ob er selbst einen oder anderen Artikel überschritte, oder einen anderen Mit-Ordensverwanten, überschreiten verneme, solche Ueberschreitung bei seinem Gewissen an die Mit-Ordensverwanten, sonderlich aber an des Ordens Temperantiae Patron und Stifter gelangen zu lassen. — Zum Zwölfften. So nun aber Versehens Einer oder mehr wider obgeschriebene Gesetz handlen oder verbrechen würde, und solches Verbrechens hochgedachte Patronen und Stifter wohlbesagten Ordens berichtet sein, sollen hochgedachte Patronen und Stifter den negsten durch drei unschuldige Ordensverwanten erkennen lassen, ob der Ordensverbrecher mit der größten, mittleren, oder geringsten Strafe zu belegen sei, und soll die größte Strafe sein von dato seiner Verbrechung bis über ein Jahr, in keinerlei Ritterspiel zu Roß oder zu Fuß sich gebrauchen zu lassen. Die mittlere Straff aber von dato seines Verbrechens bis zu Ausgang der verglichenen Ordenszeiten keinen Wein zu trinken. Die geringere Straff aber soll sein, zwei seiner besten Pferd dem gantzen Orden verfallen zu sein, oder dreihundert Thaler von dato seines Verbrechens, innerhalb Monatsfrist, besagtem Orden zu erlegen, und nach solchem Erkenntnuß sollen nit allein der Patron und Stifter, sondern auch die samptliche Ordensverwante schuldig sein, erkannte Strafe nach ihrem besten Vermögen zu exequiren. — Zum Dreizehnden soll auch keiner von der besagten dreier Obmänner gefelten Erkenntnuß zu appelliren, protestiren, oder in einige Wege sich zu eximiren Macht haben, wie auch da entweder der Patron oder der Stifter des Ordens selbsten überschreiten würde, eben so wenig als die anderen Mit-Ordensverwante exemp sein sollen. — Zum Vierzehnden und letzten soll auch kein Ordensverwanter Macht haben, einem Menschen, vielweniger seinen Mit-Ordensverwanten Bescheid zu thun zwingen, dringen oder auf andere Weise nöthigen, vielweniger eintziger Ordensverwanter aber seinen guten Willen Bescheid thun, vielmehr aber sollen die Ordensverwante ihre Mit-Ordensverwante, so zum Trunk genöthigt werden möchten, zu vertheidigen schuldig sein. Neben dem so etwa andere rittermäßige Personen Lust tragen wolten, mit in diesen Orden zu schreiten, sollen sich dieselbige bei den Herren Patronen und Stifter angeben, auch Keiner ohne der beider Consenß zugelassen werden, jedoch so innerhalb vierzehn Tagen keine Resolution bei gedachten Herrn Patronen und Stifter geholt werden könte, soll einem jeden Ordensverwanten zugelassen sein, eine solche Person auf fürgezeigte Articul und Subscription seiner bei sich habenden Copien in Orden zue nemmen, doch das er den negsten solcher eingenommenen Person halben Bericht an den Herrn Patronen und Stifter thue, damit dieselbige jederzeit wißen können, wer und wieviel der Ordensverwanten sein, und soll ein jeder neu ingenommener Ordensverwandter schuldig sein, auf seine Kosten einen gleichmäßigen Ordensbecher von dato seiner Einnehmung in Monatsfrist ihme selbst verfertigen zu lassen. Welcher Ordensverwanter, nachdem er seinen Ordensbecher und Ordenszeichen empfangen hat, denselben oder dasselbige nicht jederzeit in guter Verwahrung haben wird, also daß da er darumb befragt, denselben oder dasselbe nicht in 24 Stunden aufweisen kann, der soll in der dreier Obmänner Straff nach ihrem Gutachten verfallen sein.

Dieses alles obgeschriebenes haben sich vor höchst- und hoch-wohl-ermelte und edle, Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herren und Rittermeßige stet und fest zu halten verglichen, auch darüber zwei gleich lautende Originalia verfertigen lassen, so mit aller Ordensverwanten eigener Subscription bekräfftiget, deren eines dem Patrono, das andere dem Stifter des Ordens Temperantiae zu verwahren zugestellt worden, neben dem ist einem jeden Ordensverwanten Copia dieser Satzung zugestellt, und haben die sämmtlichen Ordensverwanten verglichen, den D. und H. Churfürsten Herrn Fridrichen Pfalzgr. bei Rhein und Herzogen in Baiern vor einen Patron, wie auch den D. H. F. H. Moritzen Landgr. zu Hessen Grafen zu Catzenelnbogen u. s. w. für den Stifter dieses Ordens zu erkennen und zu haben.

Geschehen zu Heidelberg nach dem dritten Advent in die Nicasii, am 14. Decembris 1601. Friedrich Pfalzgr. Churfürst, Moritz L. zu Hessen, Johannes

Georg Markgraf, Ludwig Landgraf zu Hessen, F. Henry de Nassau, Emmich Graf zu Leiningen, und Gleyßpurg,' Friedrich Magnus, und Ludwig Grafen zu Erpach, Otto, und Philips Grafen zu Solms, Johann Wild- und Raugraf, Abraham Burggraf und Herr von Dhona, Wilhelm Freiherr zu Winneberg, Herrmann von Wittenhorst."

Aus Heimath und Fremde.

Am 18. Dezember v. J. hielt unser hessischer Landsmann, der rühmlichst bekannte Historiker Professor Dr. Georg Wolff in Frankfurt a. M. in dem dortigen Verein für Geschichte und Alterthumskunde einen Vortrag über einzelne Ergebnisse seiner Forschungen am römischen Grenzwall. Professor Wolff hat als Streckenkommissar sowohl die Grenzlinie als das Hinterland durchforscht, beschränkte sich aber in seinem Vortrage auf die Schilderung dessen, was er am Pfahlgraben in der Nähe von Hanau entdeckte. Hier wurden die schon früher von ihm entdeckten Kastelle zu Groß-Krotzenburg näher untersucht und in ihren Umrissen genau festgestellt. Das Kastell von Groß-Krotzenburg, dessen Breitseite dem Main zugekehrt ist und dessen via principalis genau der Hauptstraße des jetzigen Dorfes entspricht, zeichnet sich durch besonders dicke Mauern und zahlreiche Thürme aus. Bei dem kürzlich erfolgten Abbruch einer (1726 erbauten) Zehntscheuer eines Mainzer Stiftes entdeckte man, daß sie auf einem dieser Mauerthürme stand. Das Erdgeschoß des Thurmes muß als Küche und Schlachtraum gedient haben, und man fand dort außer Küchenscherben und Thierknochen die Reste von drei Mühlsteinen, deren einer die Inschrift Felix trägt. In der bürgerlichen Niederlassung, die auch bei diesem Kastell nicht fehlt, kannte man bereits einen Mithrastempel, ein ausgedehntes Gräberfeld und Ziegelöfen der vierten Kohorte. Beim Ausschachten aus Anlaß eines Neubaus entdeckte man auch noch das Bruchstück eines Reliefs (Kopf und Hand eines Mannes) und zwei Altäre, wovon einer besonders merkwürdig ist. Denn nach der von Wolff entzifferten Inschrift ist er der Viktoria und dem Mars Leucoetius, einem keltischen Kriegsgotte, dessen Name nur noch auf einer in England gefundenen Inschrift vorkommt, gewidmet. Im Kastell von Marköbel wurde namentlich das praetorium näher untersucht; es war massiv gebaut und hatte eine offene Säulenhalle. Auch hier, wie in anderen Gebäuden gleicher Art, fand man einen vertieften ausgemauerten Raum, der als Archiv oder zur Aufbewahrung der Kriegskasse gedient haben muß; einer der zur Ausmauerung verwendeten großen Steine trägt das Zeichen der 22. Legion. Ueberraschende Funde wurden in Langendiebach gemacht. Dort entdeckte man nicht nur ein römisches Wachthaus, 80 Meter hinter dem Pfahlgraben, mit einer kleinen bürgerlichen Niederlassung, sondern auch Gräber der sog. Hallstädter Periode, also aus vorgeschichtlicher Zeit. Allem Anschein nach führte dort schon in vorrömischer Zeit eine alte Verkehrsstraße vorüber, und später befand sich dort ein Ausgang aus dem römischen Grenzwall. Anscheinend unbedeutend ist die Entdeckung Wolff's, daß vor dem befestigten Pfahlgraben einige Meter entfernt noch ein kleiner Graben herlief; aber sie liefert die Erklärung für die Bemerkung des Tacitus, daß Germanicus das eroberte Land limitibus et aggeribus munivit. Danach ist nämlich der kleine Graben der eigentliche limes, die Reichsgrenze, und hinter ihm liegt der befestigte Grenzwall (agger). Dieser kleine Graben war bisher nur noch am bayerischen Limes, der sog. Teufelsmauer, bekannt, ist jetzt aber durch Baumeister Jacobi (Homburg) auch an der Taunuslinie nachgewiesen worden. (Voss. Ztg.)

Universitätsnachrichten. — Die Leitung der Universitäts-Irrenklinik in Marburg, die durch Prof. Cramer's im August d. J. erfolgten Tod erledigt wurde, ist Prof. Tuczek in Marburg übertragen worden. Die Klinik besteht seit 1877. Sie ist ein Bestandtheil der 1875 errichteten Provinzial-Irrenanstalt zu Marburg, deren Einrichtung das Werk Cramer's ist. Durch sie wurde in der hessischen Irrenverpflegung von Grund aus Wandel zum Bessern geschaffen. Franz Tuczek, 1852 zu Bonn geboren, legte 1876 die ärztliche Staatsprüfung ab. 1884 habilitirte er sich als Privatdozent an der Universität Marburg. Im vorigen Jahre erhielt er eine außerordentliche Professur. Er wirkt seit fast einem Jahrzehnt als zweiter Arzt an der Marburger Universitäts-Irrenklinik. Im Nebenamte ist er mit dem Titel als Medizinalrath Mitglied des hessichen Medizinalkollegiums. Seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffen den feineren Bau des Gehirns, die Lehre von der Vaguslähmung, von der Kriebelkrankheit, von der Gehirnerweichung und von der Pellagra. —

Nach dem soeben erschienenen Personalverzeichniß der Großh. Ludwigs-Universität zu Gießen beträgt die Zahl der im Wintersemester 1893/94 immatrikulirten Hörer 517, der nicht immatrikulirten 34, sodaß sich die Gesammtzahl der Hörer auf 551

stellt gegen 603 im Sommersemester. Von den Studirenden widmen sich: der Theologie 71, der Rechtswissenschaft 105, der Medizin 96, der Thierheilkunde 4, der Zahnheilkunde 4, der Kameralwissenschaft 41, der Forstwissenschaft 6, der Mathematik 19, der Philologie: der klassischen 28, der neueren 36, der Philosophie: den Naturwissenschaften 17, der Geschichte 6, der Pharmazie 26, der Chemie 36. Davon besitzen das Reifezeugniß eines Gymnasiums 368, das Reifezeugniß eines Realgymnasiums 93, das Reifezeugniß für das betr. Fach 44, nach dem Ermessen des Rektors wurden immatrikulirt 12. — Nach der Staatsangehörigkeit vertheilen sich die Studirenden auf folgende Länder: Hessen 386 (Gießen 80), Preußen 91, Bayern 14, Sachsen 5, Württemberg 2, Baden 2, Oldenburg 1, Sachsen-Weimar 3, Sachsen-Gotha 1, Sachsen-Meiningen 1, Braunschweig 2, Schwarzburg-Sondershausen 1, Elsaß-Lothringen 1, Oesterreich 1, Rußland 1, England 2, Schweiz 1, Holland 1, Nordamerika 1.

Todesfälle. Am 13. Dezember verschied nach kurzem schweren Krankenlager zu Marburg im Alter von 77 Jahren der Oberbürgermeister a. D. Georg August Rudolph. Große Verdienste hat sich der Verblichene um das Emporblühen der Stadt Marburg während seiner langjährigen Dienstzeit als Oberbürgermeister erworben; in hoher Achtung stand er bei seinen Mitbürgern, und allgemeiner Beliebtheit erfreute er sich weit über die Grenzen seines Heimathlandes hinaus. Geboren war er 1816 zu Kassel. Er entstammte einer hochangesehenen Familie, aus der bekanntlich sehr tüchtige höhere Baubeamte hervorgegangen sind. Sein Vater, Jakob Rudolph, war Stadtbaumeister in Kassel. August Rudolph wählte, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt zu Ostern 1838 absolvirt hatte, die Rechtswissenschaft zu seinem Studium. In Marburg und Heidelberg war er ein sehr angesehener Student; in Marburg Corpsbursche der Teutonia und Stifter des Corps Guestfalia, in Heidelberg Corpsbursche der Nassovia. Nach bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen trat er 1843 als Praktikant bei dem Landgerichte zu Kassel in den juristischen Vorbereitungsdienst. 1853 wurde er zum Assessor bei dem Justizamte in Rodenberg ernannt und im darauf folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft an das Justizamt II zu Marburg versetzt. 1856 wurde er zum Oberbürgermeister der Stadt Marburg erwählt. Am 16. Dezember 1881 war es ihm vergönnt, sein 25jähriges Jubiläum als Oberbürgermeister, seinem bescheidenen Wunsche entsprechend, in engem Freundeskreise zu feiern, und wenige Jahre darauf, 1884, trat er in den Ruhestand. Zu Anfang der sechziger Jahre war er verfassungstreuer Abgeordneter der kurhessischen Ständekammer, und nach der Annexion gehörte er eine Reihe von Jahren dem hessischen Kommunallandtag als Mitglied an. Von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser war ihm der rothe Adlerorden III. Klasse verliehen worden, und die Stadt Marburg hatte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenbürger ernannt. Trotz der Fülle seiner Jahre besaß er bis zuletzt den liebenswürdigsten Humor; er erfreute sich stets einer ungeschwächten Gesundheit, bis ihn die tückische Influenza auf das Krankenlager warf und seinen Tod herbeiführte. In ihm hat die Stadt Marburg einen ihrer besten Bürger verloren; sein Andenken wird allzeit ein gesegnetes bleiben. —

Am 22. Dezember starb zu Fulda im Alter von 80 Jahren der Superintendent a. D. August Rollmann. — Am 23. Dezember starb zu Marburg im 71. Lebensjahre der Superintendent Karl August Dettmering. — Am 25. Dezember verschied zu Köln im Alter von 50 Jahren nach kurzem Krankenlager in Folge von Influenza der Erste Staatsanwalt Ferdinand von Winckler, früher Staatsanwalt zu Rotenburg an der Fulda und zu Düsseldorf. — (Die Nekrologe folgen in späterer Nummer).

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 2.

Kassel, 16. Januar 1894.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Winter.

Wie bist du, wie bist du
Bedrückt mein Gemüth!
Gedenkst du der Zeit,
Da die Rosen geblüht?
Da die Schwalben genistet
So traut am Gebälk?
Die Schwalben sind fort,
Und die Rosen sind welk.

Verschneit sind die Fluren,
Der Wald wie so kahl!
Und verstummt ist der Lenz,
Der gejauchzt hier im Thal.
Die Bäume nur ächzen
In dumpfem Akkord —,
Die Rosen sind welk,
Und die Schwalben sind fort.

D. Saul.



Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen.

1567 — 1592.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Landgraf Wilhelm stand nach dem Tode Melanchthon's in Verbindung mit Theodor Beza, mit den oberdeutschen, schweizerischen und französischen reformirten Theologen. Es war dies die Folge seiner Ansicht über die Unwichtigkeit des Abendmahlstreites. In diesem Sinne schrieb er am 3. März 1572 an den Grafen von Henneberg: „Welcher Zank unseres Ermessens bei Leuten, die christliche Liebe bei sich haben, so gering und subtil ist, daß auch unser Herr Vater einen Tag vor seinem Tode mit hoher Betheuerung zu uns gesagt, daß er von Jugend auf bei diesem Streit gewesen und alles, was darin ergangen, gelesen, aber nunmehr gottlob nicht sehen könnte, worin die Lutherischen und Zwinglianer dissentirten, sintemal die Lutherischen nunmehr selbst bekennten, daß im heiligen Nachtmahl das Brod und Wein nicht in den Leib des Herrn verwandelt, auch nicht eingeschlossen oder räumlicher Weise, auch nicht menschlicher Weise da wäre, sondern allein göttlicher und übernatürlicher Weise, hingegen aber die Kalvinisten sich dahin erklärten, daß uns im heiligen Nachtmahl der Leib des Herrn, und eben der Leib, der von der Mutter Maria geboren und am Kreuze gehangen, gegeben und genossen würde; nicht menschlicher oder irdischer Weise, sondern sakramentisch und geistlich. Darum auch S. G. seliger es dafür gehalten, daß dieser Zank nunmehr vielmehr in Verbitterung der Gemüther und daß kein Theil von seiner preceptoren Fürgeben und angefangenem Zanke abstehn wollte, dann sonst in einem wesentlichen Zwiespalt versire."

Er war der Ansicht, daß das immer mehr um sich greifende Ultra-Lutherthum in Nebendingen von dem eigentlichen Wesen der Religion und dem Zwecke der Reformation abführe und der Weiterentwickelung des menschlichen Geistes hinderlich sei. In diesem Sinne suchte Wilhelm alsbald nach seinem Regierungsantritt den Streit der Theologen über die Natur der Gegenwart Christi im Abendmahl auf der Kanzel und in Druckschriften zu unterdrücken und zu diesem Zwecke mit der Pfalz, Württemberg und Baden Verabredungen zu treffen. Die Kalvinisten sollten durch Theodor Beza beeinflußt werden.

Er nahm sich der Hugenotten auf jede Weise an, bewirkte, daß das Volk über die wahre Bedeutung des von den Theologen verfluchten Kalvinismus aufgeklärt werde, und wirkte bei den ihm verwandten Fürsten dem strengen Lutherthum durch Ermahnung zur Toleranz entgegen.

Der Abschluß der Konkordienformel zu Kloster Bergen gab Anlaß zu langandauernden Streitigkeiten in der evangelischen Kirche. Viele in Sachsen wegen der Religion Verfolgte fanden Schutz bei Landgraf Wilhelm, wie z. B. der frühere Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen, Kaspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthon's. Er stellte die vertriebenen Prediger Cruciger, May und Lübeck in Hessen an und gab nach dem Anfalle Schmalkaldens die daselbst gefangen gehaltenen Kalvinisten frei. —

Die Erbeinigung mit Neubrandenburg und Kursachsen wurde auf dem Tage zu Naumburg am 5. Juli 1587 erneuert, ebenso die Erbverbrüderung mit Kursachsen. Letzterer trat Kurbrandenburg am 9. November desselben Jahres wieder bei. In dem Handel zwischen Johann Friedrich von Gotha-Koburg und August von Sachsen suchte der Landgraf das Loos des ersteren zu mildern.

Nach dem Anfall der Herrschaft Plesse gerieth Landgraf Wilhelm fast mit allen Herzögen von Braunschweig in Rechts- und Grenzstreitigkeiten; Wilddiebereien in den Waldungen an der hessischen Grenze, Werbungen für den spanischen Kriegsdienst hätten oft Anlaß zum Ausbruch von Feindseligkeiten geben können, wenn nicht Landgraf Wilhelm's Friedensliebe diese stets verhindert hätte.

Obgleich Württemberg in dem Kasseler Ver-

trage (1534) zu ewiger Freundschaft und Dankbarkeit gegen Hessen sich verpflichtet hatte, wurde diese Verpflichtung durch den eifrig lutherischen, dem Trunke ergebenen Herzog Ludwig vielfach außer Acht gelassen. Da Wilhelm mit ihm sich nicht verständigen konnte, wendete er seine Sorgfalt auf den Erben Ludwig's, den Herzog Friedrich von Württemberg = Mömpelgard, seinen Schwestersohn, dessen Erziehung er besorgte.

Als in Folge der Hülfeleistung Johann Kasimir's von der Pfalz an die Hugenotten der Herzog von Lothringen mit Krieg drohte, wandte Landgraf Wilhelm sich an Herzog Ludwig von Württemberg, den Obersten des schwäbischen Kreises, und ersuchte ihn, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu hindern. Dieser Schritt hatte auch Erfolg.

In den Streitigkeiten des Herzogs Adolf von Holstein = Gottorp mit König Friedrich II. von Dänemark übernahm Wilhelm mit Sachsen und Mecklenburg die Vermittelung, welche zu den Vergleichen von Odensee und Flensburg führte (1569, 1579, 1581).

An seinen Neffen Friedrich, Herzog zu Holstein, schrieb er am 1. Oktober 1586: „Nicht zu Lust und Wohlleben habe Gott den Regenten zeitliche Güter gegeben, sondern zum Schutze seiner Kirche und der ihm anbefohlenen Völker, zur Leitung derselben durch reine und treue Lehrer, zur Handhabung gleicher Gerechtigkeit gegen Arme und Reiche."

Aus der Zeit Wilhelm's rührt auch die erste Verbindung Hessens mit Schweden her. Karl IX., Herzog von Südermannland, war mit zwei Nichten Landgraf Wilhelm's vermählt, zunächst mit Anna Maria von der Pfalz, dann mit Christine von Holstein. Wilhelm und Karl tauschten hessische und schwedische Produkte geschenkweise aus; auch sandte Wilhelm Handwerker, evangelische Prediger und theologische Bücher nach Schweden.

In vielen Streitigkeiten deutscher Länder trat er vermittelnd auf, so u. a. in den Bremer Religionsunruhen, dem Streite über den Weserzoll zwischen dem Grafen von Oldenburg und Braunschweig-Hannover, der Stadt Danzig mit Polen, endlich bei dem Uebergang Pyrmonts an Waldeck. —

Als Wilhelm IV. 1567 die Regierung antrat, enthielt Hessen=Kassel auf einer Größe von ungefähr 110 Quadratmeilen 30 Städte, 2 Festungen (Ziegenhain und Kassel), 8 Landschlösser, 80 Höfe und 626 Dörfer. Dieser Bestand nun wurde unter seiner Regierung bedeutend vermehrt.

Nachdem im Jahre 1571 Dietrich IV., der letzte Dynaste von Plesse, gestorben war, fiel Plesse sowie 7 Dörfer, ein altes hessisches Lehen, wieder an dies Land zurück. Wilhelm als Vormund der Wittwe Dietrich's, Agnes von Lippe, und der einzigen Enkelin desselben, Walpurgis, gestorben 1591 kinderlos als Gräfin von Waldeck, fand sich mit diesen beiden ab. Die Ansprüche des Erzstiftes Mainz an Plesse befriedigte Wilhelm durch einen Vergleich mit dem Kurfürsten von Brandel dahin gehend, daß Kloster Steina mit den dazu gehörenden Fischereien in der Leine an das Erzstift, der Zehnten in Bovenden an Hessen fiel. Ebenso kam ein Vergleich zu Stande mit Wilhelm von Lüneburg wegen der in der Gegend von Göttingen liegenden Plessischen, ehemals Ebersteinischen Lehen, sowie mit den kinderlosen Herzögen von Grubenhagen, Wolfgang und Wilhelm, wegen Zugehörungen des von Braunschweig lehnbaren Amtes Radolphshausen. Dieses ganze Amt kaufte Landgraf Wilhelm im Jahre 1585 für 30 000 Thaler mit Genehmigung des Kaisers unter der Bedingung lebenslänglicher Nutznießung von denselben. Als Streitigkeiten wegen der Landeshoheit über Plesse, den Flecken Bovenden und die Landstraße daselbst, das Kloster Häkelheim, die Schifffahrt auf der Weser, Werra, Fulda, die vier Grenzdörfer an der Werra, Merzhausen, Mollenfeld, Niedergandern und Reckershausen, sowie Lehn, Zehnten und Zinsen im Göttingen'schen und auf dem Eichsfelde ausbrachen, entschied das Reichskammergericht zu Gunsten Hessens (1581).

Durch Aussterben der Linie Rheinfels mit Landgraf Philipp II. (1583) erhielt Hessen=Kassel seinen größten Zuwachs. Durch einen Tauschvertrag kam Landgraf Wilhelm in den Besitz der niederen Grafschaft Katzenelnbogen. Dieselbe bestand aus den Aemtern Rheinfels (10 Dörfer), Reichenberg (37 Dörfer) und Hohenstein (55 Oerter) mit der Stadt St. Goar, 4 Schlössern und 102 Ortschaften; sie umfaßte 5½ Quadratmeile, und ihre jährlichen Einkünfte waren zu 7000 Gulden angeschlagen.

In Folge des Erlöschens der Grafen von Hoya und von Diepholz erhielt Hessen = Kassel einen Zuwachs von 7 Quadratmeilen, da die Aemter Uchte, Freudenberg und Auburg — 36 Flecken und Dörfer — hinzukamen. Beim Tode der Grafen von Diepholz (1585) zog Wilhelm das Hessen lehnbare Amt Auburg ein. Dieses Amt — Schloß Auburg, das Dorf Wagenfeld und den Wagenfeld'schen Struden — hatte im Jahre 1521 Friedrich Edler Herr von Diepholz dem Landgrafen zu Lehn aufgetragen.

Bereits seit 200 Jahren, seit dem Jahre 1360, besaß Hessen einen Theil der Herrschaft Schmalkalden. Die Erwerbung des anderen Theiles war mit dem Grafen Wilhelm VI. von Henneberg = Schleusingen auf dem Reichstage zu

Worms von Landgraf Philipp durch den Kasimirianischen Erbvertrag — Vermittelung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Baireuth — eingeleitet worden. Gleich bei seiner ersten Erbhuldigung in Schmalkalden (1567) hatte Landgraf Wilhelm mit den beiden letzten Grafen Georg Ernst und Poppo XII. von Henneberg eine Zusammenkunft, erneuerte den alten Burgfrieden der gemeinsamen Schlösser Schmalkalden, Scharfenberg und Barchfeld und trat im Jahre 1575 gegen Entrichtung von 12 000 Reichsthalern in die völlige Gemeinschaft der ganzen Herrschaft. Von dem Abte Michael von Hersfeld wurde ihm die Anwartschaft auf die Belehnung mit den Hersfeldischen Lehnstücken der Klöster Herrn- und Frauenbreitungen mit Einwilligung des Kaisers ertheilt. Durch den Abt Ludwig ließ er sich dieselben 1571 erneuern und verglich sich mit dem Kurfürsten von Sachsen, der gegen die Belehnung war, durch den Vertrag zu Salzungen (1583) auf gütlichem Wege in Folge eines Tauschvertrages dahin, daß Sachsen das Vorwerk und Burglehn von Frauenbreitungen, Hessen-Kassel Burg und Vogtei von Herrenbreitungen erhielt. Nach dem Tode des Grafen Georg Ernst (1583) fiel die ganze Herrschaft Schmalkalden nebst Herrenbreitungen und einem Viertheil von den Centen Benshausen und Barchfeld an Hessen-Kassel. In einem weiterem Vertrage zu Salzungen (1584) kam man überein, daß die Lehnsherrlichkeit über die Rittergüter Viernau und Todenwart gemeinschaftlich blieb; Hessen behielt die Vikarien Benshausen und Viernau und die Patronatrechte zu Barchfeld und Steinbach-Hallenberg, verzichtete dagegen auf die ihm zustehende Patronate zu Suhla, Schwarza und Christus und übernahm die Verpflichtung, zu dem Henneberg-Schleusing'schen Matrikularanschlage einen Mann zu Pferde und drei zu Fuß zu stellen oder 24 Gulden für jeden Römermonat zu zahlen. Demzufolge erhielt Hessen-Kassel (1590) Sitz und Stimme im fränkischen Kreise.

Im Jahre 1583 fand ein Vertrag zu Merlau mit dem Kurfürsten von Mainz Wolfgang von Dalberg statt, in welchem derselbe gegen baare Erhöhung des alten Pfandschillings um 40 000 Gulden zu Gunsten der Landgrafen und deren männlichen Nachkommen auf die Aemter Rosenthal, Battenberg, Kellerberg, Melnau, halb Wetter in Oberhessen und Hofgeismar an der Diemel und die Dörfer Seifferterode und Willingshausen im Amte Treysa verzichtete und dem Landgraf Wilhelm das Lösungsrecht des Mainzischen Antheils an Schloß und Gericht Jesberg übertrug. Die Uebergabe des Mainzischen Antheils fand an den hessischen Hauptmann der Festung und Grafschaft Ziegenhain Eitel von Berlepsch statt.

Das von Landgraf Philipp dem Großmüthigen als Erbmannslehn (1554) verliehene Schloß und Gericht Ludwigstein brachte Wilhelm (1567) nach dem Tode Christoph Hülsing's gegen Entschädigung der Wittwe und Kinder desselben wieder an sich.

Der inneren Regierung seines Landes widmete Landgraf Wilhelm die größte Sorgfalt.

An der Spitze der Landesverwaltung stand die fürstliche Kanzlei, der Geheime Rath. Diese war besetzt mit dem Statthalter, dem Nächsten nach dem Landgrafen, dem Kanzler, Haupt der Justiz, dessen Stellvertreter der Vizekanzler war, adligen und bürgerlichen Rechtsgelehrten, vier Sekretären (Land-, Kammer-, Gerichts-, Kanzleisekretär), dem Botenmeister (Aufseher der Posten). In außerordentlichen Versammlungen waren außer dem Hofmarschall etliche Hof- und Landräthe und die zu Räthen ernannten Landvögte und Amtmänner zusammen mit etlichen Schreibern und Dienern, im Ganzen etwa 80 Personen. Unter der fürstlichen Kanzlei standen die Landvögte, deren es in Hessen-Kassel drei gab, einer an der Werra, zwei an der Diemel, sodann die Amtmänner in den einzelnen Aemtern und der Droste in der Herrschaft Plesse. Diese handhabten die ganze fürstliche Gerechtsame, verwalteten die Kammergüter, Renten u. s. w. und standen der Polizei und der Justiz vor.

Der Rentkammer sowie der Kanzlei waren die Rentmeister untergeordnet. Diese Rentkammer verwaltete die fürstlichen Einkünfte, es ging von ihr die jährliche Landrechnung aus. Die Beamten in der Rentkammer waren der Kammermeister (Finanzminister), der Kammerrath, Kammerschreiber, der eine besondere Rechnung zu legen hatte, der Pfennigmeister, der Gegenschreiber, Buchhalter, Registrator, zwei Schreiber und zehn Kammerjungen.

Von ständigen Kriegsbeamten waren vorhanden der Hauptmann der Leibtrabanten, der der Einspännigen des Hofes, der Oberst zu Kassel, der Zeugmeister und der Befehlshaber der Festung Ziegenhain. Zum Schutze des Landes dienten außer den beiden Festungen Kassel und Ziegenhain die durch Mauern befestigten und zum größten Theil eigenes Geschütz besitzenden Städte, deren Bürger den erforderlichen Kriegsdienst leisteten. Wenn es nöthig war, wurden die Bürger durch die Bauern der umliegenden Aemter unterstützt.

Was die Gesetzgebung anlangt, so ergänzte Landgraf Wilhelm u. a. die von den vier Brüdern erlassene Kirchenordnung durch Ein-

schärfung des katholischen Volksunterrichts in den Kirchen; er erließ ein Verbot unregelmäßiger auswärtiger Kopulationen sowie eine Reformationsordnung in Kirchen- und Polizeisachen, die dem Aberglauben, dem Unfug der Krystallenseher und Wahrsager, den heimlichen Zusammenkünften der Mystiker und Separatisten (Wiedertäufer) steuern sollte. Auf dem Gebiet des Schulwesens erließ er eine die Einführung einer deutlichen deutschen und lateinischen und der gewölbten Handschrift betreffende Verordnung. Den Pfarrern wurde die Aufsicht über die Schullehrer übertragen. Sodann kamen Erlasse, die Minderung gerichtlicher Hülfegelder für arme Schuldner betreffend, ein Verbot an die Beamten, durch Annahme von Geschenken und eigennützige Amtsdienste die herrschaftlichen Unterthanen zu belästigen. Auf dem Gebiete der peinlichen Gerichtsbarkeit erließ er eine Verordnung die strenge Beaufsichtigung der Gefängnisse betreffend. Er erließ eine Feuerordnung nebst Verbot der Strohdächer und nächtlichen Flachsarbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

I.

Stadt und Land Fulda.

Von Dr. Justus Schneider.

(Schluß.)

Zum Schlusse meines Vortrages lasse ich nun die Dichtung „Ein akademischer Festzug“, wie solchen eine Bauersfrau ihren Kindern in Fuldaer Mundart beschreibt, folgen:

Eu gölle [1]) King [2])! ich konns gesoah,
Daß ich, bos hitt in Foll [3]) geschoah
Minner Lattig [4]) net hon kennt geglai [5]),
Daß euch eu Uerth [6]) so thörlich sei. —
Ich woar mim Rocher [7]) zah [8]) Kritzer [9]) schelk [10]),
Da nohm ich e Droaht [11]) Käs on Melk [12])
Oh wollt se in der Stoht [13]) verkeif [14]).
Se woarsch [15]) euch dort e Lütgeläuf [16])
E so e Gewoht [17]), e Murdgeschrei,
Doß ich net annersch konnt geglai,
E Krekschoar [18]) stenn [19]) scho für der Düer [20]),
Äwer [21]) goar de hall Stoht in Füer [22]).
Ich hört e Getrommel on e Gepeff [23])
On, daß au enner „Gat Ächting“ [24]) reff.
E Haidmoh [25]) — faist, roind [26]) be [27]) a Kuill [28]),
En schworze Boert om Öbermuill [29]),
En Flehewedel offem Hoot [30]),
Stohn [31]) be geschbannt of Muerd o Dod.
De felsche Kreher [32]) ihrersitts
De stonne hengerm [33]) Muerdgeschütz.
Ein Boeß [34]) hot jeder in der Hahnd,
Des Scheßloog [35]) in die Höh gewahnt.
Ich denk, etzter [36]) wirsch Gescheß ohgenn,
E jeder wür vom Leder zänn [37]).
Ich stogt scho de Duhme [38]) in des Uer [39]);
Se stohne äder be de Muer [40]!
Do merkt ich, daß mi Angst verbei,
Daß dos sunst ebbes mökt gesei [41]).
Eu weßt, banns [42]) ebbes Neues gith,
Do sonn mir arme Buerschlith [43]),
De Stadtlith immer henge blin [44]).
Drem stehlt ich mich recht vorndehin,
Beß ich mich könnt dorch de Lüth gebuer [45]),
On be ich halbig druisse [46]) woarn,
Horcht Keng! bos ich do han erfoarn.
En Moh [47]) — ich glai ein Schnieder warsch
Trot zwä Haerbauke [48]) hengeroarsch
On sträkt de Börzel in die Hühe [49]),
Doß Hummel könnte nie gefliehe.
Bann der Possuiner [50]) hott gedött [51]),
Do klappert au der Bukker mett [52]).
Keng! Denkt, ich hon euch so gelacht,
Vo der das Deng am Hengern bracht,
Doß mer der Bug [53]) on de Kötz gewockelt,
On ban ich net hätt abgehockelt,
De Kötz schweng on die Mauer gestählt,
So hätt au wällig wenk [54]) gefählt,
Doß Melk on Käs im Dräk geläh,
So Hännel [55]) hon ich euch gesäh. —
Eu weßt, banns bei uns Kermes [56]) werd,
Ve onser Scholz de Gaß uffährt,
Mit Spiellüth bei de Lenge [57]) gett
On mit dem Schbeeß [58]) fürone schtett. —,
So kom en Moh [60]) mit stiefem Schritt
On bracht e Denk [61]), vo Bläch geschmitt,
Glaminig [62]) Gold —, roth, gaal [63]) o wies,
Schbetz [64]), lank be onsern Durfschbeeß is.
Ein Motze [65]) geng vom Schöllerkroäh [66])
Roind [67]) nobber [68]) bis zum Ferbes [69]) ohn [70]),
Om Koob [71]) hat hä e Mällich-Koer [72]),
Mich dücht, daß das der Scholdäs [73]) woer.
On bann he au net Scholdes is,

So blits [74]) doch woahr un blit geweß,
Doß der beim hütge Föllerfest
Gewiß der Blotzknächt [75]) es gewest.
Be där abtrot, da kohmere vill [76])
Als zwäh [77]) o zwäh be Koppelgill [78]),
Jeder hot e Kommet ohn,
E Deng als be en Weiberkrohe [79]).
De alle drohte als fürron [80]),
De Jonge kohme nachgezohe.
Se genge paarwies bis zum Eng,
Woarn nischt als luitter jonge Fäng [81]).
Des Kromme sin Suih [82]) von Zerkemich [83])
Woar a debei, ich kahnt en glich.
Ich wollt gern ebbes mit ihm koos [84]),
Geng hallig [85]) trabes offen [86]) los.
Keng! dänkt! de schroabe Lüt [87]), do honse [88])
Mich so gezwankt, zuröck gedonse [89]),
Daß kommig [90]) hon der Ziet gehatt
On widder konnt zurück getratt.
So mekt [91]) ich doch au gern geweß [92]),
Ob mer das ebber Wallüt heß [93])?
Doch hon ich von kemm [94]) net e Wort
Von Lütgesang, Gebet gehort.
E städtisch Weibsdenk [95]) stohn [96]) grod doh,
Dos frägt ich: Härt! könnt ersch gesoah [97]),
Vos [98]) es da dos? bär senn de Lüt?
Geh, soat mersch doch, bos das bedüt!
Ich gann der Käs au! e ganz Hambel [99])!
Se saet: Du alber Bauerschtrampel [100])!
Weißt du net, be [101]) de Dockter wern?
Säeß [102]), das senn lauder gelehrte Herrn!
Se saet: De ronde, ekete Hüt
Die mache gleich gelehrte Lüt.
On be se nur de Mäntel krenn,
Stäckt Dockter glich leibhaftig drenn.
Ich stutzt: bann doch dos em Ground es wohr,
Doß Keng so schweng [103]) krenn hohe Lahr [104]),
So will ich glich de Jüde fräg [105]),
Vo mer de Mäntel kennt gekreg [106]).
Ui Jetig [107])! be hotts mich gemott [108]),
Daß du grod hast de Gill gehott [109]),
Vo ich da woar beim Föllerfest,
Säest: bann de wärscht bei mir gewest
Kötz, Meder, Stremp [110]) hätt ich versotzt [111])!! —
Mit Hot on Mahndel dich gebotzt [112]).
Banns doch so lustig do geht här,
Häst du mer müßt en Dockter wär.

---

[1]) Goldene (goldige), [2]) Kinder, [3]) Fulda, [4]) Lebtag, [5]) glauben, [6]) Ort, [7]) Nachbar, [8]) zehn, [9]) Kreuzer, [10]) schuldig, [11]) Tracht, [12]) Milch, [13]) Stadt, [14]) verkaufen, [15]) war es; [16]) Leute laufen, [17]) Wüthen, [18]) Kriegsschaar, [19]) stehn, [20]) Thüre, [21]) oder, [22]) Feuer, [23]) Pfeifen, [24]) Gebt Achtung, [25]) Hauptmann, [26]) rund, [27]) wie, [28]) Kugel, [29]) Obermaul, [30]) Fliegenwedel auf dem Hut, [31]) stand. [32]) Fuldischen Krieger, [33]) hinter dem [34]) seine Büchse, [35]) Schießloch, [36]) jetzt, [37]) ziehen, [38]) Daumen, [39]) Ohr, [40]) Mauer, [41]) möchte sein, [42]) wenn's, [43]) Bauersleute, [44]) hinten bleiben, [45]) Leute bohren, [46]) draußen, [47]) Mann, [48]) Heerpauken, [49]) Höhe, [50]) Posaunist, [51]) getutet, [52]) mit, [53]) Bauch, [54]) wahrlich wenig, [55]) Händel, [56]) Kirchweih, [57]) Linde, [58]) Spieß, [49]) voran, [60]) Mann, [61]) Ding, [62]) Glänzend, [63]) gelb, [64]) spitz, [65]) Rock, [66]) Schulterkragen, [67]) rund, [68]) hinunter, [69]) Strumpf, [70]) unten, [71]) Kopf, [72]) Milchtopf, [73]) Schulze, [74]) bleibt's, [75]) Platzknecht (maître de plaisir), [76]) kamen ihrer viele, [77]) zwei, [78]) Koppelpferde, [79]) Weiberkragen, [80]) traten stets voran, [81]) Fant, [82]) Sohn, [83]) Zirkenbach, [84]) kosen (unterhalten), [85]) halt (eben), [86]) auf ihn, [87]) schlechten Leute, [88]) haben sie, [89]) gezogen, [90]) kaum ich, [91]) möchte, [92]) wissen, [93]) Wallleute (Wallfahrer) heiße, [94]) keinem, [95]) Weibsbild, [96]) stand, [97]) ihr es sagen, [98]) was, [99]) Hand voll, [100]) Bauerntrampel, [101]) wie, [102]) sieh es, [103]) geschwind, [104]) Lehre, [105]) fragen, [106]) bekommen, [107]) O Jerum, [108]) angemuthet, [109]) Pferde gehütet, [110]) Strümpfe, [111]) versetzt, [112]) geputzt.

Mein Onkel Georg.

Von Frida Storck.

(Schluß.)

Nachrichten von den Seinen schreckten Georg unsanft aus der kurzen Idylle auf. Der Vater war schwer leidend. Man kämpfte daheim wieder mit Sorgen aller Art. An den wohlversorgten Sohn erging die Aufforderung, zwei jüngere Brüder zu sich zu nehmen, damit selbige das Gymnasium unter seiner Leitung besuchen könnten. Das schlug alle Zukunftsträume in die Flucht. Nun konnte er nicht daran denken, um die Geliebte zu werben. Sein geringes Einkommen war so kaum hinreichend, wenn die beiden kräftigen Jungen mit ihrem neidenswerth guten Appetit bei ihm zu Tische saßen. Wilhelm war zehn, Fritz zwölf Jahre jünger als Bruder Georg.

An dem Tage, da er schriftlich nach Kassel meldete, er habe die Buben bereits zum Beginn des Schuljahres angemeldet, begrub er still und resignirt seine Hoffnung auf eignes Familienglück. Unendlich schwer mag ihm dies zweite bittere Entsagen angekommen sein. Nachdem er es überwunden, gab

es für ihn kein anderes Streben, als die ihm anvertrauten Knaben zu tüchtigen Jünglingen heranzubilden. Sie vernahmen nie ein Wort bitteren Vorwurfs aus seinem Munde. Er wachte mit unnachsichtiger Strenge über sie, aber er liebte sie auch wie ein gütiger Vater.

In regem, pflichttreuen Lehren und Lernen gingen etliche Jahre hin. Einmal alljährlich, zur Zeit der großen Ferien, marschirten die drei Brüder, das Ränzel auf dem Rücken, den derben Ziegenhainer in der Hand, gen Kassel. Es waren köstliche, herzerfrischende Märsche für alle drei, so hinein zu wandern in die lachende, schöne Sommerwelt, frei von Schulsorgen und im Vorgefühl der Wiedersehensfreude daheim.

Doch nur wenige Jahre war den Brüdern solch' gemeinsames Ferienreisen vergönnt. Ein lange befürchtetes Ereigniß, des Vaters Tod, machte ihm ein Ende. Wenn er gleich nie so recht von Herzen fröhlich mit den Seinen gewesen, — die Schwere der damaligen Zeit hatte ihn niedergebeugt, ihn ernst und bitter gemacht —, so traf die Todeskunde die fernen Söhne doch wie ein Donnerschlag.

Vor Georg's geistigem Auge erstanden die unvermählten Schwestern, die alternde Mutter. Der letzte Hoffnungsschimmer für sein persönliches Glück erlosch nun vollends, er opferte seine Liebe auf dem Altar der Kindes- und Geschwisterpflicht. Lange saß er an jenem Abend vor dem Bilde des theuren Todten, das er selbst vor Jahren in Oel ausgeführt. Er gelobte ihm, sein Leben der Familie *zu weihen, zu helfen wo es Noth thäte.* Das Mädchenbild, welches ihn bei diesem Gelöbnisse wehmüthig bittend anschaute, durfte ihm nun nichts mehr sein. Er zwang sein Sehnen und Hoffen nieder für alle Zeit. Und da er sich endlich tief aufathmend erhob, schien ihm das strenge Angesicht des Vaters milde, fast mitleidig. Ja, er wähnte die tiefe Sorgenfalte, welche er stets auf des Vaters Stirn gesehen, habe sich geglättet.

Schon am nächsten Morgen schrieb er den trauernden Lieben, daß er die älteste Schwester herzlich bitte, zu ihm zu kommen. Die alte Magd könne nicht gut mehr allein wirthschaften, Schwester Philippine müsse zum Rechten sehen. Auf solche zarte Weise machte er es der meist kränkelnden Schwester weniger drückend, daß er ihr in seinem Hause eine Zuflucht bot. Sie kam und that, was in ihren Kräften stand, sein bescheidenes Hauswesen behaglicher zu gestalten. Bis zu ihrem Tode wußte sie es ihm Dank, daß er sie zu sich gerufen. Von des Bruders entsagender Liebe erfuhr sie erst spät, als das Mädchen, dessen Bild nie aus des Onkels Herzen gewichen, die Gattin eines Gerichtsbeamten, fern vom Weserstrom, geworden war.

Und wie hielt Georg sein Gelöbniß hinsichtlich der Brüder? Was ihm versagt gewesen, nach dem Lorbeer des Künstlerruhms zu streben, das wollte er Wilhelm gewähren. Mit Opfern, die er selbst sich auferlegte, ermöglichte er dem Kunstbegeisterten den Aufenthalt in Düsseldorf und München. Die Lehrer dort lobten Wilhelm's Talent, seine schöpferische Phantasie. Er war fleißig und strebsam und entwarf Skizzen, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Diese Berichte warfen hellen Sonnenschein in das Heim der Geschwister.

Aber es schien, als solle dem opferwilligen Bruder kein ungetrübtes Glück blühen. Es kamen Briefe, die ihn mit Sorge erfüllten. Wilhelm sei lungenleidend, sagten die Aerzte in München. Im geregelten Familienleben wäre der Todeskeim vielleicht nur Keim geblieben. Das etwas regellose, flotte Leben der jungen Künstler dagegen war wenig geeignet, ihn zu ersticken. Der leicht entflammte Jüngling gerieth, ohne daß er es eigentlich gewollt, immer wieder in das Treiben der Freunde hinein. Und er hatte deren nicht wenig. Verstand er doch mit wenig scharfen Linien, die treffendsten Karrikaturen auf's Papier zu zaubern. Manch' eine politisch berüchtigte Persönlichkeit ward von seinem satirischen Stift charakteristisch skizzirt. Abgelenkt durch politische Umtriebe, konnte sich sein künstlerischer Genius nicht voll entfalten. Besonders zu der Zeit, da er, einer der Eifrigsten unter den für die Sache der Freiheit glühenden und in ihrem Dienst wirkenden Genossen, in intime Beziehungen zu *Robert Blum* trat, mußte die Kunst anderen Interessen weichen.

Nur wenige große Bilder sind von ihm auf den Markt gekommen. Die meisten historischen Skizzen sind Entwürfe geblieben, deren Ausarbeitung ihm nicht mehr vergönnt war.

Die Nachricht seines Todes traf die Geschwister, wenn auch nicht unvorbereitet, so doch nicht minder erschütternd. Wieder legte das Schicksal Georg einen Verzicht auf; all' seine freudigen Hoffnungen auf Wilhelm's einstigen Ruhm waren vernichtet, und ein geringer Trost war es, daß in Malerkreisen der Heimgang des talentvollen Jüngers allgemein betrauert ward, daß die Freunde über seinem Grabe erschütternde Abschiedsworte gesprochen hatten.

Wohl versagte auch Georg nicht warmen patriotischen Antheil dem, was der Hingeschiedene erstrebt und ersehnt, ein einiges Deutschland, das freies, stolzes Nationalgefühl erheben sollte über alle inneren und äußeren Feinde; dennoch beklagte er es, daß dieses schöne Talent in den Strudel der Leidenschaften gerissen worden, wo es keinen Gedanken an Ruhe, Schonung und Vorsicht mehr gab. — Weh-

muthsvoll ruhten seine Augen auf den Oelgemälden und Entwürfen, die ihm aus des Bruders Nachlaß zugingen. — Ueberhaupt verwandelte sich die freundliche Wohnung allmälig in eine kleine Bildergalerie.

Und Bruder Fritz? Nun, auch er bereitete dem brüderlichen Mentor noch manche Sorgenstunde, wenngleich sein Lebensschiff in ruhiger, fast zu langsamer Fahrt dahinglitt. Er hatte die Forstcarrière ergriffen. Wieder zog Georg willig den Beutel. Die Lehrzeit in der Oberförsterei, die zehnjährige Dienstzeit im Jägerbataillon und die Studienjahre auf der Forstschule zu Melsungen, das waren harte Zeiten, in denen der Jägersmann die thatkräftige Hülfe des Bruders nicht missen konnte. Selbst, als er nach langer Wartezeit die langersehnte Anstellung im Forstdienst erlangte, war das Gehalt von 72 Thalern nebst zwei Klaftern Besoldungsholz, — von letzterem mußte noch der Hauerlohn an die kurfürstliche Renterei entrichtet werden —, knapp ausreichend.

Zu dieser Zeit traf den sorgenden älteren Bruder ein neuer, ungeahnter Schlag. Sein Schwager Berthold, ein beliebter Komiker und Sänger komischer Partieen am Stadttheater zu Leipzig, starb plötzlich, seine Wittwe und den jüngsten Sohn völlig mittellos zurücklassend. Berthold hatte nach Künstlerart sorglos in den Tag hineingelebt. „Leben und leben lassen" war die Parole im Kreise seiner zahlreichen Freunde gewesen, zu denen auch Lortzing gezählt. Nun pochte das bleiche Gespenst „Noth" bei den Hinterbliebenen an. Man appellirte an Onkel Georg's gutes Herz. Schwester Philippine war seit Jahren todt, so kam die Wittwe mit ihrem Knaben in sein Haus. Da hatte er auf's Neue Familiensorgen, wieder einen Knaben, den er sich gelobt zum tüchtigen Staatsbürger heranzubilden, und der ihm dies weidlich erschwerte. Alle Bücherweisheit schmeckte dem verwöhnten Nesthäkchen nicht, um so besser mundete ihm der gute Tisch, welchen der Onkel bei zunehmendem Alter führte. Es gab schwere Konflikte, da die allzunachsichtige, schwache Mutter dem Liebling bei allen Schelmenstreichen Vorschub leistete, und wenn der Onkel einmal zur Strafe eine kleine Fastenkur anbefohlen hatte, ihn mit wohlbelegten Stullen regalirte.

So konnte kein erfreuliches Resultat erzielt werden. Der Herr Neffe machte dem Onkel manche sorgenvolle Stunde. Und eines schönen Tages, — er war Lehrling in einem kaufmännischen Geschäft geworden, weil die alten Sprachen ihm ganz und gar unsympathisch waren —, war er verschwunden. Nach Wochen schrieb er aus einer kleinen sächsischen Stadt, daß er bei einer Schauspieltruppe engagirt sei, natürlich hatte er selbst von seinen darstellerischen Talenten eine hohe Meinung, aber er ist nie aus der Sphäre der Wandertheater herausgekommen.

Für den Onkel, der sich redlich mit dem Burschen gemüht hatte, war's ein neuer herber Schlag. Er zog seine Hand von dem Undankbaren zurück. Indirekt, durch die schwache Mutter, hat er doch noch zu dessen Unterstützung hergeben müssen. Sein Leben gestaltete sich immer einsamer. Die Schwester stand ihm im Geistesleben allzufern, als daß ihre Unterhaltung ihn befriedigen konnte. Dennoch ertrug er ihre Schwächen mit großer Geduld und Nachsicht.

Mit der Zeit nahm er allerlei kleine Junggeselleneigenheiten an. Besonders pflegte er seine Blumen mit einer Sorgfalt, als seien es lebende Wesen. Eine andere Liebhaberei waren gute, abgelagerte Cigarren. Es gab da in seinem Tuskulum, zwischen zwei Bücherspinden, eine hohe Schicht gefüllter Kisten und Kistchen. Er suchte etwas darin, seinen Freunden ein „gutes Kraut" anbieten zu können. Dasselbe galt von dem Wein, den er in größeren Gebinden von einem befreundeten Weinbauer am Rhein bezog.

Die angenehmste Zeit im Jahr waren ihm die Wintermonate, wo seine zweite noch lebende Schwester, die Wittwe des Hoftheaterinspektors Brämer aus Kassel, ihn besuchte. Die Beiden tauschten dann eifrig ihre Meinung über die wichtigen Tagesfragen und über die Geschicke der Völker aus. Schwester Betti hatte immer einen regen Geist und gesunden Humor. Sie besprachen alte Jugenderinnerungen mit einander und wunderten sich über die zunehmende „Verdrehtheit" der jüngeren Generation. War Betti im Frühling gen Kassel gezogen, so war's dem Bruder etliche Tage „in keiner Ecke recht". In solchen Momenten überkam es ihn doch wie Heimweh nach eignem Familienglück. Dann seufzte er, nahm den Hut und ging in die erwachende Natur, um sein seelisches Gleichgewicht herzustellen.

In den Sommerferien packte er seinen kleinen Lederkoffer und begab sich auf Reisen. Meist ging die Reise an den Rhein, in die alte Heimath. In Kirn und Kreuznach lebten ihm noch alte treue Freunde.

Der schönste und ehrenvollste Tag seines Lebens war der 31. Oktober 1867. Dieser Jubiläumstag zeigte ihm deutlicher denn alle seitherigen Erfahrungen, wie vielfacher Sympathieen er sich erfreuen durfte. Unzählig waren die Glückwunschschreiben, Telegramme und Geschenke, aus aller Herren Ländern, von Freunden und ehemaligen Schülern. Die Stadt Rinteln ehrte den Jubilar durch einen künstlerisch ausgestatteten Ehrenbürgerbrief, die königliche Regierung durch ein Gratulationsschreiben, in welchem besonders der opferfreudigen Bruderliebe gedacht ward, und

Seine Majestät der König durch Verleihung eines in diesem Falle wohlverdienten Ordens.

Dieser Ehrentag sah den 72jährigen noch in voller Rüstigkeit und Frische. Im nächsten Jahre trat er in den Ruhestand. Blumenpflege, ansprechende Lektüre und regelmäßige Spaziergänge füllten nun sein Leben aus. Noch einmal, im Jahre 1870, besuchte er die Stätten seiner Jugenderinnerungen. Von Kassel kam er auch in unser Forsthaus in die Rhönberge.

Am Rhein, wo er für ein paar Wochen bei den Freunden einkehren wollte, überraschte ihn das jäh hereingebrochene Kriegsgetümmel. Noch einmal lebten die Tage seines Ausmarsches nach Frankreich in ihm auf. Noch einmal begeisterte er sich für das Ideal seiner Jünglingsjahre, für ein starkes, einiges Deutschland. Wie hätte sein patriotisches Herz gejubelt, hätte er die Neubegründung des Deutschen Reiches miterlebt. Diese Freude sollte ihm nicht mehr werden. Schon auf der überstürzten Heimreise traf ihn ein Unwohlsein, welches nach Monaten den Tod zur Folge hatte. Sein Ende fiel in eine Zeit, in der sich jenseits des Rheins gewaltige, erschütternde Ereignisse drängten, denen das Hauptinteresse Aller galt.

Er schied still und friedlich, wie er gelebt. Mag nun auch sein schlichtes Grab im Schaumburgerland des Blumenschmuckes entbehren, denn es lebt wohl dort Niemand, der sich der Pflege desselben unterzöge, im Herzen manch' eines Schülers grünt ihm sicher noch ein unverwelkliches Erinnerungsblatt.

Onkel Georg war ein Märtyrer der Bruderliebe, er opferte sein Ich, um den Seinen zu helfen. Er war ein edler Mensch.

Ohm und Onkel.

Erzählung von E. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

V.

„Viellieber, sehr geehrter Herr Vetter!

Hochwohlgeborener Herr Geheimrath von Loßberg!

Mit sonderlicher Theilnahme spreche ich Euer Liebden meine schmerzliche Condolenz aus bezüglich des schweren Verlustes, der Ihr Haus durch das unerwartete Hinscheiden dero liebwerthen Frau Gemahlin betroffen hat.

Ich bin allezeit eine Selbstlose Natur gewesen, den impressions du moment folgend, ohne an die eigenen inconvénients zu denken. Derweil ich Sie nun in solcher besonders betrübten Lage weiß, fühle ich ein menschlich Rühren. Ich habe mich somit entschlossen, aus dem Frieden meines Stiftes zu Fischbeck herauszutreten, Ihrem verödeten Hause eine würdige Repräsentantin und Euer Liebden mutterlosem Kinde eine wohlweise Führerin in der Wirrsal dieser verderbten Welt zu sein. Habe nur die Wintermonden vorüber gehen lassen, derweilen ich vielfach am Rheumatismus leide, anjetzo aber beschlossen am Dienstag nach Quasimodogeniti meine Reise anzutreten. Ich werde mich der Stiftskutschen bedienen und bitte mir halbwegs Vorspann entgegenzuschicken.

Der chère nièce mein Compliment. Au revoir

dero wohlaffectionirte Cousine

Freiin Clementine von Loßberg,

Conventualin des freiweltlichen Stiftes Fischbeck.

Am 8ten des Monates März 1778."

Herr von Loßberg las den vorstehenden Brief mit sehr gemischten Gefühlen. Eines Theils war ihm das Stiftsfräulein unsympathisch, in anderer Hinsicht mochte er ihr Anerbieten nicht unbedingt ablehnen. Seine Tochter war in der That noch zu jung, um ohne Beschützer aufzutreten. Diese ihm zugefallene väterliche Pflicht aber war dem Geheimrath im höchsten Grade unbequem. Während Elisabeth's Lebzeiten hatte die Gattin ihn solcher Verantwortung überhoben; er durfte sich nur des frischen, jungen Wesens freuen, über dessen vortheilhafte Entwickelung ihm am Hofe nicht selten Schmeicheleien gesagt wurden.

Jetzt, wo die treue Gefährtin seines Lebens ihm fehlte, glaubten wohlmeinende Freunde den Wittwer berathen zu müssen. Bemerkungen wie: „Möchten Sie Fräulein Agnese nicht aufmerksam machen, . . .?", Es schickt sich wirklich nicht für ein junges Mädchen, . . .", „Glauben Sie, daß es für Ihre Tochter angemessen, . . .?" und andere mehr beunruhigten Loßberg, zumal er selbst in dem Wesen Agnesens nichts Tadelnswerthes fand. Freilich besaß sie eine übertriebene Wahrheitsliebe, wodurch sie vielfach anstieß.

Fräulein von Loßberg junior bezeigte wenig Neigung für die Lustbarkeiten, um welche sich das Hauptinteresse der Hofgesellschaft drehte. Ihre Mutter hatte sie in diese Kreise eingeführt, und Agnese nahm den Schlußakt ihrer Erziehung ebenso gleichmüthig hin wie ehedem die Versetzung in eine höhere Klasse.

Sie lachte, tanzte und scherzte wie die anderen jungen Damen, aber ein tieferes Interesse für die geselligen Freuden fehlte ihr. „Wo Dein Schatz ist, da ist auch Dein Herz" bewährte sich bei ihr in vollem Maße. Agnesens Herz weilte im fernen Lande bei dem Onkel Eckebrecht, ihr Hoffen kannte nur ein Ziel: seine Rückkehr. Nur eine Person ahnte, was sie bewegte, diese Eine war Ilsabe. Die Hofetiquette erlaubte Fräulein von Loßberg, zurückgezogen die tiefste Trauer zu verleben; das heißt, soweit theilnehmende Freunde es zuließen. Allmälig aber nahte die Zeit heran, wo man ihr Wiedererscheinen in der Gesellschaft erwartete, da mußte es eine wesentliche Erleichterung für den Geheimrath sein, wenn seiner Tochter eine Dame zur Seite stand.

Somit ward das Schreiben des Stiftsfräuleins zustimmend beantwortet. Am vorerwähnten Tage entstieg Tante Klementine dem Innern der Stiftskutsche, nachdem sie sich aus zahlreichen Pelzumhüllungen, „vonwegen des Rheumatismus", herausgewunden.

Die Freiin war von Kopf bis zu den Füßen Pedantin. Vollbewußt der Würde, welche Rang und Stellung ihr verliehen, bewegte sie sich gewissenhaft in den Grenzen der Anstandsregeln, welche vor etwa 40 Jahren engherzige Erzieher ihrem etwas beschränkten Geiste beigebracht hatten. —

Es war vorauszusehen, daß die Bevormundung durch diese Dame Agnese schier unerträglich erscheinen würde. Wäre nicht Ohm Tankmar's besänftigender Einfluß dazwischengetreten, das junge Mädchen wäre gegen Tante Clementinens „standesgemäße Anschauungen" in offene Rebellion ausgebrochen.

Schon vor mehreren Wochen war der Kammerherr von Münikerode nach Kassel gekommen mit der ganz bestimmten Absicht, durch eine direkte Frage sich über Aurora's Gefühle gegen ihn Gewißheit zu verschaffen.

Durch alle die Jahre hindurch bestand zwischen diesen beiden Menschen dasselbe Verhältniß, sie zogen einander an, um sich abzustoßen, und umgekehrt stießen sie sich ab, um alsbald Aussöhnung zu suchen. Tankmar war nicht mehr der schüchterne Knabe von ehedem; mit dem erweiterten Wissen war auch seine männliche Selbständigkeit gewachsen. Im Kreise ernster Männer genoß er das höchste Ansehen, besonders der Landgraf zollte seinem Streben volle Anerkennung.

Freilich für das glatte Parquett des Hofes fehlte ihm nach wie vor noch ebenso die Gewandtheit wie für das leichte und oft leichtfertige Wortgeplänkel, welches dort vielfach üblich war und als geistreich galt.

Frau von Münikerode drängte den Sohn täglich zu dem Entschluß, eine Heirath einzugehen. Verlockend pries sie ihm die besten Partieen des Landes an. Tankmar's Wahl aber traf Aurora von Wilden, wenn denn überhaupt einmal geheirathet sein mußte.

Mit vollen Segeln schien der Freiherr auf sein Ziel loszusteuern, als er plötzlich den Kurs änderte.

Auf einem Hoffeste hoffte der junge Mann günstige Gelegenheit zur Aussprache zu finden. Aurora's Liebreiz war an jenem Abende bestrickender denn je, sie nahm ihren Verehrer völlig gefangen, aber sie wich geflissentlich jeder Möglichkeit einer Erklärung aus.

Tankmar's Augen folgten ihrer graziösen Gestalt unablässig. Als er sie in ein weniger besuchtes Vorzimmer treten sah, ging er ihr alsbald nach, jedoch ohne das Mädchen anzutreffen. Der Raum war ganz leer, da Fräulein von Wilden aber durch denselben zurückkehren mußte, lehnte er ihrer harrend am Fenster.

Aurora zwar kam, aber sie war in Begleitung einer Freundin. Tankmar schmiegte sich tiefer in die ihn verbergende Nische.

„Warum", sagte die Andere, „spielst Du Grausame mit Deinem Verehrer wie die Katze mit der Maus? Die Sache wird langweilig, mache ein Ende, es liegt ja nur an Dir, die Entscheidung herbeizuführen."

Tankmar's Herz schlug so heftig, daß er vermeinte, sein Pochen müsse ihn verrathen. Aurora's Antwort ließ nicht auf sich warten.

„O," erwiderte sie lachend, „ich will ihn kirre machen. Er bildet sich ein, ich würde mit ihm Jahr aus Jahr ein auf dem langweiligen Neste Welsen sitzen. Gottbewahre, ich will mein Leben genießen. Ich werde ihn so verliebt machen, daß er einwilligt, sich dauernd am Hofe niederzulassen."

„Spanne den Bogen nicht zu scharf," warnte die Freundin, „die Sehne könnte zerreißen."

„Pah!" höhnte Aurora, „der Hinkepaß wird mir nicht fortlaufen."

Die beiden Mädchen verschwanden im Festsaale. Wie mit glühender Scham übergossen, in aufwallendem Zorn, bedurfte der Baron geraumer Zeit, um seine Fassung wiederzugewinnen. Er war an der empfindlichsten Stelle getroffen, dem fast vergessenen körperlichen Gebrechen. An dieses berechnende Geschöpf hatte er sein Herz gehängt. „Gottlob, die Binde war ihm noch zur rechten Zeit von den Augen genommen", dies Bewußt-

sein brach sich schon durch die dumpfe Betäubung des ersten Schmerzes Bahn.

Am liebsten wäre Tankmar nach dieser Enttäuschung sogleich abgereist, aber das würde zu Mißdeutungen Veranlassung gegeben haben, also hieß es ausharren bis zum anberaumten Termin. Außerdem hegte Agnese den dringenden Wunsch, der doppelten Tyrannei Tante Klementinens und des Hoflebens zu entfliehen. Sie hoffte noch auf die Zustimmung ihres Vaters, den Ohm für einige Zeit nach Welsen zur Großmutter begleiten zu dürfen.

Die junge Dame, welche freilich den Zusammenhang der Dinge so wenig wie alle Uebrigen kannte, aber die Antipathie gegen Fräulein von Wilden, nicht überwinden konnte, stand auf ihres Ohmes Seite. Eines Tages unterhielten sich die Beiden bei einer Partie Schach, als der Geheimrath zu ungewohnter Stunde und mit großer Feierlichkeit bei ihnen eintrat. Loßberg durchmaß mehrmals die Länge des Zimmers und machte dann bei den harmlos Dasitzenden Halt.

„Du mußt mir zugeben," begann er, sich an seinen Schwager wendend, „daß das unverantwortliche Spiel, welches Du mit dem Fräulein von Wilden getrieben hast und das Du ohne eine Veranlassung ihrerseits abbrachest . . ."

„Erlaube," fiel ihm hier Münikerode in die Rede, „ich habe schwerwiegende Gründe für mein Verhalten."

„Welche Du aber nicht die Gnade hattest uns mitzutheilen. Du läßt es ruhig geschehen, daß der Name einer Dame aus den ersten Kreisen der Hofgesellschaft kompromittirt wird. Ich bin für Dich in die Schranken getreten, ich habe mich soeben mit Aurora von Wilden verlobt."

Einem Blitzstrahl gleich fuhr diese unvermuthete Nachricht nieder zwischen die friedlichen Widersacher am Schachbrett. Mit so jähem Ruck schnellte das Mädchen empor, daß die feingeschnittenen Elfenbeinfiguren in ganz respektwidriger Nichtachtung ihres Ranges durch einander polterten.

„Vater," rief sie in höchster Erregung, „wie kannst Du mir das anthun!"

Unter dem strengen Blicke des Geheimraths verstummte ihre weitere Klage, während Tankmar noch vergeblich nach einer milderen Auffassung rang.

„Ich hatte eine freudigere Aufnahme meiner Mittheilung erwartet", sagte jetzt der Geheimrath. „Es mag sein, daß dieselbe Euch zu überraschend traf. Nun wohl, ich gönne Euch Zeit, einen freundlicheren Gesichtspunkt für ihre Beurtheilung zu finden, von meiner Tochter wenigstens kann ich das verlangen."

Tankmar ermannte sich nun doch zu einem Glückwunsch, worauf Loßberg dröhnenden Schrittes das Gemach verließ.

Agnese stand mit abgewandtem Gesichte, die Hände verschlungen, am Fenster, der Ohm legte den Arm um sie und zog ihr thränenüberströmtes Antlitz an seine Schulter.

„Weine nicht, Kind," sprach er, sanft mit der Hand über ihr volles dunkles Haar streichend, „Du sollst fortan eine Heimath bei uns haben. Sobald es irgend angeht, wollen wir zurück zur Großmama nach Welsen, dort sollst Du allen Kummer vergessen."

Wie die schlanke Gestalt des Mädchens sich vertrauensvoll an ihn schmiegte, da war es dem Baron plötzlich garnicht so zu Muthe, als hätte er soeben einen großen Verlust erlitten, nein, vielmehr, als wäre ein großes Glück unerwartet über ihn gekommen und hielte er dasselbe hier leibhaftig in seinen Armen. —

Für alle Betheiligteu schien eine zeitweilige Abwesenheit Agnesens wünschenswerth. Somit wurden die Vorbereitungen zur Reise so rasch wie möglich getroffen, da ja Tante Klementine für die Wohlfahrt des Hauses Sorge trug.

Das Stiftsfräulein meinte freilich, der „cher cousin" hätte noch ein wenig warten und sie bei einem so wichtigen Schritt erst zu Rathe ziehen können, übrigens fand sie die Partie sehr „standesgemäß und convenable".

Ilsabe erschrak sehr, als sie von dem Wechsel der Dinge hörte, sie bat flehentlich, die Baronesse begleiten zu dürfen, und man legte ihr kein Hinderniß in den Weg. In Welsen gab es Arbeit genug, um zwei fleißige Hände mehr zu beschäftigen. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Am 6. Januar, dem Todestage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, war dessen Grabstätte am alten Friedhofe reich geschmückt. Außer den prachtvollen Kränzen, welche wie alljährlich seit seinem Hinscheiden vor nunmehr 19 Jahren hohe Anverwandte und dem ehemaligen kurhessischen Hofe nachstehende Persönlichkeiten gesandt, waren auch von den Vereinen der „Althessen" in Kassel, in Marburg und dem Club „Junghessen" in Melsungen Kränze niedergelegt worden, deren roth=weiße Schleifen entsprechende Inschriften trugen.

Am 9. Januar fand in der Villa der Landgräfin Anna von Hessen, Prinzessin von Preußen, zu Frankfurt a. M. die Taufe des zu Ende November vorigen Jahres geborenen ersten Sohnes des am 25. Januar 1893 mit der Prinzessin Margarethe von Preußen, der jüngsten Schwester des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm's II., vermählten Prinzen Friedrich Karl von Hessen-Kassel statt. Der junge Prinz wurde von seiner Großmutter, der Kaiserin Friedrich, über die Taufe gehoben. Näherer Bericht über die Tauffeier folgt in der nächsten Nummer.

Der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein hat sich am 9. Januar zu Koburg mit der Prinzessin Viktoria, der zweiten Tochter des Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha, königlichen Prinzen von Großbritannien und Irland, Herzogs von Edinburg ꝛc., verlobt. Der Großherzog von Hessen ist am 25. November 1868 zu Darmstadt geboren und gelangte am 13. März 1892 nach dem Tode seines Vaters, des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen-Darmstadt, zur Regierung; die Prinzessin Viktoria ist am 25. November 1876 auf Malta geboren.

Am Donnerstag, den 11. Januar, Abends gegen 10 Uhr verschied im noch nicht vollendeten 68. Lebensjahre der hochwürdigste Bischof der Diözese Fulda Dr. Joseph Weyland. Ein Schlagfluß, der ihn am 29. Dezember v. J. getroffen, hatte ihn auf das Krankenlager geworfen, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Nur sechs Jahre hat der am 4. November 1887 zum Bischof gewählte, am 25. November desselben Jahres vom Papste Leo XIII. bestätigte und am 25. Januar 1888 in der Domkirche zu Fulda konsekrirte hochwürdigste Herr dem Bisthum Fulda vorgestanden, aber auch in den wenigen Jahren, in denen er den Hirtenstab geführt, hat er eine segensreiche Thätigkeit entfaltet. Nach allen Seiten hin hat er das Beispiel treuer Pflichterfüllung gegeben; in ihm verliert die Diözese Fulda einen milden, gerechten Oberhirten. Geboren wurde Joseph Weyland am 13. März 1826 zu Hadamar im Herzogthum Nassau. Er besuchte das Pädagogium seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Weilburg, widmete sich hierauf von 1844—1847 an der Universität Gießen dem Studium der Theologie und wurde daselbst bei dem Abschluß seiner Studien zum Doctor theologiae promovirt. Am 6. September 1848 empfing er in Limburg die Priesterweihe. Als Kaplan war er namentlich in Frankfurt a. M. unter dem Stadtpfarrer Beda Weber thätig. Gegen Ende des Jahres 1861 wurde er zum Stadtpfarrer von Wiesbaden ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner Berufung zum Bischof von Fulda verblieb. In Wiesbaden hat er eine ausgezeichnete seelsorgerische Wirksamkeit entfaltet; er war in allen Kreisen der Gesellschaft eine hochangesehene Persönlichkeit, und sein Andenken wird daselbst allzeit ein gesegnetes bleiben. — Am Dienstag, den 16. Januar, findet die feierliche Beisetzung der irdischen Ueberreste des hochwürdigsten Bischofs Dr. Joseph Weyland, des fünften Kirchenfürsten der Diözese Fulda seit der Wiedererrichtung derselben vor nunmehr 65 Jahren, in der Domkirche statt. Die priesterlichen Funktionen bei der Beerdigung wird wahrscheinlich der Bischof von Paderborn Dr. Simar vornehmen, die Trauerrede wird der Bischof von Mainz Dr. Haffner halten. — Nähere Mittheilungen behalten wir uns für die nächste Nummer unserer Zeitschrift vor.

Briefkasten.

H. v. E. — Kassel. Mit Dank angenommen. Der Zusendung des in Aussicht gestellten Manuskriptes sehen wir mit Vergnügen entgegen.

L. G. — Kassel. Besten Dank für Zusendung. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich Antwort.

J. L. — Kassel. Mußte für eine spätere Nummer zurückgestellt werden. Freundlichsten Gruß.

L. M. — Eschwege. Leider verlegt, daher die Verzögerung, die wir zu entschuldigen bitten. Besten Gruß.

G. Th. D. — Marburg. Gleich zum Satze befördert; wird demnächst erscheinen. Abzug zur gefälligen Durchsicht wird Ihnen zugehen. Frühere Zusendung in Vorbereitung. Verbindlichsten Dank und freundlichsten Gruß.

W. Sp. — Cottbus. Entschuldigen Sie gütigst die Verzögerung. Freundlichsten Gruß.

G. R. — Ducherow. Die Zusendung s. Z. richtig empfangen. Entscheidung über die Aufnahme bleibt vorbehalten.

Prof. O. B. — Lemberg. Wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an.

Inhalt des Januarheftes, Nr. 7, der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel: Der Scharfenstein in Niederhessen. — Zum 1. Januar 1894. — Der Taunusklub in Frankfurt a. M. — Eine Feldbergbesteigung in alter Zeit. — Berichte. — Ausführliche Besprechungen und Kritiken. — Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 3. Kassel, 2. Februar 1894.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Leichter Sinn.

Carpe diem.
Horaz.

Wenn am Strauch die Knospen schwellen
In der Sonne goldnem Strahl,
Wenn die eisbefreiten Wellen
Munter gleiten durch das Thal,
Wenn zum lichten Aether heben
Lerchen ihren Jubelflug,
Denk' ich wohl mit gutem Fug:
Eine Lust ist es zu leben,
Und der Tod kommt früh genug.

Was der junge Lenz versprochen
Bringt herein der Monde Flucht,
Blüthen, die er aufgebrochen,
Tragen reiche Segensfrucht;
Von dem süßen Blut der Reben
Schlürf' ich schwelgend Zug um Zug,
Und mein Sang hat guten Fug:
Eine Lust ist es zu leben,
Und der Tod kommt früh genug.

Aber wenn mit trübem Schauer
Winter bricht in's Land herein,
Wenn mir hinter sichern Mauern
Winkt des Herdes trauter Schein,
Kann ich mich zu eigen geben
Jedem holden Selbstbetrug,
Und auch dann sag' ich mit Fug:
Eine Lust ist es zu leben,
Und der Tod kommt früh genug!

Nimmer drum lass' Dich entmuthen
Durch die Launen des Geschicks;
Alles lenkt Dir wohl zum Guten
Macht und Gunst des Augenblicks;
Fühlt Dein Herz auch oft mit Beben
Wunden, die das Leben schlug,
Hat das Wort doch guten Fug:
Eine Lust ist es zu leben,
Und der Tod kommt früh genug!

Otto Braun
(Aus allerlei Tonarten).



Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

II.

Die Haupt- und Residenzstadt Kassel.

Von F. Zwenger.

Wir beginnen heute mit der Schilderung der Haupt- und Residenzstadt Kassel. Dem topographischen Theile unseres Artikels legen wir eine Beschreibung Kassels in dem „Journal von und für Deutschland“ zu Grunde, das von 1784—1792 erschien und nach dem Urtheile des Historikers Fr. Chr. Schlosser zu den gediegensten deutschen Zeitschriften der damaligen Zeit zählte. Wir bringen die Darstellung des Verfassers, der seinen Namen nicht genannt hat, dem man aber eine scharfe Beobachtungsgabe und große Kenntniß der Verhältnisse nachrühmen muß, theils im Auszuge, theils wörtlich, und gewiß wird es für die Leser nicht uninteressant sein, Vergleiche der damaligen Zustände in Kassel mit den heutigen zu ziehen.

Der Verfasser beschäftigt sich zunächst mit der Lage Kassels und beginnt seine Aufzeichnungen wie folgt:

„So schön und reich an Schönheiten die Lage Kassels durch den Anbau der Kunst mit dem Anfange dieses (XVIII.) Jahrhunderts ist, so schön war sie immer von Natur. Sie liegt am Abhange einer von einem großen und weiten Thale umgebenen Anhöhe, und der Fuldastrom durchschneidet das alte Kassel in die zwei Theile der eigentlichen Alt- und Neustadt. Diese letztere aber hat vermuthlich seit der Zeit den Namen der Unterneustadt bekommen, seit welcher durch Veranlassung der vom Jahre 1685 dahin gekommenen französischen Flüchtlinge (Hugenotten) auf ihrer Anhöhe eine Oberneustadt entstanden ist. Folglich besteht sie aus drei Städten und hat nach dem siebenjährigen Kriege eine mit der Oberneustadt verbundene Vorstadt bekommen; diese heißt, weil sie durch eine Straße nach dem Lustschloß Weißenstein hinführt, die Weißensteiner Vorstadt. Ihr Anbau ist durch schlechte Kolonisten verunglückt. Eine andere Reihe Häuser, welche an die Unterneustadt stößt, ist durch ein hier liegendes Hospital, das vor Alters ein Siechenhof war und noch so genannt wird, auch eine Vorstadt geworden. Sie ist durch ein sehr großes Krankenhaus, Charité genannt, verlängert. Die stößt so dicht an das Dorf Bettenhausen, wo ehemals ein Bethaus war, daß es mit zur Vorstadt zu gehören scheint. Beiden gegenüber an der Fulda ist die eigentlich einzige Ebene bei Kassel, der Forst genannt; im Jahre 1729 und im siebenjährigen Kriege faßte sie ein Lager von 12 000 Mann. Man heißt die letztere Vorstadt auch die neuen Häuser. Unter dem sogenannten Weinberge vor dem Frankfurter Thore ist die Anlage zu einer dritten Vorstadt. Das eigentliche Kassel hat, ohne die dazu vor den Thoren gehörigen Häuser, 1228, wird aber und ist durch die nach der Niederreißung der Festungswerke und die dadurch entstandenen großen Plätze und wirklichen Anlagen neuer, zum Theil schon bebauter Straßen eine von den deutschen Städten mittlerer Größe. Von den vier Weltgegenden her umgiebt sie näher oder entfernt ein weiter Kranz von waldigen Bergen, die näheren sind eine Stunde, die weiteren eine Meile davon gelegen. Von der südöstlichen und nördlichen Seite führen Landstraßen über Berge und durch Thäler nach dem ober-, dem niedersächsischen und dem fränkischen Kreise, auch dem oberrheinischen hin, von welchem sie die letzte Stadt ist; westlich geht man über Berge nach dem westfälischen hin. Die Fahrt aus einem in den andern durchschneidet sich gleichsam in der Stadt und giebt ihr manchen Vortheil wegen starker Durchfuhr. Der Fuldastrom, welcher von seinem Zusammenfluß mit der Werra bei Münden bis nach Hersfeld acht Meilen unter Kassel schiffbar ist, bringt ihr und einem Theile Hessens die holländischen Waaren von Bremen, führt aber auch die Landesprodukte, besonders Linnen, Holz, Eisen und Steine aus. Wenn die an einander grenzenden Fürsten von Hessen und dem fränkischen Kreise sich über Niederlagen und gute Landstraßen vergleichen wollten, so könnten sie auf diese Art zu beiderseitigem Nutzen die Weser und den Main einander näher bringen.

Nach dem Verhältniß der nicht von allen Seiten gleich fruchtbaren Umgegend Kassels kann keine deutsche Stadt durch Dörfer, Felder, Wiesen, Gärten und Bäume an den Straßen angebauter sein, als sie. In allem aber bemerkt man mehr die nach und nach anbauenden Fürsten, als den Bürger oder Bauern. Die südöstliche Seite, als die weiteste um die Stadt, ist die reichste davon, und durch prächtige Gebäude und Anlagen der Landgrafen in der Nähe und von der Ferne her, ein durch die Aussicht jeden Fremden überraschendes Lustgefilde. Man übersieht dasselbe vom Friedrichsplatz, als dem größten der Stadt, und besonders von einer Reihe von Häusern, welche deswegen Bellevue heißt. Ueberhaupt führt jedes der vier Hauptthore der Stadt nach einem der benachbarten fürstlichen Lustschlösser und Gärten hin. Die Luft ist, nachdem durch Niederreißung der Wälle und Füllung der Gräben solche die ganze Stadt freier durchstreicht, so gesund, daß ansteckende Krankheiten hier seltener sind, als anderwärts. Wasserleitungen von nahen Bergen geben ihr ein gesundes Wasser. Nach dem Durchschnitt der Geborenen und Sterbenden von mehreren Jahren hat sie 20 000 Einwohner, doch ist die Besatzung nicht mitgerechnet. Die meisten Straßen und Gassen der Altstadt, als ihres größeren Theiles, werden auf beiden Seiten von einem Bach, namens Drusel, dessen Wasser in einem Behälter gesammelt wird, durchwässert. Dies und das größtentheils schönste Pflaster, das eine Stadt haben kann, machen sie sehr rein. Die Volksmenge muß man nicht nach den großen Plätzen und breiten langen Straßen der Oberneustadt beurtheilen; ein Prinz, Minister oder General bewohnt hier oft ein großes Haus, einen Kasselschen Palast allein; der untere Theil der Stadt zeigt in vollen Häusern die meisten Einwohner.

Das alte Residenzschloß, die Stiftskirche zu St. Martin, die Brüderkirche, von den Brüdern des Ordens der heiligen Maria vom Berge Karmel so genannt, und die Maria-Magdalenenkirche in der Unterneustadt nebst einigen noch übrigen Klostergebäuden und dem Rathhause zeigen die Gothische Periode der Stadt; der Renthof, welcher die höchsten Landeskollegia in sich begreift, der Marstall, das Zeughaus nebst anderen minder beträchtlichen öffentlichen Gebäuden den seit dem 16. Jahrhundert besser werdenden Geschmack der Baukunst, vorzüglich unter Landgraf Wilhelm IV. und seinem Sohne Moritz; die Oberneustadt und Kassels eigentliche Prachtgebäude, vom Orangeriegebäude in der Aue unter Landgraf Karl bis auf's Museum unter Landgraf Friedrich, schildern die Theilnehmung der Landgrafen unseres Jahrhunderts an dem nunmehr verbesserten Geschmacke. Hiernach sind die Privathäuser von Holz und Stein beschaffen. Eine neue Brücke über die Fulda, welche der jetzige Landgraf Wilhelm IX. herstellt, verursachte die Niederreißung der schlechtesten Häuser in dem ebenso schlechten Theile Kassels und trug wesentlich zur Verschönerung bei. Die alte Brücke war so gefährlich schadhaft geworden, daß dies die Erbauung einer neuen nothwendig machte. Im Ganzen, es sei alt oder neu, herrscht aber nicht der bunte oder groteske Geschmack mancher Reichsstadt, aber auch nicht der Prunk von italienischen Façaden, hinter welchen nur ein gewöhnliches altes Haus steht. Der Bürger von Kassel baut nach dem Beispiele seiner Fürsten gerne, hat die Materialien gut, und zu Wasser, fand auch von jeher Unterstützung.

Von Hauptplätzen, Straßen und Gebäuden sind folgende beachtenswerth: das fürstliche Residenzschloß, ein Viereck von Quadersteinen, wegen seiner ausgesuchten herrlichen Lage an der Fulda. Ein ihm gegenüber liegender Platz, ein römischer Circus, war unter Landgraf Moritz zu ritterlichen Uebungen bestimmt; sie haben sich ganz in die Waffenübungen unserer stehenden Soldaten verwandelt, jetzt ist er also Paradeplatz. Wo sonst das Judizirhaus war, da ist jetzt ein Säulengebäude, jedes ein Bild seiner Zeit, im herrschenden Geschmacke des Jahrhunderts. Blos die Niederreißung der Festungswerke hat, verhältnißmäßig zur Größe des nunmehrigen Platzes, den Säulenbau zu klein gemacht. Der bekannte Bildhauer Nahl hat den Circus, der 440 Fuß lang und breit ist, mit römischen Ringern, Schleuderern, kolossalischen Pferdebändigern ausgeschmückt. Zu den Füßen eines der letzterern wird mit Recht die Trommel getadelt. Es ist übrigens durch den im Jahre 1770 vom Landgrafen Friedrich gestifteten größeren hessischen Orden vom goldenen Löwen ein neuer hessischer Ritter entstanden; für dessen jährliches Ordenskapitel und den Ritterschlag ist im Schlosse ein Saal eingerichtet worden, der als Ordenssaal in seiner neu-antiken Art sehenswerth ist. Der kleinere Orden für Hessens brave Krieger ist bekannt. Andere alte und öffentliche Gebäude Kassels haben außer ihrem Alter nichts Besonderes an sich. Von den alten Kirchen der Stadt ist die vom heiligen Martin die einzige, welche allenfalls ein Beweis der Andacht sein könnte, die man mehr daran schätzen sollte als den Geschmack, in welchem sie gebaut ist. Die darin befindliche Erbgruft der Herren Landgrafen macht sie als die Ruhestätte großer Fürsten merkwürdig. Landgraf Friedrich II. ruht in einem Gewölbe der

von ihm erbauten katholischen Kapelle. Die noch von den ehemaligen Klöstern in Kassel übrigen Gebäude sind außer dem gewesenen Nonnenkloster zum Ahnaberge, Augustinerordens, Beweise, daß die Stadt zur Zeit frommer Stiftungen keine der reichsten war, sowenig von Seiten der Stiftenden, als derer, welche den Genuß von jenen hatten. Es schildert auch Mittelalter und neue Zeit, wenn das angeführte Kloster jetzt eine Kaserne für des Landgrafen Leibgarde zu Pferde und zu Fuße ist. Das Hofhospital ist eine Stiftung von Landgraf Heinrich I., 1297 der heiligen Elisabeth gewidmet, das Gebäude aber ist neuer. Von später errichteten Gebäuden ist das Zeughaus aus dem 16. Jahrhundert seiner Größe nach dem kriegerischen Geiste Hessens angemessen; der siebenjährige Krieg raubte ihm viele Denkmale vom bewiesenen Muthe der letzteren. Der sogenannte Renthof, zum Theil das ehemalige Karmeliterkloster, ist wenigstens so räumlich, das die meisten hohen Landeskollegien darin ihren Platz haben.

Betrachtungswürdiger sind einige neue Gebäude in und bei der Stadt, alle von Zeiten Karl's an bis auf die von Friedrich II., zumal da sie den Kenner der Wissenschaft beschäftigen und unterhalten können. Nach der Zeitrechnung dargestellt sind sie ein Beitrag zur Geschichte neuer Literatur und Kunst, doch mehr zu dieser, als jener. Entweder liegt's im Geiste der hessischen Fürsten oder ihres Volkes, der in beiden kriegerisch ist und bleibt, daß Kassel niemals ununterbrochen ein Sitz der Wissenschaften blieb. Meßkunst und die damit verwandten Wissenschaften, Astronomie besonders, sind ausgezeichnete Liebhaberei eines Landgrafen nach dem anderen gewesen, in neuester Zeit Kriegswissenschaft, mit solcher schöne Kunst. Mich deucht, daß man dies einem Fürstenhause und einem deutschen Volke zum Verdienste anrechnen sollte, sobald es fester Charakter ist.

Karl's und Friedrich's II. Kassel ist und bleibt eine neue Schöpfung, die Wilhelm IX. allem Ansehen nach vor dem Ende des XVIII. Jahrhunderts vollenden wird."

Die hohen Feiertage in Marburg vom 15. bis 23. Juni 1653.

Von G. Th. Dithmar.

Nach einer großen Fluth, welche guten Erdboden weggeschwemmt, tiefe Rinnen und Spalten gerissen und allerlei Gerölle in den Weg geworfen, giebt es Arbeit, wenn man die angerichteten Schäden heilen und den früheren Zustand wieder herstellen will. Ebenso bedurfte es auf dem höheren Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Sitte einer heilenden Thätigkeit in den deutschen Landen, nachdem der zerstörende dreißigjährige Krieg in dem westfälischen Frieden sein Ende gefunden hatte.

In der Landgrafschaft Hessen war es die Wittwe Wilhelm's V., Amalie Elisabeth, welche, soviel in ihrer Macht stand, für ihr Volk Sorge getragen hatte, welche, als der Friede geschlossen war, nun mit der Absicht umging, die vom Landgrafen Philipp gegründete Universität als eine helle Leuchte für Land und Volk wieder in das Leben zu rufen. Heil erblühte dem Hessenlande durch Mutter und Sohn, und das getreue Hessenvolk hat es an Dank und Nachruhm nicht fehlen lassen.

Seit dem Jahre 1624, also während des dreißigjährigen Krieges, bestand zwar noch die Universität zu Marburg, allein Marburg und ganz Oberhessen, das einst durch seines Vaters Testament Ludwig IV., genannt Testator, zugefallen war, war Hessen-Darmstädtisch geworden, und die Universität war zu einer streng lutherischen gemacht worden. In Kassel sollte eine höhere Schule, das Mauritianum, vom Landgrafen Moritz gegründet, einen Ersatz für die verloren gegangene Universität leisten, und seit 1633 wurde dasselbe 20 Jahre lang eine aber nicht genügende Universität.

Auf die Regentin Amalie Elisabeth folgte ihr Sohn Wilhelm VI., der Gerechte genannt, der den Gedanken seiner im Jahre 1651 verstorbenen ruhmwürdigen Mutter, eine Universität zu schaffen, verwirklichte, so daß er der zweite Gründer genannt wird. Aber so leicht ging die Sache doch nicht von statten. Für das erste bedurfte es der kaiserlichen Bestätigung. Diese für Hessen-Kassel zu erlangen schien nicht leicht. Hatte im dreißigjährigen Krieg Hessen-Darmstadt auf österreichischer Seite gestanden, so war ja im Gegentheil Hessen-Kassel Gegner des Kaisers gewesen.

Eine andere Schwierigkeit war: an welchem

Ort soll die neue Universität ihre Stelle haben. Es machten Kassel und Hersfeld Ansprüche auf dieselbe. Marburg, eine lutherische Stadt, gab für eine Universität, welche mehr den reformirten Charakter tragen sollte, gerechtes Bedenken.

Eine dritte Schwierigkeit fand man in der Wahl geeigneter Lehrer oder Professoren. Es mochten solche nach der zerstörenden Herrschaft des Kriegsgottes nicht im Ueberfluß vorhanden sein.

Das erste Bedenken wegen der kaiserlichen Bestätigung ließ man im Vertrauen auf die frühere von Kaiser Karl V. 1541 gegebene Bestätigung fallen.

Den Ort betreffend, so erkannte man die Vorzüge Marburgs, in welchem der Universität seit 1527 schon eine Heimstätte in den alten Klostergebäuden bereitet worden war. Die gesunde und reizende, schon viel besungene Lage der Stadt fiel in das Gewicht, und für Marburg ward sich entschieden.

Hier soll nun nicht vergessen werden, darauf hinzuweisen, daß Landgraf Wilhelm VI. zwei vortreffliche Räthe hatte, die ihm helfend bei seinem Werke zur Seite standen, Reinhard Scheffer und J. H. Dauber. Als dritten kann ich noch den landesherrlichen Kommissar und ersten Rektor der neuen Universität, den Professor Crocius, zufügen, der bisher in Kassel an der Universität eine Stelle hatte. Die gelehrten Häupter, welche damals nach Marburg berufen wurden und die Ehre hatten, Lehrstühle zu besteigen, waren folgende:

Aus Kassel kamen nach Marburg mit Joh. Crocius und Sebastian Curtius (Theologen) Erich Graff und Joh. Kleinschmidt (Juristen), Gregor Stannarius und Werner Geise (Philosophen). Von der früheren Darmstädter Universität verblieben die Juristen: Joh. Breidenbach (schon 1614 Professor zu Gießen) und Joh. Kornmann. Dazu kommt Joh. Tilemann, ein Mann, der zuletzt Jude geworden sein soll. Er hat einen Vorgänger in dieser Wunderlichkeit in einem gewissen Vietor, Sohn des Professors H. Vietor, im 16. Jahrhundert. Dazu kommt ferner Chr. Fr. Crocius, Professor der Medizin, früher in Bremen, dann ein Sohn des Juristen Kornmann, Joh. Hartmann Kornmann (Jurist) und schließlich Carolus Lombardus, früher katholisch, in Zürich evangelisch geworden, dann in Kassel gewesen. Somit waren es 12 Professoren, während Gießen, 1650 wieder eröffnet, nur 11 Professoren hatte, zum Theil solche, die bisher in Marburg gelehrt hatten, wie namentlich Menzer und Feuerborn.

Ein Uebel, welches bisher die Universitäten geschädigt hatte, sollte fortan durch die angestellten Professoren aus der Welt geschafft werden, das war der Pennalismus, eine kaum zu beschreibende Rohheit, welche, gefördert durch das frühere wilde Kriegsleben, endlich einmal ausgerottet werden sollte. Solange Unkraut und Gestrüpp nicht ausgerottet wird, ist eine Besamung und Bepflanzung des Erdbodens ganz unmöglich. Einige der Rohheiten sollen hier nur namhaft gemacht werden. Namentlich die sogenannten Füchse wurden derart von alten Studenten mißhandelt, daß ihnen die edle Zeit ganz und gar verloren ging. Sie hatten ihre sogenannten Schoristen sklavisch zu bedienen, mußten wie Thiere umherkriechen und bellen, Salz, Scherben, Koth gemengt verschlingen, Unzucht treiben, Kleider verpfänden, Schulden machen, alles auf Befehl der sie Beherrschenden, und sonst noch unter deren Tyrannei leiden und verderben. — Comessatum et scortatum — adducti sunt.

Nicht erst in neuerer Zeit sind Stiftungstage, Jubiläen und sonstige Feierlichkeiten in Schwang gekommen. Wie feierlich, ja üppig es schon damals bei der Neubegründung der Universität Marburg herging, das ausführlicher zu berichten soll jetzt meine Aufgabe sein. Das Bild ist nach alten Aufzeichnungen in getreuen Zügen von Professor Henke entworfen worden in einer Rede am Geburtstag des Kurfürsten, am 20. August 1861, gehalten, die mir hier den Stoff darbieten soll.

Der gütige Fürst wollte nicht allein der Universität, er wollte der lieben Stadt Marburg, ja seinem ganzen Lande eine große Freude bereiten.

Den 15. Juni, an einem Mittwoch, war der Einzug des Landgrafen, den folgenden Tag war die Hauptfeier, dann folgten Disputationen und Examina und am Sonntag den 19. Juni Gottesdienst, Montag den 20. Promotionen in der Aula, am 21. Fest auf dem Kämpfrasen und theologischer Redeakt, am 22. wieder Redeakt, diesmal juristischer, und Komödie auf dem Schloß, am 23. medizinische Rede und dann noch Dankrede und Schlußrede der Philosophen.

Wie passend war doch die zu der neuen Universitätsweihe gewählte Zeit!

Seit unvordenklichen Tagen war die Sonnenwende im Juni bei den Deutschen eine hohe Zeit, eine festlich gefeierte. Die Freude über den vollendeten Sieg der Segen bringenden Sonne erreichte in diesen Tagen ihren Höhepunkt. Es sind jetzt alle Schätze der Natur wie durch einen Zauber aus der Tiefe gehoben, aller Segen hat sich in Fülle über die Erde ergossen. Darum

froher Gruß an das lichte Tagesgestirn, ihm zu Ehren Spiel, Gesang und Jubel! Die Mächtigen veranstalteten insbesondere zur Sommersonnenwende Hochgeziten (frohe Feste) und Turniere.

Was jetzt unser Landgraf in's Leben rief, war ebenwohl ein Turnier, doch kein auf wenige Tage beschränktes, es war ein Turnier in idealem Sinne, ein Kampf mit den Waffen des Geistes auf dem hohen Gebiete der Wissenschaft, in welchem dem Sieger ein unverwelklicher Kranz, ein Preis nicht von dieser Welt winket. „So stigent mir die sinne höher danne der sunnen schîn." (Walther von der Vogelweide.) —

Von Anfang an war die Stadt bei heiterem Wetter mit Auswärtigen überfüllt, Ehrenpforten gebaut, die Häuser mit grünen Zweigen geschmückt, Kanonen donnerten vom Markt und Schloß, zwei Musikbanden, in einer Laubhütte oben am Schloßberg verborgen, spielten abwechselnd. Studenten und Beamten waren dem Landgrafen und seiner Gemahlin Hedwig Sophie, der Schwester des großen Kurfürsten, entgegengeritten. Am Hospital (der Sieche) wurde der Landgraf und die mit ihm kommenden Herrschaften vom Stadtrath und mit einer Rede des Stadtschreibers empfangen. Bei dem Schloß waren die Professoren versammelt, und Werner Geise, jetzt Professor der Eloquenz, bewillkommnete den Landgrafen mit einer kurzen lateinischen Rede. Dauber antwortete im Namen des Fürsten ebenfalls lateinisch. Es folgte eine öffentliche Tafel, zu welcher auch die Studenten zugelassen wurden. Es waren an 200 weniger vier. Te Deum und Nr. 122 gesungen. Predigt des alten Crocius. Die Professoren waren sechsspännig auf das Schloß gefahren. Der Landgraf hatte in dem mit Teppichen geschmückten Rittersaal den Ehrenplatz auf einem mit schwarzem Sammet belegten Sessel. Von da Zug in die Aula an der Lahn. Hier ein Thronhimmel für den Landgrafen, dessen Sitz mit grünem Sammet drapirt. Der Landgraf zog ein in glänzender Uniform, jeder Professor, — es waren ja nur ein Dutzend —, hatte zur Seite einen Edelmann, voran der Oberforstmeister von Meysenbug und der Oberst von Uffeln. Graf Hohenlohe und der Komthur des deutschen Ordens geleiteten den Rektor Crocius. Es waren da auch zu sehen: Scheffer, Dauber, von Riedesel, von Scholley, von Geyso, Erbschenk Schenk zu Schweinsberg, Vultejus, Sixtinus u. a., alle in stattlicher Amtskleidung. Geh. Rath Dauber verkündigte die Eröffnung der Universität. Er gedachte im Eingang der Verdienste der verstorbenen Mutter des Landgrafen, der Retterin des Hessenlandes (die auch an unserem Dichterfürsten Schiller einen Verherrlicher gefunden hat), welche Henke eine „unvergleichliche Mutter" nennt, und welche die Regierung in Hessen „zur Bewunderung von ganz Europa" geführt hatte. Er überreichte dem Rektor Crocius das Scepter, Album, Statuten, Schlüssel, Siegel und Privilegium. Es folgt eine neue Rede des nun installirten Rektors Crocius. Schön setzt er auseinander, wie man zu dem Tempel der Ehre nur auf dem Wege der Virtus gelangt. Einer aus der Stadt, Philipp Kroll, sagt dem Landgrafen im Namen der Stadt verbindlichen Dank. Es folgt Festmahl im Rittersaal. Da speisten mit dem Fürsten und hohen Adel die Professoren, Bürger und Studenten, und allgemeine Heiterkeit beseelte Alle. Am Sonntag predigten Curtius und Stockenius (damals Hofprediger) auf dem Schloß. Montags Promotionen, Fest im Rittersaal, Rektorschmaus. Am folgenden Tag Beeidigung der Professoren durch den Kanzler Vultejus; Nachmittags großes Scheibenschießen auf dem Kämpfrasen, an welchem der Landgraf Theil nahm. Am Mittwoch Komödie vom verkauften Joseph in Egypten, Donnerstag verläßt der Landgraf Marburg unter dem Jubel des Volkes und Salven des Geschützes.

Alles verlief in Frohsinn und in den Schranken des Anstandes unter den Augen des hochgeachteten und geliebten jungen (damals 24 Jahre alten) Fürsten.

Preis, Marburg, dir! Gestritten
In dir ward jeder Zeit,
Es kamen hergeritten
Oft Ritter, hoch gemeit.
Stattlich zu Roß mit Schild und Speer
Erkämpften sie hier Preis und Ehr.

Dann auf des Fürsten Rufe
Sah man auch Streiter hier
Auf noch viel höhrer Stufe
Gekommen zum Turnier.
Gerüstet mit dem scharfen Sinn
Der Jugend Schaar zum Hochgewinn.

Kampf gab es wider Mächte,
Die hüllten unser Land,
Vergruben Geistes Rechte,
Die Gottes Wort verbannt.
Doch juble, Stadt! in Schlacht und Krieg
Erfochten ward des Lichtes Sieg.

Die Taufe des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen

am 10. Januar 1894 zu Frankfurt a. M.

Während eines längeren Besuches bei der Mutter ihres Gemahls, Ihrer königlichen Hoheit der Landgräfin von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen wurde am Donnerstag den 23. November 1893 Mittags 1 Uhr in deren Villa zu Frankfurt am Main Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Margarethe von Hessen, Prinzessin von Preußen, seit dem 25. Januar 1893 vermählt mit Sr. Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen, von einem gesunden, kräftigen Prinzen leicht und glücklich entbunden. Die glücklichen Eltern, welche ihren ständigen Wohnsitz im alten landgräflichen Schloß Rumpenheim bei Offenbach haben, wo nach längerem Unbewohntsein bedeutende Veränderungen und Verbesserungen nöthig gewesen waren, waren im Begriff dorthin überzusiedeln. Am Abend der Geburt traf sofort von Berlin Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich zur Pflege der jüngsten Tochter hier ein und nahm ebenfalls in der landgräflichen Villa Wohnung.

Prinz Friedrich Karl ist der dritte Sohn der Landgräfin. Der älteste, Landgraf Friedrich Wilhelm, verunglückte auf einer Reise von Singapore nach Batavia im indischen Ozean am 14. Oktober 1888. Der zweitälteste Bruder, Alexander Friedrich, zur Zeit noch unvermählt, ist seitdem im Besitz des Fideikommisses und führt den Titel Landgraf von Hessen, die übrigen Prinzen des landgräflichen Hauses haben das Recht sich Landgrafen zu Hessen zu nennen, ähnlich den nachgeborenen Prinzen der großherzoglich sächsischen und mecklenburgischen Häuser, die Herzöge zu Sachsen ꝛc. heißen. Prinz Friedrich Karl ist Premierlieutenant à la suite der Armee und trägt die Uniform des 1. Gardedragonerregiments, bei welchem er mehrere Jahre Dienst gethan hat.

Behandelnde Aerzte Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Friedrich Karl waren der Hausarzt Dr. Hartmann aus Hanau, welcher schon während einer langjährigen Thätigkeit im landgräflichen Hause demselben als ärztlicher Berather besonders nahe steht, und Dr. Stahl von Frankfurt.

Der junge Prinz, welcher seit einigen Wochen eine hessische Amme aus der Schwalm erhielt, hat sich äußerst kräftig weiter entwickelt.

Am 10. Januar 1894 wurden ihm in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Sigismund Viktor beigelegt, die ersteren beiden, die Rufnamen, nach den beiden Großvätern. Die Taufe konnte des beschränkten Raumes wegen nur im kleineren Verwandtenkreise stattfinden, und waren durch Krankheit verschiedene der Geschwister der hohen Eltern am Erscheinen verhindert, auch hatte der Chef des hessischen Hauses, Se. königliche Hoheit der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, sich in Folge seiner Verlobung entschuldigen lassen.

Anwesend waren Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich, Ihre königliche Hoheit die Landgräfin, Se. königliche Hoheit der Landgraf Alexander Friedrich, Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Louise von Preußen, Ihre Hoheit die Prinzessin Sibylle von Hessen, außerdem die Eltern. Seine Majestät der Kaiser hatte als Vertreter den Generaladjutanten Generallieutenant von Winterfeld aus Berlin, allerhöchst beauftragt mit der Führung des Gardecorps, entsendet.

Die Taufe vollzog Pfarrer Eck aus Rumpenheim. Außer dem Gefolge der höchsten Herrschaften, waren nur noch die Aerzte und Professor Gillhausen aus Frankfurt geladen. Der letztere, der frühere Erzieher und Lehrer des Prinzen Friedrich Karl während dessen Besuches des Gymnasiums daselbst, ist seitdem der vertraute Freund des Prinzen geblieben und wurde auch entgegen dem sonstigen Gebrauch in Fürstenhäusern gebeten, eine Pathenstelle zu übernehmen, um ihm dadurch einen Beweis der Anhänglichkeit und Freundschaft zu geben.

Taufpathen des Prinzen Friedrich Wilhelm Sigismund Viktor, Landgrafen zu Hessen ꝛc. ꝛc., Hoheit, sind:

1) Se. Majestät der Kaiser und König;
2) Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Friedrich;
3) Ihre königliche Hoheit die Landgräfin von Hessen;
4) Ihre Majestät die Königin von Großbritannien und Irland;
5) Se. Majestät der König von Dänemark;
6) Se. königliche Hoheit der Landgraf Alexander Friedrich von Hessen;
7) Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin Leopold von Anhalt, Prinzessin von Hessen;
8) Ihre königliche Hoheit die Frau Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin von Preußen;
9) Ihre königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin von Griechenland, Herzogin von Sparta, Prinzessin von Preußen;
10) Se. königliche Hoheit der Großherzog von Hessen und bei Rhein;

11) Ihre Hoheit die Frau Prinzessin von Anhalt, Prinzessin von Hessen;
12) Ihre königliche Hoheit die Großherzogin von Baden;
13) Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Louise von Preußen;
14) Se. königliche Hoheit der Prinz Friedrich Leopold von Preußen;
15) Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Maud von Wales, Prinzessin von Großbritannien und Irland;
16) Ihre Hoheit die Frau Prinzessin Aribert von Anhalt, Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg;
17) Professor Waldemar Gillhausen.

Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich hat sich bereits am 11. Januar wieder nach Berlin zurückbegeben. Prinz und Prinzessin Friedrich Karl haben nunmehr in Schloß Rumpenheim Wohnung genommen.

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

VI.

Agnese von Loßberg hatte ihren bleibenden Aufenthalt bei der Großmutter in Welsen genommen. Zu Hause entbehrte sie Niemand, die junge Stiefmutter wußte den älteren Mann vollauf in Regsamkeit zu erhalten.

„Ohm," sagte Agnese eines Tages zu Tankmar, „ich möchte Sie um etwas bitten. Geben Sie mir nicht immer eine Ausnahmestellung, als ob ich von anderer Art wäre als Sie selber und die Großmama. Sie beide kommen allen meinen Wünschen gütig entgegen, aber die alte Frau verlangt auch etwas von mir, ja, wenn ich die Arbeit nicht recht mache, giebt sie mir einen Verweis. Sie dagegen geben immer und fordern niemals; ja, ich bin oft im Unklaren, ob mein Begehren nicht Ihren Neigungen entgegenstrebt, aber stets erfüllen Sie dasselbe. Lassen Sie mich mitunter auch zu Ihrer Annehmlichkeit und Bequemlichkeit beitragen, oder verweigern Sie mir getrost, was Ihnen nicht paßt, ich bin doch kein Kind, das immer seinen Willen haben muß."

Das Mädchen sprach in der offenen, vertrauenden Weise, die sich die Nichte im Verkehr mit dem Ohm bewahrt hatte, und blickte ihn erstaunt, mit fragenden Augen an, als während ihrer Worte dunkle Röthe ihm in's Antlitz stieg.

„O Agnese," begann er, „Du mußt hier alle Freuden der Jugend entbehren, während Du für uns Licht und Sonnenschein bist."

„Ich bin so glücklich hier," sagte sie mit dem Tone der Ueberzeugung, „niemals möchte ich in mein Vaterhaus zurückkehren."

Er blickte sie an, so sonderbar prüfend, daß sie unwillkürlich die Augen niederschlug.

„Agnese," nahm er dann das Wort, „ich habe einmal geglaubt, das sei Liebe, was ich für Deine Stiefmutter empfand. Jetzt weiß ich seit lange, daß dies aufregende Getändel nichts gemein hat mit dem tiefen, innigen Gefühl unwandelbarer Liebe, welches Du mir einflößest. Nun du selbst mir den Muth giebst, dem bisherigen zaghaften Zaudern ein Ende zu machen, frage ich Dich, ob Du mein Weib werden willst, mein höchstes Glück."

Der Baron hatte seiner Nichte Hand erfaßt, er fühlte sie in der seinigen eiskalt werden. Ihre Wimpern waren gesenkt, aber ein warmer schwerer Tropfen stahl sich unter ihnen hervor und fiel auf Tankmar's Rechte nieder.

„Ich wollte lieber ein Glied verlieren", sagte sie todestraurig, „als Euch betrüben, dennoch kann ich Eurem Wunsche nicht willfahren."

Es ging ein fahler Schein über des Mannes Gesicht. „Genug," sprach er bitter „ich hätte mich von der einen Erfahrung belehren lassen sollen, ich büße meine eigene Thorheit. — Weine nicht, Agnese, Deine Thränen brennen auf meinem Herzen. Laß vergessen sein, was ich gesprochen habe. Sei fröhlich, damit ich nicht zu fürchten brauche, Deine Jugend getrübt zu haben."

Der Nachhall dieser Stunde bebte aber, trotzdem derselben mit keinem Worte gedacht wurde, in allen Gemüthern nach. Der Kummer ihres Sohnes konnte auch der treuen Mutter nicht verborgen bleiben. Im Stillen hatte sie längst Tankmar's Wunsch getheilt und konnte es nicht begreifen, daß Agnese ihn ausschlug.

Mit dem Scharfblick verschmähter Liebe ahnte der Baron vielleicht, daß das Mädchen nach dem bevorzugten Bruder ausschaute, aber das trug nicht dazu bei, ihm die Entsagung leichter zu machen. Männlich sich beherrschend fand er der Schwestertochter gegenüber bald den früheren Ton

des Wohlwollens. Es gewann den Anschein, als wäre alles im alten Geleise, weil ein jeder sein Leid vor dem andern verheimlichte. Tankmar saß wieder viel über den Büchern, seine Gesundheit litt ersichtlich unter dem verborgenen Gram. Frau von Münikerode sah ihn mit Leidwesen dem alten Trübsinn verfallen.

Die Urheberin all' dieses Leids, Agnese von Loßberg empfand für den Augenblick nicht minder den Druck dieser Verhältnisse. Sie aber wähnte, hinausblicken zu dürfen in eine freudige Zukunft.

Durch Eckebrecht's letzten Brief mit der Friedensbotschaft, der im Frühling 1783 eintraf, wehte ein warmer Hauch, ihn umschmeichelte gleichsam Heimathluft. Aus ihm sprach des jugendlichen Eckebrecht leicht erregtes, überströmendes Gefühl. Nach seinen Lieben in Welsen breitete er die Arme aus und äußerte unverhohlen seine Freude, auch Agnese dort zu finden. Weitere Mittheilungen verschob er auf das „will's Gott, nahe Wiedersehen".

Diese dem jungen Oberst in greifbarer Nähe vorschwebende Rückkehr sollte indessen noch um ein volles Jahr verzögert werden, eine Zeit voll Harrens und Bangens, ohne die Erleichterung gegenseitiger Mittheilung.

Endlich, als wieder die Staare auf den blühenden Obstbäumen die schillernden Flügel im Sonnenlicht bewegten, kam ein Bote, von Herrn von Loßberg entsandt. Er brachte die Mittheilung: „Ich habe Schwager Eckebrecht auf dem Durchmarsch nach Marburg frisch und gesund hier gesprochen. Sobald er es irgend ermöglichen kann, wird er heim kommen."

Freudig, jedoch mit Seelenruhe sahen Mutter und Bruder dem Wiedersehen nach langer Trennung entgegen, alle Gefahren lagen ja nun hinter dem Zurückgekehrten. Gott hatte Flügel über ihn gebreitet. Agnese hingegen dehnten sich diese letzten Tage des Wartens zu unerträglicher Länge aus. Voll Ungeduld hoffte sie auf einen Zufall, welcher der Berechnung des Ohmes zum Trotz den heißersehnten Onkel früher herführen sollte, als die andern es erwarteten. Von rastloser Unruhe getrieben, ging das Mädchen oftmals den Weg hinunter, den er kommen mußte, aber immer blickte sie vergeblich die Straße entlang, sie blieb verödet.

Der Juni war bereits in's Land gekommen und hatte Berg und Thal mit seinem frischesten Grün geschmückt. Wiederum war sie hinaus gegangen und schickte sich eben an, unverrichteter Sache heimzukehren, als ein Knabe des Weges daher kam und ihr mit einer Art Heimlichkeit ein Brieschen in die Hand steckte, worauf er schleunig verschwand. Verwundert betrachtete Agnese das Billet, ihr Herzschlag stockte, und ihre Hand zitterte, dasselbe trug Eckebrecht's Schriftzüge.

„Liebe kleine Agnese!" lautete der Inhalt, „Du bist immer gut und liebevoll gegen mich gewesen, so wirst Du mir auch meine erste Bitte nach der Rückkehr nicht abschlagen. Ich muß Dich ohne Zeugen sprechen, bevor ich in den Familienkreis trete. Auf dem wohlbekannten Ruheplätzchen in der Schlucht wartet Deiner in Devotion Onkel Eckebrecht."

Tausendmal hatte sich das Mädchen den Augenblick des Wiedersehens ausgemalt und immer gewünscht, dem über alles Geliebten allein zu begegnen. Bevor seine Angehörigen ihre Rechte an ihn geltend machten, wollte sie das Geständniß seiner Liebe und Treue empfangen. Wie beschwingt eilte sie den Waldweg zur Schlucht hinab. Jetzt bog sie die verschlungenen Zweige auseinander, ihr junges, liebliches Gesicht strahlte von Glück und Erregung, doch stockte der Fuß in banger, jungfräulicher Scheu, die auch den Freudenschrei ihrer halbgeöffneten Lippen zurückdrängte.

Vor ihr auf der Rasenbank saß die hohe Gestalt des Onkels. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und erhob erst beim Knacken eines Astes das gebräunte, männlich schöne Antlitz. Im nächsten Augenblick stand er neben dem bebenden Mädchen, das vermeinte, er müsse es wortlos an sein Herz ziehen. Eckebrecht aber ergriff nur ihre beiden Hände und sagte, sie anschauend: „Wie groß und schön Du geworden bist, Agnese." Sein Wesen war beherrscht von einer Befangenheit, welche es ihm schwer machte das rechte Wort zu finden. Daß dieses aber keine Liebeserklärung enthalten würde, fühlte die Nichte schon beim Freigeben ihrer Hände.

Sie schüttelte denn auch den Bann ab, der ihre Zunge gefesselt hielt und sagte innig: „Du hast ein Anliegen, Onkel Eckebrecht; fordere, was Du willst, wenn ich Deinen Wunsch erfüllen kann, ist er gewährt."

„Siehst Du, darauf rechnete ich bei meinem treuen Kameraden. Setze Dich zu mir, liebe Agnese, es ist nicht in zwei Worten gesagt."

Sie folgte willenlos und blickte erwartungsvoll zu ihm auf.

„Du kennst Mama," begann er, „sie will auch bei den flügge gewordenen Kindern das erste Wort mitreden. Im Augenblicke des Wiedersehens möchte ich keine Verstimmung bei ihr hervorrufen, darum . . ."

„Wenn Du Geld brauchst," unterbrach ihn Agnese liebevoll, „ich kann über mein mütterliches Erbtheil verfügen."

„Gutes Kind“, entgegnete er ihre Hand ergreifend. „Nein, das ist es nicht, ich habe eine Gattin mitgebracht, der ich einen freundlichen Empfang in ihrer künftigen Heimath sichern möchte.“

Das Mädchen schnellte von dem Sitz empor, ihm ihre Hand entreißend, griff sie damit nach dem Herzen. Einen Augenblick war es ihr, als drehe sich alles mit ihr im Kreise herum, aber sie gewann ihre Fassung wieder, bevor ihr Nachbar gewahren konnte, wie jäh und tief er ihr Herz mit seiner Mittheilung verwundet hatte.

„Du brauchst nicht so sehr zu erschrecken,“ fuhr der Offizier fort, „ich führe Euch nicht etwa eine Schwarze oder Rothhaut zu. Alice ist eine vollkommene Lady aus vornehmer englischer Familie, vielleicht reichlich verwöhnt für die beschränkten Verhältnisse von Münikerode. Ich habe gedacht, wenn Mutter einverstanden wäre, da Tankmar nicht heirathet, . . .“

„Du irrst,“ entgegnete Fräulein von Loßberg, „Ohm Tankmar wirbt um mich, und ich stehe im Begriff, ihm mein Jawort zu geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Mütterlein.

Ich ging einmal spazieren
Im hellen Frühlingsschein,
Da saß an grüner Hecke
Ein altes Mütterlein.

„Freut Ihr Euch auch der Blüthen?“
So hab' ich sie gefragt,
Da lächelte sie müde
Und hat zu mir gesagt:

„Ich freu' mich nicht der Blüthen,
In mir ist's todt und still,
Ich bin allein auf Erden,
Möcht' sterben —, wenn's Gott will.

Es sind gestorben alle,
Die ich geliebet hab',
Zuletzt bei Gravelotte
Da legte man in's Grab

Mir meinen Sohn, den letzten.
Nun seh' ich jede Nacht,
Wie seine Brust durchschossen
Ward einst in wilder Schlacht,

Und wie er liegt verlassen
Auf blut'gem Feld, mein Bub',
Bis man ihn mit den Andern
In einer Gruft begrub.

Ich wollt', ich wär' im Himmel
Bei meinem lieben Sohn,
Ich glaub', die Wunden heilten
Da oben lange schon.“ —

Und heute schallen Glocken
Mit lautem, hellen Klang.
Sie dringen durch die Lüfte
Wie froher Siegessang.

Das macht sie läuten endlich
Zur Ruh' das Mütterlein.
Das mag nun wohl im Himmel
Bei seinem Sohne sein.

Haina. **Emilie Scheel.**

Dr Mond sit mieh bie die Sonn.[1])

(Schwälmer Mundart.)

Gesah höt sälle[2]) die Sonn
Dott hengerm Hollerbüsch stieh
Ee Poor bie Annleis ö Kon.[3])
Dos härr[4]) ööch gor net gestieh[5]).
Dos wor dos Poor net gewohnt;
Dos lüß sich sah nür vomm Mond.
Dr Mond sit mieh bie die Sonn.

Os Kammerfänster bei Dôk,
Ha, stehj dr Källe[6]) noch nie.
Bei Nôcht em gor naut dro lôk.
Om Bläumebrät[7]) saß sich's so schie[8]).
Seng Steihje wodd[9]) ööch belohnt;
Doch eemol sah es dr Mond.
Dr Mond sit mieh bie die Sonn.

Grod höt dr Källe in Monz[10])
Vom Annleis häzhaft gekrecht;
Do schmonzt[11]) dr Mond: „Na, die konns![12])
Bann Kon de Hals nür net brecht!
Dos Bläumebrät es scho mosch[13]).
Es wär doch schod fer de Bosch[14])!
Ha, ich sah mieh bie die Sonn!“

[1]) Der Mond sieht mehr als die Sonne. [2]) Gesehen hat selten, [3]) dort hinter dem Holunderbusche stehen ein Paar wie Anna Elisabeth und Konrad, [4]) hätte, [5]) nicht gestanden (wäre unpassend gewesen), [6]) stieg der Kerl, [7]) Blumenbrett, [8]) schön. [9]) Sein Steigen wurde, [10]) einen Kuß, [11]) lächelte, [12]) können es, [13]) morsch, [14]) Burschen.

Kurt Ruhn.

Aus alter und neuer Zeit.

Kurfürst Wilhelm I. von Hessen hatte wie bekannt einen tiefen Haß gegen alles Französische. Er wollte auch keine französische Musik hören. Trotzdem liebte er sehr die kriegerischen Weisen Gasparo Spontini's, die er für italienische hielt, obwohl dieser der eigentliche Komponist des französischen Kaiserreichs war und seit 1804 in Paris lebte. (1820—1842 war Spontini Generalmusikdirektor in Berlin und starb 1851 in Jesi im Kirchenstaat, seinem Geburtsort). Zur glänzenden Feier der Rückkehr des Kurfürsten sollte Spontini's „Vestalin“ 1813 auf der Kasseler Hofbühne zur Aufführung kommen. Aber die Intendanz konnte nur das Textbuch auftreiben, nicht auch die Partitur. Die Zeit drängte. Da setzte sich, wie man sagt, der kurhessische Hofkapellmeister Karl Guhr, dieses musikalische Genie des Leichtsinns, hin und schrieb in wenigen Wochen eine Musik in Spontini's Art zu dem bekannten Libretto. Man gab diese improvisirte „Vestalin“ für die Spontini'sche, und der Kurfürst war befriedigt, nicht ahnend, daß er sich damit recht tief unter den ihm so verhaßten französischen Geist gebeugt hatte. So erzählt uns W. H. Riehl in seinem Werke: „Musikalische Charakterköpfe, ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch“. J. S.

Aus Heimath und Fremde.

Am 22. Januar vollendete der Professor Dr. Eduard Zeller in Berlin sein achtzigstes Lebensjahr. Der berühmte Philosoph beging diesen Tag in stiller Zurückgezogenheit. Dies hinderte aber nicht, daß ihm zahlreiche Gratulationen und Ehrungen zu Theil wurden. Die Kaiserin Friedrich sandte Blumen. Das Kultusministerium und die Universität ließen ihm durch Vertreter ihre Glückwünsche abstatten. Se. Majestät der Kaiser ernannte ihn zum „Wirklichen Geheimen Rathe“ mit dem Titel „Excellenz“, und wurde ihm das von dem gesammten Staatsministerium gegengezeichnete Patent durch den Kultusminister Dr. Bosse überreicht. Drahtgrüße in großer Anzahl bezeugten die Verehrung, die der Jubilar in allen Theilen der Welt genießt. — Von 1849 bis 1862 wirkte derselbe als Professor der Philosophie in Marburg. Er war eine Zierde der dortigen Universität. Unserer verehrte Freund Dr. D. Saul in Stuttgart hat in der „Deutschen Rundschau“ ein vortreffliches Lebensbild dieses klassischen Geschichtsschreibers der Philosophie entworfen, auf welches wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen. — Wir behalten uns vor, in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift eine kurze Biographie des gefeierten Gelehrten zu bringen.

Mit Schluß des Monats Januar d. J. werden es 25 Jahre, daß in der belletristischen Beilage zur „Hessischen Volkszeitung“, in den „Feierstunden“, die hessische Erzählung „Roth-Weiß“ aus der Feder Ludwig Mohr's ihren Abschluß fand. Diesen Zeitpunkt betrachtet der Verfasser als den Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Seitdem sind 25 Jahre verflossen und wird, wie wir hören, der Genannte um jene Zeit sein 25jähriges Schriftstellerjubiläum im Kreise einiger vertrauter Freunde feiern. Die dritte Auflage von „Roth-Weiß“ befindet sich in Vorbereitung. Diese hessische Erzählung fand gleich bei ihrer ersten Veröffentlichung ganz außerordentlichen Anklang und wird heute noch mit größtem Interesse gelesen. Es wird daher auch das Erscheinen der neuen Auflage in Hessen freudig begrüßt werden.

Universitätsnachrichten. Den Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. Karl Wenck und Dr. Reinhard Brauns ist das Prädikat „Professor“ verliehen worden. — In der philosophischen Fakultät der Universität Marburg hat sich Dr. A. Brauer als Privatdozent habilitirt und wird am Sonnabend den 3. Februar seine Antrittsvorlesung *„über neuere Entwickelungstheorien“* halten. — Wie der „Vossischen Zeitung“ gemeldet wird, wird vom nächsten Halbjahr ab in Marburg der Vorstand des dortigen Staatsarchivs, Archivrath Dr. G. Könnecke, Vorlesungen über Archivwissenschaft halten und Seminarübungen in dem neubegründeten staatswissenschaftlichen Seminare des Professors Paul Kehr veranstalten.

Todesfälle. Am 18. Januar verschied an der Influenza, 86 Jahre alt, zu Kassel der frühere Gymnasiallehrer Professor Dr. Johann Karl Flügel. Die „Hessischen Blätter“ widmen dem Verblichenen einen warmen Nachruf, den wir nachstehend wiedergeben: Professor Dr. Flügel war am 7. Juni 1807 als der Sohn eines Fabriks-Vorstehers zu Hanau geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studirte zu Heidelberg Philologie. Von 1830 bis 1832 war er Privatlehrer zu Frankfurt a. M., dann Gymnasiallehrer zu Hanau und Marburg. Im Jahre 1835 kam er bei der Umwandlung des alten Lyceum Fridericianum in ein Gymnasium als Lehrer an dieses

und ist hier verblieben bis zu seiner Pensionirung, die am 17. September 1870 erfolgte. In dieser Stellung hat er über ein Menschenalter lang die volle Kraft seines Lebens entfaltet und galt bald allgemein als die bedeutendste Lehrkraft der Anstalt. In der That war er ein geborener Lehrer und fand in der hingebenden Ausübung seines ungewöhnlich hervorragenden Lehrtalentes diejenige tiefe Lebensfreude, die den alten Junggesellen sich selbst und seinen Schülern stets frisch erhielt und ihn so vor dem Fluche mechanischer Schulmeisterei, der inneren Verödung oder äußeren Verzopfung, schützte. So konnte es ihm auch an der Liebe und Verehrung der langen Reihe von Generationen seiner Schüler nicht fehlen, deren Dankbarkeit in der nach seiner Pensionirung erfolgten Gründung einer „Flügel-Stiftung" und in der Feier seines 80. Geburtstages (1887) auch öffentlich zu weithin vernehmbarem Ausdrucke gelangte. Der „alte Flügel", der außerhalb der Schule vor allem als ein eifriger Theaterbesucher und Kenner der Musik, namentlich derjenigen Mozarts, bekannt war, wird im Hessenlande und namentlich in der Stadt Kassel noch lange unvergessen bleiben. — Am 19. Januar verschied in seinem 94. Lebensjahre der letzte Kasseler Veteran der Freiheits-Kriege, Hofgärtner a. D. Wilhelm Eubell, der, am 8. Juni 1799 geboren, im Jahre 1813, 14½ Jahre alt, im Corps der kurhessischen freiwilligen Jäger den Befreiungskampf mitmachte.

Hessische Bücherschau.

Vor Kurzem erschien in dem Verlag von Thienemann's Hofbuchhandlung (V. Schröder) in Gotha ein Bändchen „Gedichte" von Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff. — Die tief wurzelnde, sehnsuchtsvolle Anhänglichkeit des Verfassers an seine hessische Heimath, die ja auch den Grundton der meisten der Gedichte bildet, welche unsere Zeitschrift ihm zu verdanken hatte, kommt in dieser Sammlung an vielen Stellen warm zum Ausdruck und sichert ihr eine sympathische Aufnahme bei dem hessischen Leser. F. F.

Von unserem verehrten Landsmann Johann Lewalter sind vor Kurzem im Verlag von Ries & Erler vier neue Lieder erschienen, die den Komponisten wiederum als geschickten, feinfühligen Interpreten seines Textes erkennen lassen. Seine Gabe, das Wort des Dichters zu musikalischem Ausdruck zu bringen, tritt wie ein Recensent in einem Kasseler Blatte schreibt, am vollendetsten zu Tage bei dem Geibel'schen Lied „Wenn sich zwei Herzen scheiden", für das er ergreifende Töne gefunden hat. Seine schlichte, dem Volksliede verwandte Art musikalischer Empfindung weiß stets, — mag seine Weise ernst oder heiter sein —, zu unserem Herzen zu sprechen. Vielleicht aber ist seine Begabung am ausgeprägtesten für die in Moll-Akkorden erklingende Sprache seelischen Leides; wenigstens erscheinen uns die dieser Gattung angehörenden Kompositionen zu seinen besten zu gehören, wie auch das zuletzt erschienene Lied: „So reißt sich eines los vom andern". Ein Gedicht desselben Verfassers — Wilhelm Speck — finden wir auch hier: „Vater, er ist hingegangen", die Klage des Mädchens um den verlorenen Geliebten. Dichter und Sänger ergänzen sich bei demselben auf's Glücklichste. Die trauliche Zwiesprache des Mädchens mit dem gefiederten Boten, dem sie Grüße an den fernen Friedl aufträgt, erzählt uns das niedliche Liedchen „Mädchen und Buchfink", das ebenfalls einen Hessen, den Sammler der Kasseler Kinderlieder, Gustav Eskuche, zum Verfasser hat. Ein konventionelles Thema behandelt endlich in ansprechender Weise ein Wiegenlied von Karl Preser.

Erklärung.

In Nr. 24 des vorjährigen Jahrgangs des „Hessenlands", Seite 321, ist in der Besprechung des „Heßler'schen Sammelwerks: „Sagenkranz aus Hessen-Nassau", zweite Auflage, unter anderem gesagt, daß die neue Auflage durch Ausscheiden unechter Sagen vortheilhaft von ihrer Vorgängerin abstäche. Da dies Ausscheiden größten Theils Balladen betrifft, die meinem Werkchen: „Eddergold" einseitig entnommen wurden, — es machen dieselben den dritten Theil desselben und den zehnten Theil der ersten Auflage des Heßlerschen Sammelwerks aus —, finde ich mich durch die bezeichnete Bemerkung verletzt. Nicht Echtheit oder Unechtheit der Sagen, soweit sie meine Balladen betreffen, sind bei der Fortlassung aus der zweiten Auflage maßgebend gewesen, sondern der Umstand, daß ich dem Herausgeber wie Verleger zum Schutze meines eignen Werkchens die Verwerthung nicht gestattete.

Eschwege. **Ludwig Mohr.**

Inhalt der Nr. 8 der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck"**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel: Städte-Bilder. — Im Reinhardswalde. — Berichte. — Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 4. Kassel, 16. Februar 1894.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von $1^{1}/_{2}$—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Farbenfreude.

Ich liebe dich, stolzes Bekenntniß des Lebens —,
Ich liebe dich, strahlende Krone der Zeit,
Aufjauchzende Schönheit, du Tochter der Sonne —,
Du Blüthe des Lichtes, der Freude geweiht.

Ich hab' dich gegrüßet mit flammender Seele,
So oft du herabstiegst im Purpurgewand,
Geliebte des Herbstes, die Stirne voll Blumen,
Unendlichen Reichthum in strahlender Hand.

In Wäldern und Bergen, in einsamen Gründen
Hab' ich dich gefunden, du himmlisches Weib,
Du Tröst'rin der Armen, der sehnenden Augen —,
Du gütigstes Herz in dem wonnigsten Leib.

Allmutter der Künste: del Sarto und Dolci
Und ihrer Gebrüder unendlichen Reihen —,
Du hast ihn geboren —, das ewige Leben
In ewigen Werken ist, Schöpferin, dein.

Du schöne Gefang'ne in schimmernden Gläsern —
Du fröhl'che Genossin im ärmlichsten Raum —,
Du heilige Gabe des Gottes der Sonne —,
Du Menschen-Entzücken —, begeisterter Traum!

Du senkst auf die Meere dein glühendes Antlitz —,
Du wandelst der göttlichen Herrlichkeit froh
Durch die Wundersammlung der Medicäer,
Durch Schiffe und Hallen von San Marco.

O süßes, unendliches Jugendgeheimniß,
Du Liebesverband zwischen Sonne und Welt,
Du streust in die Nacht die unendlichen Sterne
Und schimmernden Mohn in das wogende Feld.

Du hast dich dem Abend, der sinkenden Sonne
Mit der Glut deiner flammenden Seele vermählt.
Ich liebe dich, stolzes Bekenntniß des Lebens —,
Ich liebe dich, Farbe, du Schönheit der Welt.

M. Herbert.



Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

II.

Die Haupt- und Residenzstadt Kassel.

Von F. Zwenger.

Als eine Hauptschöpfung des XVIII. Jahrhunderts bezeichnet der Verfasser die Karlsaue. Mit begeisterten Worten schildert er dieselbe und citirt zum Schlusse den Ausruf Klopstock's „Welch' schönen Gedanken hat hier Landgraf Karl in unseres lieben Herrgotts Schöpfung hineingeworfen!" Es wird dann des Friedrichsplatzes und der Oberneustadt gedacht und namentlich die Umgebung der letzteren „als eine stolze Reihe von hängenden Gärten und Weinbergen, eine ganze Stadt von Gärten" hervorgehoben, wie auch der Verfasser nach Beschreibung der weiteren Umgebung und der Aussicht von dort aus sagt: „Ich wüßte nicht viele deutsche Städte, die von sich aus solchen Ausblick haben könnten!"

In der Beschreibung heißt es weiter: „Außerdem ist Kassel von allen seinen Thoren aus nach den Landstraßen hin mit Alleen bepflanzt, die Gegend zwischen der Stadt und dem Weißensteine, die von einer Seite noch ein bloßer rauher, ziemlich unfruchtbarer Kalkberg ist, hat dergleichen durch den seligen Landgrafen erhalten, wie auch Wege nach und durch die umliegenden Dörfer hin. Auch verschönert jetzt die Stadt selbst durch Pflanzungen diese Höhe, wo man sonst nur Kalk brannte."

Ein Gebäude, das dem Verfasser besonders gefällt, ist das Modellhaus: „Zu Kassels neuer Gestalt gehört ferner ein Haus, das meines Wissens Kassel vorzüglich eigen ist, ein sogenanntes Modellhaus. Das Gebäude selbst ist das gemeinste in seiner Art, liegt auch gleichsam zur Seite des Paradeplatzes versteckt; allein es enthält alle die architektonischen Denkmale des schöpferischen und unternehmenden Baugeistes von Landgraf Karl. Das Modell vom Karlsberg mit allem, was er werden sollte, eine architektonische Epopee, dem Herkules gleichsam gewidmet, der auf dem wirklich ausgeführtem Hauptwerke, auf einer Pyramide von Kupfer und 31 Fuß hoch in den Wolken steht, alles am Modell im Verhältniß des Kleineren zum Berg im Großen. Außerdem wirklich in und um Kassel und in's Land hin gebaute und für seine fürstliche Nachkommenschaft hinterlassene Gedanken, — Städte, Gärten, Schlösser, Brücken. Wer mit diesen neuen Ideen den Anblick der alten, aus Korkholz nach der Natur verfertigten Ruinen des ehemaligen Roms im Museum verbindet, der traf Altes und Neues großer und schöner Baukunst, auch ohne die Gebäude selbst zu sehen, vor sich." Ueber die Bildergalerie läßt sich der Autor nur in den folgenden wenigen Worten aus: „Ich führe die 1749 von Landgraf Wilhelm VIII. erbaute Bildergalerie nicht wegen des Gebäudes an, denn das ist noch unvollendet, sondern wegen der strengen Auswahl von Stücken der besten Meister, und um dieser Auswahl willen kann sie den viel größeren Bildersammlungen anderer Städte an die Seite gestellt werden".

In längerer Beschreibung verbreitet sich der Verfasser über das Opernhaus (Theater), die französische Kirche, die Façade des „französischen Rathhauses", das Posthaus und das Museum Fridericianum, über die er sich gleichfalls mit großer Anerkennung ausspricht.

Der Verfasser geht nun zur Beschreibung des Hofstaates und der politischen Verfassung in Kassel über, die wir möglichst wörtlich wiedergeben:

„Das, was Kassels Verfassung als Hauptstadt für das Land und für sich selbst in Rücksicht auf Hof, Rechtspflege, Polizei, Kriegs-, kirchliche, Kommerz- und andere Verfassungen ist, folgt hier von dem Gesichtspunkte, daß die statistische Geschichte einer solchen Hauptstadt zum Theil Schilderung derjenigen vom Lande ist. Der Hofstaat in Kassel ist der Würde des Fürstenthums angemessen. Er hat außer einem Oberkammerherrn und dieser eigentlich seit der Regierung des Landgrafen Friedrich II. alle sogenannten Oberhofämter; die Zahl von Kammerherren, Kammer- und Hofjunkern beträgt nicht über fünf. Die Gemahlin des Landgrafen, bekanntlich eine

königlich dänische Prinzessin, hat einen Oberhofmeister, einen Kammerherrn und drei Hofdamen; der Erbprinz einen adeligen Hofmeister mit Geheimrathsrang; die Prinzessinnen eine Oberhofmeisterin; und die Kammer= und Hofjunker der obigen haben bei ihnen abwechselnd die Aufwartung. Der Leib=, Jagd= und Livreepagen sind gemeiniglich gegen zwanzig. Sie machen jedoch in ihrer eignen Pagenverfassung für den Dienst bei Hof einen Theil des Kadettencorps aus. Indessen legen sich doch einige derselben von Zeit zu Zeit auf die Studien. Das Hofmarschallamt und das nunmehrige Oberhofgericht halten ihre Sitzungen in einem dem Schlosse gegenüber zur Apotheke zugleich erbauten neuen Hause. Wegen des Hofhaushaltes hat bei jenem ein adeliger Kriegs= und Domänenrath, wegen der Rechtssachen haben bei diesem zwei Regierungsräthe und ein gelehrter Hofgerichtsrath, auch Assessor, Sitz und Stimme. Der Marstall hat einen Oberstallmeister und adeligen Stallmeister. Noch ist ein Ueberrest vom Falkonierwesen unter einem Oberfalkenmeister da; diese Jagd selbst findet in der Ebene von Wabern und dem mainzischen Fritzlar statt, wo die Flüsse Schwalm und Edder die desfalls in Wäldchen gehegten Reiher hinziehen. Der Antheil des thätigen und immer beschäftigten Landgrafen daran ist gering; eine Parforcejagd ist gar nicht mehr vorhanden. Der Hof hat alle Künstler, welche Nothwendigkeit und Geschmack erfordern, und von Handwerksmeistern die besten. Kassel, wo die Fürsten von jeher bauten, hat sie so vollkommen, als Paris sie nur haben kann. Der hessische Handwerksbursche, der auf Hofarbeit rechnet, reist gern nach Frankreich und England. Es ist ein Vortheil für den Staat, wenn man sie reisen läßt. Und eine Akademie der bildenden Künste, wenn sie auch, wie sie doch thut, keine Maler, Bildhauer und Baumeister erzog, bildet als Zeichenschule sie für schönen Geschmack.

„Der Hofhaushalt ist anständig, aber nicht verschwenderisch. Seine Vergnügungen sind die gewöhnlichen, deren ein Hof nicht ganz entbehren kann, auch der Kassel'sche nicht, weil Kassel größtentheils und noch ohne ein ausgezeichnetes Kommerz nur das hat, was der Fürst an seinem Hof und durch Bezahlung seiner Dienerschaft und seines Kriegsstaats ausgiebt. Uebrigens ist Wilhelm's IX. Hof ein deutscher durch seiner fürstlichen Herrschaften Denkungsart, durch seinen Adel, Sitten und Gebräuche. Die deutsch=französischen Höfe hören im heiligen römischen Reiche auf, seit der Kaiser Joseph und die deutschen Fürsten nunmehr deutsch erzogen werden. Wenn die Gestalt der geistlichen Höfe hin und wieder zu kirchlich aussehen sollte, so haben vielleicht die protestantischen von der Größe des Kassel'schen ein allzu kriegerisches Aussehen. Dies ist der Unterschied der Höfe unserer Zeit und der von der Vorhälfte dieses Jahrhunderts. Daher erscheint denn auch der ganze Civilstaat nach und nach in Uniform. Der Kassel'sche hat Hof=, Jagd= und Uniformen der Kriegsbediensteten, die keine Offiziere sind. Die Mitglieder der Kollegien erscheinen noch bis jetzt in einem ehrwürdigen Schwarz. Der Aufenthalt des jetzt regierenden Herrn für seine Person ist der Weißenstein, den er sicherlich zu einem der prächtigsten Sommersitze umschafft. In den eigentlichen Wintermonaten ist's das Orangeriegebäude (?). Ob nun gleich der Hof eigentlich da ist, wo sich der Fürst aufhält, so ist derselbe doch im eigentlichen Verstande, was Cour, Tafel und andere hierher gehörige Dinge betrifft, im Residenzschloß der Stadt, dem es an keinen dazu nöthigen Zimmern und Sälen, auch für besuchende hohe Herrschaften, fehlt.

„Von hohen Landeskollegien ist der Geheimerath, der unter jedesmaligem Vorsitze des Landgrafen aus den geheimen Staatsministern besteht, das erste; die Sitzungen werden im Schlosse oder auf dem Weißenstein an festgesetzten Tagen gehalten, und eine geheime, eine Kriegs= und Landkanzlei haben die Ausfertigung der genommenen Entschlüsse zu besorgen. Diese letzteren sind im sogenannten Renthof, wo sich eigentlich die höchsten Kollegien überhaupt befinden.

„Der Minister, die zum Theil die Kriegs=, Justiz=, Finanz=, Stiftung, Post, auswärtige und andere sogenannte Departements innehaben, sind jetzt sieben, doch sind nur sechs gegenwärtig, da der eine fürstlich hessischer Komitialgesandter zu Regensburg ist. In Kassel sind königlich dänische, großbritannische und römisch=, auch russisch=kaiserliche Gesandte akkreditirt, die aber zum Theil nicht in Kassel wohnen, sondern nur zu gewissen Zeiten hinkommen.

„In Kassel hat auch seinen Sitz das Oberappellationsgericht und zwar im Renthofe; gegenwärtig besteht es aus einem Präsidenten, vier Räthen, auch manchmal einem oder mehreren Auditoren. Was aber Kassel als Hessens Hauptstadt für das ganze Land vorzüglich wichtig macht, ist die fürstliche Regierung, weil sie im Namen des Landgrafen Landeshoheitsrechte und Justizsachen verwaltet, vor den übrigen Kollegien also die höchste ist. Ein Präsident, der geheimer Staatsminister ist, ein Vizepräsident, Vizekanzler, acht wirkliche Regierungsräthe, vier Justizräthe

und ebensoviele Assessoren mit und ohne Stimme machen die eigentliche Regierung aus. Sie ist in drei Senate getheilt; der erste hat die Hoheits-, Kirchen-, Lehen-, peinliche und Vormundschaftssachen, die beiden anderen theilen sich in alle Justiz und Prozesse betreffenden Sachen. Da das Konsistorium mit ihr verbunden ist, so ist jeder Regierungsrath auch Konsistorialrath, doch sitzen noch dabei drei geistliche Konsistorialräthe und ein Syndikus. Wenn die Regierung Lehensachen besorgt, die ihr alle aufgetragen sind, so ist sie der eigentliche Lehenhof, und an einem der Verhandlung vormundschaftlicher Sachen gewidmeten Tage in eben denselben Mitgliedern das Pupillenkollegium. Die Anzahl der in Kassel sich aufhaltenden Sachwalter, die an diesem Kollegio Regierungsadvokaten und Prokuratoren und nach einem alten Herkommen, ohne daß sie nothwendig graduirt sein müssen, im gemeinen Leben Licentiaten genannt werden, ist nach dem Verhältniß der Geschäfte und dieser Pflanzschule künftiger Justizbeamten nicht so stark wie anderwärts, doch haben noch die Untergerichte ihre eigenen Advokaten.

„Seit dem Jahre 1760 hat Kassel ein aus Generalspersonen und Räthen bestehendes Kriegskollegium, welches die Besorgung des Militärwesens und die Gerichtsbarkeit über alle Personen hat, die dazu gehören, doch so, daß seine Aussprüche dem Oberappellationsgerichte unterworfen sind. Das, was Militärökonomie im Großen und Kleinen betrifft, so ist dasselbe unter einem Generalkriegskommissare, der ein Generallieutenant und geheimer Staatsminister ist, einem Generalkriegskommissariat, sogenanntem Kriegspfennigamt, und einer Kommission untergeben, welche letztere die Rekrutirung, Remontirung und Montirung durch jenen, einen General von dem Fußvolk und einen von der Reiterei besorgt. Dieses provisorische Kriegsdepartement hat jetzt auf der Oberneustadt das Gebäude, in welchem sonst sich das nunmehr zum Wohle des Staats abgeschaffte Lotto befand.

„Ein besonderes Kommerzkollegium sorgt in Kassel für alles, was dem Handel in Stadt und Land, dessen Beförderung, auch Manufakturen und Fabriken betrifft, entscheidet alle dahin einschlagenden Streitigkeiten und spricht nach dem Frankfurter Wechselrecht; doch wird in Sachen, die 200 Thaler übersteigen, an das Oberappellationsgericht gegangen. Es besteht seit 1763, hat einen Präsidenten und außer gelehrten Räthen von anderen Kollegien Kaufleute als eigentliche Kommerzräthe, Assessoren und Kommissarien. Gegenwärtig beschäftigt es sich unter anderem mit Beförderung des Seidenbaues durch das ganze Land hin. Der Absicht dieses Kommerzkollegiums entspricht es sehr, daß sogenannte Kommerzdeputationen in anderen beträchtlichen Städten Hessens als solche mit ihm in Verbindung stehen; die Mitglieder derselben haben im Kassel'schen Kollegium Sitz und Stimme, sobald sie in die Hauptstadt kommen. Nach dem weisen Grundsatze der jetzigen Regierung, nach welchem der Landgraf Manufakturen und Fabriken lieber anderen überläßt als selbst betreibt und durch Aufhebung manches schädlichen Licents seinem bisherigen doch nur vermeintlichen Interesse entsagt, läßt sich von dergleichen Anstalten etwas versprechen. In den beiden seit 1763 angelegten Messen der Oberneustadt hält dieses Kollegium zur Entscheidung laufender Händel täglich Sitzungen; der künftige Flor beider hängt nun freilich noch vom Landeskommerz selbst ab; gegen die Einrichtung, auch die Lage der Stadt in Rücksicht auf Messen läßt sich übrigens nichts sagen. Die Anstalten für die Kaufleute besonders, wozu noch ein wohleingerichtetes Meßhaus gehört, sind sehr zweckmäßig.

(Fortsetzung folgt.)

Das hessische Postwesen unter Landgraf Wilhelm IX., nachherigem Kurfürsten Wilhelm I.

Von Schwalm in Marburg.

Die Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hatten anfänglich einen Botendienst eingerichtet, um ihre Briefe und Befehle nach den entfernt gelegenen Provinzen tragen zu lassen und Nachrichten von dort her zu empfangen. Von Kaiser Friedrich III. (1440—1493) wurden diese Botenposten erweitert, und tritt hierbei zuerst ein italienischer Edelmann: Roger von Tassis, als Vermittler ein, indem der Kaiser mit ihm, wahrscheinlich im Jahr 1451, einen Vertrag abschließt. Dann war es Maximilian I. (1493—1519), der einst in verzweifelte Klagen ausbrach, daß er nicht an allen Orten seines Reiches zugleich

gegenwärtig sein könnte, daß aber die Boten, so seine Befehle an die Grenzen und in's Burgunderland tragen sollten, an keinem Wirthshaus vorbeigehen könnten, ohne anzuhalten, dem Weine zu Liebe, auch sonst ihren Botendienst verabsäumten und höchst unzuverlässig wären. Zur Abstellung der hervorgetretenen Uebelstände ertheilte Maximilian an J. von Tassis in den Jahren 1496 und 1498 verschiedene Privilegien. Letzterer richtete in Folge dessen zunächst die Linie von Wien nach Brüssel mit berittenen Boten ein, welche die Briefschaften in einem Felleisen bei sich trugen. Diese erste Linie wurde sehr bald durch Zweiglinien nach Frankreich, Hamburg und im Süden nach Mailand, Venedig, ja bis nach Rom erweitert, und in den wichtigsten Städten und Grenzorten wurden Anstalten zum Sammeln und Ausgeben der Briefe wie zum Wechseln der Pferde errichtet.

Den für die Entwickelung des Postwesens grundlegenden Vertrag schloß Karl V. (1519 bis 1556) mit J. und F. von Tassis ab. Der Zweck desselben war vorwiegend, das gesammte Postwesen des weit ausgebreiteten Reiches ganz den Tassis zu sichern, und wurden beide zu Generalpostmeistern ernannt. Sie konnten in ihrem Verwaltungsgebiet frei schalten, mußten aber vorab die Beförderung sämmtlicher königlicher Briefschaften übernehmen. Der Vertrag trat am 15. November 1525 in Kraft. Innerhalb 12 Tagen mußten die niederländischen Posten, innerhalb 20 Tagen die spanische, römische, neapolitanische, deutsche und französische Post in Thätigkeit sein. Die Fristen, in denen die Entfernungen zurückgelegt werden mußten, waren gegen früher herabgesetzt; in mäßiger Entfernung wurden daher überall Stationen angelegt.

Kaiser Rudolph II. befestigte durch ein Patent vom Jahre 1595 dem Hause Thurn und Taxis*) den Besitz der Postgerechtsame in sämmtlichen kaiserlichen Landen und ernannte das damalige Haupt des Hauses, Leonhard von Thurn und Taxis, wiederum zum Generalpostmeister und seinem Nachfolger, Lamoral von Thurn und Taxis, wurde abermals durch ein kaiserliches Dekret die Belassung des Privilegiums „für sich und seine männlichen Erben zu Lehen" bestätigt.

Weil allerlei Unzuträglichkeiten unter der Verwaltung der Thurn und Taxis entstanden, die Reichspostmeister sich übermüthiger Willkür und trotziger Ueberhebung schuldig machten, auch den Portosatz nach Belieben hoch schraubten, entstanden viel Klagen aus dem Volke.

Von den deutschen Reichsfürsten waren es die Regenten von Brandenburg-Preußen und die von Hessen, welche sich um die den Tassis ertheilten Privilegien nicht kümmerten, vielmehr in ihren Staaten eigene Posten gründeten. So wurden z. B. unter den beiden Kurfürsten Joachim I. und II. (1499—1571) alle landesherrlichen und Privatbriefe durch 30 vereidete Boten bestellt. Sie besorgten gleichzeitig auf ihren Berufsgängen die Briefe in's Ausland, nach Böhmen, Sachsen, Oesterreich, ganz Süddeutschland, Holland, Dänemark ꝛc., sammelten und bestellten unterwegs, was ihnen eingehändigt wurde, und ließen sich dafür nach Willkür einen Bestellerlohn bezahlen. Unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm wurden statt der Botenposten Reitposten eingestellt, und 1646 wurden dergleichen Posten auch nach und aus Rußland eingerichtet, desgleichen auch nach Warschau.

Von den Landgrafen von Hessen war es schon Philipp der Großmüthige (1509—1567), welcher wie die Kurfürsten Joachim I. und II. ein geregeltes Postwesen in seinen Landen einführte. Dasselbe wurde im Laufe der Zeit von den Regierungsnachfolgern, gleich wie in den preußischen Landen, immer mehr vervollkommnet.

Die letzte Organisation in Hessen unternahm Landgraf Wihelm IX., indem derselbe veraltete Verordnungen aufhob und eine neue das gesammte Postwesen umfassende Postordnung unter dem 9. Mai 1788 erließ.

Im Eingang dieser Postordnung wird gesagt: „um den richtigen Lauf und die Sicherheit der Posten, woran Staat, dem Commercio und einem jeden Reisenden und in Correspondenz stehenden Particulier so sehr gelegen, zu erhalten und . . . . das Uns zustehende Postregal in unseren Landen auf einen guten Fuß durchgängig zu setzen . . . ." Sie umfaßt 80 Paragraphen; die §§ 1, 3, 4, 8, 9, 11, 25, 26, 27, 34, 35, 47, 49, 55, 62, 65, 66, 67, 70, 71, 73, 74, 76, 77, 78, 80 handeln von den Beamten (Postmeister, Postverwalter und Posthalter) und Unterbeamten (Postbediente); von deren Unterordnung unter das Oberpostamt und dessen Directorio, von ihren Rechten und Pflichten in ihrer dienstlichen und privatrechtlichen Stellung und von den einzelnen ihnen zufallenden Dienstzweigen. Die §§ 2, 5, 6, 10, 11, 14, 23, 41, 47, 48, 52, 56, 57, 59, 64, 78 handeln von den Rechten und Pflichten der Postillone, von ihren Dienstverrichtungen bei Ueberführung der ordinären Posten nebst Beiwagen, der Extra-

*) Die ursprünglich italienischen Edelleute Tassis hatten sich inzwischen in Deutschland naturalisiren lassen und den Namen Thurn und Taxis angenommen.

posten, Couriers und Estafetten; die §§ 7, 8, 12, 60 handeln von den Posthäusern und Passagierstuben, von der äußeren Bezeichnung der ersteren. In den §§ 13—22, 24, 40, 42—45, 47, 50, 51, 53, 54, 58, 61, 63, 75, 76, 77 sind die Vorschriften enthalten über die einzelnen Dienstzweige, über die Versendungsgegenstände, als Briefe, Packete, Geld- und Werthsendungen, über Passagiere und Extrapostreisende nebst deren Gepäck, über die Poststraßen ꝛc. Und der Rest, nämlich die §§ 22, 28—33, 36—39, 46, 68, 69, 72, 79 enthält die Vorschriften über den Postzwang, über Inhalt und Beschaffenheit der aufgeliefert werdenden Gegenstände, über verloren gegangene Sachen, über Aushülfeleistung der Pferdebesitzer in besonderen Fällen ꝛc.

Dem Landgrafen war es hoher Ernst, daß die fahrenden Posten sicher überkamen und die zu befördernden Sachen nicht geraubt oder veruntreut wurden, denn im § 58 heißt es: „Ueberhaupt wollen Wir, daß den Posten auf Straßen und Wegen Sicherheit geleistet werde und befehlen, daß sich bey Lebens- und Leibesstrafe niemand an den [auf den Posten] befindlichen Personen, Sachen und Paqueten vergreifen, oder solchen einigen Schaden und Nachtheil zufügen soll." Das Postinstitut und die Beamten desselben sowie die Postillone werden außerdem unter den besonderen Schutz des Landesherrn gestellt, auch den Posthäusern, den Beamten und Postillonen von demselben besondere Vorrechte gegeben, damit das Volk den nöthigen Respekt habe. Alle Zuwiderhandlungen gegen die ergangenen Vorschriften werden in jedem einzelnen Falle unter hohe Strafe gestellt.

Diese Postordnung behielt Geltung bis zur Errichtung des Königreichs Westfalen unter Jérôme, welcher die hessischen Posten mit denen der Posten in den anderen Gebietstheilen verband und für dieselben gemeinsame Vorschriften erließ.

Nach der Rückkehr des angestammten Herrschers, nun (seit 1803) Kurfürsten Wilhelm I. in seine Lande erhielt die von ihm erlassene Postordnung ihre Geltung wieder; derselbe ergänzte sie noch durch das am 14. Oktober 1815 herausgegebene Reglement über die Extraposten, Couriers und Estafetten. Dies Reglement bestimmt die Entfernungen auf den Haupt- und Nebenkursen im Lande von Ort zu Ort nach Meilen, dann die Taxen pro Pferd und Meile bei Extraposten, Courieren und Estafetten, die Taxen für die bedeckten und unbedeckten Postkaleschen pro Meile, die Höhe des Postillonstrinkgeldes und des Schmiergeldes.

Der Kurfürst mochte aber doch wohl einsehen, daß es besser sei, wenn das hessische Postwesen dem eines anderen größeren Postgebiets eingefügt werde, und daß dies den Unterthanen sowohl als der Staatskasse große Vortheile eintragen würde.

Ein Anerbieten des Hauses Thurn und Taxis zur Uebernahme der hessischen Posten kam ihm daher ganz gelegen, und so entschloß er sich denn im Jahre 1816, dieselben in die Verwaltung jenes Hauses zu geben und zwar gegen Zahlung eines jährlichen Kanons von 40 000 Thalern. Die vom Kurfürsten erlassenen Vorschriften behielten zwar ihre Geltung, allein die Thurn und Taxis erlangten nun doch das Postwesen, nach welchem die Ahnen über 300 Jahre lang gestrebt hatten, und das in dieser langen Zeit von den Landesherren gehütet und gepflegt worden war.

In dem am 29. Juni 1816 abgeschlossenen Vertrag heißt es: „ . . . . . zur Erreichung einer dem handelnden und correspondirenden Publico vortheilhaften, sowie den allgemeinen Verkehr befördernden Gleichförmigkeit [übertragen Wir] dem Fürsten Carl Alexander von Thurn und Taxis für ihn und seine männlichen Nachkommen die Würde eines kurhessischen Erblandpostmeisters, auch damit als eigentliches Erb-Mann-Thronlehn das nutzbare Eigenthum und die Verwaltung sämmtlicher Posten in Unserem Kurstaate. — Das Postregale mit allen seinen Ausflüssen, das Obereigenthum der Posten, sowie alle Hoheitsrechte über dieselbe, namentlich: die Ergreifung jeder Maßregel, welche die Sicherheit und das Wohl des Staates und des Publikums erfordern können, die Ausübung der Postpolizeigewalt und das uneingeschränkte Gesetzgebungsrecht in Postsachen und alle dahin einschlagende Gegenstände bleiben Uns und Unseren Nachfolgern in der Regierung als Landes- und Lehnsherrn lediglich vorbehalten."

Demzufolge unterlagen die Portotaxen bei den reitenden und fahrenden ordinären Posten und die Taxe für Beförderung der Extraposten, Couriers und Estafetten, ferner Verträge und Konventionen über Anknüpfung und Verbindung der Posten mit denen anderer Staaten der landesherrlichen Genehmigung; die vorhandenen Postordnungen und Reglements verblieben in voller Kraft und waren zukünftig nur vom Landesherrn zu erlassen; Postbeamte und Postoffizianten hatten nur die vom Landesherrn verordnete Uniform und die Unterbeamten die verordnete Livree, die Postsiegel aber die Aufschrift „Kurhessisches Postamt" (Verwaltung, Station ꝛc.) zu tragen, die Posthäuser und Postcomtoirs als äußeres Erkennungszeichen das kurhessische Wappen zu führen; in der Eidesformel, welche die Dienstinstruktion der

Postoffizianten enthielt, durften keine Aenderungen ohne landesherrliche Genehmigung vorgenommen werden. Zur Besetzung der Poststellen durften nur Landeseingeborene dem Landesherrn in Vorschlag gebracht werden, deren Bestätigung er sich vorbehielt, auch die Verleihung der Titel war lediglich seine Sache. Alle Administrations-Transport-, Unterhaltungs- ꝛc. Kosten (einschließlich der Besoldungen und Pensionen der Beamten und Unterbeamten) sowie die Entschädigungsbeträge für in Verlust gerathene Sachen hatte der Erblandpostmeister zu bestreiten. Zum Schluß wurde vom Kurfürsten dem unter der neuen Verwaltung stehenden Postwesen der landesherrliche Schutz und alle bisherigen Begünstigungen zugesichert. Als staatliche Kontrolbehörde wurde die „Kurfürstliche General-Post-Inspection" in Kassel eingesetzt.

Es dürfte hier noch zu erwähnen sein, daß der Erblandpostmeister im Laufe der Zeit noch weitere Verpflichtungen zu übernehmen hatte, insbesondere die Zahlung der Pensionen, welche auf Grund des im November 1836 zwischen der kurfürstlichen Staatsregierung und dem Fürsten Erblandpostmeister verabredeten „Pensions-Regulativ für die Kurhessischen Postbeamten, sowie deren hinterbliebenen Wittwen und Waisen" festgesetzt wurden.

Die Privilegien der Fürsten von Thurn und Taxis, welche ihnen ungeheuere Reichthümer einbrachten, fanden in den 60er Jahren ihr Ende: Nach dem von Preußen glücklich beendeten Krieg von 1866 wurde das gesammte fürstlich Thurn und Taxis'sche Postwesen von diesem Staate in Administration genommen, und ging dasselbe dann nach dem zwischen dem preußischen Staat und dem Fürsten Maximilian Karl von Thurn und Taxis am 28. Januar 1867 abgeschlossenen Vertrag in seinem ganzen Umfange mit allen Rechten und allem Zubehör an unbeweglichem und beweglichem Eigenthum, Inventarien, Utensilien ꝛc. in das Eigenthum, den Besitz und Genuß des preußischen Staates über. Als Entschädigung erhielt der genannte Fürst 3 Millionen Thaler.

Ohm und Onkel.

Erzählung von E. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Der Oberst war so sehr in seine eignen Angelegenheiten vertieft, daß ihm das anfängliche Schweigen seiner Zuhörerin *nicht* aufgefallen war. Jetzt, wo sie sprach, erschrak er fast vor dem herben Klang ihrer Stimme, der wie einer gesprungenen Glocke alle weichen Akkorde fehlten.

Von seinem Sitz gleichfalls aufspringend rief er: „Agnese! das willst Du thun?"

„Was ist da zu verwundern? Ohm Tankmar ist der klügste und edelste Mensch, der jemals ein treues Herz in der Brust trug; warum sollte ich ihn nicht glücklich machen?"

Eckebrecht biß sich auf die Lippen. Die langjährige Gewohnheit, Agnese als ihm verbunden anzusehen, hatte ihn hingerissen, bis er sich bewußt ward, daß er selbst jedes Anrecht an das Mädchen verloren hatte.

„Ich verstehe durchaus nicht," nahm Fräulein von Loßberg wieder das Wort, „was mir dies alles soll, warum Du nicht freimüthig vor Deine Mutter hintrittst, ihre Vergebung zu erbitten. Die alte Frau sehnt sich längst danach, Dich in die Arme zu schließen."

„Weiß Gott, Agnese, daß ich nicht feige bin, habe ich bewiesen, aber mit dem Bekenntniß meiner ohne ihre Zustimmung eingegangenen Ehe vor sie hinzutreten, fehlt mir der Muth. Ich hoffte, Du würdest es übernehmen, Mama vorzubereiten und sie zu überzeugen, daß die Verhältnisse mich zu ungesäumtem Handeln drängten. Wenn Du mich anhören willst, wirst auch Du vielleicht das harte Urtheil ändern, welches in Deinen Zügen geschrieben steht."

„So rede," lautete ihre Antwort, „aber mache es kurz und sei wahr, sofern ich Dir beistehen soll."

„Liebe kleine Agnese!" begann er weich. „Immer hat mein Herz Dir angehangen, und wenn es auch, leicht entflammt, für die wechselnden Eindrücke weiblicher Schönheit nicht unempfindlich war, immer kehrte es zu Dir zurück."

„Das habe ich nicht zu hören verlangt", schaltete das Mädchen ein.

„Nein, aber Du willst Wahrheit."

„Komm zu Deiner Heirath, das andere ist Nebensache."

„Wohl! Bei Lady Hemfort vereinten sich dem Reize einer bestrickenden Erscheinung Geist und Herzensgüte. Wenigstens durfte ich auf letztere aus der sorgsamen Pflege schließen, durch welche sie in Philadelphia mein Leben rettete. — Was soll

ich's verschweigen, daß ich sie damals glühend verehrte, jedoch so, daß keinen von uns beiden ein Vorwurf trifft. Ich wollte vergessen, und ich vergaß! Es kam endlich der Friede, mein Sinnen und Trachten flog der Heimath zu. Schon war alles zu unserer Einschiffung bereit, als im letzten Augenblicke ein anderes Regiment vorgeschoben wurde. In diese unwillkommene Wartezeit fällt mein Wiedersehen mit Alice. Ihr Mann war in den Kämpfen des Südens gefallen, sie flüchtete zu mir in dem vollen Vertrauen auf die Beständigkeit meiner einst unberechtigten Gefühle. In ihrer grenzenlosen Verlassenheit, allein im fremden Lande, klammerte sie sich an den Schutz des Freundes, auf dessen Dankbarkeit sie ein Anrecht hatte. Als Mann von Ehre, als Kavalier glaubte ich nicht anders zu können, als der in ihrer Hülflosigkeit doppelt schönen Frau möglichst bald den gesetzlichen Schirm meines Namens zu geben. Ihr werdet sie lieben, meine Alice, ich bin dessen gewiß."

Die zuckenden Lippen der Gefährtin schienen eine bittere Aeußerung zurückzuhalten. „Ich will für Dich sprechen," sagte sie, sich erhebend, „folge mir langsam bis zur Terrasse."

Sie schritt vor ihm her mit der stolzen Haltung einer Siegerin, plötzlich hemmte sie den Schritt, um zu fragen: ob Christian mit ihm gekommen sei.

„Der arme Schelm", erwiderte der Offizier, „schläft in fremder Erde, ein Fieber hat ihn fortgerafft. Ich habe ihn gepflegt wie einen Bruder, aber gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen."

„Arme Ilsabe!" seufzte Agnese. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, schlug sie einen Seitenpfad ein, der sie rascher zum Ziele führte. Sie achtete es nicht, daß Dornen und Disteln ihr Kleid und ihre Hände ritzten und der Fuß auf dem unebenen Boden strauchelte. Es schien ihr ein Abbild des Lebensweges, der nun vor ihr lag, und den sie auch unbeirrt, mit Gottes Hülfe, gehen wollte.

Frau von Münikerode hatte ihre Enkelin bereits vermißt, in dem Gartenzimmer, dessen offene Thür auf die Terrasse mündete, kam sie ihr entgegen. Agnese schlang beide Arme um den Hals der überraschten alten Frau und barg das glühende Antlitz an ihrer Schulter.

„Großmama," flüsterte sie „dies ist ein Freudentag für Dich, er schenkt Dir zwei Töchter auf einmal. Eckebrecht bringt eine schöne, geliebte Gattin heim, für die er Deinen Segen erfleht. Tankmar aber soll nicht traurig bei Seite stehen, ich will sein treues Werben erhören. Du darfst es ihm sagen."

Der Baronin versagten die Füße den Dienst, die Wucht dieser Neuigkeiten erdrückte sie fast. Das Mädchen führte sie zu einem Sessel, kniete neben ihr nieder und erzählte mit beredten Worten alles, was zu des Onkels Rechtfertigung dienen konnte.

Während sie sprach, trat, von den Frauen unbemerkt, Tankmar ein. Der stumme Zeuge ihrer Unterredung horchte hoch auf, als er vernahm mit welchem Eifer Agnese der unbekannten Frau seines Bruders das Wort redete. Sein Herz begann in neuer Hoffnung zu schlagen, wie freudig wollte er den Heimgekehrten begrüßen, wenn dieser nicht zwischen ihm und seiner Liebe stand.

Den Sturm der verschiedenartigen Gefühle und Erwägungen unterbrach Eckebrecht's Erscheinen.

Agnese entwich alsbald, die drei durch engste Bande des Blutes verknüpften Menschen sich selbst überlassend. Sie lenkte ihre Schritte in die Arbeitsräume des Hauses. Einen Augenblick zögernd, öffnete sie die schwere eichene Thür der Gesindestube, wo sie Ilsabe allein, mit einer Näharbeit beschäftigt, antraf. Hier in der Abgeschlossenheit weinten zu dieser Stunde die beiden Mädchen ihre bitteren Thränen in schmerzlicher Umarmung, obwohl eine solche Gemeinschaft gegen alles Herkommen arg verstieß. Welche von ihnen den erlittenen Verlust am schmerzlichsten empfand, wer mag es ermessen! Ilsabe genoß das Vorrecht, ihren Gram nicht verbergen zu müssen, sie sah sich als ein Vermächtniß Christian's an und widmete fortan ihre treuen Dienste seinem geliebten Herrn.

Alle Hände, die sich rühren konnten, mußten an diesem Nachmittage zugreifen, um Frau Alice von Münikerode einen würdigen Empfang zu bereiten. Ihr Gatte hatte sie ruhebedürftig in Olsberg zurückgelassen. Jetzt legte der alte Kutscher das beste Geschirr auf die vier wohlgenährten Braunen, um die „junge Gnädige" einzuholen. —

Agnese und Ilsabe rüsteten die Fremdenkammer, doch mochte es kein gutes Omen sein, daß Thränen verlorener Liebe niederfielen auf die blendend weißen Linnen, welche die Mädchen über die aufgebauschten Federbetten schlichteten.

VII.

Auf Herrn von Loßberg's Wunsch brachte Agnese ihren Brautstand im Elternhause zu. Diese Aufforderung befreite das junge Mädchen nicht allein aus der peinlichen Lage, welche fremdes und eigenes Verschulden ihr in Welsen bereitet hatten, sie kam auch dem längst gehegten Verlangen entgegen, ihren Frieden mit den Eltern

zu schließen —, nicht als ob die Stiefmutter ihr sympathischer erschienen wäre, sondern weil die Trennung sie auch dem Vater entfremdete, zu dem sie stets mit Liebe und Ehrfurcht aufgeblickt hatte.

Frau von Loßberg ging auf die Aussöhnung mit vollster Bereitwilligkeit ein, das heißt, sie vermied jede Andeutung einer Mißhelligkeit; die bräutliche Tochter ward im Vaterhause mit offenen Armen und allen ihr zustehenden Empfangsfeierlichkeiten aufgenommen.

Frau von Loßberg war keine kleinliche Natur, die Haupttriebfeder ihres Handelns bildete der Ehrgeiz. Ihr Gatte diente ihr als Staffel, auf welcher sie bereits zu der höchsten Stellung am Hofe herangeklommen war. Als Wirklichem Geheimen Rath stand ihm die „Excellenz“ zu. Seine Gemahlin nahm einen Platz bei Hofe ein, von dem sie auf manches ohne Puder ergraute Haupt herabblicken durfte.

Stellte Agnese Vergleiche an zwischen den beiden schönen Frauen, denen sie so ganz wider Willen nahegetreten war, so neigte sich das Zünglein der Waage doch bedeutend nach Aurora's Seite herab. Das Streberthum ihrer Stiefmutter erschien ihr weit erträglicher als die launenhafte Liebenswürdigkeit Alicens, welche stets auf Triumphe ihrer Eitelkeit bedacht war. Vielfach durch die Huldigungen der Männer verwöhnt, fand sie es nur natürlich, ihren Gatten zugleich als obersten Sklaven zu betrachten. Daß Eckebrecht sich diese Behandlung widerstandslos gefallen ließ, empörte Agnesens Rechtsgefühl bis zum Ingrimm. Des Obersten ebenfalls scharf ausgeprägter Egoismus erblickte im Lobe der Schönheit seiner Frau ein billiges Mittel zur Versöhnung, wenn diese ihm wegen kleiner Rücksichtslosigkeiten schmollte.

Daß Niemand ahnte, welche bittere Enttäuschung Agnese erfahren hatte, erleichterte es ihr in gewisser Weise, den Schmerz über diese Niederlage muthig zu bekämpfen. Sie hätte sich selbst verachten müssen, wenn sie auch nur in Gedanken eine Untreue gegen Tankmar begangen hätte. Daß der Eckebrecht der Wirklichkeit vielfach von dem idealen Wesen ihrer Phantasie abwich, bewirkte eine allmälige Wandlung in ihren Gefühlen zu Gunsten Tankmar's. Jetzt, als seine Braut, vermeinte sie erst seinen vollen Werth zu erkennen.

In der That, wenn Agnese die Männer mit einander verglich, mit denen sie verkehrte, so fand sie keinen, den eigenen Vater nicht ausgenommen, zu dem sie in gleicher Weise mit vollem Vertrauen und aufrichtiger Hochachtung aufblicken konnte. Des Barons reichem Wissen verband sich eine seltene Herzensgüte und Lauterkeit des Gemüthes.

Inzwischen ward zu Welsen im Familienrathe beschlossen, Eckebrecht solle seinen Abschied nehmen und das Gut Münikerode bewirthschaften. Damals hielt man eine Vorbildung zum Landwirth ebenso erläßlich als die Ausbildung der Frau zur Führung des Hauswesens. Der Boden brachte die Haushaltsbedürfnisse auf, und man glaubte dieselben am Vortheilhaftesten im eigenen Verbrauch auszunützen. Zudem war der Oberst des Militärdienstes im Frieden gründlich überdrüssig und diesmal taub gegen die Bitten der schönen Frau. Alice weinte denn auch einen ganzen Tag, und als sie sich endlich bewegen ließ, mit hinaus zu fahren nach der Burg Münikerode, fand sie alles dort „shocking“.

„Hätte ich es geahnt, daß Du mich hier in dem Felsenneſt einsperren willst, wäre ich lieber in Amerika geblieben oder allein nach England zurückgekehrt.“

Der Baron suchte ihr zu beweisen, daß sie in Münikerode eine angenehme Gutsnachbarschaft fänden und er alles aufbieten wolle, dies „Nest“ behaglich einzurichten. Als indessen seine Gattin eigensinnig auf ihrer Mißachtung aller Vorschläge beharrte, da schwoll auch ihm die Zornesader und gereizt entgegnete er ihr:

„Wenn es Dir hier nicht gefällt und ich nur gut genug war, Dich aus Deiner hülflosen, verlassenen Lage zu reißen, so gehe doch zu Deinen liebevollen vornehmen Verwandten in England. Damals wollten sie freilich nichts von Dir wissen, weil ihnen Deine ganze Feldzugs-Escapade nicht anstand. Ich halte Dich nicht.“

Es war ein fast haßerfüllter Blick, den die Frau auf ihren Mann richtete, er aber kehrte ihr den Rücken und blickte unverwandt in das auch im winterlichen Schmuck anmuthige Thal, auf welches die bleigefaßten Scheiben des Erkerstübchens den Ausblick boten. O, wie anders hatte er sich's dereinst gedacht, in sein Haus einzuziehen!

In der Nacht nach dieser stürmischen Unterredung gab Alice zu Welsen Zwillingstöchtern das Leben. In die für alle Theile unerquickliche Stimmung der letzten Zeit brachten die kleinen Wesen einen Strahl von Glück und Hoffnung. Als Frau von Münikerode ihrem Sohne auf jeden Arm eines der winzigen kleinen Geschöpfe legte, ward es dem Kriegsmanne gar weich um's Herz. Dies waren seine Kinder, und er gelobte sich, der Mutter fortan mit Liebe und Nachsicht zu begegnen.

„Nun wird schon alles gut werden“, vermeinte auch die Großmutter. „Alice wird Befriedigung in ihren mütterlichen Pflichten finden.“

Im Frühjahr siedelte dann die jüngere Linie Münikerode nach dem gleichnamigen Gute über. Ilsabe, welche sich vom ersten Augenblick an der Kinder angenommen hatte und die das Gedeihen der Kleinen mit freudigem Stolz erfüllte, zog mit den jungen Herrschaften, denen sie sich als treue Dienerin mit Leib und Seele verpflichtet fühlte.

In Welsen grünte und blühte alles der neuen Herrin entgegen. Im Mai holte sich Tankmar sein Glück. Aber er wollte es zunächst ganz für sich allein besitzen. Das junge Paar reiste mit eigenen Pferden und Wagen in die Schweiz, sie hatten ja Beide noch gar wenig von der Herrlichkeit der Gotteswelt gesehen. Einer sah mit des Anderen Augen voll Entzücken die großartigen Schönheiten dieser Gebirgswelt. — Schließlich überkam die Reisenden aber doch die Sehnsucht nach dem eigenen Dach, unter welchem Großmutter Münikerode die jungen Eheleute voll Ungeduld erwartete.

Während in Welsen die Schwiegertochter der alten Frau alle mühselige Arbeit aus der Hand nahm und dem Hauswesen neues förderliches Gedeihen verlieh, lebten die Münikeroder, ohne irgend welche Rücksicht auf die Wirthschaft, nur ihrem Vergnügen. Im Sommer in der schönen Wald- und Berggegend herumzukutschiren, Besuche zu machen und zu empfangen, das söhnte selbst Alice mit dem unvermeidlichen Landleben aus. Tankmar schüttelte den Kopf, und der alte Inspektor rang die Hände, aber Niemand hatte den Muth, einzugreifen.

Die Zwillinge, welche Edith und Elisabeth getauft waren, zählten zwei Jahre und babbelten schon allerliebst deutsch und englisch durcheinander, als sie für einige Zeit nach Welsen in Tante Agnesens Obhut gegeben wurden. Sie fühlten sich dort sehr wohl, denn Großmama und Tante beschäftigten sich den ganzen Tag mit ihnen, während sie zu Hause meist auf Ilsabe's Gesellschaft angewiesen waren. Eben trippelten die kleinen Dinger, immerfort plaudernd, an der Muhme Hand über den Hof, um den Tauben Futter zu streuen, als Eckebrecht auf schaumbedeckten Rosse in das Thor gesprengt kam. Schon von Weitem schwenkte er seine Mütze und rief der ihm entgegen Eilenden vom Pferde herab zu: „Hurrah, ein Knabe, ein Erbherr von Münikerode." Thränen liefen ihm über die gebräunten Wangen, als er seine Kinder aufhob und küßte und ihnen in jenem unwiederholbarem Gekose von dem neuen Brüderchen erzählte.

Dann ging's in's Haus, der Mutter und dem Bruder die Freudenbotschaft zu verkünden. Tankmar ließ eine Flasche alten Weines heraufholen. „Komm, Bruder," sagte er, „wir wollen auf das Wohl des kleinen Stammhalters trinken, es wird Dir wohlthun nach dem angestrengten Ritt. Wenn ich Anlage zum Neid hätte, wahrlich, heute könnte ich ihm Raum geben."

Agnese war herangetreten, sie legte ihren Arm um des Gatten Schulter und sagte leise, zu ihm geneigt: „Ich dächte, Du beschiedest Dich mit dem Glück, das uns zu Theil geworden ist."

„Du hast Recht, ein Kind müßte mir einen Theil dessen nehmen, was jetzt ganz und ausschließlich mein Eigen ist."

Sie sprachen Dies und Jenes. Eckebrecht äußerte die besten Vorsätze. Er wollte seine Verhältnisse ordnen und sein Leben der Nothwendigkeit anpassen. Daß es so nicht weiter gehen konnte, hatte er längst eingesehen, aber es fehlte ihm die Energie, gründlich durchzugreifen. Jetzt sollte das anders werden.

„Ich glaube, daß es Dir rechter Ernst ist," erwiderte Tankmar, „aber Deine Frau wird Dir das Gegenspiel halten, und Du ihr wie stets um des lieben Friedens willen nachgeben, auch wenn Du mit offenen Augen dem Ruin entgegengehst."

„Nun, so schlimm ist es doch noch nicht," unterbrach ihn Eckebrecht. „Schmähe Alice nicht, heute nicht, wo sie ein so großes Glück in mein Haus gebracht hat. Sie wird es einsehen, daß sie für unseren Sohn sparen muß. Lieber Tankmar, wir wollten Dich bitten, dem kleinen Mann Deinen Namen zu geben. Der älteste in der Familie hat ihn allemal getragen, und wenn die dritte Ader, wie man sagt, nach dem Gevatter schlägt, ist das eine gute Aussicht für unser Kind, ein Gegengewicht gegen das, was es von Vater und Mutter erbt."

„Halt!" rief Agnese lachend, „Du wirst Tankmar mit Deinen Schmeichelreden noch ganz eitel machen. Da wir nun aber als Mann und Frau eins sind, nehmen wir mit einander die Pathenstelle an."

(Fortsetzung folgt.)

Liebeslieder
von A. Trabert.

I.
O komme bald! Ich rufe Dich.

Daheim! Daheim! O süßer Laut —
Und jetzt so wonneleer,
So öd' und einsam, daß mir graut;
Wie drückt mich das so schwer!

Mein Weib ist todt in's siebte Jahr,
Und, was von ihr mir blieb,
Mein Kind, das meine Freude war,
Hat mir entführt die Lieb'.

So ward zum Friedhof mir geweiht
Mein einst so heit'res Haus;
Nur Schatten der Vergangenheit
Geh'n traurig ein und aus.

O komme, die mein Herz begehrt
Als heißersehnten Gast.
O komm' und mache Du mir werth
Des Lebens müde Last.

Du, die so hold mich angelacht
Und jetzt mir weilt so fern,
O komm'! Erleuchte mir die Nacht
Als meiner Hoffnung Stern.

O komme bald! Ich rufe Dich,
Du Ende meiner Noth;
Komm'! Plaudre, kose, rette mich,
Sonst sehn' ich mich zu Tod.

II.
Liebe sei Dein Lebenslauf.

Freunde bei den Aktenfächern,
Zecher bei den vollen Bechern,
Grüß' Euch Gott! Mir schmeckt's nicht mehr.
Seit ich, wo sie wohnt, gefunden,
Wandr' ich alle Tag und Stunden,
Sie nur suchend, hin und her.

Braune Aeuglein, hell und munter,
Grüßen gar so hold herunter
Und ich selber grüß' hinauf.
All' mein Denken, all' mein Sinnen
Ist ein einzig süßes Minnen,
Liebe ward mein Lebenslauf.

Wenn Ihr Nachts, vom Weine trunken,
Singt und lärmt in den Spelunken,
Geht das Pförtlein dort mir auf;
Und im Arme meiner Trauten
Horch ich nur den süßen Lauten:
„Liebe sei Dein Lebenslauf!"

Nennt Ihr mich darum den Thoren,
Fühl' ich mich wie neugeboren,
Fröhlich rufend mein Glückauf!
Und in allen meinen Liedern
Will ich jubelnd ihr erwidern:
Liebe sei Dein Lebeslauf!

III.
Eifersucht.

Wie glitzert's da droben Stern an Stern
Und alle küssen mein Liebchen so gern.
Sie küssen's mit gold'nen Strahlen
Allnächtlich zu tausend Malen.

Ihr Sternlein da droben, treibt's nicht zu toll!
Sonst zieh' ich den Vorhang vor im Groll
Und küsse statt Eurer Strahlen
Sie heimlich zu tausend Malen.

Aus alter und neuer Zeit.

Das Kadettenhaus zu Kassel. Nach der im Jahr 1806 erfolgten Auflösung der alten Kadettenanstalt, welche sich in dem am Steinweg gelegenen, später „das Kunsthaus" genannten Hause befand, wurde im Jahr 1809, unter der Leitung des westfälischen Artilleriegenerals Alix, das Gebäude in der unteren Königstraße, jetzt Proviantmagazin, als Ecole d'Artillerie erbaut und im Jahr 1815, neu hergerichtet, zum Kadettenhaus bestimmt. Als solches hat es 51 Jahre hindurch gedient, und finden diese Aufzeichnungen daher wohl einiges Interesse bei denjenigen, welche selbst oder deren Vorfahren ihre militärische Ausbildung in dieser Anstalt genossen haben.

Zum ersten Kommandeur wurde damals Oberst von Cochenhausen ernannt. Verwaltungsoffizier war Hauptmann Ruperti. Unterricht ertheilten: im Planzeichnen: Hauptmann Wiegrebe; in der Mathematik: Hauptmann von Radowitz; in der Geographie: Rath Glaß; in der Geschichte: Hofrath Professor Niemeier; in der deutschen Sprache: Kantor Vogt; in der französischen Sprache: Mr. Hodiesne; im Fechten: Mr. Labassée; im Reiten: Mr. Credé; im Tanzen: Balletmeister Brämer. Das Exerziren dirigirte Oberst von Cochenhausen persönlich, Ehrenchef der Anstalt war der Generaladjutant des Kurfürsten, Generallieutenant von Thümmel.

von Cochenhausen galt als ein sehr gelehrter Offizier; ein von ihm erfundener Globus befindet sich im Kasseler Museum. Wiegrebe und von Radowitz waren Eleven der westfälischen Artillerieschule gewesen, sie trugen Artillerieuniform und

wohnten in der Anstalt. Wiegrebe erregte bereits 1819 Aufsehen durch Aufstellung einer Leuchtgas-Maschine, zu deren Besichtigung der Kurfürst Wilhelm I. im Kadettenhause erschien; später, als Chef des Generalstabes, wurde Wiegrebe berühmt durch seine topographische Aufnahme von Kurhessen. von Radowitz, welcher als Jüngling von seinem Vater auf dem Schlachtfeld von Leipzig, hülflos und verwundet, aufgefunden war, war kurhessischer Generalstabsoffizier und trat 1823 in den preußischen Militärdienst, wo er beim König Friedrich Wilhelm IV. wegen seiner bedeutenden geistigen Fähigkeiten in hoher Gnade stand. Niemeier war Schriftsteller und Herausgeber des „Boten von Kassel". Credé, Bereiter, später Stallmeister im kurfürstlichen Marstall, war ein hervorragender Reiter und hat bis kurz vor seinem, 1884, im 92. Lebensjahr erfolgten Tode Pferde dressirt. Er hatte in seinem langen Leben viel des Interessanten gesehen und war der Unterthan von fünf resp. sieben Regenten gewesen, nämlich von: Landgraf Wilhelm IX., Kurfürst Wilhelm I.; König Jérôme von Westfalen; Kurfürst Wilhelm II.; Kurfürst Friedrich Wilhelm; König Wilhelm von Preußen, Kaiser Wilhelm I.

Die zwölf jungen Hessen, welche bei der Begründung der Anstalt am 1. April 1815 kostenlos in dieselbe aufgenommen wurden, standen im Alter von 11—16 Jahren, ihre Namen waren: A. von Bardeleben, E. von Borck, G. von Eschstruth, von Ende, von Kaltenborn, F. von Knoblauch, C. von Starck, E. von Sodenstern, A. von Stockhausen, F. von Trott, W. von Trott und von Uslar. Die ferner, bis zum Jahr 1821, aufgenommenen Kadetten waren: F. von Apell, Graf von Bocholtz, Fr. Boedicker, E. von Cochenhausen, G. von Cochenhausen, E. von Haynau, von Heister, von Koenitz, von Kutzleben, von Minnigerode I, von Minnigerode II, von Motz, L. von Ochs, von Reinhardt, C. von Schenk, von Sturmfeder, L. von Spiegel-Peckelsheim, Schneider, von Wiederhold.

Gegen Zahlung einer kleinen Pension wurden auch Ausländer in die Anstalt aufgenommen, was häufig der Fall war. Die Uniformirung war die des Fridericianischen Zeitalters. Beim Urlaub war das Tragen eigenen Anzugs gestattet. Das Kadettencorps hatte auch die Pagen zu stellen, und war im Hofdienst deren Vorgesetzter der Hofkammerrath Knierim. Die Tracht der Leibpagen war roth, die der Livreepagen blau, reich mit Silber gestickt, kleidsam und elegant. Sonnabends und Sonntags durften die Pagen das Hoftheater besuchen, wo ihnen eine Loge reservirt war. Von 1818 an traten alljährlich nach bestandenem Examen drei bis fünf Kadetten als Secondlieutenants in die Armee.

T. v. B.

Laufen.

Ein wahres Geschichtlein von Friedrich Haug.

Anno funfzehnhundert vier und dreißig
Arbeitete Landgraf von Hessen fleißig,
Den Herzog Ulrich von Württemberg,
Lang seiner Gewohnheit Augenmerk,
Nach rebellischem Widerstande
Nun einzusetzen in seine Lande,
Und sandte keine geringe Zahl
Fußgänger voraus, die überall
Den Feind verjagten. Ein Bot' erschien,
Sie führten zu Hessens Landgraf ihn.
„Wo sind die Feinde?", rief lenkend den Haufen
Der Landgraf, und jener sprach: in Laufen.
Das ist ein Städtlein am Neckarstrand,
Aus welchem der Feind im Hui verschwand.
„Hört", sprach der Landgraf, „ihr meine Krieger!
Die beste Vorbedeutung für Sieger!
Die Feinde sind im Laufen". Sein Zug
Verfolgte die Flüchtigen, drängt' und schlug
Die zerstreuten Widersacher im Flug.
Und so vollführt im Hui wie begonnen
Ward durch ein Wortspiel das Land gewonnen.

J. S.

Todesahnung. A. F. C. Vilmar erzählt in seiner „Hessischen Chronik" aus dem Leben der am 18. Februar 1722 zu Paris im Alter von 43 Jahren verstorbenen Fürstin Charlotte Amalie Ragoczy, geborenen Prinzessin zu Hessen-Wanfried, folgende Historie:

„Vor etwa 100 bis 200 Jahrhundert wurde in den fürstlichen Kreisen von den Personen des Hauses Hessen ganz ernstlich geglaubt und behauptet, sie hätten die Gabe, in die Zukunft zu schauen, Träume und Geister zu sehen. Es mag daran gewesen sein, was da will — schwerlich sehr viel —, mit einer Person aus diesem Hause hatte es jedoch seine Richtigkeit. Charlotte Amalie, älteste Tochter zweiter Ehe des Landgrafen Karl von Hessen-Rheinfels zu Wanfried, wurde in ihrem 16. Lebensjahre, am 25. September 1694, mit dem Fürsten Franz Ragoczy aus Siebenbürgen, dem weltbekannten ungarischen Revolutionshaupte, in Köln vermählt und hielt sich mit ihm in Folge seiner Abenteuer und Schicksale an verschiedenen Höfen, meist an dem polnischen zu Warschau und an dem russischen zu Petersburg, auf. Dem Strome einer

gottvergessenen und sich alles erlaubenden Zeit folgte auch sie, und ihr Leben ist voll der seltsamsten und anstößigsten Anekdoten und Abenteuer. Dennoch trat auch in dies leichtsinnige und zerrüttete Leben einst das Mene Mene Tekel, die Ahnung des Todes, mitten hinein und begleitete dasselbe, bis sich die Ahnung erfüllt hatte. Während sie, in den ersten Jahren des Jahrhunderts, sich in Warschau aufhielt, träumte ihr einst, ein fremder Mann komme zu ihr in eine kleine Kammer, die sie gleichfalls nie gesehen hatte; der Fremde bringt ihr einen Becher und sagt, sie solle trinken; sie verweigerte es mit dem Bemerken, sie habe keinen Durst. Aber der Fremde wiederholte, sie solle trinken, es sei dies der letzte Trunk, den sie in ihrem Leben trinken würde. Darauf erwachte sie, aber Gestalt und Gesichtszüge des Fremden, sowie das Aussehen des Zimmers hatten sich ihr unauslöschlich eingeprägt, und öfters erzählte sie diese sie niemals wieder verlassende Todesahnung theils ihren Leuten, theils Anderen, zuweilen mitten in dem Strudel der sinnlichen Lüste ihrer Zeit und ihres Lebens. Als sie im Oktober 1721 nach Paris kam, wohnte sie in einem Gasthause, und ließ, als sie sich übel befand, einen Arzt rufen. Als derselbe, Dr. Helvetius, kam, erstaunte sie, sah ihn starr an und sich darauf in ihrem Zimmer rings umher um. Ihr Begleiter, Graf Schlieben, fragte sie, was ihr wäre, daß sie sich so verwunderte. ‚Herr Helvetius', antwortete sie, ‚ist eben derselbe Mann, welchen ich in Warschau einst im Traum gesehen habe und welcher mir den letzten Trunk reichen wird; doch', fuhr sie mit Lachen fort, ‚an dieser Krankheit werde ich noch nicht sterben, denn dies ist das Zimmer nicht, in welchem ich mich damals im Traum befunden habe.' Einige Monate später wurde ihr eine Wohnung in einem Kloster gemiethet, ohne daß sie dieselbe zuvor gesehen hatte. Kaum betrat sie aber ihr Schlafzimmer daselbst, als sie zu ihren Leuten sagte: ‚Aus dieser Kammer werde ich nicht lebendig kommen, denn dies ist dieselbe, die ich vor Jahren in Polen im Traum gesehen habe.' Damals war sie jedoch, wenngleich sehr stark und schwer, vollkommen gesund. Ein leichtes Zahnweh veranlaßte sie am 16. Februar 1722 sich einen Zahn ausnehmen zu lassen; es folgte ein unbedeutendes Zahngeschwür und Fieber, worauf man zur Ader ließ, — und kaum war dies geschehen, so gab sie, am 18. Februar 1722, den Geist auf, unerwartet für sie selbst wie für ihre Umgebung. Ihr Zimmer hatte sie nicht wieder verlassen, und Dr. Helvetius stand neben ihr und reichte ihr den letzten Trunk."

Aus Heimath und Fremde.

Wie die Kasseler Zeitungen berichten, ist nach längerer Unterbrechung seit dem 11. d. M. die Sammlung hessischer Münzen im Friedrichs-Museum zu Kassel wieder zugänglich. Den Freunden hessischer Geschichte, insbesondere aber den Münzkennern, wird die Sammlung manche Ueberraschung bereiten. Was seit Jahren und Jahrzehnten in Schränken verschlossen geruht hat, ist zum ersten Male öffentlich ausgestellt, der alte Besitz ist durch zahlreiche neue Erwerbungen beträchtlich vermehrt worden, bekanntes Altes und unbekanntes Neues ist in chronologischer Folge übersichtlich geordnet dem Beschauer vorgelegt. Raummangel zwang zur Zurückhaltung der Hessen-Darmstädter Münzen. Sonst ist der ganze Besitz an hessischen Münzen und Medaillen ausgestellt, der hessischen Prägungen von Denaren der Sophie von Brabant bis zur Medaille auf die Jubelfeier der Oberrealschule zu Kassel, die Prägungen der Ziegenhainer, Henneberger, Hanauer, Schauenburger und Isenburger Grafen, der geistlichen Stifte Fulda, Hersfeld 2c. Ein Stück deutscher Kulturgeschichte spiegelt sich in dieser Sammlung wieder, die in 2600 Stücken fast sieben Jahrhunderte umfaßt.

Die studentischen Korporationen zu Marburg haben dem Rektor des vorigen Studienjahres, zeitigen Prorektor der Universität, Professor Dr. Max Bauer, welcher bekanntlich bei seinem Rücktritte vom Rektorate den ihm von der Marburger Studentenschaft zugedachten Fackelzug ablehnte, nunmehr in Anerkennung seiner verdienstvollen Führung des Rektorates eine Adresse überreichen lassen, die, angefertigt vom Universitäts-Zeichenlehrer Schürmann, ein Meisterwerk der Zeichenkunst genannt zu werden verdient. Das Titelblatt hat folgende Inschrift:

Adresse der Korporationen an der alma mater Philippina. Dem Herrn Prorektor und Professor Dr. Max Bauer, Ritter 2c. gewidmet und dargebracht im Wintersemester 1893/94.

Der Text lautet:

Hochzuverehrender Herr Prorektor!
Sehr geehrter Herr Professor!

Da es den Korporationen an der alma mater Philippina leider nicht möglich war, Ew. Hochwohlgeboren den Ausdruck ihrer Dankbarkeit persönlich darbringen und durch einen Fackelzug die Verdienste, die Ew. Hochwohlgeboren während der Zeit Ihres Rektorates um die gesammte Marburger Studentenschaft unzweifelhaft erworben haben, ehren zu können, so bitten dieselben Ew. Hochwohlgeboren durch die Annahme dieser Adresse gütigst die Aeußerung des Dankes der unterzeichneten Korporationen entgegennehmen und dadurch bethätigen zu wollen, daß, solange

die alma mater Philippina steht, die Einigkeit zwischen den Hochgeehrten Herren Professoren und der Studentenschaft unverändert fortdauern wird.

Möge es Ihnen, Hochgeehrter Herr Prorektor und Professor, beschieden sein, noch lange der Marburger Universität zum Ruhme zu gereichen, zu Ehren der Wissenschaft, zu Nutz und Frommen der Studirenden.

Die Korporationen an der alma mater Philippina.

Es folgen die Unterschriften der Chargirten.

Todesfälle. Am 12. d. M. verschied zu Montreux in der französischen Schweiz an den Folgen einer Lungenentzündung im 79. Lebensjahre der königliche Eisenbahndirektions-Präsident a. D. Sigmund von Schmerfeld. Der Verblichene, geboren am 1. Oktober 1815 zu Kassel, war vor 1866 oberster Leiter des Eisenbahn- und Postwesens des Kurfürstenthums Hessen, später Eisenbahndirektor in Schlesien und zuletzt Präsident der königlichen Eisenbahndirektion in Hannover. Mit hervorragenden Geistesgaben ausgestattet, hat er sich in seinem Amte als oberster Betriebsleiter außerordentliche Verdienste erworben, die durch Ordensauszeichnungen 2c. auch von allerhöchster Stelle anerkannt wurden. Als von Schmerfeld am 12. Oktober 1887 in Hannover sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, hatte er sich ganz besonderen Ehrungen von den hohen Staatsbehörden sowie seitens der ihm unterstellten Beamtenschaft zu erfreuen. Nach seiner erst vor wenigen Jahren auf seinen Wunsch erfolgten Pensionirung kehrte er in seine Vaterstadt Kassel zurück, welcher er stets ein warmes Herz bewahrt hatte, um hier seinen Lebensabend zu verbringen. Ein Herz- und Lungenleiden veranlaßte ihn, sich nach dem Süden zu begeben, nach dem Kurorte Montreux, wo ihn der Tod ereilte. Sein Andenken wird stets ein gesegnetes bleiben.

Am 14. Februar verschied zu Fulda nach langem schweren Leiden im 81. Lebensjahre der hochwürdige Domdechant und Generalvikar Karl Kalb. Das Domkapitel der Diözese Fulda widmet dem verblichenen Jubelpriester in der „Fuldaer Zeitung“ einen warmen Nachruf, in welchem ihm das ehrenvolle Zeugniß gegeben wird, daß er stets durch echt priesterlichen Wandel, gewissenhafte Pflichttreue und Hingabe in allen seinen kirchlichen Amts- und Berufsstellungen sowie durch große Freigebigkeit für kirchliche und wohlthätige Zwecke sich ausgezeichnet hat. Geboren war Kalb am 31. Januar 1813 zu Fulda, er besuchte das Gymnasium und Lyzeum seiner Vaterstadt, studirte dann Theologie an der theologischen Lehranstalt zu Fulda und wurde am 20. Mai 1837 zum Priester geweiht. Nachdem er einige Zeit die Stelle als Religionslehrer an der städtischen Knabenschule zu Fulda versehen, wurde er am 29. August 1840 zum Stadtkaplan in seiner Vaterstadt ernannt und am 12. Mai 1849 zum Dompräbendar und Kapitelssekretär befördert. Am 16. April 1868 erfolgte seine Ernennung zum Domkapitular, und am 12. Mai 1882 wurde ihm das hohe kirchliche Amt des Domdechanten und Generalvikars der Diözese Fulda übertragen. Am 30. Mai 1887 feierte er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. R. i. p.

Hessische Bücherschau.

Eine Frühlingsfahrt nach Malta, mit Ausflügen in Sizilien, von Julius Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Das Buch bietet weit mehr als eine unserer landläufigen Reiseskizzen, denn der Verfasser verbindet mit seiner bekannten feinen Beobachtungsgabe eine außerordentliche Belesenheit und verfügt über reiche literarische Kenntnisse. Trotzdem die Schilderung der Insel Malta noch nicht die Hälfte des Ganzen einnimmt, enthält sie eine Fülle neuen Stoffs und ist sicher dazu angethan, viele zu einer Reise nach jenem paradiesisch schönen und verhältnißmäßig bequem zu erreichenden Eiland zu verlocken. Sehr lehrreich sind besonders Rodenberg's Mittheilungen über die Bewohner Maltas, denen er gerade kein gutes Zeugniß ausstellt. Die Insel „bildet heute ein völkergeschichtliches Unikum oder Fragment“, denn ihre Einwohner sind wahrscheinlich semitischen Blutes, sprechen eine durch das Arabische stark beeinflußte Mundart, gehören durch Bildung und Verkehr zu Italien und sind englische Unterthanen. Rechnet man die Reste der alten Ordensherrschaft hinzu, so ist einleuchtend, wie viel kulturgeschichtliches Material sich hier dem Reisenden auf Schritt und Tritt aufdrängt. Die anderen Theile des Werks schildern die schönsten Punkte Siziliens: Syrakus, Taormina, Aci Reale, Girgenti und Palermo. Auch hier beschränkt sich der Verfasser nicht auf eine Darstellung moderner Verhältnisse, die er übrigens vom wirthschaftlichen Standpunkte aus durchweg richtig auffaßt, sondern die Geister Homer's, Goethe's, Platen's umschweben ihn. Daß Inhalt und Stil des Buches edel und vornehm sind, braucht wohl nicht weiter hervorgehoben zu werden. Das versteht sich bei unserem verehrten hessischen Landsmanne Julius Rodenberg von selbst. (W. Z.)

Otto Wachs, Kleinasien aus der Vogelschau. —

Das erste Heft der von Karl Siegen herausgegebenen „Westöstlichen Rundschau“ vom 1. Januar 1894 enthält obigen Aufsatz aus der Feder unseres Landsmannes, des Majors a. D. Otto Wachs in Charlottenburg, und wir möchten an dieser Stelle um so lieber davon Notiz nehmen, als der Verfasser auch seinerseits in der Ferne unseren hessischen Verhältnissen die sorgfältigste Aufmerksamkeit widmet. Otto Wachs hat sich, seitdem er den praktischen Dienst verlassen hat, der theoretischen Seite der Militärwissenschaft ausschließlich zugewandt und hat in den letzten Jahren eine Reihe von Aufsätzen und Broschüren veröffentlicht, welche bei ihrem Erscheinen oft nicht geringes Aufsehen erregten, so u. a. seine Schrift „Die Weltstellung Englands, militärisch-politisch beleuchtet. Kassel 1886“ und „Der Kampf um Konstantinopel“ (Internationale Revue über die Arméen und Flotten, Jahrg. VI, Heft 5).

Alle jene Schriften, welche meist die Tendenz haben, auf das drohende Uebergewicht des russischen Reiches hinzuweisen und dessen Machtmittel im Vergleich zu denen seiner muthmaßlichen Gegner im nächsten Orientkriege zu beleuchten, haben namentlich in England nicht selten einen die gesammte dortige Presse beschäftigenden Erfolg gehabt. Den nämlichen Zweck, Rußlands Angriffsstellung vom militärischen Standpunkte aus zu würdigen, hat der von uns angeführte Aufsatz. Diesmal ist es Kleinasien, das der Verfasser zunächst in anregender Weise von allen Seiten beleuchtet, um sodann die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines russischen Angriffs auf diesen Theil des Türkenreiches sowie die Aussichten auf den Erfolg, den beide Gegner eventuell haben können, allseitig zu erörtern. Der Aufsatz ist von hohem Interesse, die Zeitschrift selbst, in deren erster Nummer er sich befindet, zählt eine lange Reihe der vorzüglichsten Mitarbeiter auf, sodaß sie, — wenn diese wirklich halten, was sie versprochen, — bald zu unseren anziehendsten periodischen Blättern gehören dürfte. Ihr ausgesprochener Zweck ist, den Interessen des Dreibundes zu dienen.

H. Br.

H. Warlich. Wie kann ein gesunder Körper und ein gesunder Geist bei der Erziehung der deutschen Jugend gebildet werden? Eine praktische Lösung der Frage. Kassel (E. Hühn) 1894. 34 S. 8°.

Dr. Warlich, seit längeren Jahren Vorsteher eines Privatpädagogiums in Kassel, hat den Plan gefaßt, auf Wilhelmshöhe eine neue Erziehungsanstalt zu gründen, welche nach den Grundsätzen sorgfältigster hygienischer Pflege des Geistes und Körpers geleitet werden soll. Welches diese Grundsätze sind, hat der Verfasser in der uns vorliegenden Schrift eingehend entwickelt. Da die Anstalt zur Aufnahme solcher Knaben bestimmt ist, deren Entwickelungsgang durch irgend welche Einflüsse gehemmt worden ist, namentlich aber zur Aufnahme solcher Kinder, die bei wenig entwickelten Körperkräften und Angesichts der einer genügenden körperlichen Ausbildung wenig günstigen Schulverhältnisse der großen Städte nothwendig entweder zurückbleiben oder unter der geistigen Ueberanstrengung Schaden nehmen müßten, so darf man dem Unternehmen gewiß von Herzen Gedeihen wünschen. Die Anstalt steht unter der unmittelbaren ärztlichen Aufsicht der derzeitigen Leiter der Wiederhold'schen Kuranstalt auf Wilhelmshöhe, der Herren Dr. Wiederhold und Dr. Brunner, und bietet daher alle Gewähr für eine sachgemäße hygienische Pflege der Zöglinge. Aber auch abgesehen von dem praktischen Zwecke, den die vorliegende Broschüre im Auge hat, ist diese an sich lesenswerth namentlich wegen der darin (wenn auch nicht zuerst) gethanen Vorschläge für Beseitigung mancher Mißstände in unserem höheren Schulwesen, die sich, trotzdem sie lange erkannt sind, mit eiserner, vom Bureaukratismus festgehaltener Zähigkeit weiterschleppen.

—r.

Das Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Tremoïlle, Gräfin von Aldenburg. Erzählt von ihr selbst, übersetzt und erläutert von Dr. Reinhard Mosen, Großherzoglich Oldenburgischem Oberbibliothekar. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Wenn eine Frau, ausgerüstet mit Schätzen des Herzens und Geistes, deren langes Leben reich an merkwürdigen Schicksalen und Verkettungen war, es unternimmt, niederzuschreiben, was sie äußerlich und innerlich erlebt hat, so sind solche Aufzeichnungen um so dankenswerther für die nachgeborenen Geschlechter, je umfangreicher und bedeutender der Kreis war, den sie in den Bereich ihrer Betrachtungen zu ziehen vermochte.

Amélie de la Tremoïlle, die Tochter des Herzogs de la Tremoïlle, Prinzen von Tarent und der Prinzessin Emilie von Hessen-Kassel, die Enkelin

Landgraf Wilhelm's V. und der bedeutendsten Fürstin, welche je in Hessen regierte, der Landgräfin Amelie Elisabeth, ruhmreichen Angedenkens, ward 1652 zu Thouars geboren.

Einem der vornehmsten Fürstengeschlechter Frankreichs angehörend, welches sich früh zur Lehre Calvin's bekannte, brachte ihre hohe Stellung wie ihre altfürstliche Abkunft, verbunden mit den Wirren der Zeit, welche sie bald an den französischen Hof, bald nach den Niederlanden, dem dänischen Hof, oft nach Kassel führten, sie in Berührung mit den hervorragendsten Erscheinungen des Jahrhunderts.

Ueberaus fesselnd und lehrreich ist es, die Aufzeichnungen einer Frau von solch' hoher gesellschaftlicher Stellung zu lesen, in welchen neben bedeutenden Menschen und Begebenheiten auch die äußeren Verhältnisse des Lebens jener fernen Zeit nicht übergangen sind, und die so ungeahnte kulturhistorische Einblicke in das häusliche Treiben der Vornehmen des XVII. Säkulums gewähren.

Die Aufzeichnungen der Herzogin sind für ihren Sohn Anton II. von Aldenburg bestimmt, für den sie als nachmalige Gräfin von Aldenburg, in Varel residirend, tapfer verwickelte Erbstreitigkeiten auskämpfte, „damit er im Falle ihres frühzeitigen Todes wissen möge, wie alles gekommen ist".

Alles, was die Herzogin erzählt, ist einfach und wahr und erhält durch die familiäre Bestimmung ein überaus anheimelndes Gepräge. Wir lernen eine Fürstin kennen, deren intime Mittheilungen ihrer Beobachtungsgabe, ihrer Urtheilsfähigkeit und der Festigkeit ihres tiefreligiösen Charakters ein glänzendes Zeugniß ausstellen. Dies und die Berührung der miterlebten geschichtlichen Ereignisse der Zeit, die unbefangene Wiedergabe der Eindrücke, welche hervorragende historische Persönlichkeiten auf sie gemacht, sichern dem seltenen Buche aufrichtige Theilnahme vom rein menschlichen wie vom geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkte.

Die sorgfältige Uebertragung durch Dr. Reinhard Mosen verleiht dem fesselnden Stoffe ein anmuthiges Gewand, sodaß die Lektüre überaus angenehm wird.

Dem Herausgeber und Erläuterer der Handschrift sei deshalb Dank für seine gewissenhafte und liebevolle Thätigkeit nicht vorenthalten, er hat unsere Literatur durch einen werthvollen Beitrag bereichert. Für uns Hessen hat das Buch, dem ein Porträt der Herzogin beigefügt ist, noch ein ganz besonderes Interesse, da seine Heldin das Enkelkind des glorreichen Fürstenpaares ist, welches im dreißigjährigen Kriege für das Hessenland stritt und litt.

Franz Treller.

Im April d. J. sind 25 Jahre seit der Begründung des Realgymnasiums zu Kassel verflossen. Dieses Jubiläum beabsichtigen die früheren Schüler der Anstalt am 14. April durch einen Commers im Stadtparksaal zu begehen. Auswärtige ehemalige Kasseler Realgymnasiasten bittet der Festausschuß Nachricht über ihren augenblicklichen Aufenthaltsort und ihre jetzige Stellung an die Adresse des Herrn Zahnarztes Carl Foerster, Kölnische Straße 27, gelangen zu lassen. Diese Notizen sollen zugleich als Material für eine zu veröffentlichende Liste aller früheren und jetzigen Schüler dienen. — Die Vorbesprechungen für den Commers finden jeden Mittwoch Abend im Restaurant Ludovici, Friedrichsplatz, statt.

Briefkasten.

Dr. W. Tr. u. J. Tr. geb. P. Wien. Herzlichsten Glückwunsch zur Vermählung.

A. W., Kassel. Mit bestem Danke angenommen.

G. v. P. Marburg. Ihr gütiges Anerbieten nehmen wir dankbarst an und sehen baldgefälliger Zusendung des Manuskriptes entgegen.

E. B. Marburg. Zusendung erhalten, wird in einer der nächsten Nummern gebracht werden.

G. S. Marburg. Verbindlichsten Dank.

W. S. Wiesbaden. Unmöglich.

N. N. in B. Von 1889, 1892 und 1893 sind noch einige vollständige Jahrgänge zu haben, von 1891 nur ein Exemplar.

D. V.

Inhalt der Nummer 4 des „Hessenlandes": „Farbenfreude", Gedicht von M. Herbert; „Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren: II. Die Haupt- und Residenzstadt Kassel", von F. Zwenger (Fortsetzung); „Das hessische Postwesen unter Landgraf Wilhelm IX., nachherigem Kurfürsten Wilhelm I.", von Schwalm in Marburg; „Ohm und Onkel". Erzählung von C. von Dincklage-Campe (Fortsetzung); „Liebeslieder" von A. Trabert; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Den geehrten Abonnenten werden Probenummern zur gefl. Weiterverbreitung gern zur Verfügung gestellt vom Verleger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 5.

Kassel,
3. März 1894.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Gedenken.

Wie habe ich heute an Dich gedacht,
Als leise herabsank die stumme Nacht
Und über das Mondlicht zogen
Der Wolken reiche Wogen.

Die Wolken verglich ich dem Mißgeschick,
Dem glänzenden Wanderer unser Glück,
Von jenem überdunkelt,
Da es am reinsten gefunkelt . . .

Wie habe ich heute an Dich gedacht,
Als siegreich das Licht durch die stumme Nacht
Auf schimmernden Schwingen getragen
Ein Hoffen von goldenen Tagen!

Rauschenberg.

Valentin Traudt.



Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen.

1567—1592.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Die Einkünfte aus den Kammergütern und den Aemtern genügten dem Landgrafen zur Bestreitung seines fürstlichen Staates, des Hofes und aller Besoldungen. In Kassel enthielt seine Schatulle in guten Jahren die baare Summe von 100 000 Gulden. Dieser Fonds wurde zum Theil verwendet zu Reisen, Geschenken an seine Kinder und Verwandten, zu Geldvorschüssen an einzelne Staaten, zur Errichtung von Bauten, Gartenanlagen und zur Unterstützung der Künste und Wissenschaften sowie der Armen.

In jeglicher Beziehung herrschte an dem fürstlichen Hofe die größte Sparsamkeit, nichts war da von der in damaliger Zeit an anderen fürstlichen Höfen üblichen Verschwendung und Prachtliebe. Die Jahresbesoldung aller Beamten an Geld und Naturalien belief sich z. B. im Jahre 1585 auf die Summe von 4501 Gulden. Wie diese Summe sich auf die einzelnen Beamten vertheilte, möge aus folgender, dem Werk von Rommel entnommenen Zusammenstellung ersehen werden:

Ausgaben der Jahresbesoldungen und des fürstlichen und Hofstaates (1585).

I. Besoldungen für die fürstliche Kanzlei, Rentkammer und Hofstaat.

	Gulden.
1. Jahressold für die fürstliche Kanzlei, bestehend aus 26 Personen, vom Statthalter und Kanzler bis zu dem Kanzleidiener	1596
2. Jahressold der Rentkammer, 9 Personen nebst 10 Kammerjungen	590
3. Jahressold der Leib- und Wundärzte	304
4. „ der Personen im Frauen-Zimmer (Hofmeister, Hofmeisterin, Kindshofmeisterin, 6 Jungfrauen, Kindswärterin, Köchin, 6 Kammermägde, 4 Knaben, 1 Thürknecht, 1 Stubenheizer)	195
5. Jahressold des Hofmarschalls und der Hofjunker (zusammen mit dem Haus- und Futtermarschall, dem Stall- und dem Forstmeister, 4 Kammerjunkern, 12 Zwei-Rosser-Junkern, und 8 Edelknaben, 30 Personen; der Hofmarschall bekam 150 Gulden)	610
6. Jahressold der Einspännigen (1 Hauptmann, 16 Einspännige, 2 Stalljungen)	262
7. Jahressold für Marställer und Hofschmiede (19 Personen) (Hierbei sind 2 Zelterjungen.)	186
8. Jahressold für die Leibtrabanten (1 Hauptmann und 8 Mann)	116
9. Jahressold für Kammerthürknechte und Lakaien (8 Personen)	112
10. Jahressold für Jäger und Waidleute (26 Personen mit Einschluß von 4 Hundejungen, an der Spitze steht der Pirschmeister)	49
11. Jahressold für Instrumentisten (5) und Trompeter (4) nebst 3 Jungen	330
12. Jahresbesoldung für Hofprediger und Sänger (der erste Hofprediger hatte 70, der Kapellmeister 30, je 2 Bassisten, 2 Tenoristen, 2 Altisten 30 Gld., die Diskantisten keine Geldbesoldung)	216
13. Jahressold der Zeug- und Büchsenmeister (19 Pers.)	582
14. Jahressold der Burggrafen (2), Haustrabanten (8), Saalwärter (4) und Pförtner (2)	192
15. Jahressold der Diener der Hofküche (32 Personen, darunter ist der Teichmeister, Forellenfänger und Hoffischer)	405
16. Jahressold der Schenken und Bänder (8 Personen)	120
17. Jahressold der Lichtkämmerer und der Silberdiener (3 Personen)	44
18. Jahressold der Hofbäcker (7 Personen)	51
19. „ der Hofschneider (5 Personen)	62
20. „ der Fruchtverseher (3 Personen)	62
21. „ der Hofbau- und Handwerksleute (20) (darunter der Mathematicus, Guardein, Probirer, Hofmaler, Uhrmacher, Teppichmeister, Zeltmeister, Armbrostirer)	423
22. Jahressold der Wagen- und Karrenknechte (zu 10 Wagen)	108
Totalsumme alles Jahressoldes des fürstlichen und Hofstaates	6615

II. Naturalien zu obigen Jahresbesoldungen.

Lundisch Tuch 76 Tücher und 18½ Ellen, Schlecht Tuch 11 Tücher und 23 Ellen; Wollenfuttertuch 790 Ellen; Barchent 107 Stück und 8 Ellen; Leinenfuttertuch 366 Ellen; Korn 634 Viertel; Hafer 130 Viertel; Gerste 65 Viertel; Erbsen 6 Viertel 5 Metzen; Reußen (ausländisches Rindvieh) 2 Stück; Haidochsen 1 Stück; Landrinder 1 Stück; Hämmel 154 Stück; Schweine 31 Stück; Salz 18 Viertel; Wein 1 Fuder, Bier 27 Fuder.

III. Verlag, Verwaltungskosten und andere Ausgaben des fürstlichen Standes und der Hofhaltung.

	Gulden.
1. Justiz. Reichskammergericht (zur Unterhaltung)	276
Hofgericht (zur Unterhaltung)	750
Für Prozesse (auf Rechtfertigung)	200
2. Dienstgelder	300
3. Kostgelder (ordinaire)	112

		Gulden.
4.	Gnadenverleihungen (aus Gnaden vergeben)	1000
5.	Für Kleinodien und Ringe	800
6.	Zehrungen (und Diäten): a. Fürsten, b. Räthe und Edelleute, c. Gemeine, d. Reitende Boten und Lakaien, e. Waidleute, f. Wagenleute	4120
7.	Herbergegeld und Hauszins	200
8.	Botenmeister zu Verlegung der Boten (Posten)	750
9.	Marschall und Gestüte (für Stahl und Eisen in die Hofschmiede, Beschlaggeld, Pferdeschäden und gekaufte Pferde)	1980
10.	Zeughaus (zu Verlag desselben)	400
11.	Bau=Etat (zum Bauen)	1200
12.	Forst=Etat (Forstgeld von den Oberförstern inbehalten)	650
	Holz in die Rentkammer	20
13.	Außerhalb der Messe für Einkäufe	1000
	Für Fuhrlohn	150
14.	Buchbinder und Drucker	37
15.	Ausgaben an verschiedene Handwerker (Darunter sind die Hutmacher mit 2 Gulden.)	1034
16.	Schuhe= und Stiefelgeld	100
17.	Flickwerk des Hausraths	100
18.	Auf besonderen Befehl	1000
19.	Gemeine Ausgaben	150

Die bedeutendste Ausgabe erforderte die Hofküche, der Naturalbesoldung aller Hofdiener und der häufigen Besuche wegen. Unter dem Speisezettel kamen 22 Suppen, 26 Sorten von Gemüse und Beiessen aus Früchten und Gewächsen vor. Unter dem Geflügel werden auch junge Dohlen, unter den Bratfischen Ursen, Ohel, Nasen, unter den Weißfischen nur Hecht und Krebs=Austern genannt. Von gewürztem Wildpret werden erwähnt wilde Schweins= und Bärenfüße, unter dem Gebackenen Affen=Mohn, Nonnen=Seufzer und andere Sachen. Unter den seltenen Viktualien, die oft weither bezogen wurden, waren ostfriesische und holländische Butter. Aus einem Viertel des besten Korns wurden 240 Pfund, des mittleren 220 Pfund und des geringsten 200 Pfund Brod gebacken. Für seine Mühe, Arbeit und das gelieferte Holz erhielt der Bäcker 8 Albus und 4 Metzen Kleien. Das Kostgeld für diejenigen, welche durch Krankheit oder Unglück verhindert waren bei Hofe zu speisen, belief sich wöchentlich in der Regel auf ½ Gulden.

Was den Weinverbrauch anlangt, so wurde von Landgraf Wilhelm durch eine Hofordnung angeordnet, daß diejenigen, die bei fremdem Besuche oder Fürstenlager die Aufwartung hätten, den Wein so zu sich nehmen sollten, „daß er nicht ihrer, sondern sie desselben Meister würden". Als Getränk dienten Kirschenwein, aus schwarzen und rothen reifen Kirschen gefertigt, Einbeckisches Bier und einheimische Weine. Junger Rheinwein wurde durch besondere Agenten angekauft. Spanischer Wein und Malvasier wurden nur bei Hochzeiten getrunken. Hofgesinde und Ritterleute, die am Hofe speisten, mußten sich mit inländischem Wein begnügen, wie es in einer Verordnung von circa 1570 ausgesprochen ist. „Dem Hofgesinde im gemeyn anzuzeigen, es habe uns unser Haußschenk angezeigt, daß sich etzliche unsers Hofgesinds den Wein, so uns Gott allhier im Lande wachsen lassen, und wir doch mit stärkerm Wein verbeßert, alßo das er einem gemeinen Speisewein, wie er zu Heidelbergk, Studgardt, und Newburg zu Hoff verspeiset wirdt, beynahe gleich, wo nicht beßer, zu drinken verweigern, sondern nur Wickerer, Wallauer, Elsaßer, Obergawer und dergleichen Wein, so wir mit großen Kosten vor Frembde und nicht vor Hoffgesinde einkaufen lassen, eingeschenkt haben wollen. Nun befrembdet uns solches nicht wenig von Ihnen, als Ritter=Leuthen, die, wan sie einen Trunk Wassers hetten, Gott darumb danken sollten, Es habe unser Herr Vater seliger vor Zeiten ein Hoff geführt, deren gleichen in Teutschland kein Fürst, haben so statliche Herrn und von Adel als Herzog Albrecht von Braunschweig, Herzog Adolf von Holstein, Graf Georg Ernst von Henneberg, Reinhardt und Antonium von Eysenbergk, Graf Johann von Waldeck, Graf Albrecht von der Hoya, Graf Christoph von Beychlingen, Graf Siegmund von Gleichen, Herr Heinrich Reuß von Plauen unndt Andere, von Räthen und von Adel aber Hermann von der Malsburg u. s. w., die allzumal seindt mit dem gewechse, wie es Gott allhie zu Lande bescheret, gar woll zufrieden gewesen, dasselbig mit Freuden und Danksagung gebraucht, darum nehme uns nicht wenig wunder, da sie wissen, das uns kein anderer Wein wechst, als etzliche Fuder in der Niedergrafschaft Catzenellenpogen, welche wir für unsern und unser Kinder Mund, auch vor Frembde etwa ufhalten, das sie so leckermeulig und damit nicht so wohl wie jene ehrliche Leute (dero ihrer ein theils nicht würdig ihnen die Schuhriemen uffzulösen) zufrieden sein wollen. Darumb sollten sie solcher schmarotzerey sich in ihr Hertz hinein schemen, das sie ihnen als Ritter=Leuthen solches lassen vor die Meuler kommen. Man könne in einer fürstlichen Hofhaltung nit einem Jeden Lampreten kochen, und Perdrisken und Capaunen mit schwarzen Füßen speißen, oder Arboißen vorsetzen, denn darüber würden nit allein wir als ein Fürst, sondern wol ein großer Könnig verderben. Wir wehren ihnen nichts anderst zu geben schuldig, dan was uns wechst, wie unsere Vorfahren auch gethan, Wollen sie damit nit zufrieden sein, so mögen sie uns Ihren Dienst vermöge der Hofordnung uffsagen, und nach Außgang des Jahres ziehen, da wo sie Malvasier zu drinken haben, und ihre Schmarotzmeuler wol erweiden könnn."

Es wurden jährlich an Getränken bei Hofe gebraucht: 70 Fuder Wein, 12 Fuder Einbeckisches Bier, 600 Fuder Speisebier, 70 Fuder Dienstbier.

Die Ausgaben für Küche, Keller u. s. w. mögen aus folgender Zusammenstellung ersehen werden.

	Gulden.
Hofküche (zu Verlag derselben, für Fleisch, eingemachte Fische, getrocknetes feines Obst, Einbeckisch Bier, Hopfen u. s. w.)	5309
Anmerkung: Gewürz ist bei den Meßausgaben.	
Hofkellerei. Für 50 Fuder Wein	2000
Für Fuhrlohn von Wein	1000
Lichtkammer (50 Centner Unschlitt und dazu 450 Zaspeln Dochtgarn)	500
Hofapotheke	150
Meßausgaben für Frühjahr- und Herbstmesse (für feine und ausländische Tücher, Gewand, Möbel in die Schlösser und Jagdhäuser, Apotheke, auch Würze in die Hofküche)	10448

Alle feineren Tücher und Seidenwaaren, Stoffe zu Kleidungsstücken des Landgrafen sowie der gesammten fürstlichen Familie, alle Spezereien und feineren Gewürze wurden auf der jährlich zweimal stattfindenden Frankfurter Messe gekauft. Für alle diese Gegenstände wurde im Durchschnitt die Summe von 10450 Gulden ausgegeben.

So einfach war Wilhelm in seinen Ansprüchen, daß er sogar von zinnernem Geschirre speiste. Kostspielige Reisen vermied der Landgraf, namentlich in seinen älteren Jahren. Reiste er, dann verbat er sich jeglichen Aufwand um seiner Person willen. Die aufgewendeten Reisekosten waren so gering, daß die Rechnungen hierüber von dem Kammermeister des Landgrafen zur Nachahmung der Sparsamkeit benutzt wurden.

Ein großer Gegner des Spiels war Wilhelm. Nur einmal in seinem Leben hatte er gespielt, bei welcher Gelegenheit er 900 Gulden an den Pfalzgrafen Hans Georg von Veldenz verloren hatte (1574).

An Bauten errichtete Landgraf Wilhelm in Schmalkalden die Wilhelmsburg, die befestigten Schlösser zu Spangenberg, Homberg, Ziegenhain, Eschwege. In Kassel erbaute er an der Fulda das zum Leibgedinge seiner Gemahlin bestimmte Schloß nebst einer Kapelle, einem Rittersaale, der die Wappen von 600 hessischen Vasallen und Rittergeschlechtern enthielt. Dieser Bau kostete ihm die Summe von 32111 Thalern. Seinem Vater, dem Landgrafen Philipp, errichtete er ein Grabdenkmal in der Martinskirche zu Kassel. Die von Philipp angefangenen Festungswerke vollendete er sowie das Frankfurter- und Hohethor. Das uralte Schloß zu Kassel erweiterte und verschönerte er durch den Bau eines goldenen Saales, den rothen Stein, sowie durch die Anlage eines großen Küchen- und Speisesaals. Ferner erbaute er noch ein Zeughaus und einen Marstall.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

II.

Die Haupt- und Residenzstadt Kassel.

Von F. Zwenger.

Kassel hat durch niederländische Künstler und Kaufleute seit Landgraf Moritz, durch französische Fabrikanten seit Landgraf Karl an Wollenmanufaktur, doch mehr geringerer Tücher und Zeuge, durch gemeinnützige von Linnen, durch feine und andere Hut-, durch Strumpffabriken, durch die von guten und feinen Handschuhen, auch besonders Gold- und Silberfabriken gewonnen; Seidenfabriken, wie Hanau, hat Kassel noch nicht. Die sonst herrschaftlichen Porzellan- und Fayencefabriken sind Privatpersonen zum freien Betrieb überlassen; eine Wachsbleiche und Lichterfabrik ist in vorzüglichem Zustande. Da Kassel den Hof, die hohen Landeskollegien und eine starke Besatzung, auch viel Zuspruch von Fremden hat und die Lebensart kostbarer ist als die im Lande, so ist es wohl nicht überflüssig, die Errichtung von Manufakturen und Fabriken in mancher nahrungsloseren Landstadt in Betracht zu ziehen. Die Kasseler Kaufmannsgilde ist zahlreich und heißt als eine Innung, die in ihrem Handel gewisse Freiheiten ausschließlich genießt, Hansegrebengilde. Die Stadt hat zweiunddreißig Zünfte und zwar dergestalt, daß zu einer oft mehrere gehören; sie stehen unter dem sogenannten Oberschultheiß und dem amtsführenden Bürgermeister. Außer der Fulda befördert die vortreffliche, unter einem Oberpostamt stehende Einrichtung der fahrenden und reitenden Posten alles, was zur Fortbringung von Waaren gehört, gar sehr, und der dem auf der Weser und Fulda von Münden

aus nach Kassel an Unkosten durch fürstliche Unterstützung gleichgemachte Transport der bremer und holländischen Waaren von Karlshafen nach der Hauptstadt erleichtert vieles und ersetzt der Stadt zum Theil den Schaden, den ihr Münden durch sein Stapelrecht thut. Ein ähnlicher Vortheil für Handel und Wandel sind die wöchentlich seit 1765 nach Hersfeld zweimal abgehenden Marktschiffe.

„Das Kommerzkollegium arbeitet jetzt an Beförderung eines Speditionshandels in Kassel, welches den Messen helfen könnte. Eine sogenannte seit 1724 unter einem sachverständigen Direktor und solchen Mitgliedern bestehende Wegekommission, mit ihren durch das ganze Land verbreiteten Oberwege- und Brückenbau-Ingenieurs kommt unter dem jetzigen Landgrafen, durch seine mit den Landständen genommenen besten Veranstaltungen eigentlich erst zu ihrer mit dem besten Erfolg begleiteten Zweckmäßigkeit. Die größere Durchfuhr durch Kassel aus einem Kreise in den anderen, besonders aus dem niedersächsischen von Lübeck, Hamburg und Braunschweig nach Frankfurt wird täglich sichtbarer."

Der Polizei Kassels wird in der Beschreibung mit folgenden Worten gedacht: „Eine aus dem Gouverneur, dem Kommandanten und Mitgliedern der Regierung, der Kammer, anderer Kollegien, der Stadtobrigkeit, dem Stadtrath und sogenannten Kommissarien der Oberneustadt zusammengesetzte Polizeikommission hat jede Ordnung, Sicherheit und Bequemlichkeit zur Absicht, welche Polizeisache ist und heißt. Sie würde aber vielleicht zu noch größerem Vortheil der Stadt gereichen, wenn sie einige wenige Mitglieder hätte, die mit gehörigen Ansehen sich, ohne andere Geschäfte zu haben, bloß mit eigentlicher Polizei beschäftigen könnten."

Auch ein „Gesundheitskollegium" hatte man zu damaliger Zeit schon in Kassel. Der Verfasser entwirft folgende Schilderung davon. „Ein Collegium medicum und medico-chirurgicum, das jetzt einen Chirurgum als Generalchirurgum zum Direktor, sechs von den Kassel'schen Aerzten als Mitglieder, auch einen Rechtsgelehrten zum Mitglied und Unterbediente hat, führt die Aufsicht über den Gesundheitszustand der Stadt, und von ihr aus durch die nun im ganzen Lande angestellten Physici über den im Lande. Es prüft alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, welche in Stadt und Land praktiziren wollen, nach der Absicht und dem Beruf eines jeden. Diese Anstalt ist durch die bekannte Hofmann'sche Medizinalordnung in Deutschland bekannt geworden. Die Frage, ob ein Findelhaus für eine solche Stadt, auch für Land und Volk nützlich oder schädlich sei, hat der heutige Landgraf durch die Aufhebung des Kasselischen an seinem Theil entschieden. Noch möchte zu Anstalten für den Gesundheitszustand in Kassel die auch ihrem Gebäude nach ansehnliche vor der Unterneustadt liegende Charité, ein großes Krankenhaus für in- und auch nöthigenfalls ausländische Kranke und Verwundete in Stadt und Land, gehören. Denn sie nimmt jeden auf, der solche im Land erreichen kann, weil Stadt und Land etwas zu ihrem Auskommen beitragen. Aufnahme von kranken Ausländern, die im Lande krank werden, gebietet die allgemeine Menschenliebe. Die Anstalt hat den Minister der Fundation, einen Rechtsgelehrten, Aerzte, Wundärzte, den Baudirektor und obrigkeitliche Personen der Stadt zu Direktoren, dabei aber einen eigenen Arzt, Wundarzt und Apotheker. Landgraf Friedrich II. stiftete sie. Ihre Lage außer der Stadt in der freien offenen Gegend des Forstes ist zweckmäßig, nicht zu nahe an der Stadt, auch nicht ganz nahe dem Dorfe. Dieses Gebäude, sowie die ganze Einrichtung verdient gesehen zu werden. Alle übrigen öffentlichen Anstalten Kassels zur Bildung von Aerzten, Wundärzten und Hebammen sind vom jetzigen Landgrafen nach der Universität Marburg verlegt worden."

Nach Uebergehung minder wichtiger Angaben sagt die Beschreibung weiter: „Noch verdient von Kassel bemerkt zu werden eine durch wohlhabende Privatpersonen unter fürstlicher Autorität durch Zusammenschießung eines großen Kapitals auf Aktien entstandene Leihbank oder das sogenannte Lombard, als eine Leih- und Kommerzienbank. Die Interessenten genießen jährliche Zinsen. Jedermann kann gegen taxirte Unterpfänder und festgesetzte Zinsen hier kleinere und größere Summen Geldes bekommen. Wenn die festgesetzte Zeit der Bezahlung verflossen ist, werden nach vorheriger Ankündigung, auch immer noch zum Besten des Eigenthümers, die Unterpfänder an den Meistbietenden verkauft. Das Heilsame dieser öffentlichen Anstalt rechtfertigt das Verbot, daß Niemand weiter in Kassel auf Unterpfänder etwas entlehnen und ausleihen darf. Im siebenjährigen Kriege unterstützte sie bei ausgeschriebenen feindlichen Kriegsgeldern die Stadt durch ihren Kredit und ist immer in den besten Umständen.

„Kassel besitzt eine Stadtpflasterkommission. Dieselbe steht unter sachverständiger und obrigkeitlicher Direktion und verschafft der Stadt zum Theil aus herrschaftlicher, zum Theil aus eigener Kasse, die aus dem Beitrag von Eigenthümern der Häuser und aus Stadtzuschüssen gespeist wird,

das gute und schöne Pflaster, welches sie vor mancher selbst größeren deutschen Stadt auszeichnet.

„Die Nachtlaternen auf den Straßen, deren gegen tausend sind, werden unter Direktion der Kriegs- und Domänenkammer gegen die dazu eingeführte Bezahlung eines Hellers vom Pfund Rindfleisch durch die nöthigen Unterbedienten bestritten. Die Verpachtung des Fleischhellers sowie des Laternenbrennens hat gezeigt, daß beide Einrichtungen sehr darunter leiden. Kassel hat seit 1721 Laternen, eckig gestaltet, auf Pfählen. Daß die Laternen in drei Sommermonaten nicht brennen, wenngleich die Nächte dunkel sind, das ist ein Vorwurf, den sie mit weit größeren Städten sich kann und muß machen lassen.

„Ein neuerrichtetes Oberforstamt unter dem Oberjägermeister, der zugleich geheimer Staatsminister ist, das bisher in Hanau war, ist nunmehr in Kassel, breitet sich aber über das Land-, Forst- und Jägerwesen aller fürstlich hessischen Lande durch die ihm untergebenen Hofjäger, Oberforst- und Forstmeister aus, deren nach den verschiedenen Forstmeistereien sieben sind. Bei den ersteren sind Forsträthe, auch Forstmeister und Jagdjunker. Damit ist eine jenem auch untergebene Holzkommission verbunden.

„Die Münze ist auch in Kassel, unter den deutschen Fürstenmünzen eine der vollständigsten, und hat ein aus dem Vizepräsidenten der Kammer und dem Kriegszahlmeister bestehendes Direktorium. Man münzt hier goldene und silberne und Scheidemünze von Kupfer ununterbrochen fort und zwar in den Gewölben des Renthofes.

(Schluß folgt.)



Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

VIII.

Es gewann in der That den Anschein, als ob Eckebrecht seinen Vorsatz ausführen würde, er war häuslicher und bekümmerte sich persönlich um seine Landwirthschaft, welcher er bald ein reges Interesse abgewann. Seiner Frau gegenüber schlug er dagegen den möglichst verkehrten Weg zur Besserung ein, indem er ihr die wirthschaftlichen Tugenden seiner Mutter und Schwägerin anpries.

„Sieh einmal," sagte er unter Anderem einmal in schroffem Ton zu ihr, „wie Deine Mägde meine Wäsche hergerichtet haben. Aber das kommt davon, daß Du Dich garnicht um dergleichen bekümmerst. Zu Haus, in Welsen, leitet Agnese die Mägde selbst in solchen Arbeiten an."

Statt aller Antwort streckte Alice ihre zarten rosigen Händchen dem Gatten entgegen. „Do you like more Arbeitsfäuste?" lächelte sie.

Er konnte nicht umhin, die rosigen Finger an seine Lippen zu ziehen, und nach wie vor ging alles den alten Gang bergab.

War des Obersten Stimmung weniger galant und verwies er Alice mit dürren Worten ihre Nachlässigkeit und Verschwendung, dann gab es eine Scene, und die Baronin „boudirte", zu deutsch maulte, bis Eckebrecht klein beigab. —

Die Münikerodes von Welsen durften sich einen Winterausflug nach Kassel gestatten. Es war ein längst gehegter Wunsch Tankmar's, sich dort mit seiner Frau malen zu lassen, um diese Bilder der langen Reihe ritterlicher Ahnen anzufügen. Sie kamen, um für die kurze Zeit Abschied von den Geschwistern zu nehmen.

„Dir wird alles gewährt, mir alles abgeschlagen," grollte Frau Alice.

Agnese hob den kleinen derben Tankmar vom Boden auf, indem sie entgegnete: „O wie gern bliebe ich zu Haus, wenn ich solch' süßes Kind mein Eigen nennen dürfte."

Dergleichen Mahnungen fruchteten indessen bei der Lady nicht, Einschränkungen hielt sie für Launen ihres Gatten. Die Verhältnisse spitzten sich mehr und mehr zum Ruine zu, für die nothwendigsten landwirthschaftlichen Verbesserungen fehlte das Geld, und sie unterblieben. Nach Art schwacher Charaktere versagte Eckebrecht zwar Alicens überflüssige Wünsche, um dann aber doch schließlich ohne Dank doppelt zu geben. —

Alle berechtigten und unbegründeten Klagen verstummten plötzlich vor einem großen, unerwarteten Glücksfall. Die Baronin Alice erbte ein Vermögen von einem unbekannten Oheim, gleichviel ob er es als Nabob in Indien erwarb oder als Peer in irgend einer englischen Grafschaft. Die großen Summen waren nicht illusorisch, sondern wurden ihr in klingender Münze zahlbar angewiesen.

Einen Tag lang herrschte ungeheure Freude auf Münikerode, es war wie die Erlösung von einem schweren Banne, der auch die Herzen ge-

fangen hielt. Eckebrecht mußte alsbald nach Welsen reiten, um den Angehörigen dort die frohe Botschaft zu verkünden. Nun durfte er auch sein Herz gegen den Bruder über seine verhängnißvolle Lage ausschütten.

„Ja, nun kannst Du die so nothwendige Entwässerung der niedrigen Wiesen vornehmen. Du sollst sehen, was für einen Graswuchs das geben wird", erwog Tankmar.

„Und das in der Wirthschaft so unentbehrliche zweite Spann Ackerpferde anschaffen", setzte der Jüngere den Gedankengang fort.

Den Kopf voll von diesen Dingen, kam der Oberst guten Muthes heim. Nichts natürlicher, als daß er seine Projekte vor der Gattin auskramte, die ihm ruhig zuhörte. Dann aber sagte sie kühl: „Du mußt nicht denken, daß ich mein schönes Geld in die schmutzige Erde stecken will. Nein, mein Schatz, wir wollen mehr davon haben. Wir miethen uns in London eine hübsche Wohnung, wir wollen nun auch einmal das Leben genießen. Hier mag währenddem wachsen, was wachsen will, mir ist es gleich."

Von seiner Frau Gelde sich in nutzlosem Schlaraffenleben ernähren zu lassen, nein, das lief schnurstraks gegen des Edelmanns Ehrgefühl und entsprach ebensowenig seinen Neigungen. — Das Ehepaar wartete nicht einmal die Ueberlegung eines vollen Tages ab, um über den Danae-Regen in hellen Streit zu gerathen.

Der Baronin erste selbstständige Benutzung ihres Reichthums bestand darin, den Maler kommen zu lassen, dessen vortreffliche Darstellung des Welser Ehepaares längst ihren Neid erregte. Eckebrecht ließ sich nur widerstrebend zu einer Sitzung bestimmen und schaute dementsprechend kriegerisch aus seiner goldenen Umrahmung in die Welt. Alice aber, die lachenden Augen auf ihre drei Kinder gerichtet, bildete mit diesen zusammen eine bezaubernde Gruppe, der man die Unterschrift „Mutterglück" hätte geben können.

Das Kräutlein der Zwietracht ist eine Wucherpflanze, die rasch und üppig aufschießt, wenn sie nicht im Keime ausgerottet wird. — Umsonst versuchte die bekümmerte alte Mutter den Frieden durch wohlmeinende Ermahnung herzustellen, beredete Tankmar den Bruder zum Einlenken. Die streitenden Parteien hatten sich nun einmal in ihre Meinungen verrannt und fanden keine Umkehr.

Eine Weile ging das so hin, bis endlich ein völliger Bruch zwischen den Gatten eintrat. Alice verließ ihren Mann und ihre Kinder, denn an letzteren wollte der Oberst ihr unter keiner Bedingung ein Recht zugestehen.

Nach allem Vorhergegangenen konnte dieser Ausgang in Welsen nicht allzu sehr überraschen. Eines Morgens brachte Eckebrecht seine Kinder dorthin, mit finsterem Blick übergab er sie seiner Schwägerin.

„Alice ist fort," sagte er „Ihr, Du und Mama, werdet Euch der armen Würmer annehmen. Bringe sie zur Großmama, Agnese, und komme dann in Deines Mannes Zimmer, dies ist es nicht, was mich am schwersten drückt."

Angsterfüllten Herzens trat die junge Frau bei den Männern ein, die saßen sich am Tisch gegenüber, Eckebrecht stützte den Kopf auf beide Hände und weinte bitterlich. Agnese hatte den lebensfrohen Menschen niemals Thränen vergießen sehen; der Anblick war für sie so ergreifend, daß sie zu ihm ging, mit den Worten „armer Onkel" sein Haupt emporhob und ihn küßte. Sie begriff es selbst nicht, warum sich ihr in diesem Augenblick die halb vergessene Benennung auf die Lippen drängte, sie erschrack fast darüber, als sein aufleuchtender Blick ihr dankte. Jetzt streckte auch Tankmar dem Bruder die Hände entgegen. „Nun ist unser Rath vollständig, lasset uns gemeinsam überlegen, wie Dir zu helfen ist, Bruder."

Der Oberst hatte sich wie ein Ertrinkender über Wasser zu halten gesucht, bis ihm nun doch die Schuldenmasse über dem Kopfe zusammenschlug. Das Geld seiner reichen Frau hatte er verschmäht, er hätte ja darum bitten müssen. Lieber untergehen, wie von ihr abhängig sein, so war zur Zeit seine Stimmung. Hier war er sicher, Hülfe zu finden, wenn es ihm auch eine Demüthigung kostete.

Nachdem Tankmar eine Uebersicht gewonnen hatte, sagte er: „Wir sind bereit, Dir zu helfen, und können es mit Hülfe von Agnesens Vermögen, aber ich knüpfe eine Bedingung daran: Im Falle ich früher aus der Welt scheide wie meine Frau, soll Münikerode dieser als Wittwensitz verbleiben."

Eine augenblickliche Stille trat ein, dann lachte Eckebrecht auf. „Du stehst in der Vollkraft des Lebens, Du besitzest alles, was ein Menschendasein schön und begehrenswerth machen kann, wie kommst Du auf Todesgedanken, die mir mit dem gebrochenen Muthe weit eher zustehen.

„Will's Gott," sprach auch Agnese, sich an den Gatten schmiegend, „mache ich niemals Gebrauch von dieser Klausel."

„Wer vermag in die Zukunft zu blicken? Wir Männer fahren hernach zum Notar, um die Sache rechtsgültig zu machen. Das Weitere steht

in Gottes Hand. Jetzt halte den Kopf hoch, Eckebrecht, es kann noch alles gut werden."

Einige Wochen nach diesen Ereignissen erhielt Agnese einen Brief mit mächtigem rothen Siegelverschluß, darin das Wappen Derer von Loßberg ausgeprägt war. Er datirte aus dem Stift Fischbeck und kam von Tante Klementine. Nach endlosen üblichen An- und Vorreden äußerte sich die gute alte Dame also: „Da ich nach Kassel gereiset war, um allda im Hause meines lieben Vetters, Sr. Excellenz von Loßberg, einmal nach dem Rechten zu sehen, wurde mir daselbst eine Kunde, so ich mit Indignation vernommen habe. Nämlich, daß dem Herrn Oberisten a. D. von Münikerode seine Ehefrau davon gelaufen sei. — Bei dieser höchst pitoyabelen affaire gedenke ich mit Wehmuth der desperaten Lage, in der sich Dein Herr oncle befinden, und wodurch ihm zu helfen sei. Da ich nun mit so viel dévouement in Deines Herrn Vaters Witthum representiret habe, könnte ich mich entschließen, sothanen Herrn Vetters, in seiner desolaten Verlassenheit mich anzunehmen und die honneurs in seinem Hause zu machen."

Als Agnese dem zu Beglückenden diesen Theil des langen Schreibens mittheilte, brach er, trotz aller Bitterkeit seines Gemüthes, in helles Lachen aus und rief: „Da käme ich doch wahrhaftig aus dem Regen in die Traufe. Um Gottes Willen, Agnese, schreibe sofort der alten Schachtel ab. Ich hätte die Blattern — oder mich mit meiner Frau ausgesöhnt, was Du am Abschreckendsten findest."

(Schluß folgt.)

Liebeslieder

von A. Trabert.

IV.

Menschenliebe, Freundesliebe,
Freiheitsliebe, ernst und still,
Gottesliebe, heil'ge Liebe,
Du bist's, der ich dienen will.

Du bist's, die mich drängt zum Kampfe
Für das Schöne, für das Recht;
Die mich treibt, daß ich zerstampfe
Jeden, der des Schlechten Knecht.

Du bist's, die mich hat geboren:
Du bist all mein Hab' und Gut.
Sei nur du mir unverloren,
Und ich kämpfe wohlgemuth.

Nur für's Höchste leb' und streb' ich;
Liebe, du bist mein Panier.
Alles opfr' ich, alles geb' ich,
Ideal des Lebens, dir!

Was sind Erdenleid und Schmerzen,
Wenn in mir die Liebe loht?
Und einst mit der Lieb' im Herzen
Fallen, das ist Heldentod.

Spällstubbe.[1]

(Niederhessisch, unteres Schwalmgebiet.)

Bie ahlen Greben, on der Bach,
Sing hirre[2]) Spällegäste,
De Mähd hutt ähre Nutte[3]) dränn,
Do schnurr'n de Rärer[4]) feste.

Ahl' Grebe sitzt bim Schmettenhans[5]),
Un „Sä" gung än de Schüle.
„Hä" dreht en Seel un röcht derbie,
Un „Sä" dreht flink de Spüle[6]).

Zähn Stigge[7]) Düch sing noch nit vull,
Un's wäll schunt Frijohr wären.
De Doge[8]) sing schunt hällisch laang,
Drimm hilft sä spänn[9]) den Mähren.

Die hun hitt Obed frige Bohn[10])
Un fängen brov un lachen.
Der Oben[11]) gliht gängz fieerroth,
Un Loft[12]) äß nit ze machen.

De Fänster die sing gängz un gor
Geschwätzet un verquullen.
De Borsche säh'n je doch derdärch
Gängz enken[13]), bos se wullen.

„De Ahlen sing, weeß Gott, nit do,
Do kann mes mol räskieren!
Me werfen itzt en dächtgen Steng[14]),
Deß se sich rächt verfiehren."[15])

Rum — bum! Dos dieht en hellschen Schlog!
De Rärer flieggen imme.
„Ähr Känge[16])! herzenlieber Gott!
En Geest gett drüssen rimme[17])!"

Dann kloppt drei mol on's Fenster glich,
En schworzer Kopp, bin Deller groß.
Schlooßwisse Ögen[18]) hott dos Däng[19]),
Äß iwwerhöbt närrsch un korrjos.

Uff eenmol rieft des Annemorth:
„Ne Panne äß dos Dängen! [20])
Mit Kreire äß's Gesicht [21]) gemolt,
Den Kärle müß me fängen!"

De Angst äß nü bie allen weck,
Se stärzen üß der Dhähre [22])
Un stulpern iwwern Bäsen glich,
Der leiht [23]) durt än der Quäre.

Do, uff der Stroße gitt's „Trapp=trapp",
Un Schwuppdich, im de Ecken.
De Mähre fluchtig [24]) hingerdränn,
Mit Bäsen un mit Stäcken.

Mit eeng's [25]) gitt's dann en groß Halloh,
Se kunn nit weirer kummen,
En jerer [26]) Borsch kreit eengs bim Orm,
Hot Mailercher [27]) genummen — — —.

Der ahle Grebe kimmt nü heem,
Wäll sich änns Bette läh'n [28]).
Do stitt [29]) de Dhär bis hingen uff,
King Mächen äß ze säh'n.

Hä kratzt den Kopp un denkt derbi:
„De Ahle äß noch wäcken. [30])
Wißt ‚sä', bos hie färrn [31]) Unglick wir,
Se langte sich den Stäcken!"

Gängz büfig [32]) ginn de Mähre ränn,
Un hingennoh de Borsche. — —
Un wie de Ahle heeme kimmt,
Schnarcht schunt ähr ahler Schorsche.

De Mähre spänn [33]) wie ungescheit,
De Borsche röchen Piffen.
De Spülen fing binnoh [34]) schon vüll,
Do gitt's brov obzewiffen [35]). —

Frida Storck.

---

[1]) Spinnstube. [2]) sind heute. [3]) ihre Rotte. [4]) Räder. [5]) Hans in der Schmiede. [6]) Spule. [7]) Steige Leinen (Steige soviel als 20 Ellen). [8]) Tage. [9]) spinnen. [10]) heute Abend freie Bahn. [11]) Ofen. [12]) Luft. [13]) ganz genau. [14]) tüchtigen Stein. [15]) recht erschrecken. [16]) ihr Kinder. [17]) Geist geht draußen 'rum. [18]) schlooß=weiße Augen. [19]) Ding. [20]) Eine Pfanne ist das Ding. [21]) Kreide ist das Gesicht. [22]) Thüre. [23]) liegt. [24]) flink. [25]) mit einem Male giebt es. [26]) jeder Bursch kriegt eins. [27]) Küsse. [28]) legen. [29]) steht. [30]) noch fort. [31]) für ein. [32]) ganz still. [33]) spinnen. [34]) beinahe. [35]) ab=zuhaspeln.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Apothekerprivilegium vor 111 Jahren. In Nr. 19 des „Hessenlandes" von 1890 veröffentlichte Herr W. Rogge=Ludwig einen interessanten Aufsatz über „Die ältesten Apotheken der Stadt Kassel und ihre Besitzer". Dem geschätzten Herrn Verfasser sind damals wohl nicht alle bezüglichen Quellen zugänglich gewesen, weshalb ich mir hier einige Zeilen zur Ergänzung gestatte.

In meinem Besitze befindet sich, aus dem Nachlasse des Professors Dr. Schaub, des späteren Besitzers der Apotheke, stammend, eine Urkunde betreffend das dem Apotheker Karl Wilhelm Fiedler zu Kassel unter dem 19. Dezember 1783 verliehene Privilegium, welches sich zuvor in dem Besitz des Apothekers Hundertmark befunden hatte. Fiedler scheint die Apotheke bis zum dem Jahre 1792 besessen zu haben, wo sie auf den Apotheker Delkeskamp überging, wie in dem Aufsatz des „Hessenlandes" steht.

Wie es zugeht, daß Herr Rogge=Ludwig den Karl Wilhelm Fiedler gar nicht erwähnt, weiß ich nicht, möglicherweise war dieser ein Bruder des Joachim Gottlieb Fiedler, des (seit 1780) Besitzers der Apotheke zum goldenen Hirsch.

Da für manche Leser der Wortlaut des Privilegiums von Interesse ist, lasse ich ihn hier folgen.

„Von Gottes Gnaden Wir, Friedrich, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau, Ritter des Königlich Großbritanischen Ordens vom blauen Hosenbande, wie auch des Königlich Preußischen Ordens vom schwartzen Adler rc.

Thun kund, und bekennen hiermit: Nachdem Uns der Apotheker Carl Wilhelm Fiedler allhier unterthänigst supplicando zu vernehmen gegeben, wasmaßen der Apotheker Hundertmark in hiesiger Unter=Neustadt Alters halber, durch Fatalitäten und andere häusliche Unglücksfälle so zurückgekommen seye, daß derselbe eine ordnungsmäßige Apotheke zu unterhalten, und die fehlenden Material-Waaren anzuschaffen sich gantz außer Stande gesetzt finde, auf diese Art aber Unsere gnädigste Absicht, daß die Unter=Neustadt, wenn sie durch Wasserfluthen die Communication mit der Alt=Stadt verliehret an pharmaceutischer Hülfe keinen Mangel haben solle, nicht erreicht werde und er daher besagtem Hundertmark dessen privilegirte Apotheke, sämmtliche Vasa und vorräthige Materialien nach dem beygefügten vorläufigen Verkaufs=Instrument für Zwölfhundert Rthlr. abgekauft habe, mit unterthänigster Bitte, Wir ihm zur Fortsetzung der Apotheke und Materialien-

Handlung in der Unter-Neustadt ein Privilegium zu ertheilen gnädigst geruhen wollten, daß wir demnach diesem seinem unterthänigsten Suchen nach zuvor seiner Geschicklichkeit halber überreichten Testimonio von Unserem Collegio medico in Gnaden statt gethan, thun das auch und ertheilen ihm solches hiermit dergestalt und also, daß er in sothaner Apotheke die Apotheker-Kunst ohne Jemandes Eintrag nach seinem besten Verstand treiben mögen, solche aber nicht nur mit allen zu einer wohlbestallten Apotheke gehörigen Materialien Handel und Niederlage anlegen, und beständig führen, mithin zu aller und jederzeit seine Officin und Handlung mit tüchtigen Medicamenten unterhalten und selbige in billigen Preißen geben, nicht weniger sich in Allem unserer Medicinal-Ordnung gemäß betragen und darauf die gewöhnliche Pflichten ablegen auch andere ihm obliegende Praestanda praestiren solle.

Deßen zu Urkund haben Wir Uns eigenhändig unterschrieben und Unser Fürstliches Secret Insiegel beydrucken lassen.

So geschehen Cassell, den 19[ten] Decbr. 1783.

(gez.) Friedrich, L. Z. Hessen.

(L. S.)

vt. Fleckenbühl gt. Bürgel.

Gnädigstes Privilegium vor den Apotheker Carl Wilhelm Fiedler allhier."

Aus dem Aufsatz in Nr. 19 des „Hessenlandes" von 1890 geht hervor, daß die vorstehend erwähnte Apotheke die 1802 „Hygiea" genannte, nunmehr wieder mit ihrem alten Namen „Adler-Apytheke" aufgeführte Offizin ist.

Der geringe Preis von 1200 Thaler für die Einrichtung (ohne Haus und Privilegium) kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß, wie aus dem Wortlaut des Privilegiums hervorgeht, das Geschäft sehr zurückgegangen und nicht mehr lebensfähig war.

Es kamen damals auf eine Kasseler Apotheke durchschnittlich 2500 Seelen, auf die des Hundertmark wegen ihrer ungünstigen Lage jedenfalls aber viel weniger, vielleicht nur 1000 Seelen.

S. W. S.

Welch' großes Vermögen Kurfürst Wilhelm II. besaß, geht daraus hervor, daß er seiner Tochter aus der Ehe mit der Gräfin Reichenbach, der Gräfin Emilie Reichenbach-Lessonitz 8 Millionen Mitgift gab, als sie den Grafen Felix Zichy-Ferrari heirathete. Dieses Vermögen hatte der Graf zum großen Theil in kurzer Zeit verausgabt. Eine Tochter aus dieser Ehe ist die Fürstin Pauline Metternich in Wien. J. S.

Aus Heimath und Fremde.

Am Montag den 26. Februar fand in der Aula der Oberrealschule zu Kassel die regelmäßige Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt. Dieselbe wurde durch den Vorsitzenden, Landesbibliothekar Dr. Brunner, mit geschäftlichen Mittheilungen eröffnet. Danach gingen dem Verein 19 neue Mitglieder zu, dagegen verlor er durch den Tod 6 Mitglieder, darunter den Bischof Dr. Weyland von Fulda und den Präsidenten von Schmerfeld zu Kassel. Landesdirektor von Hundelshausen theilte dem Verein in einem Schreiben mit, daß der 19. Kommunallandtag die Uebernahme eines Viertels der Kosten für Herausgabe der von Major a. D. H. von Roques kopirten Urkunden des Stiftes Kaufungen genehmigte, bis zum Höchstbetrag von 800 Mark. Der Vorstand ersuchte den Herrn Landesdirektor, dem Kommunallandtag für die bewiesene Munificenz herzlichsten Dank zu sagen. In Schriften-Tauschverkehr trat der Verein mit dem kurländischen Literatur- und Kunstverein in Mitau und dem genealogischen Institut zu Kopenhagen. An Geschenken erhielt der Verein von Generalsekretär Gerland dessen Publikation über das althessische Gestüt Beberbeck, von Lehrer Lotze eine Reihe werthvoller Akten betreffend die Kolonieen Gewissensruhe und Gottstreu, welche ein treffliches Licht auf die Gründung dieser Waldenser-Ansiedelungen werfen. Bankier Fiorino hat mehrere alte Abbildungen, die hessische Geschichte betreffend, erworben, darunter Bildnisse des Landgrafen Philipp und der Landgräfin Hedwig Sophie und eine Darstellung des Leichenkondukts des Landgrafen Wilhelm VI. Letztere war im Saale zur Ansicht aufgehängt worden, und Dr. Grotefend übernahm die Erklärung derselben. Der Leichenzug ging vom Schloß aus und endete am Portal der St. Martinskirche. Vier Kompagnien zu Fuß und die Leibkompagnie zu Pferde eröffneten denselben. Sodann folgten die Schüler der Kasseler Lehranstalten, von ihren Lehrern angeführt, die Opfermänner der Kasseler Kirchen, die Prediger vom Lande, die Mitglieder des geistlichen Ministeriums, die mittleren fürstlichen Beamten, ein Musikkorps, die fürstlichen Pagen, die höheren fürstlichen Beamten, die hessische Ritterschaft, die Fahnen der hessischen Landestheile und je ein schwarzbehangenes Pferd mit dem Wappen des betreffenden Landestheiles. Den Schluß dieser Abtheilung bildete das Wappen des Gesammtfürstenthums. An der Spitze der folgenden Abtheilung ritten zwei Geharnischte. Hinter ihnen wurde die Trauerfahne getragen und das Trauerpferd geführt. Sodann

folgten Adelige mit den fürstlichen Insignien des hohen Verblichenen. Den Mittelpunkt dieser Abtheilung bildete der von acht Pferden gezogene Trauerwagen. Die Pferde wurden von Adeligen geführt. 24 Adelige trugen die Zipfel des Bahrtuches. Hinter dem Trauerwagen zunächst schritten die nächsten Anverwandten des Fürsten, die Söhne Karl, Wilhelm, Philipp und Georg. Sodann folgten die Abgesandten der fürstlichen Verwandten, die Damen des fürstlichen Hauses, die Abgeordneten der hessischen Städte, an ihrer Spitze Bürgermeister und Rath von Kassel. Jetzt kam das Personal des fürstlichen Marstalls, Zünfte und Gilden. Den Schluß des Zuges bildeten 2 Kompagnien Musketiere. Seinen Weg hat der Zug jedenfalls über den Graben genommen und konnte bei der unterwegs aufgestellten trauernden Volksmenge nur langsam vorwärts kommen. Landgraf Wilhelm VI. wurde von seinem Volke aufrichtig und tief betrauert, hatte doch sein Hauptstreben darin bestanden, die Wunden zu heilen, welche der 30jährige Krieg geschlagen. Er war einer der tüchtigsten und gelehrtesten Fürsten, die Hessen besessen. Er war erst 34 Jahre alt, als ein plötzlicher Tod ihn ereilte. Nachdem Dr. Grotefend geendet, erhielt Oberlehrer Dr. Knabe das Wort zu dem Vortrag über: „Leben und Wirken Friedrich Albert Lange's (ehemaligen Professors zu Marburg, gestorben 1875)." Die sehr interessanten Ausführungen des Redners, in welchen er ein anschauliches Bild vom Leben und Wirken Lange's und dessen Bedeutung gab, fanden den warmen Beifall der Versammlung. (K. Allg. Ztg.)

Am 14. Februar feierte zu Bremen Dr. Hermann Alexander Müller, der älteste unter den bremischen Gelehrten, seinen achtzigsten Geburtstag. Der Jubilar ist in unserem Hessenlande nicht unbekannt. Fast zehn Jahre lang hat er an den Gymnasien zu Rinteln, Kassel und Fulda als Lehrer gewirkt und die Gymnasialschüler aus den 30er und 40er Jahren werden sich seiner noch wohl erinnern. Er war ein sehr gelehrter Herr, ein anregender Lehrer, der nicht blos über philologisches Wissen verfügte. Geboren war er am 14. Februar 1814 zu Bremen, studirte von 1832—1836 in Bonn, Berlin und München klassische und neuere Philologie und wurde am 30. Juli 1836 auf ein Specimen seiner 1837 in Bonn vollständig erschienenen Schrift „Panathenaica" zum Doctor philosophiae promovirt. Zu Ostern 1837 wurde er am Gymnasium zu Rinteln „Vikarius des Lehramts der neueren Sprachen" und nach seiner im November desselben Jahres bestandenen praktischen Prüfung zum Hilfslehrer befördert. Im Oktober 1838 wurde er an das Gymnasium zu Kassel versetzt und 1839 zum ordentlichen Gymnasiallehrer ernannt. Im März 1842 wurde er an das Gymnasium in Fulda versetzt und am 3. Dezember 1846 schied er aus dem kurhessischen Staatsdienste, um einem an ihn ergangenen Rufe als Lehrer der Gelehrtenschule zu Bremen zu folgen. In den Jahren 1851—1871 unternahm er Kunstreisen nach Oberitalien, nach Dresden und Wien, nach Rom und Neapel, nach London, Paris, Florenz und anderen Kunststädten Mittelitaliens. Als Kunstschriftsteller hat er sich einen sehr geachteten Namen erworben. Es erschienen von ihm folgende Werke: „Die Museen und Kunstwerke Deutschlands", 2 Bände, 1857 und 1858; „Archäologisches Wörterbuch der Kunst", 2 Bände, 1877 und 1878; „Biographisches Künstlerlexikon der Gegenwart", 1882; „Lexikon der bildenden Künste", 1883, 2c.

Zu Ostern 1879 ist Dr. H. A. Müller als Gymnasiallehrer in den Ruhestand getreten, nachdem er vierzig Jahre im Schuldienste thätig gewesen war.

In Kurhessen löste er in Kassel wie in Fulda seinen Kollegen Franz Dingelstedt als Gymnasiallehrer ab und unterrichtete an beiden Gymnasien in den gleichen Gegenständen wie dieser, in der französischen, deutschen und lateinischen Sprache sowie in der Geschichte. Während seiner fuldaer Zeit hat der gründliche Gelehrte auch eine größere französische Grammatik verfaßt, die 1843 in Jena erschien. Sie hat bei allen Vorzügen doch einen gewaltigen Fehler, nämlich den, daß sie selbst für die damaligen Schüler der obersten Klassen der Gymnasien zu — gelehrt ist. Größere Verbreitung hat das Werk deshalb auch nicht gefunden.

Osterprogramme. Unsere hessischen höheren Schulen werden ihren diesjährigen Osterprogrammen die folgenden wissenschaftlichen Abhandlungen beigeben:

1. Kassel, Friedrichsgymnasium: Der Historiker Friedrich Wilken. Von Adolf Stoll.
2. Kassel, Realgymnasium: Rückschau auf die 25jährige Geschichte der Anstalt. Von Wilhelm Wittich.
3. Kassel, Oberrealschule: 1) Anschauliche Darstellung von Bau und Laub der Holzgewächse. Von Karl Völker. — 2) Ueber Schulmünzen im ehemaligen Kurhessen. Von Karl Knabe.

4. Kassel, Neue Realschule. Rustebuef, ein französischer Dichter des 13. Jahrhunderts. Von Adolf Kreßner.
5. Fulda, Gymnasium. Das Participium des Aorists bei den Tragikern. Von Philipp Schäfer.

A.

Hanau. Das Unternehmen, dem Begründer der Neustadt Hanau, Grafen Philipp Ludwig II., ein Denkmal in hiesiger Stadt zu errichten, ist um ein Wesentliches gefördert worden. Von unterrichteter Seite wird der „Hanauer Zeitung" mitgetheilt, daß ein hierauf bezüglicher Vertrag zwischen den Konsistorien der Wallonischen und der Niederländischen Gemeinde und dem Direktor der Königl. Zeichenakademie, Professor Wiese, abgeschlossen worden ist. Die beiden Gemeinden gedenken ihren 300jährigen Gründungstag am 1. Juni 1897 festlich zu begehen, und zwar besonders durch eine Stiftung der Wallonischen Diakonie zu milden Zwecken und durch Errichtung eines Denkmals des Grafen Philipp Ludwig II. auf der französischen Allee. Die Ausführung dieses Denkmals ist Professor Wiese übertragen worden. Auf einem etwa drei Meter hohen Postamente von rothem geschliffenen Granit, das auf der Vorderseite die Widmung und das gräflich hanauische Wappen trägt, auf der Rückseite eine bildliche Darstellung der Einweihung der französischen Kirche aufweist, wird sich die Büste des Grafen in ungefähr dreifacher Lebensgröße erheben. Modellirt wird dieselbe von Professor Wiese nach einem Oelgemälde, das den Grafen in seinem 25. Lebensjahr darstellt, sowie nach Münzen der Zeit, die sein Bildniß tragen. Jenes Bild, das sich ohne Ueberschrift oder nähere Bezeichnung früher im Stadtschlosse befand, ist das beste, das vom Grafen Philipp Ludwig II. überhaupt existirt, und ist die Auffindung und Bestimmung desselben Herrn Dr. Suchier zu verdanken.

Hessische Bücherschau.

Die Flüchtlinge, eine Erzählung von der Landstraße. Von Wilhelm Speck. Leipzig, bei W. Grunow.

Der Name des Verfassers ist den Lesern der Zeitschrift „Hessenland" nicht unbekannt. Unser Kasseler Landsmann Wilhelm Speck hat manches schöne Gedicht in derselben veröffentlicht, und vor allem hat „Ursula", eine Geschichte aus Waldesgründen, mit den trefflichen Charakter- und Naturschilderungen Beifall gefunden. Und so konnte man denn auch auf das neueste Werk des Verfassers „Die Flüchtlinge", eine Erzählung von der Landstraße, wohl gespannt sein. Und gerade darin hat er seine ausgezeichnete Begabung glänzend bewiesen.

Wie die Ueberschrift andeutet, schildert der Verfasser darin das Schicksal eines durch Schuld flüchtig gewordenen Liebespaares, welches, noch jung und unerfahren, auf der Landstraße einem Erzspitzbuben von Landstreicher in die Hände fällt, der es recht gründlich auszunutzen versteht. Um sich aus dem Netze dieses Schelmen zu befreien, laden die Liebenden eine neue Schuld auf sich, deren Sühne den Schluß der Geschichte bildet. Es ist ein wahrer Genuß, die einfache und ergreifende Dichtung zu lesen. Eines der schönsten Volkslieder hat dem Dichter bei der Abfassung der Geschichte ersichtlich vorgeschwebt: „Es fiel ein Reif in Frühlingsnacht". Aehnlich dem alten Liede, in welchem geschildert wird, wie ein Knabe ein Mägdlein lieb hatte, wie sie beide ohne Wissen der Eltern weit hinaus in's fremde Land liefen, wie sie ohne Glück und Stern verdorben und gestorben sind und wie dann schließlich auf ihrem Grab Blaublümlein blühten und sich treu wie sie im Grab umschlangen, läßt Speck in seiner Erzählung die wundersamen Harmonieen heißer Liebe und namenlosen Schmerzes, welche durch wehmüthigsüße Akkorde einen trüben, aber folgerichtigen Abschluß finden, in unsere Herzen klingen. Die Liebe der Flüchtlinge, ihre Flucht durch Wald und Feld, die Schilderungen der Morgen- und Abendstimmungen, überhaupt der Natur sind durchweg von dem Hauche echter Poesie bethaut und erquicken den Leser doppelt in einer Zeit, wo die rechte Dichtkunst so selten geworden ist. Ebenfalls erquickend, wenn auch in anderer Weise, wirken die Geschehnisse in der „Penne", der Landstreicherkneipe, in welcher sich das Landstreichervolk zusammenfindet, um in seiner derben und urwüchsigen Art für den Abend Unterhaltung zu suchen. Die Komik ist an vielen Stellen von durchgreifender Wirkung. Das Buch kann somit allen Freunden guter Poesie recht warm empfohlen werden.

J. L.

Briefkasten.

K. W. in R. In Beantwortung Ihrer Anfrage ersuchen wir freundlichst um Einsendung der Abonnementsbeträge für 1893 und I. Quartal 1894. D. V.

L. S. in B. Wir werden so frei sein, den Abonnementsbetrag für 1893 und I. Quartal 1894 vermittelst Postauftrag zu erheben. D. V.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 6. Kassel, 17. März 1894.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Alkäische Strophe.

Es jagt der Mensch und hastet nach Glanz
und Glück;
Doch blickt er, alternd, einst auf die Hast zurück:
So zeigt sein Weben und sein Streben
Oft nur ein schmerzlich enttäuschtes Leben.

Des Bodens Grund, auf welchem das Glück
gedeiht,
Bleibt ewig Liebe nur und Zufriedenheit,
Und wer die Hast nicht kann besiegen,
Läßt es dann achtlos am Wege liegen.

Das sing hinaus, du kleines verweg'nes Lied,
Vielleicht, daß Einer noch an das Herz dich
zieht
Und von der Hast befreit die Seele:
Daß er nicht völlig sein Glück verfehle.

Carl Preser.



Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

II.

Die Haupt- und Residenzstadt Kassel.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

In der Hauptstadt Kassel ist, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, der Zusammenhang alles dessen, wodurch Staats- und Landesgeschäfte, entweder von dem ganzen Hessen oder doch von Niederhessen besorgt werden; nur haben die Grafschaft Hanau zu Hanau, das Oberfürstenthum Hessen zu Marburg und die Grafschaft Schaumburg zu Rinteln wenigstens ihre eigenen Justizhöfe als Regierungen und so auch ihre Konsistorien. Der Verfasser geht dann zu den Bildungsanstalten der Hauptstadt Kassel über. Er schreibt:

„Kassel hat höhere und niedere Anstalten dieser Art. Die niederen und sogenannten Trivialschulen in den drei Stadttheilen gehören zu den verschiedenen Kirchen Kassels, und wäre es vielleicht gut, wenn keine andere als diese, folglich Winkel- und Nebenschulen nicht geduldet würden. Der gemeine Mann verdient als Mensch diese Achtung; eigentliche zweckmäßige Mädchenschulen hat die Stadt nicht. Dahin sind so wenig die sogenannten französischen Pensionen, davon Kassel einige für junge Frauenzimmer von Erziehung hat, zu rechnen, als jede sogenannte Schule, in der eine Wittwe ohne weiter vorhergegangene Prüfung, noch weniger ohne unter einer oder der anderen Aufsicht zu stehen, Unterricht weiblicher Köpfe in der Religion und im Nähen und Stricken für eines und eben dasselbe hält. In Erziehung seiner künftigen Mütter, ob sie gleich jedem Kinde die erste Bildung geben, ist das ganze Deutschland noch sehr zurück. Die Deutschen und Franzosen von Kassel haben beide ihre eignen Schulen dieser Art.

„Alle öffentlichen Schulen stehen in Kassel, so wie im Lande, unter einer bestimmten und zweckmäßigen Aufsicht. Kassel bekam durch Landgraf Philipp im Jahre 1539 ein sogenanntes Pädagogium zur Bildung von Studirenden, und Schulordnungen von den Landgrafen Moritz und Wilhelm V. gaben ihm und allen Hessen, nach den Begriffen und dem Geschmacke der Zeit, bessere Einrichtungen. Die vom Landgrafen Karl 1709 vollzogene Stiftung eines Collegii illustris, „Carolinum" genannt, rückte sie durch ihre Einrichtung in Rücksicht auf vorübende, besonders mathematische und physikalische Wissenschaften, als eine gelehrte Anstalt der heutigen Pädagogik näher; ein Rektor des Pädagogiums war zu gleicher Zeit Professor an letzterem, und daraus entstand der Vortheil, daß jener für dieses in seinen Schülern arbeitete. Als das Carolinum 1766 unter Landgraf Friedrich II. eine mehr erweiterte Verfassung erhielt, die hin und wieder zu akademisch in einem Staate sein mochte, der schon zwei Universitäten besaß, so verbesserte dieses alles die neuere Gestalt des Pädagogiums nicht. Dies war einem Zufall, dem Landgrafen Friedrich II., einem neuen Direktorium und guten Lehrern vorbehalten, die alle zu wirklicher und wesentlicher Verbesserung der Schule gleichsam durch ein glückliches Ungefähr zusammentrafen. Das alte Schulgebäude an der Stiftskirche St. Martin wollte einstürzen, und Lehrer und Schüler mußten es zu ihres Lebens Sicherheit verlassen; die Stadt war außer Stande, ein zweckmäßiges Gebäude aufzuführen, wie das die neue Zeit erfordert, und Friedrich II. schenkte ihr dazu ein ansehnliches neues von ihm erkauftes Privathaus auf der Oberneustadt, gab ihr auch das Geld, solches dazu auf's Beste einzurichten. Um dem Gebäude die Schule zu geben, ernannte er ein eigenes zum Theil aus dem vorigen Scholarchat gezogenes Direktorium, verbesserte die der Zeit Philipp's angemessenen, jetzt aber schwachen Einkünfte desselben merklich, und so entstand das jetzige Lyceum Fridericianum. Es hat dadurch eine dem unterrichteten Geiste und Geschmacke des Jahrhunderts gemäßere Gestalt, durch vier obere Klassen unter einem Rektor und drei anderen Lehrern als Gelehrten für die eigentlichen studirenden Söhne Kassels erhalten und durch drei untere Klassen, in welchen drei andere Lehrer jenen in den ersten Gründen vorarbeiten und den künftigen Bürger, das ist den Kaufmann und Handwerker, ausbilden. Es wurde neulich von einer Christenschule gesagt, daß Juden ihre

Schüler wären, das findet auch hier statt. Die reformirte Kirche ist die herrschende in Kassel, allein die lutherischen Klassen werden von reformirten Lehrern in ihrem lutherischen Katechismus unterrichtet, und die oberen Klassen lernen die Religion nach Dieterich's ‚Weg zur Glückseligkeit‘, und dieser ist lutherischer Hofprediger in Berlin. Mit diesem Lyceum verband Friedrich II. ein Schulmeisterseminarium, das sicherste Mittel zur allmäligen Aufklärung des Volkes. Es hat sein eigenes Gebäude, einen Maulbeergarten, des von ihnen zu lernenden Seidenbaues wegen, seine Einkünfte zur Erhaltung einer gewissen Zahl von Schülern, einen Spezialaufseher neben dem Rektor, beide unter dem Direktorium, und Lehrer für Musik, Rechenkunst und die übrigen Wissenszweige. Die Seminaristen ziehen Nutzen von dem Unterricht, der in den unteren Klassen gegeben wird und haben eine eigene Schule, in welcher sie selbst Gelegenheit zum Lehren erhalten. Sie machen, mehrerer Unterstützung halber und zur Uebung im Singen, ein sogenanntes Stadtsingechor an gewissen Tagen aus, ohne daß es die übele Folge hätte, durch welche man dergleichen als schädlich zu bezeichnen pflegt. Das gute Zeugniß des Direktoriums, einem Seminaristen gegeben, der solches vor anderen verdient, versichert ihm eine gute Schulmeisterstelle. — Das Collegium illustre Carolinum hat unter der jetzigen Regierung größtentheils seine erstere, auf blos vorbereitende Wissenschaften eingeschränkte Gestalt erhalten; seine akademische hat es also verloren. Näher an das Lyceum gerückt, würden vielleicht beide eine der besten Mittelschulen in Deutschland ausmachen.

„Von gelehrten Anstalten hat Kassel außerdem die Gesellschaft der Alterthümer, welche Friedrich II. stiftete. Sie hatte durch einen französischen beständigen Sekretär von außen und innen die Gestalt einer Landsmannschaft gewonnen, denn Friedrich II. hatte auch durchaus eine französische Erziehung gehabt. Der jetzt regierende Landgraf, stolz darauf, der deutsche Fürst deutscher Hessen zu sein, hat ihr die deutsche und hessiche Geschichte der Mittelzeit nebst dem Studium der im Museum befindlichen Alterthümer, auch einen Deutschen zum beständigen Sekretär gegeben. Meistentheils bei Anwesenheit des Landgrafen hält die Gesellschaft vierteljährlich ihre Sitzungen im Museum ab, und ihre neueste Preisschrift ist der erste bekannt gewordene öffentliche Beweis ihrer Deutschheit.

„Die Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste, gleichfalls eine Stiftung Friedrich's II., ist mit fortgesetzter fürstlicher Unterstützung von ihrem Beschützer, dem Landgrafen Wilhelm IX., zweckmäßig bestätigt worden. Im Grunde ist sie keine gelehrte Gesellschaft, sie will nicht durch theoretische Beiträge ihrer Mitglieder die neue Landwirthschaftslehre erweitern, sondern läßt es blos bei spekulativen Preisfragen für den Künstler und Landmann bewenden. Ihre Preisaufgaben kündigt sie auf ein Jahr an, ertheilt die Preise am Geburtstage ihres Beschützers und nimmt in allem hauptsächlich auf den hessischen Landbau Rücksicht. Sie hat ihre Zimmer im Meßhause auf der Oberneustadt.

„Da der Krieg auch Wissenschaft ist, so gehört die Kriegsschule hierher, welche durch 40 junge Edelleute und aus den hinzugekommenen Edelknaben Offiziere für das hessische Korps erzieht. Ein Obrist von den nöthigen Kenntnissen und von Erfahrung ist Oberaufseher des Kadettenkorps, einige Professoren, Ingenieure und andere sind Lehrer und Meister an dieser durch den jetzigen Landgrafen noch mehr vervollkommneten Anstalt. Eine andere durch ihn gestiftete Kriegsschule ist die für die Artilleristen.

„Kassel hat deutsche und französische Buchhandlungen und Buchdruckereien, es wird aber hier mehr geschrieben als verlegt.

„Was die schönen und insbesondere die bildenden Künste betrifft, so hat Kassel darin seine Vorzüge. Entweder scheint Deutschland noch keine rechte Vorstellung von einer Kunstakademie zu haben, wie Rom und Paris sie hat, oder, was freilich wohl der Fall ist, die Hauptstädte von deutschen Provinzen sind dazu meistentheils nicht reich genug an Kunstsachen; auch kann nicht jedes Genie, ob es gleich deren zu Dutzenden nicht giebt, genug von manchem deutschen Fürsten belohnt werden, weil er es nicht genug beschäftigen kann. Kassel hat indessen durch eine vom Landgrafen Friedrich II. 1775 gestiftete Maler-, Bildhauer- und Baukunst-Akademie in Rücksicht auf eine Bildergalerie, auf Modelle von Gebäuden und wirkliche Gebäude und Anlagen selbst einen großen Vorzug vor anderen deutschen Fürstenstädten, die sich an blosen Zeichenschulen sollten genügen lassen! Auch ist Tischbein der Vater, der Meister und Lehrer einer Tischbeinischen Schule, die anderen Akademieen Lehrer, mehreren Fürsten tüchtige Hofmaler und selbst Italien bewunderte Meister seines Namens gab, Deutschlands wirklicher und wahrer Apelles; Nahl den Vater, dessen Sohn jetzt lehrt, kannte die Kunstwelt, und daß Du Ry, ein Enkel der Baumeisterfamilie, die fast alles Große und Schöne in der Hauptstadt seit Karl's Zeit baute, ein Baumeister ist, zeigen seine neuesten Gebäude. Diese Meister in ihrer Art sind Direktoren und Professoren der Akademie unter der Protektion des Landgrafen und dem

Präsidenten, Herrn von Veltheim; auch hat sie Ehren- und ordentliche Kunstmitglieder und ihre Fonds. Dessinateure lehren die Anfänger, und jährlich werden Preise jeder Kunst ausgetheilt. Ihren Sitz hat sie in der Bildergalerie. Jeder Schüler kann auch von ihrem schönen, reichen Vorrath durch Zeichnen Gebrauch machen. Der Landgraf läßt einige für jede Kunst, auch für andere damit verwandte Künste ihm als würdig empfohlene Genies nach Frankreich und Italien reisen. Der dadurch verbreitete schöne Geschmack zeigt sich auch unter den Handwerkern Kassels, von welchen Schreiner, Schlosser, Steinmetzen, Weißbinder in ihrer Art Künstler sind, das heißt hier Handwerker mit Künstlergeschmack, weil sie zeichneten und zeichnen können. Den Gärtner von Genie und Geschmack setze ich höher hinauf, wie des Landgrafen vortrefflichen Schwarzkopf auf dem Weißenstein. Er ist Baumeister einer schönen Natur auf Bergen, in Thälern und Ebenen der Vertraute des Baumeisters und Malers und Naturkündigers.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines hessischen Feldpredigers im amerikanischen Krieg.

Von Otto Gerland.

„Quo me fata trahunt sequar".

Bei dem Interesse, das die Thaten unserer Vorfahren in Amerika jetzt finden, werden auch wohl den Lesern dieser Blätter die nachfolgenden Mittheilungen nicht unwillkommen sein, welche ich einer im Archiv des Vereins für hennebergische Geschichte und Landeskunde zu Schmalkalden aufbewahrten und mir vom Vorstand dieses Vereins auf das Liebenswürdigste zur Verfügung gestellten Handschrift entnehme. Es ist dies ein Oktavbuch, in welchem ein hessischer Feldprediger seine Erlebnisse gelegentlich des amerikanischen Krieges theils in Form eines Tagebuches, theils in Gestalt von Bemerkungen über seine seelsorgerische Thätigkeit niedergelegt hat, und welchem noch einige interessante Beilagen, wie Gehaltsquittungen, das Formular zum Kirchengebet, die Verrechnung der Opfergelder u. s. w., beigefügt sind. Es mögen alle diese Niederschriften, welche einzeln, wie es der Augenblick mit sich brachte, dem Buch einverleibt wurden, hier, soweit es anging, in eine gewisse Reihenfolge und Ordnung gebracht, folgen, und wenn auch die Mittheilungen über den Marsch von Hessen bis zum Meere fast vollständig wiedergegeben werden, so geschieht dies, weil sie zum Theil kulturgeschichtlich interessante Angaben enthalten, zeigen, wie man damals marschirte, und endlich, weil wir daraus ersehen, wie der Marsch fast ausschließlich auf das hannoversche Gebiet beschränkt und wie die Truppe überall freundlich aufgenommen wurde. Eine systematische Darstellung des Krieges giebt uns der Verfasser des Tagebuchs natürlich nicht.

Zuerst einige Worte über den Verfasser selbst. Es ist dies Heinrich Kümmell*), welcher in der damals hessischen Stadt Vacha als Sohn des dortigen zweiten Predigers Adam Friedrich Kümmell am 6. Dezember 1753 geboren war und zu Rinteln und Marburg studirt hatte.

„Im Jahr 1776 wurde ich", erzählt er in seinem Tagebuch, „bei Ueberlassung der hessischen Truppen in englischen Sold zum Feldprediger bei den beiden Regimentern v. Huyne und v. Bünau gnädigst ernannt und den 7. Februar dazu nebst fünf meiner Kollegen ordinirt. Den 8. März bin ich von Singlis, wo ich mich vorher aufgehalten, nach Ziegenhain zum Huyne'schen Regiment gezogen und hielt mich daselbst auf, bis den 5. Mai Ordre kam, den 7. zu marschiren." Dies Regiment war vorzugsweise aus Oberhessen rekrutirt. Kümmell erhielt nach den vorhandenen, in englischer Währung aufgestellten Berechnungen seiner Gehaltsbezüge ein „monatliches Traktament" von 6 £ = 120 Mark oder jährlich 1440 Mark, 1 £ monatliche Fouragevergütung = 240 Mark jährlich und eine monatliche Menagevergütung von 3 £ = 720 Mark jährlich, so daß er im Ganzen 2400 Mark erhielt. Da er Fouragevergütung erhielt, so müssen wir annehmen, daß er beritten war. In Ziegenhain begannen bereits seine pfarramtlichen Pflichten. Zahlreiche Soldaten ließen sich noch

*) Vergl. über ihn Häfner: Die Herrschaft Schmalkalden, Band IV, S. 186; Kümmell wurde nach dem Krieg Diakonus und 1803 erster Prediger und Inspektor an der reformirten Gemeinde in Schmalkalden.

schleunigst trauen, meist leider, nachdem sie zuvor hatten Kirchenbuße thun müssen. Die Soldaten rückten nämlich mit Weib und Kind in den Krieg. Aus einem Zettel über Bücher, welche Kümmell an den Lieutenant von Knoblauch in Amerika verborgt hat, ersehen wir, daß er u. a. die Briefe, Fabeln und vermischten Schriften von Gellert sowie den „Versuch über die menschliche Natur" von L. Sterne mitgenommen hatte. Endlich erfolgte, wie bemerkt, am 7. Mai der Ausmarsch. „Wir rückten", erzählt Kümmell, „diesen Tag bei schönem Wetter unter wehmüthigem Geschrei vieler Leute aus, gingen über Wabern nach Gudensberg, woselbst ich mit Herrn Auditeur Steuber bei der Frau Bürgermeister Möllerin logirte. Den folgenden als den 8. marschirte das Regiment gerade durch Kassel auf Immenhausen, ich aber blieb noch einige Stunden mit Herrn Auditeur in Kassel bei Herrn Lizentiat Faber und machte mit diesem und einigen guten Freunden eine Exkursion nach Wilhelmsthal, nahmen den Garten und die sehenswürdigen Sachen in Augenschein und folgten dem Regiment bis Immenhausen. Hier logirten wir beide nebst Heren Regimentsquartiermeister*) bei Herrn Stadtkämmerer Junck. Den andern Morgen früh setzten wir unsere Reise fort über Gieselwerder. Auf Lippoldsberg logirten wir bei dem Herrn Pfarrer Schmincke. Hier hatte das Regiment Rasttag. Den 11. ging der Marsch auf Uslar, eine kleine Stadt im Hannoverschen. Hier logirte ich allein bei Herrn Pastor primarius Köhler und besuchte des Nachmittags den Herrn Amtmann Brunsing, der fast die sämmtlichen Offiziers speisete und einen Ball gab. Auch hier hatte ich und das Regiment gute Quartiere. Den 12. kamen wir nach Dassel, einem Hildesheim'schen Städtchen. Der dasige zweite Prediger Schmidt hielt auf Bitten des Generals**) in der Kirche eine Predigt über Psalm 18, Vers 53, 54 am Rasttag." Dieser Text lautet: „Und er leitete sie sicher, daß sie sich nicht fürchteten, aber ihre Feinde bedeckte das Meer. Und brachte sie in seine heilige Grenze, zu diesem Berge, den seine Rechte erworben hat." „Am 13. setzten wir unsere Reise weiter fort und nahmen Quartier:, der Stab nebst zwei Kompagnien in Eschershausen einem kleinen Flecken im Braunschweigischen. Ich und Herr Auditeur hatten unser Quartier bei dem Bäckermeister Herrn Mahlmann, wobei wir auf das Beste abermals bewirthet wurden. Wir marschirten den 14. von da wiederum in das Hannoversche nach Hagen, woselbst die Quartiere sich um ein Merkliches vergeringerten. Das Regiment rückte den anderen Tag weiter fünf Stunden nach Hachmühlen, ich aber ritt nach Rinteln, wo ich denselben Tag als auf Himmelfahrt des Nachmittags um 2 Uhr dahin kam, mußte aber, weil die Thore verschlossen, bis 3 Uhr vor dem Osterthor halten." Hier besuchte Kümmell einen Bruder und einen Freund, den Rektor Wiegand, welche ihn anderen Tags bis Rodenberg begleiteten, „wohin das Regiment von Hachmühlen marschirt war. Hier hatte ich recht gutes Quartier, meine beiden Gäste wurden von meinem Wirth nebst anderen guten Freunden sehr gut bewirthet. Den 19. ging unser Marsch über Hohnhorst, den Geburtsort unseres Herrn Auditeurs, nach Hagenburg, ohnweit dem Steinhuder Meere in der Grafschaft Lippe-Bückeburg. Daselbst hatte ich mein Quartier bei dem dasigen Pastor Herrn Merkel, bürtig aus Rinteln. Der Herr Pastor war im vorigen Kriege*) Feldprediger bei dem Grafen von Bückeburg**) gewesen und beschenkte mich mit seinem Regimentskelch von Goldblech. Den 20. zogen wir über Neustadt an dem Leinberg***), einem kleinem Städtchen im Hannoverschen, nach Stöcken in eben der Landschaft; weil diese Tour außerordentlich stark, so hatten wir viele Kranke. Auf den Rasttag, als den 21., wurde ich von Herrn Pastor Volcker hierselbst nebst dem Herrn General Schmidt und anderen Offiziers zur Tafel gezogen. Bei Herrn Hofgrebe Tospan war Musik. Den 22. gingen wir über die Hameler Heide, die zwei Stunden lang, nach Rethem, einem kleinen Städtchen im Hannoverschen, mein Quartier war hierselbst bei Herrn Zolleinnehmer Zoll, der im vorigen Kriege als Kommissarius mit gewesen und mir davon Vieles zu erzählen wußte; er bewirthete mich bestens. Den anderen Morgen marschirten wir nach Verden. In dieser Stadt lagerte das ganze Regiment v. Huyne und das Grenadierbataillon Köhler; es gefiel allen so wohl, daß wir gewünscht, lange Zeit da unsern Aufenthalt zu haben. Allein wir mußten den anderen Tag als den 24. Mai wiederum drei Meilen marschiren nach Ottersberg, einem kleinem Flecken in diesem Land. Am 25. war Rasttag. Den 26. nahmen wir

*) Dies ist vermuthlich der Regimentsquartiermeister Kleinschmidt beim Regiment v. Benning, mit dem Kümmell allein in den einschlagenden geschäftlichen Beziehungen stand und ihn deshalb auch allein erwähnt.

**) Wohl der noch öfters zu nennende General Martin Konrad Schmidt.

*) Im siebenjährigen Krieg.

**) Graf Wilhelm von Bückeburg, dem berühmten Heerführer auf Seiten Friedrich's des Großen; dem auch die hessische Artillerie unterstellt gewesen war.

***) Dies wird Neustadt am Rübenberge sein sollen.

unsere Marschroute eine Meile nach Wildstadt, einem kleinen Dorf, das gar leer von Häusern, in welchen Offiziers logiren konnten, und logirte ich mit Herrn Auditeur in der Mühle, wo wir gut bewirthet wurden. Bei dem Herrn Pastor Pelius wurden Nachmittags alle Offiziers gespeist und von lauter Porzellain servirt. Am 27. marschirten wir nach Bremerverden*), einem Städtchen an der Oste, hier hatten wir alle gute Quartiere und waren vor eine geringe Zahlung gut bewirthet. Den 28. nach Bederkesa, zwei Meilen von Bremer-Lehe, vier Meilen von Ritzebüttel; ich hatte daselbst mein Quartier bei der Wittwe Jung. Der dasige Landdrost, Herr von Grote, gab den Stabsoffiziers, Kapitäns, Auditeur, Regimentsquartiermeister und mir den 28. und 29. grand soupé, wobei auf blosem Wachstuch ohne Tischtuch gespeiset wurde. Die ganze Tafel war mit vielen Blumen, porzellainenen, zinnernen und anderen Zierrathen ausgeschmückt. Der Herr Landdrost war sehr fidel, und seine fünf Töchter von besonderer Schönheit und Höflichkeit machten sich mit sämmtlichen gegenwärtigen Offiziers recht lustig. Den 20. marschirten wir in die Kantonnementsquartiere. Das Regiment wurde in das Land Wursten, eine Meile von Ritzebüttel, verlegt. Der Stab hatte das Malheur, nach Nordholz, einem elenden Dorf, verlegt zu werden. Hier mußten sich die Offiziers, den Chef ausgenommen, in den elendesten Hütten, wo man kaum strack stehen konnte, behelfen. Es wurde aber unser Wunsch, nicht lange daselbst uns aufzuhalten, erfüllt, indem wir Sonntags den 2. Juni Ordre erhielten, uns am 3. nach Ritzebüttel zur Musterung zu verfügen. Um 6 Uhr marschirte das Regiment, nachdem sich die Kompagnien beim Stab versammelt, ab und kamen um 7 Uhr an den Hafen. Es wurde also zuerst eine Kompagnie Konstabler in Gegenwart des englischen Obersten Fawcitt, des hessischen Generallieutenants von Knyphausen, der die zweite Division hessischer Truppen kommandirt, und des hessischen Musterungskommissarius Oberstlieutenant Schlemmer vom Stein'schen Regiment gemustert und vom Herrn Auditeur Steuber an die Krone England verpflichtet, darauf das Huyne'sche und Stein'sche Regiment und das Köhler'sche Grenadierbataillon von ihrem Auditeur, sodann die Jäger von Herrn Auditeur Steuber."

Wir müssen hier erst einmal innehalten, um selbst eine kleine Musterung der Regimenter vorzunehmen. Jedes Marschregiment bestand aus fünf Kompagnien und einer Abtheilung Regimentsartillerie. Die erste Kompagnie hieß die Leibkompagnie und gehörte dem Regimentskommandeur. Als Inhaber der zweiten, dritten und vierten Kompagnie, sowohl bei dem Regiment v. Huyne als bei dem Regiment v. Benning nennt Kümmell gleichmäßig je den Oberst Kurze, Major Hildebrand und Major Martini, während die fünfte Kompagnie keinen Inhaber, sondern nur einen Kompagnieführer hatte, bei Huyne nach einander die Kapitäns Wagner, Schaller und Sonneborn, bei Benning nur Sonneborn.

Es ist hier auch der Platz, um auf eine Folge der doppelten Verpflichtung der Truppen gegen den Landgrafen und die Krone England hinzuweisen; diese zeigte sich im Kirchengebet, das im Anschluß an das in der Heimath übliche folgendermaßen lautete:

„O allmächtiger, barmherziger Gott, Vater unseres Heilandes Jesu Christi, der Du uns in Deinem Worte befohlen, Dich in dem Namen Deines Sohnes anzurufen, mit der gnädigen Verheißung, daß was wir in seinem Namen bitten werden, Du uns geben wollest, wir kommen auf solchen Befehl zu Dir und danken Dir zuvörderst vor die Gnade, die Du uns jetzt zu Anhörung Deines Wortes gnädig verliehen hast, und bitten Dich herzlich, Du wollest solches tief in unser Herz drücken, damit es bei uns Frucht bringe, zu Deines Namens Ehre und unser aller Seligkeit. Laß es uns immer der Leitstern sein auf unserm Weg. Erhalte und vermehre bei uns die Liebe zum Christenthum. Die ganze christliche Kirche sammt ihren Dienern, Wächtern und Hirten wollest Du stets mit Deinem heiligen Geiste regieren, sie bei der Weide Deines reinen, ohnverfälschten und allein selig machenden Wortes erhalten, damit unser Glaube gegen Dich gefördert, die Liebe gegen alle Menschen wachse und zunehme und also das Reich Deiner Herrlichkeit immer mehr auf Erden ausgebreitet werde. Wir bitten Dich auch für die Mächte der Erde, die Du zu Regenten über Dein Volk gesetzet hast. Nimm in Deinen göttlichen Schutz der Briten König nebst dessen ganzem Königlichen Hause. Benedeie seine Regierung, gieb Glück zu seinem Anschlag und guten Unternehmen, segne seine Waffen wider seine Feinde und kröne sie mit erwünschtem Glück und Segen. Bewahre unsern Landesfürsten und das ganze hessische Haus und beschenke es mit Segen aus der Höhe. Starker Zebaoth, von welchem heilige

*) Bremervörde.

Kraft, guter Rath und rechte Stärke kommen, sei Du auch unter uns und verlasse uns nicht. Zeug mit uns und beschirme besonders unseren kommandirenden General, segne seine Entwürfe und Unternehmungen. Nimm auch in Deinen Schutz unsere ganze Generalität, Stabs- und andere Offiziere, Gemeine und was zu diesem Regiment gehört. Herr, gedenke stets unser nach Deiner großen Barmherzigkeit, hilf, daß wir uns nie auf unsre eigene Macht, sondern auf Deinen allmächtigen Arm verlassen. Begleite uns ferner auf allen unseren Wegen und weiche mit Deiner gnädigen Obhut nicht von uns. Behüte uns, reiner Gott, durch Deinen heiligen Geist vor Sünden, mit welchen wir Dich erzürnen und unseren Nächsten betrüben. Erhalte uns bei guten Lebens- und Seelen-Kräften, daß wir in unserem Berufe Dir getrost dienen können. Heile die Kranken und Schwachen; die Du aus der Welt fordern wirst, denen stehe mit Deinem Geist bis an ihren letzten Lebenszug bei, erhalte sie mit Trost von Vergebung der Sünden, damit sie nicht verzweifeln. Die aber in Deinem Dienste bleiben, die führe nach Deinem Rath und nimm uns alle endlich zu Ehren an. Erhöre unser Gebet um unseres Heilandes Jesu Christi willen. Amen. Unser Vater u. s. w.“

Nach dieser Abschweifung lassen wir Kümmell weiter erzählen: „Nach geschehener Musterung, die sehr speziell war, und abgelegter Huldigung marschirten gedachte Regimenter mit klingendem Spiel an das Wasser und wurden auf Nachen zu den Schiffen gebracht, die von verschiedener Größe waren, theils an 900, 700 und 400 Tonnen. Wir beiden Feldprediger und zwei Auditeurs von der zweiten Division hatten Ordre, nicht mit einzuschiffen, sondern uns zum Generalstabsquartier nach Otterndorf zu verfügen, wo schon vor uns die Quartiere bestellt waren. Ich logirte daselbst beim Goldschmied Herrn Meyer, der mich sehr gut bewirthete und mit vielen Viktualien bei unserer Abreise beschenkte. Wir blieben daselbst bis den Donnerstag (6. Juni). Den 5. wurde das Regiment von Wissenbach bei Ritzebüttel embarquirt. Den 6. kam die Reihe an uns. Wir marschirten mit dem Generalstab an den Hafen, passirten dort mit dem Regiment v. Bünau die Musterung und wurden, nachdem dieses und das Regiment v. Wutgenau verpflichtet worden, auf das Schiff ‚5 Systers‘, so 400 Tonnen hält, embarquirt. Der Kapitän Mell vom Bünau'schen Regiment war Kommandeur vom Schiffe, es befanden sich darauf fünf Offiziers nebst einer Kompagnie. Der Schiffskapitän war ein geborener Königsberger Namens J. G. Schulz. Wir lagen bis den 9. vor Anker, da wir des Morgens um 5 Uhr segelten. Die ersten zwei Tage hatten wir ziemlich Wind, der sich aber hernach drehte und uns ganz konträr war, sodaß wir auf den 20. Juni zu Portsmouth ankamen. Den 28., Abends 7 Uhr, segelten wir von da ab, um unsere Reise so schleunig als möglich gerade nach Amerika fortzusetzen, allein der Wind wurde so konträr, daß wir den 6. (Juli) in den Hafen von Plymouth einlaufen mußten. Den 14. wurden wir von dem unangenehmen Schiff ‚5 Systers‘ debarquirt und von Herrn General Schmidt zu sich auf ‚4 gute Freunde‘, wo beinahe drei Kompagnien vom Huyne'schen Regiment sich befanden, aufgenommen. Den 20. segelten wir ab, hatten aber beständig schlechten Wind, sodaß wir erst am 28. aus den Kanal bei Lands Ende kamen. Den 20. August kamen wir zwischen den Azorischen Inseln durch, St. Michael, Maria, Floris und der große Berg Pico. Den 28. September wurde ein kleines Schiff mit Kaper gefangen genommen und mitgeführt. Den 2. Oktober hatten wir so guten Wind, daß wir in 24 Stunden 35 Meilen segeln konnten. Nun hatte schon unsere Reise ziemlich lange gedauert, unser Verlangen, an Land zu kommen, wurde immer stärker, bis wir endlich den 16. das erste Land, Brock Island*) genannt, erblickten. Den 20. des Morgens warfen wir Anker vor New-York; ein ansehnlicher Ort und einer der vornehmsten in Amerika, hat zwar sehr viele bretterne Häuser, jedoch sind die mehresten von Stein, schöne Kirchen, breite Straßen, zwei, deutsche Kirchen, eine reformirte und eine lutherische die aber zu den jetzigen Zeiten wegen der Rebellion sehr ledig stehen. Ein ansehnlicher Theil der Stadt war durch die Rebellen in den Brand gesteckt worden. Die erste Division war schon im August angekommen und hatte die Stadt von den Feinden ledig gemacht. Die mehrsten der hiesigen Einwohner waren rebellisch gesinnt, sehr viele und fast die Hälfte der Häuser standen ledig, nach und nach zogen sie sich wieder in ihre Wohnungen, nachdem ihnen das Betragen der Hessen andere Begriffe von denselben beigebracht hatte. Man hatte ihnen gesagt, daß der Hessen Kinder fräßen und in allem sehr feindselig wären. Man sah vorher und noch im Oktober in der Stadt keine Kramläden, alles

*) Hiermit wird die Insel Block-Island gemeint sein am Eingang vom Long-Island-Sund.

war gleichsam todt. Ein einziger Wirth Namens Grimm, ein geborener Pfälzer, war noch im Stande, Jemanden zu bewirthen. Nachher wurde aber wieder alles lebendig. Die Kaufleute und Fabrikanten kamen in Kommerz. Die Insel York war aber noch nicht ledig von Feinden. Zwei englische Meilen von der Stadt war eine Festung, Fort Washington genannt, worauf noch eine große Anzahl Rebellen saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Philipp Ludwig II. von Hanau,

der Gründer der Neustadt Hanau.

Dank dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Landraths Max Fliedner in Fulda sind wir in der Lage, die Festrede wiederzugeben, welche dessen Vater, der am 14. Mai verstorbene Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Hanau, Dr. Konrad Fliedner, ein Studienfreund Franz Dingelstedt's und ebenso bekannt als begabter Dichter wie als ausgezeichneter Fachgelehrter, am 18. November 1876 im Geschichtsverein zu Hanau bei der Feier des dreihundertjährigen Geburtstages des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau, des Gründers der Neustadt Hanau, gehalten hat. Da man gegenwärtig in Hanau mit dem Plan umgeht, diesem Regenten ein Denkmal zu errichten, so ist die Veröffentlichung des Vortrages unseres Erachtens von ganz besonderem aktuellen Interesse. Die Festrede lautet:

„Wir feiern heute (18. November 1876) das Andenken an die Geburt eines edlen hochsinnigen Mannes, des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau, dem die Stadt Hanau zu großem Danke verpflichtet ist, und ich folge dem Wunsche des Vorstandes unseres Geschichtsvereins, in dieser Versammlung an die wichtigsten Thatsachen aus dem Leben und Wirken des Grafen zu erinnern, — Thatsachen, welche freilich hier in Hanau, wo die Steine davon reden, nicht ganz unbekannt sein können.

Am 18. November 1576 wurde dem Grafen Philipp Ludwig I. und dessen Gemahlin Magdalena, einer geborenen Gräfin von Waldeck, der erste Sohn geboren, der den Namen des Vaters erhielt. Aber der Vater starb schon nach vier Jahren, sodaß die Grafschaft unter Vormünder kam, während die Erziehung des jungen Grafen von der Mutter geleitet wurde. Diese vermählte sich später mit dem Grafen Johann von Nassau, durch dessen Einfluß sie vom lutherischen zum reformirten Bekenntniß überging und auch ihre Kinder in diesem erzog. Dadurch entstand zwar Streit zwischen ihr und den lutherischen Vormündern, sie setzte indessen ihren Willen durch.

Der junge Graf zeigte schon frühe nicht gewöhnliche Gaben und zeichnete sich auf dem neu gegründeten Gymnasium illustre in Herborn, wo er neben den schönen Wissenschaften auch Theologie, Jurisprudenz und Philosophie studirte, sowie später auf der Universität Heidelberg so sehr durch Rede- und Disputirkunst aus, daß er von beiden Anstalten mit der Würde eines rector magnificus beehrt wurde. Die Ertheilung dieser Würde erscheint uns freilich heute kaum verständlich, da der Graf nach seiner Rückkehr von Heidelberg erst 17 Jahre alt war; aber für sein wissenschaftliches Interesse zeugt, daß er sofort nach seiner Rückkehr von Heidelberg in Hanau eine Buchdruckerei anlegte, aus welcher die später berühmt gewordenen Aubrie'schen und Wechel'schen Druckereien hervorgegangen, und für die Achtung, die man seiner Begabung zollte, spricht die Thatsache, daß ihm schon in seinen Jünglingsjahren von den Wetterauischen Grafen ein Auftrag in Staatsangelegenheiten an den Kaiser Rudolph II. anvertraut wurde, dessen er sich auch mit großer Klugheit entledigte.

Schon vor Ausführung dieses Auftrags hatte unser Graf, der bisher, wie mein Gewährsmann sich ausdrückt, nur mit dem Fach der Gelehrsamkeit sich beschäftigt hatte, eine Reise unternommen, um die Sitten und Gebräuche anderer Völker kennen zu lernen und Kunst und Wissenschaft an ihren Hauptsitzen zu studiren. Er war zu diesem Zweck durch Niederhessen nach den Niederlanden gegangen, wo damals die Künste in hoher Blüthe standen, und hatte sich auch um der Wissenschaft willen in Leyden aufgehalten. Etwas später unternahm er eine große Reise durch Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Polen und Schlesien und verweilte dann längere Zeit in Italien, wo er in Rom und Neapel die Kunstschätze des Alterthums studirte und in Bologna und Padua abermals unter die Studirenden sich aufnehmen

ließ. So mit ungewöhnlichen Kenntnissen und gereiftem Urtheil ausgerüstet, trat er 1596, zwanzig Jahre alt, die Regierung seines Landes an und vermählte sich noch in demselben Jahre mit Katharina Belgica, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien, welche Verbindung wohl nicht ohne Einfluß auf die Theilnahme war, die er den um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimath vertriebenen Niederländern schenkte, und die zur Gründung der Neustadt Hanau führte.

Um die Veranlassung zu diesem wichtigsten Ereigniß während der Regierung unseres Gafen übersichtlich darzustellen, muß ich in der Zeit etwas zurückgehen.

Die Niederlande, zum Theil von Holländern, zum Theil von französisch sprechenden Wallonen bewohnt, waren zur Zeit Kaiser Karl's V., in dessen Besitz sie sich befanden und der von 1516 bis 1556 regierte, zu hoher Blüthe in Industrie und Handel gelangt, und der rege Geist ihrer Bewohner hatte sich auch an die reformatorischen Bestrebungen Luther's, Calvin's und Zwingli's angeschlossen, aber Kaiser Karl, der in Deutschland wegen des Widerstandes der Fürsten die Ausbreitung der neuen Lehre nicht hindern konnte, verfolgte sie in seinen Erblanden mit den härtesten Strafen. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet oder auch nur den geheimen Zusammenkünften ihrer Anhänger beigewohnt zu haben, wurde zum Tode verurtheilt, mit dem Schwert hingerichtet oder verbrannt, Frauen selbst lebendig begraben. Und diese Urtheilssprüche konnte auch ein Widerruf nicht aufheben, sondern höchstens eine gelindere Todesart bewirken. Nach Grotius sollen während der Regierung dieses Kaisers 100 000 Menschen auf diese Art in die Hand des Henkers gefallen sein. Diese Verfolgung veranlaßte schon 1547 eine Auswanderung von Wallonen und Holländern nach England (unter Eduard III.). Als aber auch dort nach der Thronbesteigung der Königin Maria (1553) die protestantische Lehre verfolgt wurde, begaben sie sich mit einer großen Anzahl gleichgesinnter Engländer nach Deutschland und zwar ein Theil derselben nach Frankfurt a. M. Die Engländer kehrten indessen schon 1558 nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth in ihr Vaterland zurück.

Die Flüchtlinge kamen aber auch in Frankfurt nicht zur Ruhe. Anfangs zwar wurden ihnen in der Meinung, daß sie gleichen Glaubens seien, Kirchen für Abhaltung ihres Gottesdienstes überwiesen, aber als man merkte, daß sie in Zeremonien und einigen Punkten der Glaubenslehre abwichen, daß sie Reformirte seien, ordnete der lutherische Stadtrath die Schließung ihrer Kirchen an, bis sie Prediger anstellen würden, die von den lutherischen Stadtpfarrern examinirt seien. Weder die Verwendung Melanchthon's noch die des Landgrafen von Hessen noch ein Gutachten der Marburger theologischen Fakultät vermochte diesen Beschluß zu ändern. In jenem Gutachten heißt es: „Wer erachtet es unbillig, dem Artikel vom Nachtmahl abermals in's Elend zu stürzen; der Bekenntnisse der beiderseitigen Glaubensmeinungen wären einander gleich, Gottes Wort und den ersten Kirchenlehren gemäß, die Zeremonien der Niederländer seien dem Worte Gottes und der Einrichtung der ersten Kirche ähnlicher als jene der frankfurter Gemeinde, man verwundere sich, daß über so kleine Gegenstände ein so großer Streit geführt werde."

Die Zählung der Niederländer ergab zu dieser Zeit 2036 Glieder beider Gemeinden; jetzt aber verließen viele von ihnen die Stadt, die meisten, um nach England zu gehen, das ihnen und ihren Landsleuten, die später folgten, zum großen Theil den mächtigen Aufschwung seiner Industrie verdankt. Die in Frankfurt Zurückgebliebenen hielten ihre religiösen Zusammenkünfte in dürftigen gemietheten Lokalen.

Nun ereignete es sich aber im Jahre 1593, daß der holländische Prediger Gomarius eine Nicht-Frankfurterin zur Frau nahm und darum vom Stadtrath abgesetzt wurde, weil ein frankfurter Statut, in väterlicher Sorge für seine weiblichen Insassen, nur das Heirathen von Einheimischen gestattete. Da die Holländer die Anstellung eines anderen Predigers verweigerten und vier Mitglieder abwechselnd Vorträge hielten, wurde dies Letztere vom Stadtrath untersagt und der Betsaal geschlossen. Auch wurde zu derselben Zeit der wallonischen Gemeinde die Anstellung eines Predigers abgeschlagen.

Daß alle diese Bedrückungen weit weniger in religiösem Eifer und Ernst als in Berücksichtigung sehr weltlicher selbstsüchtiger Interessen ihren Grund hatten, geht aus einer Vertheidigungsschrift des Stadtraths hervor, die im Jahre 1751 erschien, zu welcher Zeit die Niederländer zwar wieder Bethäuser, aber ohne Thürme und Glocken haben durften. In dieser, die den Titel „Kirchengeschäfte von den Reformirten in Frankfurt" führt, wurde unter anderm Folgendes gesagt:

„Wir wissen Gottlob, was die Liebe des Nächsten erfordert, aber auch, daß die wahre Liebe von sich selbst anfängt, der wahre Grund aller unserer diesfalls mißfälligen Handlungen liegt in dieser natürlichen ersten, und sodann in derjenigen

Pflicht, die wir dem hiesigen gemeinen Wesen überhaupt schuldig sind. . . . Wer weiß nicht, daß die zu stark angewachsenen Reformirten den größten Handel und Wandel an sich gezogen? Wer mißkennt die darüber schon längst und jetzo noch von der anderen Kaufmannschaft geführten Klagen? Wem ist es unbekannt, daß die best=gelegenen Häuser, Läden und Waarenlager in ihren Händen? Wer kann in Abrede stellen, daß ihre Glaubensgenossen nunmehr fast in alle Handwerke eingedrungen und die in so großer Menge hier befindlichen Reformirten den her=kommenden einem ganzen Handwerk fast gemein=sam würdenden Nutzen vor sich allein genießen?"

Nachdem sodann gesagt ist, daß die Reformirten zur Erlangung der völligen Uebermacht in der Republik nichts weiter abgehe als eine Kirche in der Stadt, fährt die Schrift fort:

„Diese eminente Praerogatio können und wollen wir besagter alter Bürgerschaft nicht begeben. . . . Geschieht dieses, so vergrößert sich ihr Haufen über die andere Bürgerschaft, sie ziehen den Ueberrest der Nahrung vollends an sich und be=nehmen den alten Einwohnern die Kräfte, sich empor zu halten und zur Verwaltung der Stadt=ämter sich und ihre Kinder zu qualifiziren u. s. w."

Wenn auch in dem kleinstaatlich gegliederten Deutschland des vorigen Jahrhunderts ein eng=herziger, auf Selbstsucht und Mangel an freiem staatsmännischem Urtheil beruhender Partikularis=mus vorherrschend war, so dürfte sich doch wohl selten ein öffentliches Dokument aus jener Zeit finden, das ihn so rücksichtslos bekennt und so nackt als den Grund religiöser Unterdrückung hinstellt, wie diese Schrift der Obrigkeit einer Republik.

Anders dachte und handelte schon anderthalb Jahrhunderte früher unser Graf Philipp Ludwig. Schon im Jahre 1593 wurde eine Anzahl aus ihrem Vaterlande geflüchteter Niederländer, welchen die Aufnahme in Frankfurt verweigert worden war, in Hanau aufgenommen. Sie hielten ihren Gottesdienst in der „Blauen Hand" in der Metzgergasse. Als hierauf 1594 Adolph de Ligne, Mitglied der wallonischen Gemeinde, und Bürger und Kaufmann in Frankfurt, mit einer Aachenerin sich verheirathet hatte und sich einer desfalls ihm zuerkannten Strafe nicht unterwerfen wollte, zog er ebenfalls nach Hanau und erwirkte hier, daß seiner Gemeinde eine Kirche, anfangs die Schloßkapelle und dann die Hospitalskirche, überwiesen und ein französischer Prediger an=gestellt wurde. So ward, wie wir sogleich sehen werden, die ängstliche Sorge der frankfurter Bürger für die Verheirathung ihrer Töchter eine der Ursachen der Gründung unserer Neustadt. Denn als bald darauf die beiden niederländischen Gemeinden in Frankfurt wiederholt den Stadt=rath um Gestattung der öffentlichen Uebung ihres Gottesdienstes gebeten hatten, aber abschläglich beschieden woren waren, unter Bedrohung der betreffenden Deputation, sie in den Katharinen=thurm stecken zu lassen, beschlossen sie, nach Hanau überzusiedeln, wo sie wahrscheinlich schon vorher die Aufnahme zugesichert erhalten hatten.

Am 27. Januar 1597 legte ihnen der Graf Philipp Ludwig einen von Nikolaus Gillet ausgearbeiteten Plan vor, nach welchem er neben seiner Residenzstadt Hanau eine neue Stadt an=legen und auf seine Kosten die Gräben, Wälle, Thore und Zugbrücken ausführen, auch einen Schifffahrtskanal vom Main bis an die neue Stadt ausgraben lassen wolle, wenn sich eine hinreichende Anzahl Niederländer verbindlich mache, in dieser Stadt Häuser zu bauen. Es unter=schrieben sofort 58 Personen die Erklärung, Häuser, zum Theil mehrere, zu bauen, und es wurden für den Unterlassungsfall Strafen fest=gesetzt. Daneben erklärten 144 Personen, in die neue Stadt überziehen zu wollen.

Wohl legte jetzt der frankfurter Stadtrath dem Unternehmen mancherlei Hindernisse in den Weg, und man kann sich bei den engherzigen Ansichten der Zeit nicht wundern, daß auch der Rath der alten Stadt Hanau Bedenken ähnlich denen des frankfurter Stadtraths dem Grafen vorbrachte, aber aller dieser Gegenwirkungen ungeachtet, schloß der Graf am 1. Juni 1597 einen den Namen Kapitulation führenden Vertrag mit den Niederländern ab. Darin ver=spricht der Graf den Bewohnern der neuen Stadt gegen Verpflichtung der Treue gegen den Landesherrn und die Gesetze seinen Schutz, gesteht ihnen freie öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes, freie Wahl ihrer Kirchenvorsteher, Prediger und Lehrer, außerdem Handels= und Gewerbefreiheit, zwei Wochenmärkte und viele andere Privilegien zu, die zum Theil im Laufe der Zeit ihre Be=deutung verloren haben oder, wie z. B. die Militärfreiheit, geänderten politischen Verhält=nissen weichen mußten. Auch gestattete er die Aufnahme einiger Bürger der neuen Stadt in den Stadtrath. —

Diese Kapitulation wurde durch einen weiteren von den nämlichen Personen abgeschlossenen und unter=schriebenen Vertrag vom 1. August 1601, Transfix genannt, zum Theil abgeändert und erweitert. Insbesondere wurde darin der neuen Stadt ein besonderer Stadtrath zugestanden, dessen Einsetzung in der Art angeordnet wurde, daß die Bürger

der Neustadt aus ihrer Mitte 32 Personen wählen sollten, aus welchen der Graf zwei Bürgermeister und zehn Rathsglieder wählen wollte, ein gräflicher Stadtschultheiß sollte dann an der Spitze der Räthe bezw. Städte stehen.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier auf die Geschichte des Aufbaus der neuen Stadt, dessen sich der Graf mit jugendlichem Eifer, als Seele des Ganzen, rathend, vermittelnd und helfend annahm, näher einzugehen. Ich erwähne nur Einzelnes.

Schon gleich mit Anfang des Jahres 1579 begannen die Vorbereitungen. Es wurde die Mittagslinie bestimmt, um der Stadt eine solche Lage zu geben, daß die längeren Straßen genau von Osten nach Westen, die kürzeren von Norden nach Süden liefen. — In den Stadtplan fielen 380 Morgen. Für die Bauplätze wurde eine Taxe festgesetzt, die je nach der Lage 60—200 fl. für den Morgen betrug. —

Im Jahre 1600 werden 47 Wallonen und auch 47 Holländer als Hausbesitzer aufgeführt. Das erste Haus, das vollendet wurde, erhielt den Namen Paradies, das zweite war die Hoffnung, und wie diese so haben noch viele andere Häuser aus jener Zeit ihre Namen bis heute behalten, sodaß sich viele Hanauer besser nach diesen Häusernamen als nach den Straßennamen zu orientiren wissen. — Bis zum Jahre 1648 waren 474 Bauplätze verkauft, denn es ließen sich später außer den Niederländern auch noch viele andere in der neuen Stadt nieder. —

Der Grundstein der Kirche mit ihren beiden Abtheilungen wurde in Gegenwart vieler Fürstlichkeiten am 9. April 1600 gelegt. Die Mittel zu ihrem Bau mußten wesentlich durch Beiträge der Gemeindeglieder beschafft werden, weshalb der Bau nicht sehr rasch fortschreiten konnte. Am 29. Oktober 1608 wurde die erste Predigt darin gehalten und zwar in der wallonischen Abtheilung. — Am 27. Juni 1609 fand das erste Begräbniß auf dem neu angelegten Todtenhof der beiden Gemeinden statt.

Auch ein Hospital wurde 1603 von Hektor Schelhens fundirt, das Anfangs in der Frankfurter Gasse sich befand, später in die Leinengasse verlegt wurde, wo es sich jetzt noch befindet.

Den ersten Rang unter den Gewerben bei Gründung der Neustadt nahmen die Bursatmacher, Posamentire und Verfertiger von Seidenband ein, denen sich die Seidenfärber anschlossen. Nach ihnen kamen die Tuchmacher, für welche der Graf die Walkmühle anlegte. Auch Roth- und Weißgerbereien, Strumpfwirkereien und Tabaksfabriken werden als vorhanden aufgeführt. Der Tabaksbau soll damals auf den umliegenden Feldern sehr stark betrieben worden und der hanauische Tabak in ganz Europa bekannt gewesen sein; manche Fabriken sollen etliche hundert Personen beschäftigt haben. Auch die Bijouterie- und Silberfabriken zählten zu den ersten Gewerben der Neustadt. Der Juwelier Isaak Meusenhol gehörte zu den hervorragendsten Gründern. Er hatte mit dem vornehmen Handelsmann Paul Pels die Aufsicht über den Kirchenbau. — Der heute so bedeutende Holzhandel Hanaus wurde damals durch die Verbindung der hanauer Handelsleute mit ihren holländischen Stamm- und Glaubensgenossen begründet.

Unter den vielen Männern der beiden Gemeinden, die durch ihren Gemeinsinn und ihre Opferfreudigkeit unsere Hochachtung verdienen, werden in den Schriften aus jener Zeit drei ganz besonders gehoben: Peter t Kindt, einer der beiden ersten Bürgermeister und Erbauer des jetzt dem Herrn Borries gehörigen Hauses, Nikolaus Heldewier, Mitglied des Stadtraths, der sich besonders durch kräftige Unterstützung des Kirchenbaus verdient machte und das halbe Quartier zwischen der Einhornapotheke und der früheren Leisler'schen Teppichfabrik baute, und Peter Schelhens, Mitglied des Stadtraths und Stifter des Bürgerhospitals, der das ehemals Toussaint'sche Haus am Markt erbaute. Sie waren Gründer in einem anderen Sinne, als dies Wort leider heute oft genommen wird, Gründer, welche neben Zeit und geistiger Kraft freudig Tausende opferten zum Wohle ihrer Mitbürger und zur Erhaltung ihres Glaubens.

(Schluß folgt.)

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Schluß.)

IX.

Reicher Erntesegen stand auf den Ackerfeldern rings um Welsen. Alle Hände waren beschäftigt die reife Frucht einzuheimsen, hier und da schwankten bereits hochgeladene Garbenfuder den Scheunen zu. Tankmar von Münikerode beaufsichtigte seine Arbeiter selbst, hier den Fleißigen lobend, dort den Lässigen zu rascherer Thätigkeit antreibend.

Den Schweiß von der Stirn wischend, trat er in die kühle Halle des Hauses. Die sorgsame Gattin brachte ihm alsbald einen Labetrunk. Während er sich daran erfrischte, stattete er seiner Mutter Bericht ab über den Fortgang der Arbeiten. Die Kinder, welche seit dem Frühling sich in Welsen ganz zu Hause fühlten, umschmeichelten den Ohm, ihn bittend, sie auf dem Leiterwagen mit hinaus auf's Feld zu nehmen. — Da tönten plötzlich in diese Feierstunde dumpfe Glockenschläge von Olsberg herüber, in gemessenen Zwischenräumen sich wiederholend.

„Großer Gott!" rief Tankmar aufspringend, „das ist Feuerläuten. Ich muß augenblicklich hin, denn Hülfe wird Noth thun, alle rüstige Mannschaft ist draußen auf den Feldern." Der herbeieilenden Agnese reichte er mit seinem Abschiedsgruße die Hand. „Schicke mir von den Knechten, was erreichbar ist. Siehst Du, Rauch und Flammen kann man hier deutlich aufsteigen sehen, lebe wohl!"

Dahin schritt er, Agnese blickte ihm nach voll Stolz und Liebe. Kaum war es noch bemerkbar, daß der kraftvollen Gestalt ein Gebrechen anhaftete.

Tankmar löste den Kahn vom Lande und mit wenigen Ruderschlägen trug ihn derselbe zum jenseitigen Ufer.

Rasch befolgte die Zurückbleibende ihres Mannes Anordnung, dann trieb innere Unruhe sie hinaus auf den Altan, wo sie das Wachsen und Sinken der Gluth beobachten konnte. Jetzt flammte der Giebel des brennenden Hauses hoch auf, um gleich darauf mit weithin schallendem Geprassel zusammenzustürzen. Gellendes Geschrei begleitete den Einsturz, und dann war es einen kurzen Augenblick todtenstill, wie wenn ein lähmender Schrecken jeden Ruf zurückdrängte.

„Es ist ein Unglück geschehen", sagte Agnese laut für sich, dann faltete sie ihre Hände und sandte ein Gebet zum Himmel für die Betroffenen.

Eine Unheilskunde braucht keinen geebneten Pfad, sie pflanzt sich fort von Mund zu Munde, sie schwirrt durch die Luft, auf Flügeln des rauschenden Windes kommt sie zu dem Betheiligten. Die junge Baronin wußte nicht, woher sie es vernommen, daß ihr Gatte schwer verletzt von der Brandstätte getragen sei. Wie sie ging und stand, war sie fortgelaufen, auf keinen Fergen wartete die geängstete Frau, sie selbst setzte im Nachen über den Strom. Alsbald stand sie neben der Tragbahre, auf welcher man den Baron sorgsam gebettet hatte, um ihn als sterbenden Mann in die Burg seiner Väter zurückzuführen.

Das Leben eines Kindes rettend, stand er noch oben auf der Brandleiter, als durch den Sturz des Giebels diese das Gleichgewicht verlor und der Herunterstürzende eine Verletzung am Rückgrat erlitt. Der herbeigerufene Arzt konnte wenig Hoffnung geben. Fast schmerzlos war der Verunglückte bei klarem Bewußtsein, nur versagten ihm die Glieder den Dienst.

Langsam bewegte sich der Trauerzug Welsen zu. Agnese, die Tankmar mit freudigem Aufleuchten der Augen begrüßt hatte, hielt seine Hand in der ihrigen, zu sprechen vermochte sie nicht vor tiefer, schmerzlicher Bewegung.

„Liebling," flüsterte der Kranke, als er, auf seinem Lager gebettet, ihr Antlitz über sich gebeugt sah, „für die kurze Frist, die mir noch auf dieser Erde vergönnt ist, gehe nicht von mir. Wenn ich Dich nur sehe, den Druck Deiner Hand empfinde, bin ich ruhig und getrost."

So blieb sie an seiner Seite. Wo anders hätte sie auch Ruhe gefunden. Die bekümmerte alte Mutter, der herbeigerufene schrecklich bestürzte Bruder, sie kamen und gingen, Tankmar nahm Abschied von ihnen, und dann waren die beiden wieder mit einander allein. Was sie sprachen, Niemand hat es belauscht. Stunde für Stunde hielt Agnese treue Krankenwacht, bis des Gatten Hand in der ihrigen erkaltete und das Herz aufhörte zu schlagen, das ihr in grenzenloser Liebe zugethan gewesen.

X.

Ein neuer Sommer war angebrochen. Eckebrecht von Münikerode hatte seinen Wohnsitz nach Welsen verlegt, welches ihm nach des Bruders Tode als Eigenthum zugefallen war. Auf sein und seiner Mutter Bitten versah Agnese nach wie vor die Pflichten der Hausfrau. Der große, eingreifende Schmerz verlieh ihrem Wesen etwas Würdevolles, Ernstes, übrigens zeigte sie sich unverändert, ja mitunter vernahm man wieder ihr Lachen unter den jubelnden Stimmen der Kinder.

Der Oberst hatte zwar seiner Gemahlin den Wechsel der Verhältnisse durch den Trauerfall mitgetheilt, aber kein Wort der Aufforderung zu ihrer Rückkehr hinzugefügt. Alicens Antwortschreiben steckte Eckebrecht sehr mißmuthig ein, ohne Jemandem etwas von seinem Inhalte mitzutheilen. Die Baronin mochte nicht mit Unrecht vermuthen, daß seine wieder erwachende Jugendliebe mehr und mehr ihr getrübtes Bild verdrängte, jetzt wo Agnese sich ganz ihm und den Kindern widmen konnte. Dieser Brief blieb unbeantwortet, und somit stockte die ohnehin spärliche Korrespondenz gänzlich. —

An einem klaren Junimorgen saß Agnese in der Halle, beschäftigt ein Hemdlein für Klein-Tankmar zu nähen. Neben ihr im hochlehnigen Armsessel schlief der kleine Mann, erschöpft vom fröhlichen Herumtollen mit seinen beiden Schwestern, welche jetzt, als gesittete kleine Burgfräulein, durch Großmama den ersten Unterricht im Stricken empfingen. Selbst in dem kühlen Raume machte sich die drückende Wärme des Tages fühlbar. Agnese nahm die schwere Wittwenhaube mit der Schneppe vom Kopfe, weich legte sich ihr volles dunkles Haar um die weiße Stirn. Sie erhob das Haupt beim Eintritt ihres Schwagers, der wie betroffen an der Thür stehen blieb.

Sie deutete schweigend auf das schlafende Kind, Eckebrecht kam heran und setzte sich ihr gegenüber, ein daliegendes Zeitungsblatt zur Hand nehmend. Der Inhalt fesselte den Leser offenbar nicht, denn wieder und wieder schweiften seine Blicke zu der Frau hinüber, die ihm heute dem Leben zurück gewonnen erschien.

„Agnese," sagte er plötzlich, „ich will das unnatürliche Band der Ehe, das mich an Alice kettet, lösen."

Erschreckt fuhr die Angeredete empor, sich mit der Hand auf den Tisch stützend, blickte sie ihr Gegenüber mit großen, entsetzten Augen an.

„Das willst Du Dir, Deinen Kindern, Deiner Mutter und Eurem tadellosen Namen anthun?"

„Ich gebe in dieser Frage nur einer Stimme Gehör, Agnese, und diese redet durch Deinen Mund."

„Wohl," entgegnete sie, schon gefaßter, „was wolltest Du Deinen Kindern erwidern, wenn sie nach ihrer Mutter fragen, welch' giftigen Zweifel würdest Du in ihre jungen Herzen senken! In der Reihe unserer Ahnen würde man auf das Bild der schönen Frau im Goldhaar zeigen und auf das Deine, und mit Achselzucken ‚geschieden' flüstern. Nimmer würde Tankmar seine Zustimmung zu solchem Schritt gegeben haben, deß bin ich gewiß."

„Aber Du, Agnese?"

„Ich? Du würdest mir damit den Wirkungskreis nehmen, der mich beglückt. Du mußt Dir selbst sagen, daß meines Bleibens in Deinem Hause nicht sein kann, sobald Du einen Schritt zur Einleitung der Scheidung thust."

„Aber Du würdest dahin zurückkehren als Herrin," forschte er, gespannt seinen Blick auf den Ausdruck ihrer Züge richtend.

„Niemals", antwortete sie bestimmt und ruhig. „Du beleidigst mich mit solcher Frage, wo noch der Trauerschild für meinen Gatten über dem Portal hängt."

„Die Verhandlungen werden eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, die berechtigten Zeichen äußerer Trauer werden längst von diesem Hause herabgenommen sein, bis ich Dich fragen dürfte, ob Du wieder hineinziehen willst. Kannst Du denn nicht in Deinem Herzen die Erinnerung an die Gefühle unserer Jugend auferwecken, Agnese, liebe kleine Agnese?"

„Nein, Eckebrecht, sie sind zertreten, gestorben, aus ihrem Grabe entstand die reine, unsterbliche Liebe, die auch der Tod nicht scheiden kann. Und wäre es anders, ich könnte doch nimmer gut heißen, was gegen Gottes Gebot streitet."

„Das Gesetz giebt dem Manne die Freiheit zurück, den seine Frau böswillig verläßt."

„Das Gesetz in unserem Herzen, das Gewissen, urtheilt anders. Was hast Du gethan, um Deiner Frau Liebe zurückzugewinnen und ihr den Weg zur Wiederkehr zu ebnen?"

„Alice hat, was sie wünschte, die Abwechselung und die Genüsse einer großen Stadt, sie bedarf unserer nicht zu ihrem Glücke."

„Du thust ihr Unrecht. Weil sie keinen anderen Vertrauten hier fand, bat sie Ilsabe um Nachricht von den Kindern. Du gehst in allen Dingen von Dir selbst aus und beurtheilst auch Andere so, wie es in Deinem Interesse liegt. Durch die Raschheit und Ungleichmäßigkeit Deines Wesens hast Du auch in Deiner Ehe viel verdorben, suche es wieder gut zu machen. Wie Fingerzeige Gottes kamen Euch die äußeren Umstände entgegen. O, wenn Tankmar's stummer Mund reden könnte!"

Bei Nennung seines Namens erwachte Klein-Tankmar. Noch schlaftrunken die Aermchen ausstreckend sagte er: „Tante Annete, Tankmar will artig sein, damit die liebe Mama kommt, für die ich alle Abend bete: Ich bin klein, mein Herz ist rein."

Die Händchen in einander faltend, blickte der Knabe zu seinem irdischen Vater auf, als stände bei diesem die Erfüllung aller seiner Wünsche.

Eckebrecht schloß den Knaben stürmisch in seine Arme; sein erregtes Gemüth bedurfte einer Ableitung. Liebkosend strich das Kind über des Vaters Wange und frug: „Kommt sie bald, die schöne Mama?" Agnese wartete Eckebrecht's Antwort nicht ab, geräuschlos verließ sie den Raum. —

Beim Mittagessen sagte die Wittwe: „Ich habe mich entschlossen, nach Ablauf des Trauerjahres Münikerode zu beziehen. Es ist verkehrt, dort unter der Obhut fremder Menschen die alten Unordnungen einreißen zu lassen."

„Ich kann Dir nur Recht geben, meine Tochter,"

antwortete die alte Baronin, „so schmerzlich ich Deine Gegenwart entbehren werde."

Die kleinen Nichten, zwischen denen die Tante saß, schmiegten sich von beiden Seiten an sie und schmeichelten: „Nimm uns mit nach Münikerode."

Agnese strich zärtlich über die goldblonden Lockenköpfe: „Bittet Euere Eltern nur recht schön, Euch mir zu gönnen als Trosteinsamkeit."

Eckebrecht saß stumm da, mit dem Gefühl eines bestraften Schulknaben, es gährte gewaltig in seinem Innern und rang danach, zur Klarheit zu kommen. —

Am Abend dieses bedeutsamen Tages war der Entschluß gereift, Eckebrecht schrieb an seine Frau, ihr die Hand zur Versöhnung bietend. Agnese aber stand lange vor dem Bilde Tankmar's, gleichsam Zwiesprache mit ihm haltend. „Geliebter," sagte sie, „ich gehe nicht selbstgewählte Wege, sondern die mir von der Pflicht vorgezeichneten. Ich weiß es, Du bist zufrieden mit Deiner Agnese."

Schmedt deng Gleck, schmedt es selwst. [1])

(Schwälmer Mundart.)

Schmedt, o schmedt deng eejnes Gleck;
Hew ö schweng de stahrke Ôrm [2]);
Vêr [3]) met Gött, ö nie zereck;
Glieh [4]) dos Eise, schmedt es wôrm!
Het es het [5]). „O spräch net: „morje";
Het, jo het scho wehr de Sorje!

Rehj [6]) dich fleißig, bauw deng Fäld,
Bauw ö bät ö wart des Härrn;
Fell [7]) deng Platz, off de dich stellt
Gnärig [8]) Gött; deng Gleck es net färn;
Sichs [9]) i der nür, sichs net dräuße!
Es Gleck schüchzend Nechtsdüh, Schmäuse [10]) ?

Härzensfreere [11]), Mannesmüt,
Froher Glööwe [12]), Liew, Gemiet
Bleiw deng hêchstes, schenstes Güt.
Ros ö Näll [13]) verwällt, verblieht;
Schieheet [14]), Jüjend, Kraft verschwenge;
Liew ö Glööwe seng ewge Denge.

Fest grongdier [15]) de eejene Härd,
Sammel, spor der fer die Not;
Fiehrst dü Färrer, Hack örer Schwärt [16]),
Wehr demm Fengd [17]), der Deitschlahnd droht!
Wart des Herrn [18]), deng Voter wedd [10]) schänke
Hei der Gleck, deng ewig dänke.

Kurt Nuhn.

[1]) Schmiede dein Glück, schmiede es selbst. [2]) Hebe und schwinge den starken Arm. [3]) Vorwärts. [4]) Glühe. [5]) Heute ist heute. [6]) Rege. [7]) Fülle. [8]) Gnädig. [9]) Suche es. [10]) Ist Glück jubelndes Nichtsthun und Schmausen? [11]) Herzensfrieden. [12]) Glaube. [13]) Rose und Nelke. [14]) Schönheit. [15]) Gründe. [16]) Führst du Feder, Hacke oder Schwert. [17]) Wehre dem Feinde. [18]) Harre des Herrn. [19]) Wird.

Aus Heimath und Fremde.

Am 7. März feierte die Seniorin unserer hessischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen Frau Elise von Hohenhausen in Berlin ihren zweiundachtzigsten Geburtstag. Die Verfasserin der „Berühmten Liebespaare", eines Werkes, das gleich bei seinem ersten Erscheinen ungewöhnliches Aufsehen erregte, erfreut sich einer seltenen Jugendfrische des Geistes. Sie ist heute noch literarisch thätig und schaffensfreudig. Ein Leben, das reich an mühevoller Arbeit gewesen ist, aber auch reich an schönen Erfolgen, liegt hinter ihr. Noch vieles wird sie uns bieten können, das Anspruch auf volle Anerkennung hat. Ihre Erinnerungen reichen bis zu Heine, Immermann, Rahel von Varnhagen; die Träger der besten Namen der Gegenwart: Wildenbruch, Annette von Droste-Hülshoff, Luise von François, Hedwig von Olfers, Prinz Georg von Preußen, Graf Stadion, Richard von Meerheimb, Baronin Ebener-Eschenbach ꝛc. ꝛc. stehen in Beziehungen zu ihr, und es ist zu hoffen, daß sie uns noch manches davon erzählen wird. Von ihren Werken führen wir hier außer den bereits erwähnten „Berühmten Liebespaaren" das ebenso fesselnd geschriebene Buch „Berühmte Freundschaften" an. Dann schrieb sie den „Roman des Lebens", das „Brevier der guten Gesellschaft", die „Romantischen Biographien aus der Geschichte" und „Goethe's Herzensleben". Aus der neuesten Zeit stammen ihre Schriften „Drei Kaiserinnen" und „Neue Novellen". Auch als Uebersetzerin hat sie sich durch ihre trefflichen Uebertragungen von Young's „Nachtgedanken" und Longfellow's „Goldene Legende" einen Namen gemacht. Möge es der gefeierten Dichterin, die zu den begabtesten und geistig hervorragendsten Schriftstellerinnen der Jetztzeit in erster Linie zählt, noch recht lange vergönnt sein, bei gleicher geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit zu wirken und zu schaffen wie seither. Ein umfassendes Lebensbild unserer hochverehrten hessischen Dichterin Elise von Hohen-

hausen, der auch unsere Zeitschrift viele vortreffliche literarische Beiträge verdankt, aus der Feder unserer hessischen Schriftstellerin Frau Elisabeth Mentzel in Frankfurt a. M. ist in Nr. 5 des „Hessenlandes“ vom 3. März 1892 enthalten, auf das wir hier zu verweisen uns gestatten.

Die Umbauten im Königlichen Theater in Kassel, welche im vorigen Jahre begonnen worden sind, werden voraussichtlich in Kürze wieder aufgenommen und in diesem Sommer zu Ende geführt werden. Da die bevorstehenden Arbeiten sich dem Vernehmen nach hauptsächlich auf den Zuschauerraum erstrecken, so dürften dabei wohl auch die Wünsche des Publikums einige Berücksichtigung finden, zudem dieselben größtentheils nur auf die Beibehaltung der seitherigen Ausschmückung gerichtet sind. Die Farben, in denen das Innere des Königlichen Theaters gehalten ist, Weiß mit Gold und Roth, machen einen so freundlichen Eindruck und sind für die Theaterbesucher ein so gewohnter Anblick geworden, daß eine Aenderung in denselben sehr schmerzlich empfunden würde. Man betrachtet diese Farbenzusammenstellung gewissermaßen als etwas Erb- und Eigenthümliches, von dem man auch fernerhin nicht ablassen möchte. Ebenso wünschenswerth wäre es auch, die Art beizubehalten, in welcher der jetzige Vorhang ausgeführt ist, da dieselbe von einem besonders feinem künstlerischen Geschmack Zeugniß ablegt. In den aus den Papieren eines verstorbenen kurhessischen Offiziers veröffentlichen „Hessischen Erinnerungen“ (Kassel, 1882. Verlag von G. Klaunig) befindet sich auch eine Abhandlung über die verschiedenen Kasseler Theatervorhänge, in der es u. a. heißt: „Die Hauptzierde eines jeden Theaters ist die große Gardine, welche die Bühne schließt und öffnet und den unendlichen Zauber eines Theaters mit allen seinen Veränderungen, Ueberraschungen und Täuschungen magisch verhüllt. Mit Recht wird daher eine besondere Kunst auf diesen mächtigen Vorhang verwendet, welcher die ganze Bühnenwelt hinter sich verbirgt. Den Vorhang im alten Theater zu Kassel vor 1821 kann ich mir nicht mehr vergegenwärtigen; ich kenne nur eine kleine Handskizze des damaligen Proszeniums bei offener Bühne, von Joh. Heinrich Tischbein sen. en gouache gemalt. Der Vorhang seit 1821 war eine hellgrüne glatte Fläche mit einer fünf Fuß hohen reichen Goldborde und schweren Crepinen, den Mittelpunkt der großen Fläche aber bildete eine mächtige goldene Lyra in einem kreisrunden goldenen Lorbeerkranze. Merkwürdig ist es, daß man diesen Vorhang später, als er übermalt war, in der Erinnerung den blauen nannte, und daß dies selbst Generaldirektor Feige mir gegenüber zu behaupten versuchte. Ich bin aber doch meiner Sache gewiß und gebe nur zu, daß er für manche Augen blau geschienen haben mag, wie denn gewisse Schattirungen in Grün des Abends bei Lampenlicht blau erscheinen und umgekehrt. Im Jahre 1827 war die uni-grüne Fläche dieses Vorhangs stellenweise schadhaft und fleckig geworden, und so wurde Friedrich Beuther, der damalige Hoftheatermaler für architektonische Prachtdekorationen, beauftragt, einen neuen Vorhang zu malen, womit sich das Publikum plötzlich überrascht sah. Dieser neue Vorhang war von dunkelrother Grundfarbe mit breiter Goldborde am unteren Rande und einem viereckigen Goldrahmen auf der Mittelfläche, mit sehr geschmackvollen Theatermasken reich verziert. Im Mittelpunkte des Rahmens erblickte man, von einem goldenen Lorbeerkranze umgeben, die unvermeidliche goldene Lyra, das gemeinschaftliche Symbol der Dichtkunst und der Musik. Bei aller Schönheit der einzelnen Ornamente konnte man sich doch niemals mit diesem Vorhang im Ganzen befreunden, weil der große Goldrahmen auf weicher Gardinenfläche einen nicht zu überwindenden Eindruck von Härte und Steifheit machte. Erst in den fünfziger Jahren wurde das Theater im Innern wieder neu übermalt, und der inzwischen abgenutzte rothe Vorhang mit dem gegenwärtigen (inzwischen auch wieder entfernten) vertauscht, welcher einen grauweißen Seidenstoff in reichen Falten mit schöner Goldspitze am unteren Rande darstellt und besonders gelungen den Goldschatten der breiten Tresse wiedergiebt. — Ein Vorhang, welcher emporgezogen und nicht zur Seite geschoben wird, ist immer eine schwierige Aufgabe. Die Malerei muß doch immer dem Zweck entsprechen; vertikale faltige Gardinen, wie man sie in den meisten Theatern gemalt findet, könnten aber in Wirklichkeit nicht auf- und abgelassen werden, deshalb bleibt eine glatte, faltenlose Gardine mit schönen Verzierungen gleich Stickereien doch immer am schönsten, weil am richtigsten.“

So weit die „Hessischen Erinnerungen“. Der gegenwärtig in Gebrauch befindliche weiß und rothe Doppelvorhang, welcher vom verstorbenen königlichen Dekorationsmaler Harke gemalt ist, macht, wie bereits Eingangs bemerkt, einen künstlerisch vornehmen Eindruck und dürfte bei einer etwaigen Erneuerung füglicherweise zum Muster genommen werden.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor für Mathematik an der Universität Marburg Dr. Eduard Study ist an die Universität Bonn berufen worden. Er steht gegenwärtig in

seinem 32. Lebensjahre und begann schon im Alter von 19 Jahren mathematische Studien zu veröffentlichen. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit als mathematischer Schriftsteller. Seine akademische Laufbahn begann er 1885 als Privatdozent in Leipzig, siedelte 1889 in gleicher Eigenschaft an die Universität Marburg über, an der ihm im vorigen Jahre eine außerordentliche Professur übertragen wurde.

Zu Mitgliedern der bei der Universität Marburg eingerichteten Prüfungskommission für Archivaspiranten, die am 1. April in Wirksamkeit tritt, sind die Professoren Dr. Leonhard, Dr. Schröder, Dr. Naudé und Dr. Kehr ernannt worden. Professor Leonhard wird den Vorsitz führen. Außerdem gehört der Staatsarchivar des Marburger Archivs, Archivrath Dr. Könnecke, der Kommission an. Ehrenvorsitzender der Prüfungskommission ist Geheimrath Professor Dr. von Sybel in Berlin.

Hessische Bücherschau.

Im nächsten Monate werden bei Otto Hendel in Halle von unserem verehrten hessischen Landsmanne, dem genialen, formgewandten Dichter Richard Jordan in Guatamela, „Lieder von dem Stillen Oceane", und zwar gleichzeitig in einfacher Ausgabe wie in Prachtband erscheinen. Die Freunde der Richard Jordan'schen Muse werden gewiß diese Mittheilung freudigst begrüßen. — Von den „Spanischen Liedern von Gustavo Adolfo Becquer", deutsch von Richard Jordan, welche sich eines außerordentlich raschen Absatzes erfreuten, ist soeben eine neue Prachtausgabe mit dem Reliefbild des Dichters erschienen.

Bei der Redaktion sind folgende Schriften eingegangen:

Kaiser Julian der Abtrünnige. Dramatisches Gedicht von Adam Trabert. Wien, 1894. Verlag der Verlagsbuchhandlung „Austria".

Umsonst gelebt! Roman in sechs Büchern von Julius W. Braun. Berlin, 1894. Verlag von F. Fontane u. Co.

Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. Zweites Ergänzungsheft durch Hermann von Pfister, Major und Dozenten an der technischen Hochschule zu Darmstadt. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1894.

Die Besprechung vorstehender Schriften folgt in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift.

Eingesandt.

Von befreundeter Seite ward mir Nr. 3 Jahrganges 1894 der Zeitschrift „Hessenland" übersandt, worin sich eine Erklärung unseres vaterländischen Schriftstellers Herrn Ludwig Mohr findet, die mich ebenwohl zu einer bezüglichen Betrachtung hin leitet.

Im Jahre 1885 ließ ich im Elwertischen Verlage zu Marburg ein Büchlein erscheinen: Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. In jüngsten Jahren sind nun zwei Sammelwerke heraus gekommen, die einfach ihren Stoff dadurch sich verschafften, daß sie Aufsätze lebender wie toter Verfaßer, ohne jegliche Anfrage und Erlaubnis, nachdruckten und also beides: Urheber und Verleger, geistigen wie buchhändlerischen Eigentümer schädigten.

Namen will ich nicht nennen, möchte jedoch meine Landsleute fragen, ob sie derlei für rechtlich und redlich erachten; oder wie sie solche Weise des Aneignens fremder Schätze beurteilen. Ich weiß nicht, in welchem Maße die bestehende Gesetzgebung schützt; wollte jedoch meinem Herrn Verleger bei dieser Gelegenheit auch öffentlich raten, auf seiner Hut zu sein.

Jene zum Teile noch von meinem Vater für die Gebrüder Grimm gesammelten Sagen, zum Zwecke etwaiger zweiter Auflage, sind in unserer Heimath zumeist durch unerlaubten Nachdruck erst bekannt geworden.

Darmstadt; am 4. Merz 1894.

Hermann von Pfister.

Inhalt der Nr. 9 des Märzheftes der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck"**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel: „Das althessische Wappen. — Ergänzung zum Artikel: „Der Scharfenstein ꝛc." — Unsere vier Bilder von Wiesbaden. — Ausführliche Besprechungen und Kritiken III. — Uhland auf den Ringwällen des Altkönigs. — Berichte. — Anzeigen. — Mitgliederliste.

Briefkasten.

J. W. Br. Berlin. A. Tr. Wien. Verbindlichsten Dank und freundlichste Grüße.

G. K. Fulda. Die Nekrologe werden in der nächsten Nummer veröffentlicht werden. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen.

G. v. P. Marburg. Zusendung erhalten und mit großem Interesse gelesen. Verbindlichsten Dank. Wir werden in aller Kürze mit der Veröffentlichung beginnen.

Dr. P. J. R. New-York. Gefällige Zusendung richtig erhalten. Besten Dank. Antwort folgt in den nächsten Tagen.

H. C. B. Portland (Oregon). Sie haben uns durch Ihre freundliche Zuschrift recht erfreut. Wir sind Ihnen für Ihre wohlwollende Gesinnung zu aufrichtigem Danke verbunden und werden Ihren Wünschen mit Vergnügen nachkommen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. Kassel, 2. April 1894.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Rückblick.

Ich möchte gehn an einem Frühlingstag
Den alten Weg zum Birnbaum hin am Rain —
Zur Abendzeit, wenn ferner Amselschlag
Das Thal erfüllt und rother Sonnenschein.
Ich möcht' mich beugen tief in's junge Grün
Und suchend spähn —, ob es nicht weiß erglänzt —,
Ob dort die zarten Glocken jetzt noch blüh'n,
Ob ihre Grazie noch den Baum umkränzt.
Und spüren möcht' ich so wie dazumal
Die Kinderfreude, die mein Herz empfand,
Als unerwartet, weil die Welt noch kahl,
Beim Baum am Rain ein Büschel Glocken stand.

M. Herbert.



Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen.

1567—1592.

Von H. Metz.

(Schluß.)

Für Bildhauerei und Malerei hegte Landgraf Wilhelm IV. ein großes Interesse. Sein Hofmaler Meister Kaspar reiste behufs bildlicher Darstellung damaliger Fürsten für den goldenen Saal des Schlosses weit umher. Von verschiedenen Fürsten wurden dem Landgrafen Bilder ihrer Vorfahren und Verwandten überreicht; Franz Hotomann übersandte ihm nach der Pariser Bluthochzeit die Bilder Coligny's, Andolot's, Condé's und Heinrich's von Navarra. Seine Kunstkammer enthielt seltene und kostbare Geräthe.

Auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften fehlte es dem Landgrafen nicht an tiefem Verständnisse. Besonders auf dem Gebiete der Astronomie hat er Großes geleistet. Auf der unvollkommenen, vor seinem Schlosse gelegenen Sternwarte mit beweglichem runden Dache beobachtete er die Fixsterne, Planeten und Kometen, er bestimmte die Polhöhe von Kassel auf 51° 9', von neueren Berechnungen nur um 10" abweichend. Unter seiner Leitung verfertigte der Astronom Jost Byrgi zwei Himmelskugeln sowie eine astronomische Uhr mit der Himmelskugel nach dem System des Ptolemäos.

Einen handgreiflichen Beweis von Wilhelm's Klugheit zeigen seine in verschiedenen Jahren aufgesetzten Testamente. Bereits im dritten Jahre seiner Regierung machte Landgraf Wilhelm ein solches (23. November 1570). Da er damals nur zwei Töchter hatte, so ernannte er für den Fall eines nachgeborenen Sohnes den Kurfürsten von Sachsen, den Herzog von Württemberg und seinen Bruder Ludwig zu Ober-Vormündern, einige Räthe zu Regenten. Seiner Gemahlin übertrug er in diesem letzten Willen die Hauptleitung der Erziehung und der Familienangelegenheiten. Sein Wunsch war, daß, falls er ohne männlichen Erben sterben sollte, Landgraf Ludwig Niederhessen, einer der jüngeren Brüder Oberhessen, ein anderer die Grafschaft Katzenellnbogen als Erbtheil übernehme. Am 26. März 1576 errichtete Landgraf Wilhelm ein neues Testament. Zu dieser Zeit waren ihm zwei Söhne geboren. Der ältere, Moritz, geboren 25. Mai 1572, sollte allein die Regierung übernehmen. Behufs Einführung des Erstgeburtsrechts sprach er den Grundsatz aus, daß Niederhessen, um bei hergebrachten Landesgrenzen die Würde eines Fürstenthums, seine innere und äußere Selbstständigkeit zu behaupten und die Pflichten gegen das Reich zu erfüllen, ohne äußeres Verderben nicht mehr getheilt werden dürfe. (Rommel.) Seinen Erstgeborenen, Moritz, ernannte er zum Universalerben und alleinigen Regenten, dem zweiten Sohne, Christian, behielt er die Nachfolge vor, falls der ältere ohne männliche Leibeserben sterben sollte. Zu seinem Unterhalte, wenn er das 25. Lebensjahr erreicht habe und dann nicht mehr am Hofe seines Bruders leben wolle, wurden die Herrschaften und Aemter von Schmalkalden, Herrenbreitungen, Landeck, Bach, Frauensee, Friedewald, Haunek, Plesse und Gleichen, Heringen bestimmt. Zu diesen Landschaften kamen nach dem Tode Philipp's II., Landgrafen zu Rheinfels, (1583) die Diezischen Aemter, welche demselben auf Lebenszeit eingeräumt waren, mit allen Nutzungen, hoher und niederer Obrigkeit, doch ohne Landfolge, Geleite und Steuer (Reichs-, Land- und Ehesteuer). Den bereits ernannten Ober-Vormündern fügte er seinen Bruder Georg hinzu. Der ältere Sohn wurde angewiesen, nicht ohne Rath und Vorwissen seines abgefundenen Bruders zu handeln, falls wichtige, gefährliche, Land und Leute betreffende Sachen in den zum Lebensunterhalt überwiesenen Gegenden vorkommen sollten. Als Zeitpunkt der Majorennität wurde für den Erstgeborenen das zwanzigste Jahr festgesetzt. Der jüngere Sohn Christian starb am 9. November 1578. In Folge dessen Ablebens entstand am 25. Juni 1586 ein drittes Testament, worin der Landgraf seine Anordnung über die Untheilbarkeit seines Fürstenthums und über das Erstgeburtsrecht bestätigte. Die früher angeordnete Ober-Vormundschaft wurde aufgehoben, da Moritz bereits das 15. Lebensjahr angetreten hatte und

ihm alsbald nach des Vaters Tod gehuldigt werden sollte. Bis zum Zeitpunkt seiner Alleinregierung ordnete ihm der Landgraf bewährte Räthe und Verwalter zu. Die bereits früher bestimmte Unveräußerlichkeit des Landes und der Kammergüter, der Stiftungen seines Vaters, bekräftigte er von Neuem. Seinen Sohn ermahnte er zur Ehrfurcht und zum Gehorsam gegen das Oberhaupt des Reiches, zur verfassungsmäßigen und brüderlichen Sorge für seine Schwestern. Die Vertheidigung und Erweiterung des Evangeliums legte er ihm dringend an's Herz, ebenso die Vermeidung von Streitigkeiten und Kriegshändeln. Für seine Beerdigung verbat er sich jegliches äußerliches Gepränge. Seinen Brüdern, Schwestern, Töchtern und Sohne vermachte er sein an einer goldenen Kette zu tragendes Brustbild. Dieses Testament (1586) war von 7 Zeugen, auf jeder Seite vom Landgrafen, als dem Testator, unterzeichnet. Dreißig Tage nach seinem Tode sollte dasselbe in Gegenwart des Landgrafen Moritz, der fürstlichen Brüder, sämmtlicher Hof- und Landräthe und Beamten eröffnet werden und zur unweigerlichen Befolgung der Nachfolger, die fürstlichen Brüder, die Ritter und Räthe ermahnt werden.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf das innere Familienleben des Landgrafen Wilhelm. Seine Gemahlin, Sabina, älteste Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg, lebte mit ihm in glücklicher fünfzehnjähriger Ehe. Dieselbe zeichnete sich durch große Mildthätigkeit aus. So errichtete sie die Stiftung der freien Hof-Arznei, nicht nur für Angehörige des Hofes und fürstlicher Gäste, sondern auch für alle Armen und Hülfsbedürftigen der Hauptstadt. Auf dem Schlosse zu Rotenburg starb sie in den Armen ihres Gemahls. Zeugniß von ihrer großen Beliebtheit gab der Trauerzug, in welchem ihr die Unterthanen des Landgrafen von Rotenburg bis zur St. Martinskirche in Kassel das Geleit gaben. Zum zweiten Male hatte sich der Landgraf in Folge eines gethanen Gelübdes nicht wieder verheirathet. Aus seiner Ehe entstammten elf Kinder; von diesen überlebten Wilhelm außer seinem Sohne Moritz vier Töchter, von denen die älteste, Anna Maria, an Ludwig von Nassau, die zweite, Hedwig, mit Ernst von Schaumburg und die jüngste, Christine, mit Johann Ernst III. von Sachsen-Eisenach vermählt wurde, die dritte Tochter, Sophie, starb unvermählt. Während der Landgraf die Erziehung seines Sohnes selbst in die Hand nahm, übergab er seine Töchter einer kinderlosen Schwester der Landgräfin in Marburg zur Erziehung. Zum Lehrer seines Sohnes wurde auf Vorschlag der Landesuniversität ein junger Rechtsgelehrter, Tobias Homberg, Sohn eines Bürgers zu Homberg, genommen. Hofmeister wurde Burkard von Calenberg, nach diesem H. L. v. Harstall; der Religionsunterricht wurde durch Kaspar Cruciger aus Wittenberg, Anhänger der reformirten Lehre, ertheilt. Dramatische Spiele und Fechtübungen ordnete der Landgraf selbst an. Bei einer jeden Reise des Landgrafen mußten ihm von seinem Sohne lateinische Berichte zugesandt werden über seinen Gesundheitszustand, seine Studien. Im Jahre 1584 bestand Moritz vor den Lehrern der Landesuniversität seine glänzende Prüfung in den alten Sprachen, in Poesie, Logik, Ethik, Geschichte und Theologie; seine Urtheils- und Gedächtnißkraft, seine geistreichen Antworten erregten die Bewunderung aller Anwesenden.

Seinen letzten Geburtstag, den sechzigsten, feierte Landgraf Wilhelm auf dem Schlosse zu Schmalkalden mit seinem Bruder Ludwig und dessen Gemahlin. Kurz vor seinem Tode besichtigte Wilhelm noch die Schlösser Ziegenhain, Spangenberg und Homberg, und kehrte dann nach Kassel zurück. Hier starb er nach einem gegen ärztlichen Rath gebrauchten Bade und einer Spazierfahrt am 25. August 1592 a. St. Ihm folgte als Nachfolger sein Sohn Moritz.

Aus dem Tagebuch eines hessischen Feldpredigers im amerikanischen Krieg.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Den 22. des Morgens wurden wir auf Boten im Kanal gefahren und in New-Rochelle abgesetzt, blieben die Nacht unter freiem Himmel und marschirten den andern Tag in's Lager bei New-Rochelle ohnweit der großen Armee. Wir hatten hier den Feind um uns herum, und mußten daher die Regimenter sehr auf der Hut sein. Man fand in diesen Gegenden wenig bewohnte

Häuser, ganze Familien hatten aber ihr Mobiliar verlassen, viele Wohnungen mit den allerschönsten Hausgeräthen unter anderm. In diesem Lager logirten wir nebst dem Herrn Obristen in einem Hause, woselbst ein Prediger gewohnt, so unter die Rebellen gegangen. Es fand sich daselbst eine Bibliothek von schönen, meist englischen und lateinischen nebst etlichen wenigen deutschen Büchern. Hinter diesem Hause im Garten war ein Todtenhof, woselbst ein ganzer Kasten voll prächtiger silberner Geräthe vergraben und in der Nacht von etlichen Engländern ausgegraben worden war. Ohnweit diesem Hause stand eine kleine Kirche, im Viereck gebauet; in der Mitte derselben an der Wand stand eine Kanzel, vor dieser der Predigerstand. Auf der Kanzel lagen, wie ich dies auch noch in mehreren Kirchen gefunden habe, etliche große Folianten Marterbücher, griechische und lateinische Beschreibungen derer Märtyrer, besonders der Apostel und eifriger Anhänger der Religion, woraus ich schließe, und nach der Hand eingezogene Nachrichten haben meine Muthmaßungen bewahrheitet, daß die Prediger ihre Gemeinden durch Vorstellung und Erläuterung jener Mordgeschichten zu einer standhaften Verfechtung der Freiheit und dauerhaften Unabhängigkeit haben bewegen wollen. Ja selbst haben Prediger Rotten errichtet und ihre zusammengelesenen Heere angeführt. Wir hatten in diesem Lager verschiedene Unruhen, aber keine von Erheblichkeit. Den 28. rückten wir von da in die Gegend von . . . .*), von da wieder etliche Meilen in die Gegend Westchester (concio prima**), von da rückten wir nur einen kurzen Weg vor nach Kingsbridge. Hier standen wir nun vor dem Fort Washington, und es wurden unterhand Anstalten gemacht, den Feind zu begrüßen. Die Kommandos waren hier höchst gefährlich, es wurden unter der Hand, dem Feind vor der Nase Batterien aufgeworfen, woraus man schon muthmaßen konnte, was passiren sollte. Den 16. November des Morgens rückten sechs Regimenter, Knyphausen, Loßberg, Rall, Wutgenau, Huyne, Bünau, und ein Grenadierbataillon aus und attaquirten jenes Fort unter dem Hauptkommando des Herrn Generals v. Knyphausen, Brigaden kommandirten Herr General Schmidt, Oberst Rall und Oberst Huyne. Obschon einige Regimenter sehr viel erlitten an Todten und Blessirten und es fast unmöglich schien, dem Feind Schaden zu thun, so glückte dieser große herzhafte Angriff so gut, daß binnen sehr kurzer Zeit das Fort übergeben werden mußte und bekam daher den Namen Fort Knyphausen. Jeder Kenner bewundert die außerordentlichen Verhacks und Verschanzungen dieser Festung, die schon dadurch fest war, daß sie auf einem hohen Berge lag, der von dem Fuß an mit Bäumen besetzt war, welche alle nieder in den Weg gehauen waren. Um die Festung herum waren sehr viele Batterien, Hütten, worin sie sich aufgehalten. Die Gefangenen, deren an 4000, wurden nach New-York gebracht, das Fort mit Schottländern besetzt, und die hessischen Regimenter marschirten noch den Abend mit vielem Jauchzen in ihre Lager. Nun glaubten wir sogleich gute Winterquartiere beziehen zu wollen, allein die Regimenter marschirten zuvor wieder in's Lager, die Brigade des Herrn Obrist v. Huyne als Wutgenau, Huyne und Bünau marschirten in das Lager kurz hinter New-York, die Brigade des Herrn Obrist v. Loßberg als Leib-Regiment, Prinz Karl und Ditfurth stießen bei uns und blieben hierselbst etliche Tage, bis wir Ordre erhielten, uns zum Embarquement parat zu halten. Den 25. des Morgens um 9 Uhr marschirten die Regimenter en parade durch New-York und wurden nebst sechs Regimentern Engländer, jedes Regiment auf drei Schiffe gebracht, ich und Herr Auditeur bei Herrn Kapitän Martin auf ein schottisches Schiff Clincoern. Vom 25. bis den 8. Dezember blieben wir auf dem Wasser und wurden auf Rhode-Island debarquirt. Es waren vor der Abfahrt von New-York alle Anstalten gemacht, um dieses Eiland mit Gewalt einzunehmen, allein die Rebellen hatten uns ohne viele Mühe Platz gemacht. Nur etliche Tage lagen die Regimenter noch im Lager, so marschirten sie in die Kantonnementsquartiere, der Kompagnie trug es höchstens fünf Häuser." Es mag hier eingeschaltet werden, daß nach einer Erzählung Kümmell's an anderer Stelle, auf der Insel Long-Island ein großes hessisches Feldlazareth errichtet worden war. „Den 26. November", fährt das Tagebuch fort, „rückten die sämmtlichen Regimenter in ihre Winterquartiere, die Loßberg'sche Brigade liegt in der Stadt*) nebst zwei Brigaden Engländer. Diese ganze Insul wird in drei Gegenden oder Countrys eingetheilt, Town oder die Stadt, Mitteltown und Portsmouth; sie ist im Ganzen 15 englische Meilen lang und 3 breit. Die Stadt, dabei ein schöner Hafen,

---

*) Hier hat die Handschrift eine Lücke bezüglich des Ortsnamens.

**) d. h. hier wurde zum ersten Male Feldgottesdienst gehalten.

*) Welche Stadt hiermit gemeint sein soll, ist leider nicht zu sagen, vermuthlich ist es New-Port, nach anderweiten Bemerkungen zu schließen.

ist ziemlich regulär gebaut, hat ohngefähr 1000 mehrentheils hölzerne Häuser, davon aber viele von außen recht ansehnlich sind, und verschiedene große Kirchen. Die Religion ist darin sehr verschieden, mehrentheils aber Sekten; Quäker, Wiedertäufer möchten die größte Zahl sein, danach kommen Herrnhuter und eine englische Episkopalkirche. Die zweite hessische Brigade und besonders das Huyne'sche Regiment lag nahe am Wasser, gegen dem Feind über, der uns manche schlaflose Nacht machte. Verschiedene Nächte mußte das Regiment unter dem Gewehr stehen." Während dieser Winterruhe erhielt die Abtheilung auch am 2. Januar 1777 Besuch von „sehr edlen Ladies". „Den 20. Februar bin ich mit Herrn Regimentsquartiermeister und Auditeur in die Stadt gezogen, wo wir unser Quartier in einem Hause nehmen mußten, wo die große Equipage des Regiments war. Da wir nun bei den Regimentern wegen großer Beschwerden und Weitläufigkeiten, so damit verknüpft waren, in denen Wintertagen nur gar selten Kirche halten konnten, so half ich dem Herrn Pfarrer Schrecker in der Stadt, wo wir unsern Gottesdienst in einer sehr wohl gebauten Presbyterialkirche hielten. Die Besatzung hatte alle möglichen Vortheile vor denen übrigen Regimentern, und der kommandirende General, Anfangs Lord Klington und nachdem Lord Percy sahen besonders darauf, daß der Staat und das Glänzende in der Garnison bewahret würde. Die Hauptwache wurde von einem Kapitän und zwei Offiziers aufgeführt und gehalten, zwei Offiziers wurden ferner detachirt, einer auf Sutend und einer auf Longway, ein Offizier hatte täglich die Ordonnanz bei dem kommandirenden General. Es wurden auch Anstalten vor das Plaisir gemacht, zweimal wöchentlich war Konzert in dem Kron-Kaffeehaus. Vor die Offiziers war es angenehm und kommode genug, aber der gemeine Mann genoß wenig davon, indem die Soldaten alle in ledigen Rebellenhäusern ihre Quartiere hatten und dabei wegen der Theuerung nur wenig frisches Fleisch und am Ende gar keins mehr bekommen konnten. Im April zog Lord Percy nach England als Parlamentsmitglied; etliche Tage vorher wurde ihm des Abends um 10 Uhr eine Nachtmusik gebracht von denen Offiziers der Loßberg'schen Brigade. Mit ihm verlor die Garnison einen großen Theil ihrer Lebhaftigkeit und die Einwohner der Stadt einen gar lieben menschenfreundlichen Gouverneur. Sie gaben eine Denkschrift ein, worin sie seinen ehrwürdigen Gemüthscharakter ganz erstaunend erhoben und rühmten, daß sie nur wenige und fast gar keine Kalamitäten des Kriegs unter seiner Regierung erlebt. Er machte beträchtliche Präsente an die Armen und die englischen Kirchen. Genug, er bewies sich als einen außerordentlich leutseligen Herrn. Sein Abschied war Schmerz vor jeden, der nur seinen Namen kannte. Nach ihm erhielt der General Richard Prescot das Kommando. Dieser war denen Eingeborenen nicht gut, weil er ehemals unter den Rebellen in Gefangenschaft gewesen und darin vieles Ungemach ausgestanden. Sobald er nur die geringste Gelegenheit hatte, jemanden etwas zu beschuldigen, so setzte er ihn gleich in das Gefangenhaus. Die Leute der Insul hatten also auch den größten Haß auf ihn; den sie auch nach der Hand wahrscheinlicher Weise bewiesen. Den 18. Mai wurden die beiden Regimenter Leibregiment und Prinz Karl und das 54. Regiment Engländer embarquirt und mußten bei New-York zur Armee stoßen, Ditfurth und das 22. englische Regiment blieben in der Stadt bis den 26., dann rückten sämmtliche Regimenter in ihre Lager, die sämmtlichen drei englischen Regimenter, Wutgenau und Ditfurth bei Prestol-Ferry unter der Brigade des Obristen v. Huyne, Huyne, Bünau aber nahe an der Stadt. Ich, der Herr Regimentsquartiermeister und Auditeur logirten uns in einem nicht weit vom Lager gelegenen steinernen Haus. Das Lager war überaus angenehm auf einer Wiese, die Front hatte nach der See. Es wurde alle Sonntage gepredigt und Dienstag und Freitag Abends 5 Uhr Betstunde gehalten. Die Regimenter gaben die Wacht in die Stadt und ein Kommando auf Connanicut, eine kleine Insul gegen dieser über. In der Nacht vom 10. zum 11. Juli hatten wir die Fatalitäten, daß der kommandirende General Prescot von denen Rebellen hinterlistiger Weise nebst seinem Regiments-Adjutanten geholet wurde. Der Unvorsichtigkeit der Wache war freilich dieses beizumessen, allein wahrscheinlicher Weise hatten Einwohner dieses Eilandes diesen Streich zur Rache vor seine harte, jedoch ihnen gerechte Regierung gespielt. Er hatte sich in ein unsicheres Haus auf dem Lande zu weit von einem Lager gelegt. Die Begebenheit erweckte ein großes Aufsehen und Vorsichtigkeit. Im Juli kam der neue kommandirende General Pigot mit einer Fregatte in den Hafen. Er wurde durch ein Kommando von einem Offizier und 24 Mann und Hoboisten vom Regiment Huyne empfangen. Den 5. August wurden die Rebellen von einem englischen Kommando überfallen, bei diesem Ueberfall wurden zwei getödtet."

Das eigentliche Tagebuch schließt hier leider. Allein wir können aus den Vermerken über die Handhabung der Seelsorge noch vielerlei Inter-

essantes entnehmen. Was zunächst die Kriegführung anlangt, so finden wir unsern Feldprediger bis in das dritte Vierteljahr 1779 stets auf Rhode-Island, wo er die verschiedenen ihm zugewiesenen Truppentheile an ihren Standorten aufzusuchen hatte. Dann begleitete er ein Korps nach Süd-Karolina, wo Charlestown (Charleston) den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete. Er nennt uns als betheiligt an diesem Zuge die Regimenter: v. Huyne, v. Benning, v. Ditfurth, v. Bose, das Grenadier-Regiment D'Angelelli, die hessischen Jäger, das Hessen-Hanauische Freikorps, das eine Scharfschützenabtheilung besaß und aus dem ganzen deutschen Reiche und noch weiter hinaus zusammengeworben war, englische Truppen, namentlich die New-York-Volunteers. In Süd-Karolina blieb das Korps bis zur Jahreswende 1782 auf 1783, dann finden wir es auf Long-Island, es mag also damals das Festland von Amerika bereits geräumt gewesen sein. Der letzte Eintrag von Long-Island fällt in den Mai 1783, dann kehrten die Truppen zurück, am 11. Juli und 7. Dezember finden wir sie zu Portsmouth in England, bis sie dann zu Ende dieses und im Anfang des folgenden Jahres in die Heimath zurückkehrten.

Es mögen zum Schluß noch einige Worte über die seelsorgerische Thätigkeit Kümmel's folgen.

Als während des Krieges und auf der Hin- und Rückfahrt gestorben zählt er auf:

	Regimentsangehörige.
I. Vom Regiment Huyne:	
1. bei der Leibkompagnie . . . . darunter der Generalmajor und Chef v. Huyne, geb. zu Niederbeisheim, gest. 25. Juli 1780 zu New-York, und den Feldwebel Nikolaus Göbel aus Neukirchen, starb 1. Oktober 1780 zu Charlestown.	29
2. Bei der 2. Kompagnie . . . darunter den Leutnant Ludwig Grau aus Niederaula, 14. Oktober 1780 zu Charlestown.	35
3. Bei der 3. Kompagnie . . . . darunter den Feldscheer G. F. Wolf aus Schwabach bei Nürnberg, 10. August 1777 auf Rhode-Island; den Hauptmann Karl Friedrich Wegner aus Waake in Hannover, 23. September 1780 zu New-Port auf Rhode-Island „an der Blessur" gestorben.	34
4. Bei der 4. Kompagnie . . . darunter den Leutnant Nikl. Fr. Wende aus Kassel, 9. Oktober 1780 zu Charlstown, und den Feldscheer A. Lorenz aus Wetter, 29. November 1780 zu Charlestown.	28
5. Bei der 5. Kompagnie . . . darunter den Hauptmann Fr. Zacharias Wagner aus Gudensberg, 12. März 1777 zu New-York, den Hauptmann Fr. v. Schallern aus Neustadt a. d. Aisch, 29. August 1778 auf Rhode-Island „todt geschossen", den Feldscheer Heinrich Marth aus Rauschenberg, 9. Oktober 1776 auf Long-Island (also wohl in seinem Beruf im Lazareth) und den Leutnant Fr. Justi aus Marburg, 16. Oktober 1776 „bei Fort Knyphausen todt geschossen".	38
6. Vom Mittel- und Unterstab . darunter den Regimentstambour Chr. Hahn aus Neukirchen, 25. Dezember 1776 auf Long-Island, den Büchsenmacher Chr. Schreiber aus Röllhausen, 4. Dezember 1776 auf Long-Island, den Profoß Rudolf Welker aus Neukirchen, 3. Juli 1780 zu Charlestown.	5
Zusammen	169

Ob dies alle Verluste des Regiments waren, mag aber dahin gestellt bleiben.

II. Vom Regiment Benning im Jahre 1781 20 Regimentsangehörige, darunter von der 4. Kompagnie den Feldscheer Joh. Gottl. Rieter aus Schönberg in Sachsen, 4. April zu Charlestown.

Ferner erfahren wir, daß am 23. April 1778 Major Matthias gestorben und am 25. begraben worden ist, ohne daß uns die Truppe, der er angehört hat, genannt wird.

Da, wie Eingangs erzählt, viele Soldaten ihre Familien mit sich nahmen, so kamen auch häufig, auch bereits während der Hinreise auf den Schiffen, Kindtaufen, ab und zu auch Konfirmationen vor. Auch englische Kinder gelangten in Ermangelung englischer Geistlicher durch Kümmell zur Taufe.

Aber auch Trauungen wurden vollzogen; theils heiratheten die Soldaten mitgezogene ledige Frauen-

zimmer, inzwischen herangewachsene Töchter oder auch Witwen gebliebener Kameraden. Aber auch Amerikanerinnen verschmähten es nicht, sich an Hessen zu verheirathen, nachdem sie gesehen hatten, daß diese keine Menschenfresser seien. So heirathete Claudius Gerber, von Lyon in Frankreich gebürtig, Capitaine d'armes im Hessen-Hanauischen Freikorps, am 4. April 1783 zu Oysterbay auf Long-Island Sally Perchy, die Tochter des Einwohners zu Stingtown in Virginien Charles Perchy. Selbst der Regimentsquartiermeister beim v. Benning'schen Regiment, Friedrich Jakob Kleinschmidt, gebürtig aus Kassel, heirathete am 6. Dezember 1781 Miß Ann Townsend, Tochter des dortigen Einwohners Mr. Stephen Townsend und dessen Ehefrau Mistreß Ann, geb. Schmidt.

Wie auch bei allen diesen Eheschlüssen und in sonstigen Fällen, wenn nöthig, Kirchenbuße verlangt wurde, so blieb man auch insofern bei den heimischen Gebräuchen, als während der Gottesdienste, wenn solche überhaupt abgehalten werden konnten, Opfergeld eingesammelt wurde. Der Ertrag wurde für die Unterstützung der Verwundeten und Kranken in den Hospitälern verwandt. Aus dem von Kümmell gewissenhaft geführten Opferbuch, in welchem die eingegangenen Beträge nach englischer Währung gebucht wurden, ersehen wir, daß verhältnißmäßig hohe Opfer gesammelt wurden, und können daraus entnehmen, daß die Truppen in günstigen Soldverhältnissen waren.

Die Opfer brachten, um dies noch zum Schluß zu erwähnen:

I. Beim Regiment v. Huyne:
1777 an 28 Sonntagen 6 £ 4 s. 6 d.
1778 „ 30 „ 4 „ 11 „ 8 „
1779 „ 34 „ 7 „ 4 „ 2 „
1780 „ ? „ 1 „ 6 „ 9 „

II. Beim Regiment v. Bünau:
1777 an 25 Sonntagen 5 £ 4 s. 6 d.
1778 „ 27 „ 3 „ 9 „ 8 „
1779 „ 9 „ 5 „ 1 „ 7 „
(Darunter am Weihnachtsfest allein 1 £ 1 s. 4 ½ d.)
1781 an 9 Sonntagen 8 £ 13 s. 8 d.

III. Beim Regiment v. Benning:
1782 an 12 Sonntagen 8 £ 1 s. 7 d.

IV. Beim Regiment v. Ditfurth:
1779 an 4 Sonntagen 1 £ 14 s. 9 d.

Abgesehen von dem guten Weihnachtsopfer 1779 beim Bünau'schen Regiment kommen Opfer bis zu 1 £ 8 s. 2 d. vor, das geringste Opfer beläuft sich einmal auf 1 s.

Anfang 1784 kehrte Kümmell in sein Vaterland zurück.

Graf Philipp Ludwig II. von Hanau,

der Gründer der Neustadt Hanau.

(Schluß.)

Unser Graf Philipp Ludwig war aber nicht bloß ein Helfer für seine Glaubensgenossen, sondern nahm auch die Juden, die damals noch in harter Unterdrückung lebten, in kräftigen Schutz. Ihrem Wunsche entsprechend gestattete er ihnen, sich in einer besonderen Gasse anzubauen, und gab ihnen eine zeitgemäße Gemeinde-Verfassung, die Judenstädtigkeit genannt.

Ich komme jetzt zu einer Schöpfung des Grafen, die ihm, seiner Persönlichkeit nach zu urtheilen, neben der Gründung der Neustadt wohl am meisten am Herzen lag.

Die Stadt Hanau hatte zwar beim Beginn der Regierung Philipp Ludwig's die damals gewöhnliche Stadtschule, worin in drei Klassen Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und etwas Latein gelehrt wurde, aber durch mancherlei widrige Umstände, wozu auch eine pestartige Krankheit gehörte, die den Grafen selbst mit Kanzlei und Konsistorium nach Windecken trieb, war diese Schule gänzlich in Verfall gerathen. Philipp Ludwig beschloß daher, das Schulwesen Hanaus neu zu organisiren und zwar neben der Elementarschule ein Gymnasium illustre, d. h. eine lateinische Schule, verbunden mit einer Hochschule, zu gründen. Nachdem die nöthigen Mittel, wozu er selbst einen bedeutenden Beitrag gab, beschafft und die sonst erforderlichen Vorbereitungen getroffen waren, erschien am 18. Juli 1607 die förmliche Fundations-Urkunde. Nach seinem frommen Sinne äußerte sich der Graf darin: „Gott der Allmächtige und das hohe fürstliche Amt, das ihm Gott übertragen, mache ihm eine sorgsame Pflege der Kirche zur Pflicht, am ge-

deihlichsten aber werde für Förderung der Kirche ohne Zweifel durch die Erziehung der Jugend, überhaupt durch Gründung und Erhaltung guter Schulen gesorgt, die ja die Aufgaben hätten, die blühende angehende Jugend der Kirche einzupflanzen und zu festen Säulen des geistlichen und weltlichen Regiments heranzubilden. Daher fühle er sich veranlaßt, in der vornehmsten Stadt seiner Grafschaft eine gute Schule zu gründen und nicht allein tüchtige Lehrer an derselben anzustellen, sondern auch unbemittelten, aber talentvollen Schülern, die Lust zum Studiren hätten, die Gelegenheit zu akademischer Vorbildung zu gewähren. U. s. w." Zunächst wurde die frühere Stadtschule zu einer höheren lateinischen Schule (Gymnasium) erweitert, worin der Unterricht von sechs Lehrern ertheilt wurde. Die Erweiterung dieser Anstalt zu einem Gymnasium illustre sowie den Ausbau des Schulgebäudes erlebte der Graf nicht mehr; beides, durch widrige Verhältnisse insbesondere durch den traurigen dreißigjährigen Krieg verzögert, kam erst 1665 zur Vollendung, und die Erinnerung an die Feier des 200 jährigen Jubiläums dieser Ereignisse vor elf Jahren wird wohl noch in Vielen von uns lebendig sein.

Es dürfte hier die passende Stelle sein, einen Blick auf die Geistesrichtung der Zeit zu werfen, von welcher Philipp Ludwig ein so würdiger Repräsentant war. Seine Geburtsstunde lag der Zeit nicht fern, die man als die Grenze des Mittelalters und der neuen Zeit zu bezeichnen pflegt, sie lag noch innerhalb der Vibrationen, welche die reformatorische Thätigkeit L u t h e r ' s in allen kultivirten Ländern hervorgerufen hatte. Aber diese kirchlich-reformatorische Bewegung war nur eine besondere, freilich die am lautesten hervortretende Erscheinung jener Zeit. Allgemeiner kann ihr Charakter als K a m p f g e g e n d i e F e s s e l n d e r T r a d i t i o n bezeichnet werden.

Im Mittelalter wurden alle Lebensverhältnisse und alles Denken durch die Tradition beherrscht, und diese gab für alle Stände und Berufsarten bestimmte Regeln, feste Ideale, welche allen den Weg wiesen, den sie zu wandeln hatten. Die mittelalterliche Welt betrachtete die Dinge nicht in ihrer Wirklichkeit, sondern wie sie ihr von der Kirche überliefert waren, ihr galt daher die Verherrlichung der Kirche und die Heiligung der Seelen so sehr als der allein wahrhaft wesentliche Zweck der Welt und des Daseins, daß vor ihm die ganze Natur zu einem an sich gleichgültigen Mittel herabsank, das man nur deshalb einer Aufmerksamkeit würdigte, weil es dem Menschen Nahrung, Kleidung und Arzneimittel gab.

„Nicht aus Unkenntniß dieser Dinge," sagt Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte, von den Naturwissenschaften, „sondern aus Verachtung ist es, daß wir so klein von diesen Sachen denken und unsern Geist zu bessern Gegenständen wenden." Und wie sehr noch in der Blüthe des Mittelalters das Interesse der Forschung von der wirklichen Natur und der irdischen Welt ab- und der künftigen zugewandt war, sieht man aus den wissenschaftlichen Hauptwerken jener Zeit. Unter den hunderten von Kapiteln sind nur wenige, welche, „von der natürlichen Wirkung der Dinge" überschrieben, die Naturwissenschaft umfassen, aber sehr viele, welche von der Rangordnung der verschiedenen Himmel, von der Natur der Engel, von ihrer Nahrung, Verdauung und ihrem Schlafe nhadeln. Diese Dinge wurden mit Ausführlichkeit und Gründlichkeit durchgesprochen, behauptet und widerlegt und bildeten die Gegenstände heftiger ernsthafter Debatten. Die Physiologie der Engel war ein würdiger Gegenstand der Forschung, aber die Physiologie des menschlichen Körpers, dieses traurigen hinfälligen Kerkers der Seele, verdiente keine Beachtung. — Bei dieser Nichtbeachtung der Natur und der Gesetzmäßigkeit, die darin waltet, — kann man sich wundern, daß am Ende des Mittelalters durch Vermischung mit orientalisch-mystischen Elementen eine wüste und abergläubische Naturansicht sich bildete, in welcher alles in Magie, Zauber- und Wunderkram sich auflöste, daß Zauberer und Hexen vom Staat wie von der Kirche verfolgt wurden und zahlreiche Hexenprozesse noch tief in's vorige Jahrhundert hineinreichten? Und schlagen einzelne verspätete Nachklänge aus jener Zeit nicht auch heute noch an unser Ohr?

Aber allmälig machte sich am Ende des Mittelalters der Einfluß der alten r ö m i s c h e n und g r i e c h i s c h e n Klassiker geltend, die nach Beruhigung der Völkerfluthen und nach Abstumpfung des schwärmerischen Interesses an der Eroberung des heiligen Landes wieder an's Tageslicht gekommen und zuerst in die Einsamkeit der Klöster, dann aber durch G u t t e n b e r g ' s Erfindung auch in weitere Kreise gelangt waren. Besonders die einfache praktische Lebensweisheit der alten Griechen war von tiefgreifendem Einfluß. Sie eröffnete eine ganz neue Welt von Gedanken und Ideen und weckte die schlummernden Kräfte nach allen Richtungen des Geistes. Neben den philosophischen und historischen Schriften der Alten machte damals auch die M a t h e m a t i k der Griechen einen so tiefen Eindruck, wie wir ihn jetzt kaum erklären können. Hier sah man einen reichen Inhalt von Wahrheiten, der nur Folgerungen der Vernunft

enthielt, ohne Wunder und Willkür, ohne Zweck und Absicht, und diese reine Nothwendigkeit der Vernunftwahrheiten war für jene Zeit eine neue Entdeckung.

An die Wiederauflebung der Wissenschaften knüpften sich bald Folgen von der größten Bedeutung. Kopernikus und Kepler wagten es, ihre Entdeckungen und ihre der herrschenden Meinung widersprechenden Lehren über die Stellung unserer Erde im Universum zu veröffentlichen, Galilei begründete durch seine Experimente die heutige Physik, und Luther konnte die reinere Lehre des Evangeliums wieder zur Geltung bringen und durch seine unübertreffliche Bibelübersetzung die Herzen der Nation gewinnen.

In hellen Haufen kamen die Helfer zu diesem Reformationswerk und unter diesen als einer der hervorragendsten der gelehrte Melanchthon, der besonders die Reform der Schulen in's Auge faßte. Er selbst sagt, die Reinigung aller Wissenschaften und Unterrichtsweisen auf hohen und niedern Schulen vermittelst eines zweckmäßigen Studiums der Alten und einer gesunden Philosophie sei die Aufgabe seines Lebens. In diesem Sinne hat er selbst viele Lehrbücher und darunter auch eine Bearbeitung des griechischen Mathematikers Euklid für Schulen verfaßt, und seine erfolgreiche Wirksamkeit, der man die Lebensprinzipien der heutigen Gymnasien und die Gründung vieler solcher Anstalten zu jener Zeit verdankt, hat ihm den Ehrentitel: praeceptor Germaniae eingetragen.

Dieser Zeit hoher geistiger Bewegung lag die Geburt und Erziehung Philipp Ludwig's nahe. War es nicht selbstverständlich, daß der fromme und hochgebildete Graf auch an seinem Theil den neuen Geist zu fördern suchte, der in Kirche und Wissenschaft gedrungen war, der aber leider in Folge des zerstörenden dreißigjährigen Kriegs dem deutschen Volke erst spät die Früchte trug, welche die begeisterten Reformatoren von ihrer Arbeit hoffen durften?! Ich kehre zum Faden der geschichtlichen Erzählung zurück.

Philipp Ludwig ließ 1605 jenen stattlichen alle andere Thürme der Stadt überragenden Schloßthurm bauen, dessen sich noch viele von uns erinnern, der aber in den letzten Regierungstagen des Kurfürsten Wilhelm II. dessen wunderlicher Baulust zum Opfer fiel. Auch das Marktschiff, das noch in unseren Tagen unter Bein's umsichtiger Leitung in drei Stunden nach Frankfurt und in fünf Stunden wieder zurückfuhr, war zu jener Zeit eine dankbar anerkannte Schöpfung unseres Grafen, die ihn indessen in ernste erst durch ein Urtheil des Reichskammergerichts beendigte Streitigkeiten mit engherzig partikularistisch gesinnten Nachbarn verwickelte.

Kaiser Rudolph II., der die gediegene Kenntnisse Philipp Ludwig's und seine seltene Einsicht in Staatssachen kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1608 zu seinem Rath, berief ihn in wichtigen Angelegenheiten an seinen Hof nach Prag und trug ihm die ersten Würden des Königreichs Böhmen an, er lehnte indessen im Gefühle seiner Pflichten gegen sein Land und seine Familie dieses ehrenvolle Anerbieten ab. Im Jahre 1608 ging er mit ansehnlichem Gefolge nach London, um die Tochter des Königs Jakob I., Prinzessin Elisabeth, für den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, den nachherigen unglücklichen König von Böhmen, als Gemahlin zu werben. Nach glücklicher Erledigung dieses Auftrags reiste er durch Holland nach Paris, wo er von Ludwig XIII. und dessen Mutter sehr ehrenvoll aufgenommen und mit Glückwünschen an den neu gewählten Kaiser Matthias beauftragt wurde. Von Nürnberg, wo er den Kaiser getroffen hatte, nach Hanau zurückgekehrt, endigte er kaum einen Monat später seine Lebenstage am 9. August 1612 im 36. Jahre, leider zu früh für die Seinigen und sein Land.

Der Geschichtschreiber der hanauischen Grafen sagt von ihm im vorigen Jahrhundert: „Philipp Ludwig, von allen, die ihn kannten, geschätzt und von seinem Lande geehrt, wurde wegen seines so frühen Absterbens als Freund, Gemahl, Vater und Landesherr vermißt und bedauert. Jede seinem frühen Grabe nachgeweinte Thräne war ein Opfer der Erkenntlichkeit für das, was er zum Besten so Vieler gewirkt hatte. Noch jetzt nennt man seinen Namen nicht ohne besondere Achtung und dankbare Erinnerung an die von ihm herrührenden Stiftungen, die eben so viel redende Zeugen von seiner Klugheit, Güte und Fürsorge sind."

Sein Leichnam wurde unter zahlreichem Gefolge, worunter Kurfürsten und Fürsten, in der Marien-Magdalenenkirche am 23. September beigesetzt. Dort wurde ihm auch ein Denkmal von künstlerischem Werth errichtet, dem leider bei der letzten Restauration dieser Kirche eine nicht recht passende Stelle angewiesen wurde. Eine erst kürzlich wieder zum Vorschein gekommene, wahrscheinlich nach einer Todtenmaske hergestellte Büste desselben steht vor Ihnen.

Er hinterließ acht Kinder, wovon hier besonders erwähnt werden möge Amalie Elisabeth, die, mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen vermählt, diesen bewog, unserer durch den kaiserlichen General Lamboy belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen und sie von ihrem viele Monate

dauernden, besonders durch Hunger und Pest verursachten Elend am 13. Juni 1636 zu erlösen, welche That nicht bloß heute noch in unserm Lamboyfest gefeiert wird, sondern auch Veranlassung wurde, daß ein Jahrhundert später Hanau an das Haus Hessen-Kassel fiel (am 18. März 1736). Amalie Elisabeth tritt auch hernach als Regentin von Hessen in bemerkenswerther und ehrenvoller Weise in der Geschichte auf.

Als erbberechtigten Nachfolger hinterließ Philipp Ludwig seinen erst siebenjährigen Sohn Philipp Moritz, so daß auch jetzt wieder eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt werden mußte.

Ein tragisches Verhängniß waltete über dem Geschlecht der Grafen von Hanau-Münzenberg während der 200 Jahre ihrer Regierung. Nur einer derselben erreichte das Alter von 51 Jahren, alle andern starben viel früher, die meisten in den dreißiger und zwanziger Jahren mit Hinterlassung von minderjährigen Nachfolgern, so daß ein beständiger Wechsel von vormundschaftlicher und erbberechtigter Regierung stattfand. Dennoch wird noch lange nach dem Erlöschen des Geschlechts die Regierung der hanauischen Lande unter der Münzenberger Linie als eine gute und väterliche bezeichnet. Wenn dies besonders auch bezüglich der Zeit nach Philipp Ludwig und unter der Noth schwerer Bedrängnisse hervorgehoben wird, so darf man dies wohl zum Theil als eine Folge der Aufnahme der Niederländer betrachten. Diese, durch gewerbliche und Weltbildung hervorragend, von ernst religiösem Geiste durchdrungen und beseelt von einer durch widrige Schicksale gestählten Willenskraft, waren mit ihren Nachkommen Bürger einer freien Stadt geworden, die mit ihrem Fürsten in einem Vertragsverhältniß lebte, wie es die damalige Zeit sonst nicht kannte, — mußte dies nicht in ihnen jenes auf Selbstachtung beruhende Ehrgefühl erzeugen, das beschworene Pflichten treu zu erfüllen, aber auch erworbene Rechte eifersüchtig festzuhalten sucht? Und mußte dies nicht zurückwirken auf die Regierung des Landes?

Denn die Geschichte lehrt, daß mit seltenen Ausnahmen einem Volke diejenige Regierung zu Theil wird, die es verdient.

Die schwarze Mühle.

Eine Dorfgeschichte aus der Rhön von A. Weidenmüller.

O mein Heimaththal, wie schön bist Du! Ich sehe Dich wieder vor mir liegen, wie in den Tagen, da Du noch meine ganze Welt warst, und wieder faßt mich Dein Zauber an. Sage Niemand, das sei kein Wunder, eine liebe Heimath behalte ihren Reiz, so lange man lebe, was ich meine Heimath nenne, zeigt mir keine Liebe mehr, begehrt keine Liebe mehr von mir. Denn die alten bekannten Gesichter sind daraus verschwunden, die ehrwürdigen Bäume darin gefällt, selbst an den Häusern hat die nimmer rastende Fluth der Zeit gespült und gewühlt und hat viele mitgenommen, von denen ich meinte, sie müßten ewig stehen. Auch die Mühle im Herrengrund ist dahingegangen. Einige kahle Mauern deuten die Stelle an, auf der sie gestanden hat, einige verkohlte Balken das Loos, das ihr beschieden gewesen ist, der Mühlbach nur ist sich gleich geblieben. Der rauscht noch ganz wie einst und wie ich so an seinem Rande sitze und in die blauen Augen der Vergißmeinnicht hineinsehe, die unter den Weiden hervorlugen, da weiß ich auf einmal, woher es kommt, daß mir die fremd gewordene Heimath doch theuer und vertraut erscheint; der Bach singt mir alle ihre alten Lieder. Wie die tönen, wie die klingen! Die Gletscherbäche wissen viel Geheimnißvolles zu erzählen, die Ströme haben Wunderdinge von Ländern und Menschen zu berichten, der Ozean ist eine ganze Welt erhabenen Gesanges, aber so deutlich wie die Welle des Heimathbaches sprach nie eine zu mir. Verstehst Du auch mich wohl noch, alter lieber Geselle? Und kannst Du mir eine Bitte erfüllen? Du erinnerst Dich gewiß noch der Geschichte von dem Julian und der Engelburg, der alten merkwürdigen Geschichte, die ich immer so gern hörte. Könntest Du mir die wohl einmal wieder erzählen? In dem Rennen und Jagen da draußen habe ich so manches aus ihr vergessen, Du weißt gewiß noch alles und weißt es ganz genau, warst Du doch Augen- und Ohrenzeuge fast aller ihrer Kapitel.

Ich mußte über mich selber lachen, als ich dem Bach meine Bitte vorgetragen hatte. Wie sollte er sie mir denn erfüllen? Aber der gute alte Freund war viel klüger, als ich dachte. Er konnte zwar nichts als rauschen, rauschen, rauschen, aber die Art und Weise, in der er dies that und in

der er mich dabei anglitzerte, hatte etwas merkwürdig Erweckliches. Es dauerte gar nicht lange, da hatte ich die Geschichte vom Julian und der Engelburg wieder vollständig im Sinn. Hier ist sie, und wenn sie dem einen oder dem andern lückenhaft, ungereimt oder unwahrscheinlich vorkommt, so versetze er sich im Geist an ein ihm wohlbekanntes fließendes Gewässer und lasse sich von dem das beste Lied dazu singen, das er je von ihm gehört hat. Dann werden alle Lücken vergehen, alle Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten verschwinden, er wird hören, wie ich hörte, glauben, wie ich glaubte und vielleicht auch, und das wäre eine große Freude für mich, wenn die Geschichte zu Ende ist, bewegt sein, wie ich bewegt war, als ich durch die Wiesen des Herrengrundes davon wanderte, weltwärts, der Poststraße, dem Eisenbahngeleise, den Telegraphendrähten zu. — — —

Der Julian und die Engelburg waren natürlich ein Liebespaar. Aber sie waren nicht eins von denen, die der Sturm zusammenwirbelt, ihn vom hohen Norden herunter, sie vom sonnigen Süden herauf, und auch nicht eins von denen, an welchen die ganze Verwandtschaft, ja das ganze Dorf seine Lust sieht, sie kannten sich vielmehr von frühester Jugend auf, und weit und breit war nicht ein Mensch, der ihnen Glück zu ihrem Herzensbund gewünscht hätte. Das kam daher. Der Julian war der älteste Sohn des tiefverschuldeten Herrenmüllers und als solcher moralisch verpflichtet, ein reiches Mädchen zu heirathen, und die Engelburg war die jüngste Schwester eines armen Kleinbauern und hatte weniger Eigenes als eine Magd. Denn eine Magd kann fordern und wenn nicht anders mit gerichtlicher Hülfe zum Lohn für ihre Arbeit kommen, sie kannte ihres Bruders Geldnoth zu genau, um ihm etwas abverlangen zu können, sie liebte seine Kinder zu sehr, um sie noch ärmer zu machen als sie schon waren. Und daß sie trotzdem nicht von dem Julian ließ und daß trotzdem der Julian nach keinem Mädchen fragte als nach ihr, das ärgerte alle, die den Herrenmüller kannten und alle, die es gut mit der schönen Engelburg meinten. Aergerte in Folge dessen die ganze Gegend, denn in der ganzen Gegend war Niemand, der nicht ein Lied von den Schulden des Herrenmüllers zu singen gewußt, Niemand, der der schönen Engelburg etwas Böses gegönnt hätte. Aber was half alles Aergern, alles Warnen, alles Rathen? Der König selber hätte kommen und sagen dürfen: Das Wohl des Landes verlangt, daß ihr euch nicht länger gut seid, es wäre ihnen nicht möglich gewesen, sich anders als freundlich anzusehen. Es war ja auch gar nicht anders denkbar, als daß sie sich lieb hatten.

Als der Julian sein erstes Mühlrädchen geschnitzelt und in den Bach gesetzt hatte, wer war da mit ihm bemüht gewesen, einen kleinen Damm zu errichten, damit das Wasser das kleine Machwerk nicht fortreiße? Die kaum sechsjährige Engelburg. Und als die Engelburg zum ersten Mal mit in's Kornschneiden mußte, wer war es da, der ihr die Sichel kunstgerecht schärfte? Der Julian. Solche erste Dienste vergessen sich nicht, auch wenn der, welcher sie leistet, alles andere eher als begehrenswerth ist; wie sollten sie da vergessen werden, wenn sie ein schlankes Mädchen mit nußbraunem, krausem Haar und lachenden blauen Augen, oder wenn sie ein Jüngling erweist, der alle andern Burschen des Dorfes an Körperkraft und trotzigem Muth überragt? Auch waren diese Dienste nicht die einzige Verbindung geblieben, welche zwischen den beiden bestand, es war kein Fastnacht-, kein Kirmeßtanz gewesen, von der Zeit an, wo Engelburg tanzfähig war, an dem nicht der eine oder andere Fremde die Frage gestellt hätte: „Wer ist denn jenes Paar dort im Saal? Das sieht ja aus wie aus einem Stück gedrechselt", und ihm darauf der Bescheid geworden wäre: „Das ist Herrenmüllers Julian und die Engelburg vom Mauerhof. Die zwei thun, als wäre Niemand wie sie unter der Linde, aber heirathen können sie sich in Ewigkeit nicht."

In Ewigkeit nicht! Warum begriffen die zwei nur nicht, so lange es noch Zeit war, daß dies Wort kein leerer Schall, daß es vielmehr von bitterernster Bedeutung für sie war? Warum drückten sie nur die Flamme ihrer Liebe nicht aus, als sie noch auszudrücken war? Es wäre ihnen vielleicht doch noch möglich gewesen, von einander zu lassen, damals, als der Herrenmüller zum ersten Mal sagte: „Julian, bilde Dir nicht ein, daß Du die Engelburg zur Frau nehmen könntest, die mit ihren drei Batzen kann uns nicht aus der Noth reißen", und als der Mauerhofer zum ersten Mal warnend den Finger erhob: „Engelburg, Du bist doch sonst so gescheit, wie bringst Du es fertig, den Julian zu Deinem Schatz zu machen? Er muß Dich ja sitzen lassen, der lumpige Müllerssohn!"

Aber da lachten sie beide bloß: „Wir denken ja gar nicht an's Heirathen!" und trafen sich Abends am Mühlbach, eigentlich nur, um sich zu sehen und ein wenig zu necken.

Nun hatte es keine rechte Art mehr mit dem Scheiden. Nun mußten mit ihrem Liebesband auch ihre Herzen in Stücke reißen. Denn der Tag, welcher sie unerbittlich von einander trennte,

war nach langem Säumen herbeigekommen, der Herrenmüller hatte eine reiche Braut für seinen Sohn ausgemacht. Eine einzige Tochter aus einem großen Hofe, nicht gerade hübsch, nicht gerade freundlich, nicht gerade gutherzig, aber das wäre ja auch zu viel des Glückes gewesen bei den zwanzigtausend Mark, die sie baar mitbekam. Es war überhaupt schon wunderbar, daß sie den Julian haben wollte. Sie hatte nämlich einen Burschen ihres Dorfes über alle Maßen gern gehabt. Der aber war ihr aus dem Wege gegangen und hatte Verspruch mit einer andern gehalten. „Ihr Geld nähm' ich schon," hatte er bei dieser Gelegenheit im Scherz gesagt, „sie selber aber nicht, und wenn sie noch viel mehr hätte. Und wie es mir geht, so wird es wohl allen gehen." Das war ihr zu Ohren gekommen, und in Schmerz und Zorn hatte sie sich gelobt, am selben Tag wie der einst Geliebte und nun Gehaßte Hochzeit zu halten, Hochzeit zu halten mit einem wenn möglich viel hübschern, stattlichern Burschen und dadurch zu zeigen, daß es nicht „allen gehe wie dem einen", ja daß sie nur die Hand auszustrecken brauche, um Liebe und Eheglück zu haben. Da war es denn dem Herrenmüller, der durch einen Handelsjuden von der reichen Josepha gehört hatte, nicht schwer geworden, ihr Jawort für seinen Sohn zu erlangen. Ein Mann wie der schöne Julian, — sie hatte ihn gesehen, als er bei den Soldaten war und einmal auf Urlaub kam —, war ja alles, was ihr fehlte; daß er Schulden und einen Schatz in seinem Dorfe hatte, was lag ihr daran? Er konnte ihr ja dann auch keinen Vorwurf daraus machen, daß sie ihn aus Trotz geheirathet hatte.

Es war an einem schwülen Juniabend, als der Julian der Engelburg erzählte, was ihm und ihr bevorstehe. Sie hatte auf der Wiese ihres Bruders oben am Mühlbach Wäsche gebleicht und getrocknet und kehrte mit dem Rest derselben zum Dorfe zurück, als sie den Müllerssohn über den Steg gerade auf sich zu eilen sah. Sogleich fiel ihr sein blasses, verstörtes Gesicht auf.

„Was hast Du, Julian?" rief sie ihm entgegen.

Er trat dicht vor sie hin und griff nach ihrer Hand. „Gut, daß Du mir's so leicht machst, Dir das zu sagen," versetzte er dabei mit gepreßter Stimme. „Ich habe nämlich wirklich etwas, etwas, woran Du nicht denkst, etwas, woran ich selber heute Nachmittag noch nicht dachte, mit einem Wort, ich habe seit einer Stunde eine Braut."

„Julian!" Der Pack Wäsche, welchen Engelburg auf dem Arme trug, fiel zu Boden. Fast entsetzt blickten ihre blauen Augen. Dann schüttelte sie den Kopf, „Du willst mir einen Schrecken einjagen wie damals, als ich glauben sollte, Du müßtest die Mariann aus der Schmiede heirathen."

Er lachte laut. „Ja, ich weiß noch, was das für ein Spaß war. O wäre es doch heute wieder einer! Aber heute ist's Ernst, und Niemand hilft uns davon."

Sie bückte sich zu ihren Wäschestücken hinab und hob sie langsam auf, jedes einzelne sorgsam glatt streichend. „Wer ist's?" fragte sie dabei gedankenlos.

Er sah ihr eine lange Weile bei der Arbeit zu, ehe er antwortete. „Was weiß ich," sagte er endlich obenhin, „ein Mädchen aus einem Hof irgendwo dort hinten, — er bezeichnete mit dem Ellenbogen eine schlecht erkennbare Richtung —, aber sie wird beim Verspruch zwanzigtausend Mark hergeben, darauf kommt's bei uns an."

Sie war mit ihrem Wäschezusammenlegen fertig. „Weißt Du schon, daß der Hannes vom Wiesenhof in drei Wochen nach Amerika geht?" fragte sie, sich wieder emporrichtend, in demselben gedankenlosen Ton, mit dem sie vorher gesprochen hatte.

Er nickte. „Meinst Du, ich hätte nicht daran gedacht, es zu machen wie der? Und ich hätte meinem Vater nicht damit gedroht? Aber dem graut nur vor den Juden, die ihn am Kragen haben, und die hetzen ihn noch in den Mühlgraben, wenn er sie nicht bald bezahlt." Sie schwieg, und beide lauschten eine Zeitlang dem Gemurmel der Wellen zu ihren Füßen. Endlich raffte sich Engelburg zusammen. „Ich muß heim und die Kühe füttern. Laß Dir's mit der jungen Frau immer recht gut gehen." Es klang wie schärfster Hohn, obgleich sie wohl nicht daran dachte zu verhöhnen. Ihr war überhaupt nur daran gelegen, dem Burschen, so bald wie es irgend anging, aus den Augen zu kommen. So heiß sie ihn liebte, das brauchte er doch nicht zu sehen, daß sie vor Jammer fast zusammenbrach. Daß sie auf diese Weise auch nicht sah, wie elend ihm zu Muthe war, was schadete das? Sie hätte ihn, der sich verzweifelt in's Ufergras warf, als sie davon gegangen war, ja doch nicht mit einem Trostwort aufrichten können; er mußte ja nach Geld heirathen, und sie hatte keins.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling.

Die Drossel singt; der Frühling kehret wieder. —
Ach zög' er auch in meinem Herzen ein!
Du schöne Zeit, du Ebenbild der Jugend,
Willst du durch deinen Zauber mich erfreun?

Des Thaues Fall, der auf den Blumenblättchen
Gleich Diamanten glänzt im schönsten Licht,
Das sind die Thränen, die ich um dich weinte,
Ach schöne Jugend, ich vergess' dich nicht!

Du, Frühling, mahnest mich an jene Zeiten,
Begrüßest mich mit freundlich liebem Blick,
Doch ich bin still, denn meiner Jugend Träume,
Sie bringt mir keine Ewigkeit zurück!

Von der Erinn'rung muß allein ich zehren,
Die Bilder zieh'n vor meinem Geist dahin;
Nach ihnen möcht ich haschen, sie umkreisen,
Doch seh' ich ein, daß ich zu machtlos bin.

So mag der Lenz denn neuen Trost mir geben
Und mich erfreu'n durch seine Himmelsluft,
Auch meinem Leben neue Hoffnung bieten,
Und heil'ger Frieden zieh' in meine Brust!

Carl Weber.

Dr Uhsterhoas. [1]

Gedicht in Wetterauer Mundart von
Friedrich von Trais.

„Häi, Mordschwernuuth[2]), woas eaß dann doas?
„Ihr Keann, ihr Keann, dr Uhsterhoas! —
„Schwinn[3]), hoabbt enn[4]), hoabbt enn!" Dorch die Hecke
Eaß hen edorch eann imm die Ecke.
Bei deam giht's flichtig, der eaß hoi[5]),
Der legkt sein Ajer eann dr Froi[6]).

„Doas wehr[7]) merr doach e Konststeck[8]) doas —
„So väile Ajer vo ahm[9]) Hoas?
— „Der hott sein Helf[10])." — Ohm Breckilche[11])
Setzt's Hinkilche eanns Geckilche;
Däi leje duschuhr deatt[12]) eann's Ha[13])
Eann schecke[14]) eann die Wearrera.

Dr Hoas eaß bluus dr Knächt devohn,
Woas horr hen Spring eann Lääf[15]) gedohn!
Ihrscht eann die Foarb; die Roawe[16]) koacht
Die Ajer schwoarzblo, woas e Proacht!
Ach goldgähl, ruuth eann blitzeblo
— Vo alle Sorte sein se do. —

Ds Esilche off Chreastdoah[17]) brengt
Väil Gouts. Dr Uhsterhoas verschenkt
Die Ajer dozzeltweis de Keann[18]),
Däi musse suche beaß[19]) se feann[20]),
Leir e gesprenkiltes eamm Groas,
Hääßt's „gukkt emohl dean goure Hoas!"

Ds Johr, ds nau[21]), brengt imm däi Zeit
Väil Schihnes, Fraad eann Herrlichkeit;
Doach all doas Groin[22]) eann all däi Blomme
Wehrn[23]) naut, wehr näit ds Häsi komme.
Woas wärt nooch all' deam Krohm gefregkt,
Wann näit dr Hoas die Ajer legkt?

Ahn Johr treibt's anner, — wuhlgedohn[24]),
Met siwwezig Johr giht's Ahler ohn!
Denkt so e Ahles ohn däi Zeit,
Däi langk verrbei eamm Troiwe[25]) leit[26]),
Off ahmol scheint die Sonn. „Ei woas?
„Ach, läiwer Goitt, dr Uhsterhoas!"

---

[1]) Osterhase. [2]) Mordschwernoth. [3]) geschwinde. [4]) haltet ihn. [5]) hurtig. [6]) Frühe. [7]) wäre. [8]) Kunststück. [9]) einem. [10]) Hülfe. [11]) Brückchen. [12]) dort. [13]) Heu. [14]) schicken. [15]) Läufe. [16]) der Rabe. [17]) Christtage. [18]) den Kindern. [19]) bis. [20]) sie finden. [21]) neue. [22]) Grün. [23]) wären. [24]) wohlgethan. [25]) Trüben. [26]) liegt.

Wunsch.

Hoch auf den Alpenmatten,
Da möcht' ich wieder steh'n
Und auf die blauen Schatten
In's Thal hinunter seh'n.

Wo hohe Fichten winken
Nah' bei dem Felsenschlund,
Da möcht' ich wieder trinken
Mir Geist und Herz gesund.

Wo Alpenrosen klettern
Empor und einsam blühn,
Wollt ich dem Sturm, den Wettern
Dann trotzen stolz und kühn.

Hoch über Thal und Hügel,
Im lichten Gotteshaus,
Spannt' ich der Seele Flügel
In stiller Andacht aus.

E. Mentzel.

Aus alter und neuer Zeit.

Der gütigen Mittheilung des Herrn Gymnasialoberlehrers a. D. Pfarrer G. Th. Dithmar in Marburg verdanken wir nachfolgendes Gedicht aus der westfälischen Zeit, welches in jener Zeit der Fremdherrschaft von deutschgesinnten Frauen viel gesungen wurde:

Das deutsche Herz.

Als im jüngst vergang'nen Jahr
Kass'ler Ostermesse war,
Baute auf des Marktes Mitte
Amor eine Krämerhütte
Und bot freundlich jedermann
Herzen zu verkaufen an.

Eine Schöne trat hinzu:
„Was für Herzen hast denn Du?
Kann man denn nicht welche sehn?"
„Alle soll'n zu Diensten stehn,
Die ich in dem Kasten hab",
Sprach der herzenreiche Knab'.

„Kaufen Sie, mein liebes Kind,
Wohlfeil laß ich, weil Sie's sind.
Wünschen Sie Pariser Herzen,
Die wie kleine Affen scherzen,
Engelands Gelassenheit
Oder deutsche Redlichkeit?"

„Die Pariser", sprach der Knab',
„Geh'n in Kassel reißend ab,
Viel geputzte reiche Damen
Sie mit sich nach Hause nahmen.
Doch, lieb' Kind, besinne Dich,
Denn sie sind zu flatterig."

„Weil ich eine Deutsche bin,"
Sprach sie, „ist getreu mein Sinn,
Andre, die sich gar nicht schämen,
Mögen sich Pariser nehmen,
Giebst das deutsche Herz Du mir,
Für die andern dank' ich Dir."

Aus Heimath und Fremde.

Für die in den Tagen vom 13. bis 15. April stattfindenden Festlichkeiten zur Feier des 25jährigen Bestehens des Realgymnasiums zu Kassel ist nunmehr das Programm endgültig festgestellt. Demzufolge ist zunächst für Freitag den 13. April in der Turnhalle der Schule eine Feier in Form einer von den Schülern veranstalteten musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung in Aussicht genommen. Der Hauptfestakt findet am Sonnabend den 14. April, Vormittags 10 Uhr, in der Aula des Realgymnasiums statt, zu welchem an die Spitzen der Behörden Einladungen ergehen werden. Zu beiden Festlichkeiten sind alle früheren Schüler sowie auch alle Gönner der Anstalt eingeladen. An Se. Königl. Hoheit den Prinzen Heinrich von Preußen, welcher bekanntlich Schüler des Kasseler Realgymnasiums war, ist ebenfalls eine Einladung zur Theilnahme an den Festlichkeiten ergangen. Am Abend des 14. April findet sodann der bereits erwähnte, von früheren Kasseler Realgymnasiasten veranstaltete große Commers, verbunden mit mannigfachen Aufführungen, im großen Stadtparksaale statt und ist namentlich hierzu die Betheiligung einer möglichst großen Anzahl früherer Schüler erwünscht. Zur Nachfeier ist für Sonntag den 15. April ein offizieller Frühschoppen in den oberen Sälen des Palais-Restaurants geplant, sodann Nachmittags ein Ausflug mittelst Extrazügen nach Wilhelmshöhe, woselbst im Grand Hotel Schombardt ein Extra-Konzert stattfindet, an welches sich Abends eine Ballfestlichkeit anschließen wird.

Hessische Bücherschau.

E. Schneider, Führer durch Oberhessen und die angrenzenden Gebiete. Marburg 1893. Verlag von Karl Kraatz.

Vorliegender Führer durch Oberhessen, zugleich der zweite Theil des „Führers durch Marburg und Umgebung" von demselben Verfasser, ist der erste Versuch, weiteren Kreisen die Schönheiten Oberhessens und der benachbarten Gebiete in einem handlichen Reisebüchlein zu schildern. Der Verfasser hat sich um die Touristenwelt dadurch ein großes Verdienst erworben. Denn bisher mußte man sich brauchbare Notizen über Oberhessen aus anderen Reisebüchern mühsam zusammensuchen. Buchner's „Führer durch das Lahnthal" behandelt doch vorzugsweise nur dieses und andere außerhalb Oberhessens gelegene Landstriche, und der „Führer durch das Lahn-, Sieg- und Dillthal" von Dr. Kneebusch bringt über unser Gebiet herzlich wenig. Es bot sich daher dem Verfasser unseres Führers eine dankbare Aufgabe dar, und er hat sie in zufriedenstellender Weise gelöst. Kein irgendwie bedeutender und landschaftlich anziehender Punkt ist vergessen worden, ja einzelne für touristische Zwecke überhaupt noch nicht behandelte Gegenden Hessens, wie der Kellerwald, sind in den Rahmen

der Darstellung mit hineingezogen. Ueberall findet der Leser neben der genauen Beschreibung der Wege, der Entfernung u. s. w. topographische, geschichtliche, kulturhistorische, vielfach auch auf die Sage bezügliche Angaben über die betreffende Gegend und den in Frage kommenden Ort, zudem erleichtern kleine Spezialkärtchen das Auffinden derselben und die Orientirung.

Indessen sollen auch einige Mängel des „Führers“ nicht verschwiegen werden, die bei einer neuen Auflage zweifellos eine Verbesserung erfahren. Zunächst vermißt man als Einleitung eine geographische Uebersicht über das ganze Gebiet, wo auch geologische, klimatologische und ethnographische Notizen Platz finden könnten, die gewiß manchem Benutzer des Buches sehr willkommen wären. Sodann fehlt ein einheitliches Namensregister. Das Vorhandensein eines solchen in der Mitte und eines anderen am Schlusse des Werkchens erschwert doch jedem, der das ganze Gebiet noch nicht genau kennt, die Orientirung. Zur Entschuldigung dient hierbei allerdings, daß die einzelnen Abschnitte des Buches zu verschiedenen Zeiten entstanden sind und die Herstellung eines das ganze Werk umfassenden Namensverzeichnisses aus äußeren Gründen nicht mehr möglich war. Vielleicht dürfte es sich auch empfehlen, in Zukunft eine allgemeine, wenn auch nur kleine Uebersichtskarte des ganzen Gebiets hinzuzufügen, wie sie sich in anderen, ähnliche Zwecke verfolgenden Reiseführern findet.

Alles in allem wird aber das vorliegende Buch jedem, der unsere schönen oberhessischen Berge durchstreifen will, ein schätzbarer Rathgeber und Begleiter sein, und kann dasselbe daher nur angelegentlichst empfohlen werden. Hoffen wir, daß dem „Führer durch Oberhessen“ nun bald auch der oberhessische Touristenverein nachfolgen möge.

Marburg a. L. **Emil Becker.**

Soeben erschien in dem Verlag der N. G. Elwert'schen Universitätsbuchhandlung zu Marburg: „Hessisches Buchdruckerbuch“ enthaltend Nachweis aller bisher bekannt gewordenen Buchdruckereien des jetzigen Regierungs-Bezirks Kassel und des Kreises Biedenkopf. Im Auftrage des Marburger Geschichtsvereins bearbeitet und herausgegeben von dessen zeitigem Vorsitzenden Dr. Gustav Könnecke. Mit Abbildung von 96 Buchdruckerzeichen. $35 \frac{1}{2}$ Bogen. gr. 8°. geb. 12 Mark. — Unter diesem Titel ist nunmehr das dritte Buch, das durch die vom Marburger Geschichtsverein 1890 veranstaltete Gutenberg-Ausstellung veranlaßt wurde, erschienen. Es zerfällt in zwei Abtheilungen; die erste enthält Nachweise über sämmtliche in dem angegebenen Gebiete bekannt gewordenen Druckereien; die zweite enthält Nachrichten über die 1890—92 dort betriebenen 87 Druckereien. Ueber jede dieser 87 bestehenden Druckereien giebt ein je von derselben selbst gedrucktes Blatt Auskunft; das ganze Buchdruckerbuch ist also von 87 Druckereien hergestellt. Am umfangreichsten ist die erste Abtheilung (362 Seiten); sie giebt über sämtliche Drucker, die je in dem angegebenen Gebiete druckten, auch über die 87 jetzt vorhandenen Firmen, die die Nachweise der zweiten Abtheilung selbst druckten, genaue Auskunft. Und zwar sind behandelt 44 Druckorte mit etwa 450 Druckereien. Von allen diesen Druckereien und ihren Inhabern werden genaue historische Nachrichten gebracht, die aus Akten des Marburger Staatsarchivs und sonstiger Behörden, aus den Kirchenbüchern und aus der gesammten in Betracht kommenden gedruckten Literatur geschöpft sind. Eine besondere Berücksichtigung ist den hessischen Zeitungen zu Theil geworden; sie sind häufig die einzige Quelle, aus denen die Zeit, in der eine Druckerei thätig war, genau bestimmt werden kann. Daß auch die Geschichte des Buchdrucks im Allgemeinen, die allgemeine politische hessische Geschichte, die Geschichte des Buchhandels, der Preßverhältnisse, der Zensur, der hessischen Literatur und Kultur vielfach berücksichtigt wird, ist selbstverständlich. Auch die beigegebenen Nachbildungen von 96 Buchdruckerzeichen (in Originalgröße) werden jedem Freunde der Bibliographie und Druckgeschichte willkommen sein. Besonders hervorzuheben ist, daß die Geschichte aller hessischer Buchdrucker bis in unsere Zeit hinein behandelt ist: es ist das erste Werk, das auf so breiter historischer und so sicherer urkundlicher Grundlage die Geschichte des Buchdrucks in einem Territorium von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage behandelt, da die meisten Lokalforscher meist kaum noch das XVII. Jahrhundert berücksichtigen. — Ausführliche Register erleichtern die Benutzung des Werkes; das erste, die hessischen Buchdrucker und alle, die dazu gehören, umfassend, giebt mehr als 1000 Namen; das zweite bringt über 200 Druckorte Deutschlands und des Auslandes, die in den beiden Abtheilungen des Werkes vorkommen, so daß auch die allgemeine deutsche und die ausländische Druckergeschichte manchen Nachweis und Gewinn aus dem hessischen Buchdruckerbuche sich holen kann. Bedenkt man, daß bibliographische Werke, die nur Buchdruckerzeichen, und noch nicht einmal in so großer Anzahl wie das hessische Buchdruckerbuch sie giebt, bringen, 20 und mehr Mark kosten, so kann der Preis bei der vorzüglichen Ausstattung, die das

Werk in der Universitätsbuchdruckerei von Joh. Aug. Koch in Marburg erhielt, nur ein sehr mäßiger genannt werden. (O. Z.)

Eckart, R. Sammlung niederdeutscher Rätsel nebst Auflösungen. VIII. 136 S. 12°. Leipzig, Adolf Weigel, 1894.

Der Zweck des Herausgebers war es, die reiche Fülle des zerstreuten Materials einmal zu sammeln, und hat er hierbei den entschieden richtigsten Weg eingeschlagen, aus dem Volksmunde selbst zu schöpfen, wobei ihm noch eine Reihe bewährter Literaturfreunde zutragen halfen. Wer das elegant und geschmackvoll ausgestattete Bändchen näher prüft, wird finden, daß des Herausgebers Absicht in jeder Hinsicht gelungen ist und das Buch seine Bestimmung, sich im deutschen Hause einzubürgern, bald erfüllen wird. Nicht nur jedem Sammler, auch jedem Freunde volksthümlicher Literatur, jeder Familie sei das Büchlein empfohlen. Der Preis von 1 Mark 50 Pfg. ist sehr wohlfeil zu nennen.

Für Liebhaber sind außerdem 60 Exemplare auf holländischem Büttenpapier (Preis 3 Mark) abgezogen.

Berichtigung.

In Nr. 6 des Hessenlandes ist Seite 76 in dem Artikel: „Graf Philipp Ludwig II. von Hanau" Zeile 4 von oben nach **14. Mai** zu setzen: **1886.**

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. Kassel, 20. April 1894.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Zum Abschied.

Wie sich, der Ruh zu pflegen,
Der Pilger staubbedeckt
Nach dornenvollen Wegen
Ermüdet niederstreckt
Und bald entschlummert leise
Von holdem Traum umfaßt —
So ist auch Deiner Reise
Geworden Ziel und Rast.

Nun hast Du ausgestritten,
Der nie im Kampfe wich;
Aus Deines Schaffens Mitten
Riß jäh das Schicksal Dich.
Schlaf wohl, Du Vielgetreuer,
In Deinem stillen Schrein, —
Der unserm Herzen theuer
Wird, bis sie brechen, sein.

Und sahen wir entfallen
Das Banner Deiner Hand,
Es soll auch fürder wallen
Hoch über Gau und Land.
Stark wollen wir es halten
Und uns'res Weges geh'n,
So wird aus seinen Falten
Dein Geist uns treu umweh'n.

D. Saul.



Ferdinand Zwenger †.

Der Begründer und Herausgeber unserer Zeitschrift „Hessenland", Ferdinand Zwenger, ist dahin gegangen. Eine kurze Krankheit hat ihn unerwartet fortgerissen, und sein Scheiden läßt eine fühlbare Lücke. Wer wie er in Hessen siebzig Jahre lang gelebt, wer dazu in so vielseitiger Weise litterarisch thätig gewesen ist, der ist im ganzen Lande bekannt. Aber Zwenger war nicht bloß bekannt, er wurde von allen, die ihn kannten, hochgeschätzt und — ohne Rücksicht auf die, heute leider die sozialen Verhältnisse so sehr beherrschende politische Parteistellung — aufrichtig geliebt. Er hatte zahlreiche Freunde, und wenn er Feinde besaß, so hatte er sie nicht verdient. Denn Liebenswürdigkeit und freundliche Gesinnung waren die Grundzüge seines Wesens.

Der Lebensgang des Dahingeschiedenen war in mehrfacher Hinsicht eigenartig und bemerkenswerth; er war es einmal, als er sich nicht in der allgemeinen Heerstraße des gewöhnlichen Lebens bewegte; eigenartig auch insofern, als er den durchaus edel angelegten Mann allmählich im Wandel der Zeit durch manche Stürme zu dem ruhigen Hafen abgeklärter Wissenschaftlichkeit führte: anfangs geübt, die Feder nur im Dienste der Tages-Politik zu führen, gelangt Zwenger allmählich dahin, den Blick mehr und mehr rückwärts auf die Vergangenheit zu richten, bis er am Ende seiner Tage ausschließlich sich der Pflege der heimischen Geschichte zuwendet.

Sein Lebensgang ist kurz folgender: Ferdinand Zwenger wurde am 18. Oktober 1824 als Sohn des Medizinalrathes Dr. Zwenger in Fulda geboren. Die Jugend lächelte ihm wie wenigen. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt bezog er, der Sohn angesehener und sehr wohlhabender Eltern, zunächst die Universität Marburg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Hier trat er dem zu Anfang der vierziger Jahre neugegründeten Korps Hassia bei. Später wandte er sich, wie viele unserer hessischen Landsleute jener Zeit, nach dem Ideal aller deutschen Hochschulen, dem schönen Heidelberg, wo er dem noch blühenden und hoch angesehenen Korps der Saxo-Borussen angehörte. Die Erinnerung dieser Zeiten begleitete ihn treu durch's ganze Leben. Er war ein tüchtiger Korpsstudent, deshalb sah er, und mit Recht, in dem korpsstudentischen Wesen das Ideal alles deutschen Studentenwesens. Doch hat er es stets verschmäht, von den Verbindungen, die ihm als altem Saxo-Borussen anzuknüpfen ein Leichtes gewesen wäre, etwa später Gebrauch zu machen. Er ging seinen eigenen, selbstgeschaffenen Lebensweg.

Im Jahre 1849 kehrte er, ohne daß er sich bis dahin zur Ablegung eines juristischen Examens hätte entschließen können, nach Hause zurück. Die Mutter, welche den Gatten früh verloren hatte, wollte nun den Sohn nicht von ihrer Seite lassen. Sie hielt ihn bis zu ihrem Tode bei sich zurück, und so kam er, zumal er in den besten Vermögensverhältnissen lebte, auch später nicht mehr dazu, ernstlich an die Wiederaufnahme seiner Fachstudien zu denken. Dagegen beschäftigte er sich in dieser Zeit viel mit Geschichte und mit neuerer deutscher und französischer Litteratur, und erwarb sich umfassende Kenntnisse. Insbesondere legte er damals den Grund zu seiner trefflichen Bekanntschaft mit der Spezialgeschichte seines Fuldaer Heimathlandes. Auch seine freundschaftlichen Beziehungen zu unseren hervorragenden Dichtern Franz Dingelstedt und Julius Rodenberg, die beide bekanntlich unserem Hessenlande entstammen, rühren aus jener Zeit her.

Leider verlor der allzu leicht Vertrauende in den fünfziger und sechziger Jahren einen Theil seines Vermögens, — ohne eigene Schuld. Dieser Umstand, sowie der Wunsch, eine seinen geistigen Fähigkeiten angemessene Thätigkeit zu entwickeln, führte ihn zu der Gründung einer Tageszeitung, der ersten politischen, welche in Fulda bis dahin erschienen war. In Verbindung mit dem Buchdrucker Hammer gründete er im Jahre 1868 den „Fuldaer Anzeiger", von 1875 ab „Hessischer Beobachter" genannt, den er vorzüglich redigirte; aber schon mit Ende des letztgenannten Jahres legte er die Leitung des Blattes nieder, das er, wiederum nicht ohne Verlust, verkaufte. Er hatte trübe Erfahrungen gemacht, und bitter läßt er sich bei seinem Scheiden von der Redaktion des Blattes

in der Nummer vom 30. Dezember 1875 darüber folgendermaßen aus:

„Zum letzten Male erscheint am heutigen Tage der „Hessische Beobachter, Fuldaer Anzeiger“ unter meiner Redaktion, mögen mir deßhalb zum Abschiede wenige Worte an die verehrten Leser vergönnt sein. Gründer des Blattes und Herausgeber desselben seit dem Jahre 1868 habe ich es oft erfahren müssen, daß das Leben eines Redakteurs nicht auf Rosen gebettet ist. Widerwärtigkeiten und Chikanen aller Art sind mir nicht erspart geblieben, aber ich habe nicht den Muth verloren. Nach meinen bescheidenen Kräften habe ich das Ziel verfolgt das ich mir gestellt. Ich bin mir bewußt, was redliches Streben und Opferwilligkeit betrifft, meine Schuldigkeit gethan zu haben, und der Trost ist mir geblieben, daß das von mir geleitete Blatt einen guten Klang sich erworben, daß es unter den ersten genannt wird, wenn von den selbstständigen, freisinnigen politischen Zeitungen unseres Hessenlandes die Rede ist. Konnte es da fehlen, daß dasselbe viel und gern gelesen wurde, daß dasselbe eine weite Verbreitung gewann, daß es Freunde und Mitarbeiter fand, die ihm treu zur Seite standen? Ihnen vor allem sei mein tiefgefühlter Dank ausgesprochen. Aber auch Dank den andern, die mir, freilich auf ihre Weise, genützt! Dank allen jenen, die mir Gelegenheit gegeben, gründliche Kenntniß des Preßgesetzes zu erwerben, — Dank ferner den edlen Seelen, welche unter dem Deckmantel der Anonymität und geschützt durch die Diskretion des Redakteurs diesen dem Odium überließen, welches ihre Artikel erzeugt, — sie haben meine Menschenkenntniß bereichert, — Dank endlich denjenigen, die, nicht wählerisch in ihren Mitteln, dem Blatte ihre absonderlich fromme Fürsorge widmeten, — sie haben mich gelehrt, der christlichen Tugenden eingedenk zu sein. Auch diesen allen meinen Dank! — „Denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann, das sind sie alle, alle ehrenwerth.“ — —

Erst vier Jahre später, im Jahre 1880, nachdem der „Beobachter“ mit Ablauf des Jahres 1879 sein Erscheinen eingestellt hatte, trat Zwenger wiederum litterarisch in die Oeffentlichkeit. Er begründete damals die Zeitschrift „Buchonia“, eine „Wochenschrift für Politik, Litteratur und vaterländische Geschichte“, die ebenfalls bei Hammer gedruckt, zu dem außerordentlich geringen Preise von 1 Mark und 20 Pf. vierteljährlich ausgegeben wurde. In diesem Blatte, dessen Spalten seine Feder vorzugsweise ausfüllte und dessen Hauptlast auf seinen Schultern ruhte, veröffentlichte er zahlreiche, in ihrer volksthümlichen Form treffliche Aufsätze zur Geschichte namentlich der alten Fuldaer Diözese. Aber noch weniger als der „Beobachter“ war die „Buchonia“ geeignet, ihrem Begründer mehr als Beifall und Anerkennung zu bringen. Zwenger setzte bei dem neuen Unternehmen fast sein ganzes noch übriges Vermögen zu und sah sich bereits am 28. Juni 1882 genöthigt, das Erscheinen der Zeitschrift einzustellen.

Nicht an Abonnenten, so sagt er in der Schlußnummer, habe es ihr gefehlt, wohl aber an den nöthigen Inseraten, um das Blatt über Wasser zu halten, — konnten doch die niedrigen Abonnementsgelder sicher kaum die Herstellungskosten decken! Seine Hoffnung, das Wiedererscheinen der „Buchonia“ im Herbste „unter günstigeren Auspizien“ zu ermöglichen, ging nicht in Erfüllung, und so wandte Zwenger, an mancher Enttäuschung reicher, der Heimathsstadt den Rücken; mit dem 16. November 1882 übernahm er die Leitung der 1880 von Berlit begründeten freisinnigen „Kasseler Zeitung“, die er bis zum 22. Februar 1887 beibehielt.

Aber noch ehe Zwenger die im Dienste der politischen Tagespresse bis dahin rühmlich geführte Feder endgiltig aus der Hand legte, faßte er einen Plan, dessen spätere Ausführung ihm einen dauernden Ehrenplatz in unserer hessischen Historiographie sichert. Es war im Spätherbst des Jahres 1886, als im Kaffee Verzett zu Kassel eines Abends auf Einladung Zwengers und des damals gerade anwesenden Dr. Daniel Saul, unseres trefflichen, den Lesern des „Hessenlandes“ durch seine schönen Gedichte bekannten Landsmannes, eine Anzahl Männer zusammentraten, die sich auf dem Gebiete der hessischen Geschichte bereits bethätigt hatten, um über die Gründung einer Zeitschrift zu berathen, welche in kürzeren Zwischenräumen erscheinend, der Pflege der hessischen Geschichte und Litteratur ausschließlich gewidmet sein sollte. Ueber die Sache war man bald einig, auch die Schwierigkeit eines passenden Namens für das neu zu gründende Blatt endlich überwunden, und so trat unser „Hessenland“ in's Leben. Es war ein glücklicher Griff Zwengers, die Gründung dieser populär-wissenschaftlichen Zeitschrift, deren erste Nummer am 22. Dezember 1886 ausgegeben wurde. Belehrt durch den Mißerfolg seiner „Buchonia“, in der er die unmögliche Vereinigung von Politik und Wissenschaft versucht und erstrebt hatte, verbannte er jene nunmehr ganz und gar aus seinem „Hessenland“ und vermied ängstlich alles, was nur entfernt an diese Zerstörerin der

Eintracht mahnen konnte. Er hat das Blatt, das bei der Gründung einem wirklichen Bedürfniß entgegenkam, mit Liebe und Hingebung sieben Jahre lang gepflegt. Und wenn diese sieben Jahre auch hinsichtlich ihres materiellen Erfolges weniger den sieben ersten Kühen des pharaonischen Traumes als den sieben der zweiten Art entsprachen, so hat doch Zwenger sich selbst ein unleugbares und dauerndes Verdienst um unsere hessische Geschichtsschreibung erworben. Er hat gezeigt, wie die Vergangenheit unseres Volkes, seine schöne und stolze Geschichte auch im volksthümlichen Gewande sich wohl sehen lassen kann. Er hat gerade dadurch, daß er der in Hyperkritik und Kleinigkeitskrämerei vielfach jetzt ausartenden Forschung einen Damm entgegensetzte, das Interesse an der Geschichte erhalten und in weiten Kreisen belebt und wieder wach gerufen. Wenn sein „Hessenland" nicht den Erfolg hatte, den es verdient, so ist die Schuld nicht sein; sie ist eher in der Engherzigkeit derer zu suchen, welche sich an Äußerlichkeiten stoßen, — vorausgesetzt, daß ihnen nicht selbst der geringe Kostenpreis für die Zeitschrift noch zu hoch erscheint. Wenn Zwenger als Leiter dieses Blattes einen Fehler hatte, so war dies der Fehler eines guten und liebenswürdigen Menschen, der, daß er niemanden etwas abzuschlagen vermochte. Größere Strenge dem eingesandten Stoffe gegenüber wäre vielleicht hier und da am Platze gewesen. Doch die jetzt vollendeten sieben Jahrgänge des „Hessenlandes" werden ihm ein dauerndes Ehrenmal in unserer hessischen Geschichte sein!

Wem Gott rechte Gunst erweisen will, den führt er am Abend seines Lebens wieder in die Heimath zurück. So war es auch Zwenger beschieden. Am 1. Januar 1890 wurde er zum Gehülfen des dienstunfähig gewordenen Bibliothekars v. Keitz bei der ständischen Landesbibliothek in Fulda bestellt, nach dessen Tode aber, der im vergangenen Winter erfolgte, mit dem 1. Januar 1894 zu dessen Nachfolger ernannt. Daß er dies Ziel erreichte, war nicht zum wenigsten das Verdienst seines alten Jugendfreundes und Fuldaer Landsmannes Schwank, der die Bibliothek seiner Vaterstadt bekanntlich durch große und werthvolle Schenkungen in den letzten Jahren in hochherziger Weise bereichert hat.

Leider hat Zwenger das Amt, das seinen Wünschen und Fähigkeiten so sehr entsprach, nicht lange verwaltet. Er starb am 6. April d. J., um 1/22 Uhr Morgens, nach kurzem Krankenlager an der Lungenentzündung, nachdem er — bereits von Unwohlsein ergriffen — am 27. März seine Dienstwohnung im Bibliotheksgebäude bezogen hatte. Er war unverheirathet und hinterläßt keine näheren Verwandten. Aber alle, die ihm nahe gestanden haben, werden sein Andenken in Ehren halten. Er war ein durchaus makelloser und reiner Charakter, und so selbstlos, daß er an seine Person im Leben viel zu wenig gedacht hat. Sein Wesen war von einer sympathisch berührenden Ursprünglichkeit, wie seine Zeit und das Fuldaer Land überhaupt zahlreiche Originale aufzuweisen haben. Und in der Heimath wurzelte er mit allen Fasern seines Lebens, so möge er in ihrem Schooße in Frieden ruhen! Das Distychon, das der große Herder „die Guten" betitelt hat, findet auch auf ihn seine Anwendung:

Suchst du Timarchus unter den Todten? Wo immer er sein mag,
Unter den Glücklichen dort ist der Rechtschaff'ne gewiß.

Hugo Brunner.

Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

II.

Die Haupt- und Residenzstadt Kassel.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Nachdem der Verfasser die reichen Stiftungen und Anstalten für Arme und Nothleidende in Kassel im Einzelnen geschildert, wendet er sich wieder zu den politischen Verhältnissen. „Auf hessichen Landtagen, wenn solche in Niederhessen gehalten werden," heißt es daselbst, „ist Kassel die ausschreibende Stadt des Diemelstroms, weil sie diesseits der Fulda liegt, und ihr jedesmaliger amtsführender Bürgermeister ist der Direktor der sämmtlichen Abgeordneten aus den Städten im Lande. Der Stadtrath besteht aus ihm und 24 Rathsmitgliedern, Senatoren genannt. Von ihnen ist der Konsul mit 5 Skabinen, von welchen einer Stadtsekretär ist, der gelehrte Theil des Magistrats, und macht dies Skabinat den Schöppenstuhl aus. Wenn es sich um Gilden

und Zünfte handelt, wohnt der Oberschultheiß den Sitzungen bei. Sonst war dieser auch Richter des peinlichen Gerichts, jetzt nicht mehr; es hat seinen besonderen Richter, drei Beisitzer und einen Aktuarius. — Ihre Einkünfte bezieht die Stadt aus dem Geschoß von Häusern, dann von Personen, die keine Bürger sind und doch bürgerliche Nahrungszweige betreiben; vom Vieh, welches dergleichen Leute halten, denn der Bürger ist hierin frei; außerdem vom dritten Theile eines gewissen Licents, der auf dem Verkaufe von Waaren der Kassel'schen Kaufleute an auswärtige sonst lag, Zins genannt; er ist aufgehoben und wird durch eine nach einem gewissen Durchschnitte von mehreren Jahren bestimmte Summe ihr von der Kammer bezahlt; endlich bezieht die Stadt Einkünfte von zwei Dritteln der Zapfengelder von Rhein- und Franzwein, vom Branntweinschenken und einem sogenannten Druselgelde für die Wasserleitungen, endlich vom Vermiethen der der Stadt zugehörigen Gebäude. Diese Einkünfte sollen aber in neuerer Zeit nach und nach mehr ab- als zugenommen haben. Von Kassels Konsumtion kann aus Ursachen, die im Verpachten des sogenannten Fleischhellers liegen, sowie aus anderen Gründen, keine bestimmte Nachricht gegeben werden.

„Ein Landgericht, das aus dem Oberschultheiß, dem Oberrentmeister, einigen Beisitzern und einem Aktuarius besteht, nimmt nebst dem Bürgermeister in der Altstadt und der Oberneustadt Bürger auf und übt Gerichtsbarkeit über die in der Stadt befindlichen Fremden, über die Juden und die Dörfer der sogenannten drei Kassel'schen Aemter aus, sie heißen das Amt Bauna, das Amt Ahna, das Amt Neustadt und begreifen noch andere Abtheilungen in sich und erstrecken sich auf die nächste Umgegend der Hauptstadt. Vorzüglich gehört dazu der Weißenstein mit seinem Kirchspiel.

„Die Besatzung in Kassel besteht gegenwärtig aus dem Regiment der Garde du Corps, aus dem Stabe und einer Wache der Gensd'armes, aus den drei Regimentern Garde, von welchen das zweite aus Grenadieren besteht, aus dem Leibfüsilierregiment, dem Regiment Landgraf und dem Regiment Artillerie. Diese haben alle ihre Kasernen. Noch gehört zu dem Kriegswesen ein vom Landgrafen Karl im Anfang des Jahrhunderts erbautes Gießhaus für schweres Geschütz.

„Was die Art zu leben und die Sittlichkeit der hessischen Hauptstadt betrifft, so ist Folgendes zu bemerken. Was zunächst den Preis von Hausmiethe und Lebensmittel angeht, so hängt solcher freilich in einer Residenz vom Hofe und dem größeren oder geringeren Aufwande desselben ab, denn nach ihm als der tonangebenden Stimme richtet sich alles das, was jeder in seiner Art zu leben thun oder lassen soll. Hiernach schränkt man unter der jetzt herrschenden ökonomischen Hofhaltung, welche einigen Luxus der vorigen Zeit verbannte, im Grunde sich jetzt mehr ein als sonst. Darnach stieg oder fiel die Hausmiethe, welche in Vergleichung mit anderen Städten, auch z. B. jetzt mit Marburg, mäßig ist, da zumal unter der vorigen Regierung die Anzahl größerer und weiterer Häuser sich ansehnlich vermehrt hat. An der Zufuhr von Lebensmitteln fehlt's nicht, es scheint, daß die Bäcker, noch mehr aber die Metzger in großen Vortheilen stehen. Diese letztern sind größtentheils beritten. Ob nun gleich eine Zunft zu Pferde Beweis für den Wohlstand einer Stadt ist, so kommt's doch immer auf das Verhältniß an, nach welchem der fleischessende Einwohner seinen Antheil Hafer für diese Reiterei bezahlen muß. — Kassel ist nach Niedersachsen zu die letzte Stadt, wo Rheinwein der gewöhnliche Wein ist, und wo Franzwein anfängt. Man trinkt beide, und eine Familie von Mannheim, die seit etwa 30 Jahren hier besseres Bier braute und gar wenig mitbrachte, hat in der Zeit für mehr als 30 000 Thaler an Häuser angekauft. Der Soldat, ohne welchen der kriegerische Hesse sich so wenig denken läßt als Holland ohne Matrosen, und das Bauen der Fürsten verbessert Kassels Nahrungsstand. — Jeder Fremde und Einheimische von einigem, auch ziemlich hohem Range, kann hier ungetadelt und frei, so zurückgezogen und wohlfeil leben, auch von Kassels Vortheilen Gebrauch machen, als er will. Kassels Lebensart ist ungehinderter, freier und natürlicher als die in den nördlicher gelegenen Residenzen Deutschlands. Sie hat nicht manches Steife, das sonst den Deutschen eigen ist, und manches Französische, das unlächerlich ist. Gegen Kassels Sittlichkeit läßt sich nichts sagen. Der Bürger arbeitet gerne, will dann freilich auch seines Lebens mehr genießen als die Bürger anderer Städte. Doch zeichnet er sich in einem gewissen guten Leben mehr aus als der Civilbeamte vom Mittelrang. Die Eingezogenheit, auch Haushaltigkeit, mit welchen der Beamte von höherem Range lebt, wird allmälig Regel für jenen. Ueber Ahnenstolz in Kassel kann man nicht klagen; der Adel ist gefällig und höflich. Ueberhaupt hat die Hofetikette keinen Einfluß auf die Gesellschaft in der Stadt. Die Stände unter einander verlieren sich allmälig in mehreren sogenannten Klubs. Ob das sonst besonders unter mehreren Abendmahlzeiten von Familien, Freunden und Bekannten, auch in mehreren Weinhäusern und einigen öffentlichen

Orten vertheilte Nahrungskommerz dadurch gewinnt oder verliert, auch welches von beiden in Rücksicht auf Familien stattfinde, will ich nicht entscheiden. Manchen Klubs Oekonomie ist gut. Die Besatzung in Kassel, besonders der Offizier, verdirbt Kassels Sittlichkeit nicht, sehr viele wissen sich nützlich und angenehm zu beschäftigen. Der gemeine Soldat ist dienstwillig für jeden Einwohner. Oeffentliche Religionsspötterei ist bei dem guten Exempel, das der Hof im äußeren Gottesdienste giebt, in Kassel nicht zu Hause. Einige vortreffliche Kanzelredner haben seit Jahr und Tag das außer den Gang gebracht, was man Gleichgiltigkeit in der Religion nennt. Liebhaberei am Lesen besteht in allen Ständen und bei beiden Geschlechtern, wie dies mehrere Lesegesellschaften beweisen. Vielleicht ist man in Kassel weniger empfindsam und süß und tändelnd, als in seiner Nachbarschaft. Man liest viel Französisch, doch immer mehr Deutsch. Die jungen Frauenzimmer lesen nur zwischendurch deutsche Romane. Sie lieben Moden und öffentliche Spaziergänge, wie überall in ähnlichen Städten. Die beträchtliche Anzahl musikalischer Liebhaber in Kassel hat bis jetzt ein öffentliches und schönes Konzert für sich und auch für den besuchenden Fremden unterhalten. In Hessen, selbst in ganzen Dörfern herrscht viel Talent für Musik. Liebhaberei für Zeichnen ist allgemein und bildet die Jugend sehr; daher mag es auch kommen, daß man es sich angelegen sein läßt, eine schöne Hand zu schreiben. Daß der Kasselaner gern in seinen Lustgefilden von mannigfaltiger Schönheit sich zu Pferde, im Wagen und zu Fuße bewegt, ist begreiflich.

Geschichte der Familie Dithmar.

Ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte von Otto Gerland.

Welche Bedeutung die Familiengeschichte, auch die der bürgerlichen Familien erlangt hat, bedarf hier nicht der Auseinandersetzung. Giebt es doch mehrere Werke, welche sich nur mit darauf bezüglichen Veröffentlichungen beschäftigen. Ueber die Geschichte hessischer Familien ist bislang wenig veröffentlicht; ich selbst habe in diesen Blättern (Hessenland 1893, Nr. 13—15) die Geschichte der Familie Kopp zum Abdruck gebracht und gebe im Folgenden die der weit verzweigten Familie Dithmar, soweit diese bereits als zur Geschichte gehörig angesehen werden kann, d. h. bis auf drei Generationen nach der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eingetretenen Theilung der Familie in zwei Linien.

Möchten doch auch bald für andere Familien die Verfasser von Familiengeschichten sich finden!

A. Quellen.

Die Akten des Königlichen Staatsarchivs zu Marburg betr. der Beamtenstelle zu Wolfhagen 1781.

Die Kirchenbücher von Rotenburg a. F., Homberg in Niederhessen, Wolfhagen und Frankfurt an der Oder.

Die in den Händen des Verfassers dieses Aufsatzes befindlichen Familienpapiere.

Dankenswerthe Mittheilungen des Herrn Oberlehrers a. D. Pfarrer G. Th. Dithmar zu Marburg.

Strieder: Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-Geschichte, Bd. VII. S. 356 ff.

Kleinschmidt: Geschichte des Königreichs Westfalen, Gotha 1893.

Ledderhose: Kleine Schriften, Bd. I. S. 113. Hessen-Kassel'sche Staats- und Adreß-Kalender, Stamm- und Rangliste des kurhessischen Truppenkorps von 1809. Man. Hass. der ständischen Landesbibliothek zu Kassel, 4° 181.

B. Allgemeines über die Familie.

Die Familie gehört dem hessischen Bürgerstand an, ein Wappen hat sie nie geführt. Urkundlich nachweisbar ist sie erst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Rotenburg a. F., von da hat sie sich Anfangs des 18. Jahrhunderts über Hessen und über Hessen hinaus ausgebreitet. Sie selbst schreibt den Namen immer Dithmar, in den von dritter Hand herrührenden Urkunden wird der Name häufig auch Dittmar, Dietmar u. s. w. geschrieben, und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß Familien mit dem in dieser Weise geschriebenen Namen mit der hier besprochenen Familie zusammenhängen, da die Nachkommenschaft einzelner Familienglieder unbekannt ist.

C. Die einzelnen Familienglieder.

Abschnitt I.

Die Familie bis zur Theilung in die beiden Linien **Johann Wilhelm** und **Johann Konrad** Dithmar.

1. Zu Rotenburg an der Fulda lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Kauf- und Handelsmann Anton Dithmar, über welchen näheres nicht bekannt ist. Er hinterließ zwei Söhne Johann Christof Dithmar (2) und Johann Kaspar Dithmar (3).

1.

2. 3.

4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19.

20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. Mehrere Töchter.

2. Johann **Christof** Dithmar war 1641 oder 1642 geboren, Prediger und „wohlbestallter" Rektor der Stadtschule zu Rotenburg. Er starb 1708 Anfangs Mai. Er war zweimal verheirathet, a) mit Anna Katharina Knobel, Tochter des Metropolitans Knobel zu Spangenberg, welche etwa 1690 starb und ihn mit drei Kindern beschenkte, sowie b) mit Marie Elisabeth, geb. N. N., welche im Dezember 1662 geboren war, ihm fünf Kinder schenkte und im Februar 1726 starb. Johann Christof Dithmars Kinder siehe 4—11.

3. **Johann** Kaspar Dithmar war zu Rotenburg Rathsweinschenk, Akzis- und Zollverwalter, wird auch als Zöllner, Akziser und Akzisschreiber bezeichnet. Wann er geboren war, kann nicht festgestellt werden, er starb nach 1727. Er soll zweimal verheirathet gewesen sein und dreizehn Kinder hinterlassen haben; nach den Kirchenbüchern ist aber nur eine Gattin N. N., geb. Pfaff, nachgewiesen, von welcher er acht Kinder (12—19) hatte.

4. **Justus** Christof Dithmar wurde zu Rotenburg 1678 am 16. Juni getauft, also entweder an diesem Tage oder wenige Tage vorher geboren. Sein Pathe war der Stiftspfarrer Justus Stückradt daselbst. Er war seit 1710 Professor der Geschichte, später auch des Natur- und Völkerrechts zu Frankfurt a. O., Rath des Johanniter-Ordens, Mitglied der Sozietät der Wissenschaften zu Berlin und wurde 1727 zum Professor der Kameralwissenschaften zu Frankfurt ernannt. Gasser zu Halle und er waren die ersten Universitätslehrer dieses Faches in Deutschland, wie er auch das erste deutsche Lehrbuch der Kameralwissenschaften verfaßte. Er starb zu Frankfurt am 13. Mai 1737. Verheirathet war er mit Charlotte, geborene Müller, deren Mutter Charlotte, geborene v. Schmettau, sich in zweiter Ehe mit N. N. Rudelius verheirathete. Er war das hervorragendste Glied der Familie und bedarf einer selbstständigen Lebensbeschreibung. [1]) Er hatte sechs zu Frankfurt geborene Kinder (20—25).

5. Franziskus Dithmar wurde am 13. April 1680 zu Rotenburg getauft und starb am 3. November 1711 kinderlos.

6. Johann **Philipp** Dithmar wurde am 14. April 1683 zu Rotenburg geboren, zog spätestens 1708 nach Homberg in Niederhessen, wo die Krempelgasse nach ihm auch Dithmarsgasse genannt wurde. Er war Kauf- und Handelsmann und langjähriger Bürgermeister von Homberg, in welch letzterer Eigenschaft er sich auch auf den hessischen Landtagen auszeichnete. 1736 unterzeichnete er als Bürgermeister von Homberg in Vollmacht der Stadt Homberg und der übrigen Städte des Schwalmstroms den Homberger Deputationsabschied. [2]) Er starb am 17. März 1754. Verheirathet war er mit Anna Martha, geborene Kalkhoff, von welcher er neun Kinder (26—34) hatte.

7. Katharina Elisabeth Dithmar wurde am 29. September 1696 zu Rotenburg getauft.

8. Johannes Dithmar wurde am 3. November 1698 getauft.

9. Hedwig Sophie Dithmar wurde am 8. August 1701 zu Rotenburg getauft. Ihre Pathin war Jungfer Hedwig Sophie Lucä, Tochter des Dekans und Metropolitans Friedrich Lucä (des bekannten Chronisten) daselbst. Sie starb unverheirathet am 30. November 1726 zu Rotenburg.

10. Antonius Dithmar wurde am 17. Dezember 1703 zu Rotenburg getauft. Sein Pathe war Antonius Barthel, Kurfürstlich Mainzischer Revisionsrath, in dessen Abwesenheit ihn Johannes Weidemann, „teutscher Schulmeister" zu Rotenburg über die Taufe hielt.

11. Marie Elisabeth Dithmar wurde am 24. Dezember 1706 zu Rotenburg getauft.

[1]) Abgedruckt in Frankensteins Zeitschr. f. Litt. u. Gesch. d. Staatswissensch. Bd. II. Leipzig 1894 S. 416 ff.

[2]) Vgl. Ledderhose a. a. O.

12. Bartholomäus Dithmar wurde am 9. August 1706 zu Rotenburg geboren.

13. Johann Philipp Dithmar wurde am 4. Dezember 1709 zu Rotenburg geboren. Er muß zu Rotenburg gelebt haben, da im dortigen Kirchenbuch mehrere Töchter von ihm eingetragen sind.

14. Johann Stephan Dithmar wurde zu Rotenburg am 3. Juni 1711 geboren.

15. Justus Christof Dithmar wurde zu Rotenburg am 5. März 1714 geboren.

16. Jakob Ruland Dithmar wurde am 1. Februar 1715 zu Rotenburg geboren.

17. Johann **Otto** Wilhelm Dithmar wurde am 29. Februar 1719 zu Rotenburg getauft.

18. George Ludwig Dithmar wurde am 28. März 1723 zu Rotenburg geboren.

19. Christof Philipp Dithmar wurde am 22. Januar 1727 zu Rotenburg geboren.

20. Eberhardina Charlotte Dithmar, geboren und getauft am 14. Februar 1714.

21. Louise Justine Dithmar, geboren und getauft am 22. Januar 1715.

22. Karl Justus Dithmar, geboren und getauft am 6. Mai 1717.

23. Eberhardina Lucia Dithmar, geboren den 15. November, getauft den 16. November 1720.

24. Charlotte Lowisa Dithmar, geboren und getauft am 25. März 1722 und

25. Johannes Ludwig Dithmar, geboren am 29. November, getauft am 30. November 1730; seine Pathen waren Johann Philipp Dithmar (6), Charlotte Rudelius, geborene v. Schmettau (4), und Dorothea Lowise Müller, Schwester von Dithmar's Gattin.

Die Schicksale dieser sämmtlichen Kinder zu 20—25 sind unbekannt.

26. Justus Christof Dithmar wurde am 5. Februar 1708 zu Homberg geboren. Durch Vermittlung seines Oheims Justus Christof Dithmar (4), den wir wohl auch als seinen Pathen betrachten dürfen, wurde er nach Frankfurt a. O. gezogen, wo er vermuthlich die Rechts- oder die Kameralwissenschaften studirt haben wird. Im Jahre 1723 wurde er „deponirt“, d. h. doch wohl, da die alten Gebräuche des Pennalismus mit der Deposition und dgl. gewiß nicht mehr im Schwange waren, als nicht vollständig berechtigter akademischer Bürger aufgenommen; am 4. Mai 1725 wurde er förmlich immatrikulirt. In Folge der Verwendung seines Oheims wurde er Sekretär des Ministers Friedrichs des Großen v. Finkenstein, zog sich aber später nach Homberg zurück, wo er privatisirte und in kinderloser Ehe mit Hedwig Sophie Kuhn (Cuhn) lebte. Diese war am 15. Dezember 1707 als die Tochter des Apothekers Johann Ernst Kuhn (Cuhn) zu Homberg, der am 6. Januar 1677 zu Schmalkalden geboren, mit der am 9. Juli 1688 zu Kassel geborenen und am 25. Dezember 1732 zu Homberg verstorbenen Sophie Christine, geborene Antfeld verheirathet war und am 10. Juni 1759 zu Homberg starb.[1]) Er selbst starb im Februar 1757; seine Gattin 1755.

27. **Johann** Wilhelm Dithmar wurde am 29. April 1709 zu Homberg geboren, war Kauf- und Handelsmann, sowie Rathsverwandter daselbst, verheirathete sich am 12. November 1734 zu Rotenburg mit Marie Elisabeth Weber, Tochter des bereits verstorbenen Pfarrers Weber zu Obergrenzebach und starb am 6. Juni 1754. Seine Nachkommen siehe unter Abschnitt II.

28. Johann Heinrich Dithmar wurde am 4. April 1720 zu Homberg geboren, lebte dort als Kauf- und Handelsmann und war mit N. N., geborene Schierling verheirathet. Er starb im Februar 1754, vermuthlich kinderlos.

29. Johann **Jakob** Dithmar wurde zu Homberg am 28. März 1724 geboren.

30. Johann **Konrad** Dithmar wurde am 9. Mai 1727 zu Homberg geboren und war daselbst Kauf- und Handelsmann und Rathsverwandter. Er verheirathete sich mit Martha **Philippine** Zufall und starb am 17. November 1762. Die Witwe lebte noch 1786. Seine Nachkommen siehe unter Abschnitt III.

31—34. Einige jung verstorbene Kinder.

---

[1]) Strieder a. a. O.

Die schwarze Mühle.

Eine Dorfgeschichte aus der Rhön von A. Weidenmüller.

(Fortsetzung.)

Die Wetterwolken, die drohend am Abendhimmel gestanden hatten, als der Julian und die Engelburg sich zum letztenmal am Mühlbach trafen, sie oder andere neuentstandene kamen zu vollster Entladung an dem Nachmittag, an dem der Brautwagen der reichen Josepha

durch's Dorf hinab und der Herrenmühle zuschwankte. Ein stolzer Brautwagen war es, wenige Leute konnten sich erinnern, je einen gesehen zu haben, der so hoch und mit so viel schönem Heirathsgut geladen war. Aber wie bunt auch die Blumensträuße und Bänder waren, welche die kräftigen Zugpferde am Zaumzeug und die Fuhrleute an den Mützen trugen, und wie laut auch die Flintenschüsse und Juchschreie der nebenhergehenden Burschen erklangen, einen fröhlichen Anblick gewährte der kostbare Brautwagen der Josepha nicht. Dazu starrte sie selbst, die vorn auf dem Wagen vor der schön gemalten Leinwandtruhe saß, viel zu finster in's Leere hinein, dazu war der Julian, der neben ihr lehnte, ein viel zu blasser, schweigsamer Bräutigam. Sie hatten wohl beide Grund genug zu menschenfeindlichen Gedanken. Der Josepha war, als sie aus ihrem Dorfe wegfuhren, ihr alter Schatz über den Weg gesprungen und hatte mit einem ausgelassenen Juchzer seine Mütze hoch in die Luft geschleudert, dem Julian grauste vor dem Augenblick, in dem sie am Mauerhof vorüber kommen würden. Er hatte ihm ausweichen wollen. „Das Gewitter wird bald losbrechen," hatte er unterwegs zu seiner Braut gesagt, „wäre es nicht besser, wir führen auf dem kurzen geraden Feldweg statt auf der langen Landstraße zur Mühle?" Aber da war ihm die Josepha so scharf in die Rede gefallen: „Schämst Du dich mit mir ins Dorf zu kommen?" daß er sich auf die Lippe gebissen hatte und noch um einen Schein bleicher geworden war. Der Wagen war keine hundert Schritte mehr vom Mauerhof entfernt, da erfüllte sich Julians Wetterprophezeiung: Blitz auf Blitz fuhr aus den weißgrauen Wolken, der Donner krachte, ja brüllte geradezu, und ein Hagelschauer prasselte auf das Dorf hernieder. Es sah toll genug aus, wie die scharfen glitzernden Körner die geschmückten Pferde und den blanken Hausrath des Brautwagens umhüpften, selbst Josepha sah das trotz aller Angst und ein kaltes Lächeln zuckte um ihren Mund. Nur Julian merkte kaum etwas von dem Aufruhr in der Luft. Er sah nur das Mädchen, das vor dem Mauerhofe stand, und dem der Hagel unbarmherzig in das regungslose Gesicht und in die wirren braunen Löckchen über der Stirne schlug, das Mädchen, welches er liebte mit jedem Schlag seines Herzens und von dem er doch nun scheiden mußte fürs ganze lange Leben. So wurde er auch nicht die lahme Barbara gewahr, die Dorfhexe, die auf ihre Krücke gestützt mühsam an den Häusern hin hinkte und aus ihren rothumränderten triefenden Augen den ihr entgegen kommenden Wagen musterte. Der Fuhrmann sah sie dafür um so besser und durch das Unwetter schon in Zorn versetzt, rief er ihr drohend zu: „Aus dem Weg, alte Vogelscheuche, oder ich zeige Dir mit der Peitsche, wo Du hingehörst." Und da hörten denn auch Julian, Josepha und Engelburg, was das boshafte Bettelweib zur Antwort gab: „Allen Heiligen sei's gedankt, daß das nicht dort ist, wo ihr hinfahrt. Schwarz war die Herrenmühle immer, aber heute zieht das gebrannte Herzeleid selber ein. Denkt an mich heute in drei Jahren, wenn ihr dann noch lebt." — — Alle Weissagung, selbst die, welche dem unlautern Mund eines gekränkten, übelwollenden Weibes entstammt, hat die Eigenschaft, im Gedächtniß zu haften; so lange die jammervolle Ehe zwischen Julian und Josepha währte, und so viel sie in derselben vergaßen, eins wurden sie nie los, eins warfen sie sich immer wieder vor: die Worte der Bettlerin. „Wie konnte ich nur so unsinnig sein, meinen Fuß in dieses Unglückshaus zu setzen?" murmelte Josepha, als das eine Pferd ein Bein brach, und das andere so lange krank im Stall stand, bis der Thierarzt sagte: „Es wird nicht wieder, gebts dem Schinder;" als der Mühlknecht unter's Rad fiel und monatelang im Landkrankenhaus liegen mußte, und als ein Wolkenbruch ihre besten Aecker verwüstete Und wenn der Gerichtsbote wieder und wieder kam, um zu pfänden, weil die Gläubiger zu ihrem Geld kommen wollten, dann sagte Julian kurz und herb: „Daran bist Du schuld mit Deinem bißchen Geld, daß uns jetzt niemand mehr borgen will. „Hast ja eine reiche Frau, da kannst Du baar zahlen," heißt's überall. Als ob von Deinen zwanzigtausend Mark auch nur noch ein Pfennig da wäre."

Es war ein Glück, daß die Qual ihres Zusammenlebens kaum zwei Jahre dauerte. Im zweiten Sommer erkrankte die Müllerin plötzlich, an Brust- und Nervenfieber, wie es im Dorfe hieß, an einer heftigen Lungenentzündung, wie der herbeigerufene Kreisarzt feststellte, und war nach wenigen Tagen todt. Die letzten Stunden ihres Lebens waren für Julian eine Zeit bitterster Erkenntniß. „Fort aus der schwarzen Mühle! Fort aus der schwarzen Mühle!" rief sie während derselben, von beängstigenden Phantasien verfolgt, fast ununterbrochen. „Sie haben mich hineingebracht, damit ich den Ottmar — das war ihr einstiger Geliebter — nicht mehr sehen solle. Ich sehe ihn aber doch. Juhu, da springt er quer über den Weg, und mir schlägt der Hagel in's Gesicht. O wie dunkel ist's hier und wie kalt! Und ich hatte doch so viel Geld, so viel

Geld." — Aber es half ihm nun nichts mehr, daß er ihr ermunternd und beruhigend zusprach, und daß er sich gelobte, freundlicher mit ihr zu sein, wenn Gott sie wieder gesund mache, mit einem letzten angstvollen Aufschrei: „Fort aus der schwarzen Mühle!" schied sie für immer von ihm und hinterließ ihm, wenn auch kein Herzeleid, doch ein leises beständiges Nagen im Gewissen: „Auch Du hast ihr nicht recht gehalten, was Du ihr vor dem Altar doch nun einmal versprochen hattest." Aber jenes leise Nagen ging bald in Sorgen und Schmerzen von viel schlimmerer Art unter. Mit seines Vaters und seinem Besitzthum eilte es zu Ende. Fast so schnell wie mit dem wenigen Korn, welches sie noch zu mahlen hatten. Die vielen Unglücksfälle in ihrer schon auf wankenden Füßen stehenden Wirthschaft hatten ihr die ersten lebensgefährlichen Streiche versetzt, den Todesstoß gab ihr ein anderes: der alte Müller stand auf einmal in dem Verdachte zu betrügen. Wer ihn zuerst ausgesprochen hatte? Ja, wer wußte das noch, als Julian zuerst davon erfuhr? Jedenfalls war er auf günstigen Boden gefallen, das merkte er bei derselben Gelegenheit, als er nämlich einige Wochen nach dem Tode seiner Frau zum erstenmal wieder das Dorfwirthshaus betrat. Merkte es an dem mehr oder weniger geschickt ausgeführten Manöver der Bauern, dem Zusammensitzen mit ihm auszuweichen, an den mehr oder weniger schonungslosen Bemerkungen über seinen Vater, die er zu hören bekam. Und auf eine Abwehr dieser Bemerkungen konnte er sich nur dieses eine Mal einlassen; er brachte es nicht mehr fertig, mit Mund und Faust zugleich für die Ehre seines Vaters einzutreten, nachdem er diesen im halben Rausch über einen Vertrag mit dem Handelsmann Markus, seinen Hauptgläubiger, hatte plaudern hören, einen Vertrag, welcher darauf hinaus lief, diesen und sich selbst durch einen falschen Bankerott herauszureißen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Zu den weniger bekannten Zeugnissen über die Kriegstüchtigkeit der Hessen dürfte eine Mittheilung in Girtanners „Politischen Annalen" Band III. gehören, die wir einem Aufsatze „Die Frankreicher in Deutschland" entnehmen. Es handelt sich um die Leistungen des hessischen Korps im Feldzuge von 1792 und der Korrespondent, nachdem er vorher Oesterreicher und Preußen einer eingehenden Schilderung gewürdigt hat, schreibt:

„Dem hessischen Korps, welches mit den beiden Armeen vereinigt, in's Feld rückte, kam (selbst nach dem einstimmigen Zeugnisse der Frankreicher, welche dasselbe ausmarschiren sahen) nichts an Schönheit gleich. Nachdem die unglücklichen Emigranten schon aufgehört hatten, ein Ganzes auszumachen, hörte ich mehrere unter ihnen in einer Art von Begeisterung von den Hessen sprechen und ausrufen: „Ah si nous avions eu, nous seuls, douze mille de ces braves Hessois, et qu'on nous eut laissé faire, il y a long-temps que nous sérions à Paris!"

Ausgemacht ist, daß man keine fürchterlicheren Feinde für die Frankreicher hätte finden können als die Hessen. Die Väter der jetzt lebenden Generation haben, wie bekannt, sieben ganze Jahre lang mit Muth und Tapferkeit und beinahe immer siegreich gegen sie gefochten. Ein großer Theil des jetzigen hessischen Korps hat abermals Jahre lang diesen Kampf in Amerika gegen sie fortgesetzt. Man kann also beinahe mit Gewißheit behaupten, daß es nicht Einen geborenen Hessen gebe, welcher nicht vor Begierde den Verlust eines Vaters, eines Bruders oder doch wenigstens eines Waffenbruders an diesen seinen alten Feinden zu rächen brennen sollte. Ein solcher Haß wird in diesem, von Natur so muthigen und kriegerischen Volke dadurch noch mehr genährt, weil das Land noch bis jetzt die Folgen des siebenjährigen Krieges schmerzhaft fühlt, zu welcher Zeit die Frankreicher dasselbe hart bedrückten. Auch mag es zu dieser Erbitterung beitragen, daß unter der vorigen Regierung verschiedene Frankreicher, auf Unkosten manches Eingeborenen, der ihrentwegen zurückgesetzt wurde, ein ebenso glänzendes als wenig dauerhaftes Glück machten. Schon bei den Spielen der Kinder wird Derjenige, welcher den Feind vorstellt, bloß mit dem Namen Franzos bezeichnet. Der Tag der Eroberung von Frankfurt hat bewiesen, wie wenig schonend die Hessen mit diesen ihren Feinden umgehen.

Die beinahe Spartanische Denkungsart der Hessen mag Folgendes beweisen. Als, im vorigen Frühjahr, das Leibdragoner-Regiment mit demjenigen Theile der Hessischen Truppen marschirte, die zu Hülfsvölkern der beiden vereinigten Armeen bestimmt waren: da fanden sich verschiedene Leute, deren häusliche Umstände sie in die Nothwendigkeit setzten, ihren Abschied fordern zu müssen. Die hierzu nöthigen Beweise konnten nicht sogleich herbeigeschafft werden: diese Leute mußten also weiter dienen. Gleich nach der Rückkehr des Korps aus Frankreich befahl das Kriegsgericht, die zu Hause höchst un-

entbehrlichen Leute sogleich von dem Regimente zu verabschieden. Der Kommandant des Regiments, der Reichs-Freiherr Oberst von Speuer (Spener), ließ die Leute kommen und sagte ihnen: „sie hätten nunmehr ihre Erlassung, und ihr Abschied würde sogleich ausgefertigt werden". Ohne sich zu besinnen, oder untereinander zu verabreden, sagten sie einstimmig: „Mein Herr Obrister, vor Eröffnung des Feldzuges wären wir gerne nach Hause gegangen, weil wir dort wirklich unentbehrlich waren: aber nun, während des Krieges, nimmt kein Leibdragoner seinen Abschied." — Was läßt sich nicht von Leuten erwarten, die ein solcher Geist beseelt!"

Aus Heimath und Fremde.

Kassel, 15. April. Am Sonnabend, den 14. April, waren 25 Jahre verflossen, seitdem die frühere Realschule I. Ordnung, das jetzige Realgymnasium, unter des nun verewigten Professors Dr. Kreyßig Leitung in's Leben trat. Ursprünglich wurde die Jubelanstalt im Hause von Baier & Lewalter in der Wolfsschlucht untergebracht, doch war es ihr schon nach zwei Jahren vergönnt, in das neue schöne Heim in der Schomburgstraße überzusiedeln, das 1885 durch Erbauung des stattlichen Turnsaales eine willkommene Erweiterung erfuhr. Zahlreich sind die Männer der Wissenschaft und Praxis, in öffentlichen Aemtern und Privatthätigkeit, welchen das Kasseler Realgymnasium den Grund ihres Wissens und Könnens gelegt, denn stets war es das Bestreben der Anstalt, nicht für die Schule, sondern für das Leben zu erziehen. Wie sie selbst in die Herzen der Schüler die Liebe zum Vaterland, zu Kaiser und Reich gepflanzt, so zeigte sich anläßlich dieser Schulfeier, mit welcher Liebe wieder die alten Schüler an dieser Führerin und Lehrerin ihrer Jugend hängen. Selbst von weit her waren sie herbeigeeilt, diesen festlichen Tag mitzubegehen, wer nicht persönlich zu erscheinen vermochte, hatte wenigstens einen schriftlichen oder drahtlichen Glückwunsch gesendet, so auch Se. kgl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen, welcher bekanntlich eine Zeit lang der Jubelanstalt als Schüler angehört hatte. Zur Vorfeier am Abend des 13. April waren von Seiten der Schule im Stadtpark-Saale theatralische, musikalische und gesangliche Aufführungen veranstaltet worden, welche bei dem zahlreichen aus Damen und Herren bestehenden Auditorium den lebhaftesten Anklang fanden. Im Kostüm wurden fremdsprachliche Klassiker, Molière und Shakespeare, in einigen Szenen im Original wiedergegeben, ferner einige Eingangs-Szenen aus Schiller's „Die Piccolomini". Der Haupt-Festaktus wurde am 14. Vormittags im Turnsaal der Anstalt abgehalten in Gegenwart der Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden. Die Festrede hielt Herr Direktor Dr. Wittich, zugleich ein reiches statistisches Material gebend. Besonders zu erwähnen ist, daß 257 Schüler in den Jahren seit 1875 das Zeugniß der Reife erwarben. Der Nachweis der Festschrift gab ein erhebendes Bild, indem sie erkennen ließ, wie viele tüchtige Männer und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft durch das Kasseler Realgymnasium herangebildet worden. Abends fand der von den ehemaligen Schülern veranstaltete Festkommers im Stadtparksaal statt, verbunden mit allerhand Aufführungen. Dazu gehörte ein von Oberlehrer Prof. Dr. Hornstein verfaßtes sinniges Festspiel, welches vortrefflich zur Darstellung gelangte. Der von dem Königlichen Hofschauspieler Herrn Kothe, auch einem ehemaligen Realgymnasiasten, gesprochene schwungvolle Prolog hatte ebenfalls Dr. Hornstein zum Verfasser. Die Eröffnungsrede hielt Namens des Festausschusses Herr Regierungsbaumeister Illert, mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser endend. Herr Postrath Hyronimus aus Arnsberg sprach Namens der alten Schüler und ließ die Jubilarin hochleben. Der zum Ehrenpräsidenten des Kommerses berufene Herr Direktor Dr. Wittich toastete auf die alten und die jungen Schüler und später auf die Frauen. Herr Zahnarzt Förster ließ einen Salamander auf die Gäste reiben und Oberprimaner Fischmann von seinen Mitschülern einen solchen auf das Comité. Herr Oberbürgermeister Westerburg rühmte den Geist, der von unserem Realgymnasium ausgehe, gepflegt durch den Direktor und die Lehrerschaft, ihnen galt sein Hoch. Herr Menges gedachte unseres schönen Hessenlandes und seiner Hauptstadt Kassel, mit einem Hoch schließend. Herr Prorektor Prof. Heuser ließ die 257 Abiturienten hochleben, Herr Regierungsbaumeister Kegel die noch wirkenden Gründer, die ersten Lehrer, der Anstalt. Der Abend, welcher sich bis in den andern Morgen ausdehnte, verlief in der animirtesten Weise und wird allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben. Der Sonntag Nachmittag wurde zu einem Ausflug nach Wilhelmshöhe benutzt, wo man sich weiter bei Konzert und Tanz vergnügte. Durch Direktor Dr. Klöpfer — Kettwig wurde noch die Anregung zur Gründung eines Vereins ehemaliger Kasseler Realgymnasiasten gegeben, welcher jedenfalls, nach dem Anklang, den die Idee gefunden, zu urtheilen, bald ins Leben treten wird.

m.

Briefkasten.

Zahlreichen Lesern in Nah und Fern. Für die anläßlich des Todes des Herausgebers dieser Blätter bewiesene Theilnahme sagen wir herzlichen Dank. Wir hoffen auch, unter den veränderten Umständen die Zeitschrift wie bisher fortführen zu können und erbitten uns Ihre und aller Freunde Unterstützung.

P. W. in Kassel; G. in Wolfhagen; R. W. in M. Wir machen Sie auf die Ankündigung „An die Leser“ in der vorliegenden Nummer aufmerksam.

Dr. G. in Hildesheim. Besten Dank. Wird benutzt werden.

K. R. in Marburg. **Wir bitten Sie und alle Mitarbeiter Manuskripte einstweilen ausschließlich an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, zu enden.**

Abonnent in Wiesbaden. Vorläufig steht der Fortbestand des „Hessenlandes“ in keiner Frage; wir müssen nur um Geduld und Nachsicht bitten.

Inhalt der Nr. 10 des Aprilheftes der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel: Schlösser und Burgen in beiden Hessen, Nassau und Waldeck. — Touristen-Ausrüstung. — Spaziergänge im Taunus. — Berichte. — Anzeigen.

Inhalt der Nummer 8 des „Hessenlandes“: „Zum Abschied“, Gedicht von D. Saul; „Ferdinand Zwenger †“ von Hugo Brunner; „Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren: II. Die Haupt- und Residenzstadt Kassel“, von F. Zwenger (Schluß); „Geschichte der Familie Dithmar“, ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte von Otto Gerland; „Die schwarze Mühle“, eine Dorfgeschichte aus der Rhön von A. Weidenmüller (Fortsetzung); Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Briefkasten; An unsere Leser.

Den geehrten Abonnenten werden Probenummern zur gefl. Weiterverbreitung gern zur Verfügung gestellt vom

Verleger.

An unsere Leser.

Ein rascher unerwarteter Tod hat den Herausgeber und Redakteur dieser Zeitschrift hinweggenommen. Es war der schwerste Schlag, der das „Hessenland“ treffen konnte, als der Mann ihm entrissen wurde, dessen reiches Wissen und vaterländisches Fühlen dem Blatte das eigenartige Gepräge gab. Das wissen wir, und der Gedanke an seinen Hingang wäre wohl geeignet, unsern Muth sinken zu lassen und uns die Frage vorzulegen, ob wir allein und ohne seine Führung weiter wandern sollen.

Doch kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Das eben ist Zwenger's dauerndes Vermächtniß an uns: fortzuschaffen an dem von ihm begonnenen Werke. Die mehr als sieben Jahre seines Wirkens am „Hessenland“ werden nicht spurlos vergangen sein. Er hat der volksthümlich-wissenschaftlichen Heimathsforschung einen Mittelpunkt und literarischen Sammelplatz angewiesen, der den Zufluß von allen Seiten aufnehmen konnte; er hat auch der schönwissenschaftlichen Produktion in unserm engeren Vaterlande eine freundliche Stätte gewährt. Und vielleicht über den unmittelbar erzielten Erfolgen steht das Eine, daß er den halb eingeschlafenen Sinn für unsere von der Vorzeit überkommenen Güter, für unsere Stammeskunde, Geschichte und Literatur und überhaupt für unsere Eigenart zu wecken und den erwachten zu stärken vermocht hat. Der von dem Dahingegangenen ausgestreute Same ist aufgegangen, er selbst hat die Keime sich entwickeln sehen; unsere Pflicht aber soll es sein, die junge hoffnungsfreudige Saat zu hüten und zu pflegen. Und wenn wir die Größe des eben erlittenen Verlustes begreifen und die Schwierigkeit, die jäh gerissene Lücke auszufüllen, so wird uns doch stärken und leiten das Bewußtsein, daß wir in seinem Sinn handeln, wenn wir auf dem betretenen Wege fortschreiten.

Wir bitten die Leser und Freunde des „Hessenlandes“, in diesem Beginnen uns nach Kräften zu unterstützen. Wir bitten aber auch, Nachsicht walten zu lassen, wenn zu Zeiten die kundige Hand des bisherigen Leiters vermißt wird. Dann vielleicht können wir hoffen, daß unser guter Wille zur entsprechenden That wird.

Redaktion und Verlag des „Hessenlandes“.

Herausgeber: Ferd. Zwenger's Erben. Stellvertr. verantwortlicher Redakteur: Dr. D. Saul in Stuttgart.
Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. Kassel, 2. Mai 1894.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen=Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Die Sonne bist Du.

Meine Seele war ohne Ruhe,
Aufgewühlt von dem Kampfe des Lebens,
Willenlos bebend unter den Streichen des Sturmes.
Und alle Hoffnungen sah sie zerschlagen
Am Widerstreite der Menschen . . .
Wie die gesprengten Wellen
Kraftlos fallen zurück vom Steindamm,
Um wieder und wieder
Gepeitscht zu werden im neuen Sturmgang,
Litt auch mein Geist
Tage um Tage. —
— — — — — — — — — — —
Meine Seele ist voller Frieden!
Weit hinaus spiegelt sie klar
Und läßt in die Tiefe blicken,
Und silbernen Fischlein gleich
Springen leichte, frohe Gedanken
Ueber sie hin . . .
Blaugolden schimmert die Fluth
Und lacht der Sonne entgegen,
Und saugt voll Lust ihre Strahlenküsse,
Und birgt im Innersten
Alle die Blicke der Liebe,
Daß es jubelnd leuchtet
In goldenen Frohmuthes Glanz! —
Und die Sonne
Bist Du,
Geliebte! —

Valentin Traudt.



Geschichte der Familie Dithmar.

Ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Abschnitt II.

Die Linie Johann Wilhelm Dithmar.

In Johann Wilhelm Dithmar's (27) Nachkommenschaft blüht die Familie noch heute, während die Linie Johann Konrad Dithmar (Abschnitt III) im Mannsstamm erloschen ist. Johann Wilhelm Dithmar hatte folgende Kinder (35—39).

27.

35. 36. 37. 38. 39.

40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49.

50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58.

35. Johann **Philipp** Dithmar wurde zu Homberg am 21. Dezember 1736 geboren. Erzogen wurde er bei seinem Großvater Johann Philipp Dithmar (6). Er verheirathete sich im Jahr 1766 mit Elisabeth Lüthringhausen aus Borken. Als Kaufmann zu Homberg erwarb er sich ein beträchtliches Vermögen, während er als langjähriger vortrefflicher Bürgermeister sich große Verdienste um seine Vaterstadt erwarb. Er starb am 4. Juni 1805 zu Homberg, wo sein Grabstein auf dem Friedhof noch jetzt bemerkenswerth ist; Metropolitan Martin hielt ihm die Grabrede. Seine Gattin folgte ihm 1826 im Tode nach. Er hatte dreizehn Kinder, von welchen drei sehr jung starben, die übrigen siehe 34—43.

36. Johann Konrad Dithmar wurde 1749 geboren, studirte die Rechte, erwarb sich den Titel eines Lizenziaten, lebte zu Homberg als Advokat und Rathsverwandter und starb unverheirathet nach dem 21. Dezember 1786.

37—39. Drei Töchter.

40. Louise Dithmar, geboren 9. Oktober 1769, verheirathet an den Rentmeister Georg Reinhard zu Schenklengsfeld, gestorben 1818.

41. Karoline Dithmar, geboren 13. August 1771, verheirathet an den Sekretar Bauer zu Schmalkalden, gestorben 1815.

42. Philippine Dithmar, geboren 16. März 1780, verheirathet an den Kommerzienrath Sebastian Sanner zu Schmalkalden.

43. Christine Dithmar, geboren 25. September 1773, verheirathet in erster Ehe an Johann Philipp Calckhof zu Schmalkalden und in zweiter Ehe an den Bergrath Henkel daselbst (vergl. 57), gestorben 1859.

44. Sophie Dithmar, geboren 26. August 1786, verheirathet in erster Ehe an Karl Nossel, Friedensrichter in Hof, in zweiter Ehe an den Arzt Dr. Th. Schott zu Melsungen, gestorben 1861.

45. Louise Dithmar, geboren 7. Oktober 1788, verheirathet an den Kreisrath Coester zu Hanau, gestorben 1854.

46. Charlotte Dithmar, geboren 12. April 1794, verheirathet an den Apotheker August Krüger zu Homberg, gestorben 1858.

47. Marie Dithmar, geboren 15. März 1782, verheirathet an den Pfarrer Jeremias Zülch zu Philippsthal, später Metropolitan zu Melsungen, gestorben 1839.

48. Wilhelm Dithmar wurde 11. August 1775 geboren und starb im Jahre 1783.

49. Karl Dithmar wurde am 4. Dezember 1777 zu Homberg geboren; er hätte am liebsten sich dem Studium der Theologie gewidmet, da er aber nach dem Tode seines Bruders Wilhelm (48) der einzige Sohn seines Vaters war, so veranlaßte dieser ihn, Kaufmann zu werden, obwohl er dazu nicht die geringste Neigung hatte. In der westfälischen Zeit erhielt er die Ernennung zum Maire adjoint (Vizebürgermeister), er weigerte sich aber die Stelle anzunehmen, und setzte es durch, daß man ihn frei ließ. Im April 1809 betheiligte er sich am Dörnberg'schen Aufstand und war mit bei dem Gefecht an der Knallhütte. Als nun die Rache über Homberg hereinbrechen sollte, wurde er mit noch zwei andern Bürgern, die sich gleichfalls an dem Aufstand betheiligt hatten, als Abgeordnete der Stadt nach Kassel geschickt, um beim König Jerôme Gnade zu erflehen. Obwohl für sie alles zu befürchten war, da sie selbst bei dem Aufstand mitgewirkt hatten, unterzogen sie sich doch dem Auftrag. Bei der Audienz war der König Anfangs so unwillig, daß er ausrief: „Homberg écraser jusqu'à la terre,“

doch besänftigte er sich, da ihm die Abgesandten gefielen, und lud sie sogar an seine schwelgerische Tafel, wo er dann die Liebenswürdigkeit selbst war. Diese Gesandschaft rettete die Stadt Homberg. 1827 wurde Dithmar in den Stadtrath, 1829 zum Bürgermeister gewählt. 1830 nahm er als Bürgermeister von Homberg am konstituirenden Landtage Theil. Von 1832—1848 bekleidete er das Amt eines Vizebürgermeisters, in welcher Eigenschaft er es erlebte, daß eine Rotte Handwerker in die Stadtrathsitzung eindrang und alle Rathsglieder aus dem Fenster zu werfen drohte, falls diese nicht ihre Einwilligung zur Reparatur der Kirche geben würden. Die Last des Bürgermeisteramts lag meist auf seinen Schultern, da der regierende Bürgermeister, ein Schuhmacher, regelmäßig verhindert war oder Erleichterung in seinem Amte beanspruchte. Seiner lebhaften Mitwirkung ist die Verlegung des Schullehrer-Seminars nach Homberg zu verdanken. Im Frühjahr 1848 mußte der gesammte vorhandene Stadtrath abdanken, die an die Stelle der Abgesetzten gewählten Männer traten aber 1850 gern wieder zurück. Dithmar nahm sich den Umschwung der Dinge so zu Herzen, daß er erkrankte und nach längerem Leiden am 1. August 1850 starb. Er war verheirathet mit Lisette, geborene Nössel, Tochter des Raths Nössel zu Elberburg und hatte neun Kinder (50—58).

50. Elise Dithmar wurde zu Homberg am 1. Februar 1808 geboren und starb daselbst unverehelicht am 1. Mai 1882.

51. Georg **Theodor** Dithmar wurde zu Homberg in Niederhessen am 10. Dezember 1810 geboren, lernte Lateinisch und ein wenig Griechisch bei Rektor W. Coester in der Vaterstadt, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld von 1825—1828. Seine um ihn hochverdienten Lehrer daselbst waren Münscher, Piderit und Vilmar. Bei der Militäraushebung in Homberg (März 1828) wurde er für tauglich zur Garde befunden, doch durch die Bemühung des Kreisraths Cranz frei gegeben. Von Michaelis 1828 bis Pfingsten 1832 studirte er in Marburg vorzugsweise Theologie. Professor H. Hupfeld war ihm der liebste von seinen damaligen Lehrern, unter dessen Dekanat er am 6. Juni 1832 das Kandidatenexamen mit Lob bestand. Vom Juni 1832 lebte er, sich ausruhend, in Homberg. Als Student hatte er als Subsenior des Korps Teutonia sich in zehn Mensuren den Ruf eines „gefürchteten" Schlägers erworben. Von April bis Oktober 1833 war er Lehrer der v. Blumenstein'schen Söhne in Rotenburg a. Fulda.

Da Rektor W. Coester als Pfarrer von Homberg nach Obervorschütz abging, wurde ihm, der noch nicht ganz 23 Jahre alt war, die Versehung der Rektorstelle in Homberg übertragen. Da man ihn für die Stelle tüchtig befunden, die er am 14. Oktober angetreten hatte, bekam er dieselbe definitiv am 25. Juli 1834. Im Sommer 1835 machte er eine Reise über Gotha, Erfurt, Halle, Wittenberg nach Berlin. Er besuchte viele Schulen und Kirchen und machte interessante Bekanntschaften. Im November 1836 ward er an das Gymnasium in Fulda als beauftragter Lehrer gesandt, wo er im Ganzen in angenehmen Verhältnissen lebte. Doch als der ihm ertheilte Auftrag höheren Ortes zurückgezogen war, kam er auf Vilmar's Veranlassung an das Gymnasium zu Marburg, wo ihn Vilmar auch zum Gymnasialbibliothekar machte und ihn mit ununterbrochenem Vertrauen beglückte. Er übertrug ihm noch vor seinem Scheiden den Unterricht des Deutschen in Prima. Münscher, dessen Nachfolger, übertrug ihm auch den Unterricht im Hebräischen und die Lektion der griechischen Dichter in Prima. Außerdem leitete er mit Pfarrer L. Schmitt hier eine Privattöchterschule. Sein Gesundheitszustand war längere Zeit nicht der beste. Doch es hieß gearbeitet! Vilmar's Nachfolger, Direktor Fr. Münscher schenkte ihm ebenfalls sein ganzes Vertrauen. Auf dessen Wunsch fing er an Gedichte zu machen und lieferte solche zu den Festen aller hessischen Gymnasien: Hanau 1865, Rinteln 1867, Hersfeld 1870, Kassel 1879, Fulda 1885. Dieselben wurden mit Ausnahme des Kassel'schen gedruckt und zu gutem Zweck verwendet. Dr. Piderit gab das Hanau'sche mit Anmerkungen heraus, das für Hersfeld elegant gedruckte half durch den Erlös zur Gründung einer neuen Freitischstelle.

Für das Marburger Gymnasium schrieb er dreimal die wissenschaftliche Abhandlung zum Osterprogramm, 1848 über altdeutschen Katechismus-Unterricht, 1861 zur Geschichte der deutschen Grammatik, welcher Jakob Grimm seine Anerkennung nicht versagte, und 1867 über H. W. Kirchhof; auch verfaßte er alle im Namen des Lehrerkollegiums ergehenden Jubiläumsgedichte, so z. B. 1870 nach Hersfeld. An selbstständigen Werken ließ er folgende erscheinen: Deutsches Historienbuch 1851, zweite Auflage 1860, und Marburg's Vorzeit 1872. Vilmar's Litteraturgeschichte und deutsche Grammatik gab er wiederholt neu heraus, desgleichen Johann Paul's Schimpf und Ernst 1856. Zahllose Gelegenheitsgedichte von ihm erschienen im Hessenland, in den hessischen Blättern, dem Melsunger Kalender, der oberhessischen Zeitung und in anderen Blättern.

Er trat im Herbst 1875 nach öffentlicher

Meinung „geistig frisch und körperlich rüstig" auf sein Nachsuchen in den Ruhestand. Er erfüllte zugleich das Verlangen eines Vorgesetzten, und so traf ihn mit anderen älteren Gymnasiallehrern ein gleiches Loos. Nur war zwischen jenen und ihm seit 1872, wo die bisherigen Altersschranken leider fielen, ein Unterschied in dem Pensionsbetrag. Er blieb nicht in der höchsten Gehaltsklasse. Wie wenig damals Direktor Münscher die Pensionirung Dithmar's beabsichtigt hat, geht daraus hervor, daß derselbe am Schluß eines Briefes (5. September 1875) an Dithmar schreibt: „Ich sehe Sie mit Wehmuth vom Gymnasium scheiden. Der poetische Hauch schwindet dahin."

Erwähnenswerthe gedruckte Gedichte von Dithmar sind:

1859. Zu Schiller's Geburtstag (in der damaligen Marburger Frauen-Zeitung).
1862. Zum Jubiläum des Professors Gerling.
Am Ende 1863. Lied zur Feier der Schlacht bei Leipzig. Gesungen.
1864. Weihelied bei Eröffnung des neuen Gymnasialgebäudes.
1868. Nachruf an Vilmar.
1870—1871. Als unsere Jäger auszogen und zurückkehrten.
1871. Zu Kaisers Geburtstag.
1874. Zu Münscher's Jubiläum.
1883. Zum Gedächtniß des Baues der Elisabethkirche.
1883. Zu Luther's Geburtstag.
1889. Am Grabe der Aebtissin Marianne v. Stein.
1891. Für Dr. Höfling, den Verfasser des Lieds: „O alte Burschenherrlichkeit."
1892. Gedächtniß der Erstürmung Frankfurts durch die Hessen.
1892. An Hamburg zur Cholerazeit. Dank dafür erhalten.
1893. Nachruf an Dr. Münscher.
1893. Nachruf an Dr. Grimm.
1893. Bei der Weihe der restaurirten Kirche zu Homberg.

Am 25. Juni 1836 verheirathete er sich mit Helene Jordan, Tochter des verstorbenen Kaufmanns Jordan zu Homberg, welche ihm sieben Kinder schenkte und am 15. Mai 1885 starb.

52. Karl Dithmar starb 1814 als kleines Kind.

53. Hermann Dithmar wurde am 25. August 1814 zu Homberg geboren, wo er das Geschäft seines Vaters fortsetzte und Offizier in der Bürgergarde, sowie Vorstand des Bürger-Ausschusses war. Er war zweimal verheirathet, a) mit Emilie de Beauclair und b) mit Amalie Marie Knoll, und starb am 8. Oktober 1868 mit Hinterlassung von einem Sohne und acht Töchtern.

54. Sophie Dithmar wurde zu Homberg am 27. März 1816 geboren, verheirathete sich an N. N. Krach und starb zu Hersfeld 1874.

55. Eduard Dithmar wurde am 25. April 1819 zu Homberg geboren, wo er sich als Kaufmann niederließ und zum Stadtrath und Vizebürgermeister gewählt wurde. Er verheirathete sich mit Martha Schmoll aus Kassel.

56. Karl Dithmar wurde zu Homberg am 26. März 1821 geboren, besuchte die Gymnasien zu Hersfeld und Marburg, studirte zu Marburg, Halle und Bonn Theologie und wurde Pfarrer zu Altenburschla. Er verheirathete sich 1858 mit Emma Coing, Tochter des 1877 verstorbenen Metropolitans Coing zu Gudensberg, welche am 15. Dezember 1830 geboren war.

57. Charlotte Dithmar wurde zu Homberg am 6. März 1823 geboren, verheirathete sich an den Pfarrer Calckhof zu Wasmuthhausen, den Sohn der Schwester ihres Vaters (43) und starb 1857. Ihr Gatte starb 1870 nach einer zweiten Ehe.

58. Ferdinand Dithmar wurde am 15. Mai 1827 zu Homberg geboren, ließ sich daselbst als Kaufmann nieder und verheirathete sich 1861 mit Franziska Ochs, Tochter des Pfarrers Ochs.

Abschnitt III.

Die Linie Johann Konrad Dithmar.

Johann Konrad Dithmar hatte folgende Kinder (59—64):

30.
59. 60. 61. 62. 63. 64.
65. 66. 67. 68. 69.
70. 71. 72.

59. Philipp Christof Dithmar wurde am 20. Mai 1751 zu Homberg geboren, studirte die Rechte und starb am 19. Juni 1775 als Rechtskandidat zu Homberg.

60. Justus Ernst Dithmar wurde am 14. Februar 1753 zu Homberg geboren und starb daselbst am 7. August 1773.

61. **Karl** Jakob Dithmar wurde zu Homberg am 4. Oktober 1754 geboren, studirte von 1772 bis 1774 die Rechte zu Marburg, wo er der académie française angehörte, und ließ sich 1776 als Advokat zu Homberg nieder. Hier verheirathete er sich etwa 1782 mit Ernestine **Charlotte** Rommel. Diese war am 25. April 1755 als Tochter des Schulpräzeptors und Kantors Sebastian Rommel und dessen Ehefrau Marie Elisabeth geborene Winter zu Homberg geboren und eine Schwester des Hospitalprovisors

Rommel.[1]) Dithmar's Praxis mag keine glänzende gewesen sein, weßhalb er es wohl vorzog, eine staatliche Anstellung zu erlangen. Er wurde in Folge dessen durch Urkunde vom 26. Juli 1786 zum Regimentsquartiermeister und Auditeur im hessischen Leibfüsilier-Regiment, das zu Kassel garnisonirte, ernannt, wobei er eine Sicherheit von 1500 Thalern zu leisten hatte und durch den General v. Schlieffen mittels Handschlags an Eidesstatt verpflichtet wurde. In dieser Stellung nahm er an dem flandrischen Kriege, im Feldzug von 1795 als Stabs-(Ober)-Auditeur beim Generalstab Theil. Mit einem trefflichen Zeugniß des kommandirenden Generals v. Dalwigk versehen, wurde er durch Beschluß vom 29. Oktober 1795, als in Folge des baseler Friedens die Zurückziehung der hessischen Truppen aus den Niederlanden erfolgte, zum Amtmann (Justiz- und Rentbeamten) zu Wolfhagen bestellt, wobei er eine Sicherheit von 2000 Thalern zu leisten hatte. Er bezog als Gehalt neben freier Wohnung 308 Thaler 12 Albus baar, Getreide im Werthe von 87 Thalern 20 Albus, Stroh im Werthe von 4 Thalern und zehn Klaftern Holz. Sein Amt handhabte er nach Ansicht seiner Amtseingesessenen mit allzu großer Strenge; er selbst hielt aber ein strenges Regiment für um so nöthiger, als erst im Jahre vor seiner Anstellung, 1794, ein förmlicher Aufruhr gegen das landesherrliche Aufgebot der Amtsunterthanen ausgebrochen war, der nur durch militärische Hülfe hatte gedämpft werden können. Pünktlich und ohne Nachsicht sah er auf die Ausführungen der ausgeschriebenen Leistungen und Dienste, alle Rückstände trieb er mit unerbittlicher Strenge ein. Mochte ihn dies schon in jener bereits stark von revolutionären Gedanken durchwehten Zeit gewiß nicht beliebt machen, so stieß er noch mehr damit an, daß er auch die schwärmenden Gelage der Zünfte und anderer Korporationen aufhob und die Theilnahme daran mit strengen Strafen ahndete.

Bei seiner in den Feldzügen stark angegriffenen Gesundheit brach er vollständig zusammen, als ihm am 1. Oktober 1800 seine leidenschaftlich geliebte Gattin in Folge einer unerwarteten Niederkunft durch den Tod entrissen wurde.[2])

[1]) Rommel hatte vier Töchter: a) Karoline, verheirathet an Oberstleutnant Konrad Willius zu Kassel (s. u.). b) Amalie, verheirathet an Sigmund Peter Martin. c) Philippine, verheirathet an Pfarrer Coester zu Obervorschütz und d) Charlotte, verheirathet an Rentmeister Coester. Durch Sigmund Peter Martin wurde Rommel in den Dörnberg'schen Aufstand verwickelt und nach dessen Niederschlagung in das Kasseler Kastell geschleppt, doch konnte ihm keine direkte Betheiligung nachgewiesen werden, und er wurde daher wieder entlassen. — Ueber seinen Schwiegersohn Willius enthält Nr. 2778 der hessischen Morgenzeitung vom 19. August 1867 folgenden Nachruf aus der Feder des Verfassers dieser Zeilen: Vor wenigen Tagen starb dahier der Oberstleutnant a. D. Konrad Willius im 75 Lebensjahre, ein Mann, welcher sich ebensowohl durch militärische Tüchtigkeit, als auch durch die edlen Eigenschaften seines Charakters stets ausgezeichnet hat. Auch ihm blühten in Kurhessen keine Rosen. Sohn eines Kaufmanns in Kassel, wo er Anfangs für das Forstfach bestimmt, brachte ihn erst die westphälische Konskription in die militärische Laufbahn, indem er 1813 zu den Chasseur-Carabiniers gezogen wurde. Ehe er jedoch ins Feld rücken konnte, fiel der westphälische Thron und so marschirte Willius zuerst als kurhessischer gelernter Jäger gegen Frankreich. 1815 war er beim Sturm auf Charlesville der erste auf den Wällen dieses befestigten Platzes und erhielt für diese Heldenthat, welche außerdem v. Oynhausen in seiner bildlichen Darstellung aus der Geschichte des hessischen Jägerbataillons verherrlichte, den hessischen Orden des eisernen Helms und eine preußische silberne Medaille, welche für die Auszeichnung der Unteroffiziere und Soldaten im Felde bestimmt war und welche er auch mit Stolz weiter trug, als er kurz darauf zum Offizier ernannt wurde und nun das Recht hatte, die Medaille in das für Offiziere bestimmte Verdienstkreuz umzutauschen. Obgleich er sich auch später, namentlich bei Bekleidung der Stelle eines Divisions-Adjutanten als tüchtiger Offizier zeigte, so wurde er doch schon Anfangs der Vierziger Jahre zum Kommandanten des Kastells zu Kassel ernannt, wodurch er allerdings dem aktiven Militärdienste gänzlich entfremdet wurde, aber Gelegenheit fand, den politischen Untersuchungsgefangenen aus dem Jordan'schen Prozesse und später unter dem zweiten Ministerium Hassenpflug die Leiden der Gefangenschaft derart zu erleichtern, daß alle diese Unglücklichen ihn und sein wahrhaft menschenfreundliches Wesen stets dankbar anerkannt haben. Als 1848 nach Verhaftung des Leutnant Weber das Kastell einem Angriff der Bevölkerung ausgesetzt schien, war er bereit, den ihm anvertrauten Platz mit den Waffen in der Hand zu behaupten; aber ebenso treu hing er an der beschworenen Verfassung und unterzeichnete im Oktober 1850 sein Abschiedsgesuch, obgleich ihn Krankheit an das Bett fesselte. 1863 feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und trat dann in den Ruhestand. Unter dem großen Umschwung unserer Verhältnisse wird die Erinnerung an unsere eigenen Helden und Ehrenmänner nicht verlöschen.

[2]) Sie wurde im Scheurmann'schen Erbbegräbniß auf dem Schützeberg, dem Kirchhof eines eingegangenen Dorfes bei Wolfhagen, begraben.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwarze Mühle.

Eine Dorfgeschichte aus der Rhön von A. Weidenmüller.

(Fortsetzung.)

Es war eine furchtbare Stunde für ihn, als er diesen Einblick in die Pläne seines Vaters erhielt. Härte und Lieblosigkeit hatte er ihm immer zutrauen können und zugetraut, einer groben Unehrlichkeit hätte er ihn nie für fähig gehalten. Und allen den Zwang, den er ihm von Jugend auf angethan hatte, war er imstande ihm zu verzeihen, dies brachte er nicht fertig ihm zu vergeben. Drohte es ihm doch das Letzte zu rauben, was er sich aus dem Zusammenbruch alles seines Glückes allein noch zu retten hoffte: seinen guten Namen. Und so rührte es ihn nicht, als ihn der alte Mann mit gerungenen Händen bat, doch die Sache den geplanten Verlauf nehmen zu lassen, und erregte kein Mitleid in seiner Seele, als nach dem Zwangsverkauf ihres Mobiliars und sämmtlicher Liegenschaften er ihn in der ausgeräumten Wohnstube auf der Erde kauern und stumm vor sich hinbrüten sah. Erst als er ihn am folgenden Morgen vergeblich in dem ganzen leeren Hause suchte, und ihn ein Bauer aus dem Unterdorf in dieser Beschäftigung mit den Worten unterbrach: „Julian, Deinen Vater haben sie vorhin unten bei der Schleuse aus dem Wasser gezogen, er hat wohl schon ein paar Stunden darin gelegen;" — erst da ward ihm wieder bewußt, daß es doch ein starkes Band ist, welches Eltern und Kinder miteinander verbindet; er warf sich über den starren Leichnam und weinte bitterlich. Am selben Tag hatte er einen Besuch, der ihm wohl und wehe zugleich that: Engelburg. Die beiden hatten sich in den letzten zwei Jahren kaum einmal angesehen, geschweige denn angesprochen, so wußte Julian zuerst nicht, wie ihm geschah, als das Mädchen plötzlich in dem dämmerigen Hausgang vor ihm stand: „Du thust mir gar zu leid. Mein Bruder wollte nicht zu Dir gehen, da mußte ich selber kommen." Aber er faßte sich bald, „Lohn' Dirs Gott, daß Du noch an mich denkst," sagte er mit dem Schatten eines Lächelns in dem frühgealterten Gesicht und streckte ihr zögernd und doch frohbewegt die Hand entgegen. Sie ergriff sie bereitwillig, etwas weiteres hervorzubringen war sie nicht imstande. Dessen bedurfte es auch nicht, Julian war mitten in seiner Noth glücklich, daß sie vor ihm, glücklich, daß sie zu ihm stand, und Worte hätten dies Glück nicht vermehren können. Es war ein Glück von kurzer Dauer. Schon am Tage nach dem Begräbniß seines Vaters, erzählte ihm Engelburg, daß ein Bruder von ihr, der vor Jahren nach Amerika ausgewandert war, und den sie lange für todt gehalten hatten, ihr das nöthige Reisegeld geschickt habe, um zu ihm hinüber zu kommen, und daß sie in vierzehn Tagen weggehen werde. Er war einige Minuten still, als sie ihm fertig berichtet hatte. „Ich wollte, ich könnte mit Dir gehen," sagte er endlich, „aber ich kann nicht fort, ehe ich mit dem Markus im Reinen bin."

„Bist Du ihm noch viel schuldig?"

Er nickte finster. „Auf dem Papier ja, in Wirklichkeit nein. Nicht die Hälfte von dem Geld, das in den Schuldscheinen meines Vaters steht, hat er hergegeben, das will ich beschwören. Aber er soll sich an mir versehen haben, der Halsabschneider. Entgelten soll er mir, daß er mir den Vater um Ehre und Leben gebracht hat, und sollte ich gleich —"

„Julian!" fiel ihm das Mädchen erschrocken in's Wort, und der Mauerhofer, welcher nicht weit entfernt von den beiden gestanden und die Drohung des jungen Müllers gehört hatte, sagte näher tretend in gedämpftem, warnendem Ton; „Du, nimm Dich in acht mit solchen Reden. Du hast deren auch schon vor anderen gethan, und wie sollen die Leute sie anders verstehen, als daß Du dem Markus an den Kragen willst?"

Julian zog die Stirn noch finsterer zusammen. „Mögen sie doch verstehen, was sie wollen. Ich hasse den Markus wie keinen Menschen in der Welt, und ich muß meine Rache an ihm haben, koste es, was es wolle." Er nahm sich zusammen, als er sah, wie entsetzt Engelburg ihn anstarrte. „Ich denke, er läßt's nicht zum äußersten kommen, und ich rette mir noch so viel, daß ich hinter Dir her übers Wasser kommen kann. Bleibst Du bis zum Tag Deiner Abreise hier?"

Sie schüttelte den Kopf „Kannst Du Dich noch auf unsere alte Base von Petersberg besinnen? Sie wohnt jetzt in der Stadt und will, daß ich noch ein paar Tage bei ihr sein soll. Bis Sonnabend gehe ich zu ihr. Wenn wir uns also nicht mehr sehen sollten —" sie warf ihrem Bruder, der in's Haus gegangen war, einen raschen Blick nach und sagte dann hastig, mit bebender Stimme: „Julian, komm nicht mehr zu uns, meinem Bruder graust vor Dir, laß mich die letzten Tage in seinem Hof ohne Zank und Streit verleben."

Er verstand sie und zwang seinen Schmerz hinunter. „So wünsch' ich Dir eine recht glückliche Reise," erwiederte er so laut, daß es der am Fenster stehende Mauerhofer hören konnte, „und daß Du mir drüben immer gesund bleibst." Als aber der Bauer sich einen Augenblick umwandte, um heftigem Kindergeschrei hinter seinem Rücken ein Ende zu machen, fügte er leise hinzu: „Ich seh' Dich noch in der Stadt, Engelburg, ich weiß, wo Deine Base wohnt, und kann ich am Tage nicht zu Dir kommen, so komm' ich in der Nacht."

Unmittelbar darauf war er verschwunden, und der Mauerhofer konnte zu seiner in's Zimmer tretenden Schwester sagen: „Sei froh, daß Du den schlechten Lump so gut losgeworden bist, ich hatte schon Angst, er würde Dir Dein Reisegeld abschwatzen."

Der Vorabend von Engelburgs Abreise nach Amerika kam schneller herbei, als das Mädchen gedacht hatte. Nun war alles für die lange Fahrt gerüstet, die neue hölzerne Lade stand gepackt und verschlossen vor der Stubenthür, die Kleider, die unterwegs getragen werden sollten, lagen bereit; es galt nur noch eins zu thun: Abschied zu nehmen von der alten Base. Woran lag es nur, daß ihr vor dem so sehr graute? Daß ihr zu Muthe war, als könne sie nicht von der Base fortgehen? Den Dorfleuten allen, sogar der schlimmen Barbara hatte sie in aller Form Lebewohl gesagt, und der einzige, den sie noch einmal zu sehen gehofft hatte, als sie den Mauerhof verließ, von dem wußte sie durch ihren Bruder, daß er Tag und Nacht rastlos arbeite, um die wenigen Kunden, welche seine Mühle noch halte, zu befriedigen. „Er plagt sich redlich," das war der Beschluß von den Mittheilungen des Mauerhofers gewesen, „aber alle seine Arbeit ist umsonst, wen der Markus einmal gefaßt hat, der kommt nicht wieder los, es müßte denn sein — na, wenn ich der Markus wär', ich möchte nicht allein mit dem Julian zusammentreffen."

Schon mehr als einmal im Lauf der letzten beiden Tage waren Engelburgs Gedanken zu diesen Worten zurückgekehrt. Auch jetzt, wie sie so am Bett ihrer eines schlimmen Fußleidens wegen fast immer liegenden Verwandten saß und in das verglimmende Abendroth des Septembertages hinausblickte, umkreiste ihr Denken unablässig den düstern Sinn, welcher ihnen innewohnte. Wie hart war es doch für sie, ihren einstigen Herzliebsten mit der Befürchtung zu verlassen, daß er am Rande des Verderbens stehe. — Ihren einstigen Herzliebsten! Sie wollte sich einreden, daß ihr nicht halb so viel mehr an Julian liege als vordem, daß es nur noch Mitleid sei, was sie zu ihm hinziehe, aber es gelang ihr nicht. Vergangene Zeiten wurden in ihrem Herzen lebendig, sie stand wie vor Jahren mit dem schmucken, lustigen Burschen plaudernd am Mühlbach, sie fühlte den freundlichen Blick seines Auges, den festen Druck seiner Hand, und sie war froh, daß ihre Base schlief und ihr den schönen Traum nicht zerriß. Da pochte es leise an die Thür, und als sie, um die Schlafende nicht zu wecken, behutsam öffnete, stand Julian vor ihr. Nicht so schmuck und lustig, wie sie ihn unmittelbar vorher im Geiste gesehen hatte, sein Gesicht war blaß und abgezehrt, sein Anzug vernachlässigt und sein Blick matt und traurig, aber wie ihm vor drei Wochen, so war auch ihr jetzt schon seine bloße Anwesenheit Glückes genug.

„Daß Du doch noch kommst!" sagte sie, und ihre Stimme zitterte vor unterdrückter Freude. Dann faßte sie seine Hand und zog ihn in's Zimmer. „Die Base wird's nicht stören, wenn Du still bei mir sitzest."

Er saß still bei ihr. „Der Weg von der Mühle bis hierher ist doch weit für einen, der seit acht Tagen nicht aus den Kleidern gekommen ist," murmelte er endlich, „ich glaube," ich bin noch nie im Leben so an Leib und Seele zerschlagen gewesen, wie heute."

Ihre Augen gingen prüfend über seine eingesunkenen Wangen hin. „Julian, wer kocht für Dich?" fragte sie dann rasch. Er lächelte bitter. „Ich war froh, wenn ich ein Stück Brot hatte," antwortete er nach einigem Zögern. Sie holte vom Ofen, in dem der kranken Base wegen ein kleines Feuer brannte, Kaffee und Milch herbei und schenkte ein. „Da, und iß auch ein Stück von dem Kuchen, den ich gestern gebacken habe."

Er langte zu. „Du thust mir nichts als Liebes, ich habe Dir zeitlebens nichts als Böses zugefügt."

Sie schüttelte den Kopf. „Du thatest's ja nicht mit Willen, Julian. Wenn Du gekonnt hättest, ich wäre jetzt —" Sie brach ab. „Julian, willst Du mir zum Abschied noch etwas Gutes erweisen?"

Er schob die Tasse zurück. „Soll ich mich für Dich todtschlagen lassen? Weiß Gott, ich thät's, wenn Dir damit gedient wäre."

Sie lauschte nach dem Bett der Base hin. Die Kranke schlief noch immer. „Julian", sagte sie dann flehend, „versprich mir, Dich nicht an Markus zu vergreifen."

Ueber das Gesicht des jungen Müllers schlug es hin wie eine Flamme, und seine müden Augen blitzten auf. „Engelburg, Du weißt nicht, um

was alles mich dieser schwarze Teufel gebracht hat. Er hat meinen Vater belogen und zum Lügner gemacht, er hat Josepha gequält und verhetzt, er will mich selber um mein letztes Bißchen Gut und Ehre betrügen, ich müßte kein Mensch sein, wenn ich nicht Lust hätte, das zu vergelten."

Sie sah ihn traurig an. „Julian, ich bin nur ein dummes Mädchen und kann Dir weder rathen noch helfen, eins aber kann und will ich thun, bis wir auseinander gehen müssen: ich bitte Dich um Jesu willen, bleib' gut, thu' dem Markus nichts zu leide." Ihre Stimme klang erstickt von innerer Bewegung, trotzdem erschütterte sie das Herz des Mannes mehr als die gewaltigste Predigt. Er ergriff die hartgearbeitete Hand des Mädchens. „Weil Du's bist. Ich schwör' Dir bei den heiligen fünf Wunden, dem Markus soll von mir nichts widerfahren, als was ich vor Dir verantworten kann."

Sie hielt seine Rechte so fest, als wolle sie nie mehr loslassen. „Ich danke Dir, Julian," sagte sie dabei, „die Fahrt über's Meer wird mir nun leichter werden." Dann stand sie auf und zündete das kleine Lämpchen der Base an. In seinem Schein saßen sie noch lange zusammen und sprachen von Vergangenem und Künftigem. An die Gegenwart wurden sie erst wieder erinnert, als die alte Verwandte erwachte und erstaunt war, einen Gast in ihrem Zimmer zu sehen. Aber ihre Fragen störten die beiden nicht lange. Warum sollte sie sich auch viel bekümmern um die Angelegenheiten des jungen Müllers, der, soviel wußte sie vom Mauerhofer, schuld daran war, daß die Engelburg eine alte Jungfer wurde. Erst als die Schwarzwälder Uhr neben ihrem Bett zwölf schlug, und auch von den Thürmen der Stadt der Schlag der Mitternachtsstunde in hohen und tiefen Tönen herübersummte, mischte sie sich wieder ein. „Engelburg, Du fährst morgen früh um sechs Uhr fort, mich dünkt, es wäre gescheiter, der Julian ginge jetzt heim." Sie gehorchten ohne Widerrede, nur das ließ sich das Mädchen nicht nehmen, dem Gaste noch bis zur Hausthür das Geleit zu geben. Es wäre des Aufschließens wegen nicht nöthig gewesen, das Haus war ein Wirthshaus und deshalb die halbe Nacht offen, aber sie mußte ihm noch einmal unter Gottes freiem Himmel die Hand zum Abschied geben. „Der heilige Schutzengel sei allezeit mit Dir," sagte sie dabei und mühte sich stärker zu scheinen als sie war, „vielleicht, wenn Du Dich aus den Schulden herausgearbeitet hast, kommen wir doch noch einmal zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Im Walde.

Es zieht mich in den Wald hinein,
Dem grünen Wald, wo ich allein
Die Vögel kann belauschen.
Hier fühlt die Seele freier sich;
Mein Geist denkt nur allein an dich, —
Sich wonnig zu berauschen.

Und von der Höh' schau ich ins Thal,
Ihr Wolken grüßet tausendmal
Mein Lieb' in Thales Grunde!
Dort wo die Mühle einsam liegt,
Da wohnt sie, die mein Herz besiegt. —
Es giebt mir davon Kunde.

Blau Blümchen an dem Wiesenbach
Zieht eilends doch dem Wasser nach
Bis zu dem Mühlengraben!
Dort findet Ihr das holde Kind,
Könnt seh'n wie wir uns treu gesinnt,
Wie wir so lieb uns haben.

Carl Weber.

Herbstnoacht.

Gedicht in Wetterauer Mundart von
Friedrich von Trais.

's gihr [1]) e kahler [2]) Weand imm's Haus,
's stihnt [3]) e so, 's heult e so!
Hen [4]) fregkt [5]) eamm Bett „wer eaß dann daus [6])?"
„Kahn Mensch — häßt's do — kahn Sihl eaß do."
Ui fihrt die Loft! Ds Eckbahnd hält,
Goitt Lob, ds Häusi eaß vo Stahn.
Eaß dann ds Enn [7]) schuhnd vo dr Welt
Eann Gihring [8]) heint [9]), kammer [10]) gesahn?

Goitt Lob, dr Wächter bleſt die zwa [11]),
's eaß doach noach Leawe. Näit gesoacht [12])!
Woas leir [13]) aach drohn, 's eaß ahnerla [14]).
Merr [15]) esst se haaß näit wäi's gekoacht.
's gihr aach emol eamm Haus so her.
Off Storm kimmt Sonneschein eann Rahn [16]).
Ds Menscheherz, doas oftmols schwer,
Wärt [17]) wirrer leicht — kammer gesahn.

's gihr e kahler Weand imm's Haus,
's greint e so, 's geit [18]) e so.
Doas eaß die Wearrerfohne daus,
Ds Hobbdoahr [19]) eaß, doas eaß kahn Froh [20]).

Eann monter wärrn aich[21]) alle Stonn[22]);
Als wäi met Ahmer[23]) schäißt[24]) dr Rahn.
Eamm Doarf, do fange all die Honn[25])
Ze joagte[26]) ohn, kammer gesahn.

De Moarje sein aich offgewacht,
Dr Himmil, der woar wirrer blo
Eann aus de Wolke hott's gelacht.
Die Sonn woar do, die Sonn woar do!
Dr Mensch lifft Braſt[27]) eann Herzelaad,
Vom Herze fann[28]) emm all die Stahn[29]).
Sebahl[30]) e Sonn eann Mensche ſicht[31]),
Do wärt e fruh, kammer gesahn.

Bewoahrt uch[32]) auern[33]) fruhe Seann!
Wäi ihr geweast[34]) seid klahnerheit[35],)
'So bleit[36]) merr schihn, seid stennig Keann[37]);
's kimmt die Zeit, 's kimmt die Zeit!
's fihrt e kahler Weand imm's Haus,
's stihnt e so, 's läut e so;
Getrahn[38]) wärt schuhnd ds Leicht[39]) ennaus;
Kahn Mensch bleit do, kahn Sihl bleit do!

Ds Mennroad[40]), doas schäppt[41]) Doah eann Noacht
Ds Waſſer eann, ds Waſſer aus.
Der Sonneschein eann Rahn gemoacht,
Der helft sein Keann, de Mensche, aus.
's kimmt dr Herbst, 's fällt ds Bload,
's gett[42]) naue Sproaſſe[43]) ohn de Behm.
Ohm Enn hun's Bäile[44]) goar sche soad,
's eaß enn näit mihn ohngenehm[45]).

's fihrt e kahler Weand imm's Haus
Eann reißt die Schale[46]) off eann zou.
Dr Weand der läscht[47]) ds Licht'che aus,
Off ahnmol stell, off ahnmol Rouh!
Die Uhnrouh[48]) ohn dr Auer[49]) stiht,
's wärt geklaht[50]), 's wärt gegoarrn[51]).
So giht's, selangk die Welt bestiht,
Eann annerschter[52]) eaß noach näit woarrn.

---

[1]) geht. [2]) kalter. [3]) stöhnt. [4]) er. [5]) frägt. [6]) draußen. [7]) Ende. [8]) Gährung. [9]) heute Nacht. [10]) kann man. [11]) zwei Uhr. [12]) gefürchtet. [13]) liegt. [14]) einerlei. [15]) man. [16]) Regen. [17]) wird. [18]) geigt. [19]) Hofthor. [20]) Frage. [21]) werde ich. [22]) jede Stunde. [23]) mit Eimern. [24]) schießt. [25]) Hunde. [26]) jagden (bellen). [27]) Sorge. [28]) fallen. [29]) Steine. [30]) sobald. [31]) sieht. [32]) euch. [33]) eueren. [34]) gewesen. [35]) als kleine Kinder. [36]) bleibt. [37]) beständig Kinder. [38]) getragen. [39]) Sarg. [40]) Mühlrad. [41]) schöpft. [42]) giebt. [43]) Sprossen. [44]) Viele. [45]) angenehm. [46]) Laden. [47]) löscht. [48]) Unruhe (Perpendikel). [49]) Uhr. [50]) geklagt. [51]) geweint. [52]) anders.

Aus alter und neuer Zeit.

Gelegentlich der Betrachtung der Kasseler Münzen- und Medaillensammlung im dortigen Kunstmuseum kam uns der Gedanke, wie reichhaltig und werthvoll diese Sammlung zur Zeit des Landgrafen Friedrich II. gewesen sein mochte, ehe deren zweimalige Beraubung erfolgt war. Die im Anfang der fünfziger (1853) Jahre durch den Inspektor Appel, die sog. Goldreinette, stattgehabte, ist ja wohl noch in Vieler Gedächtniß. Manchem vergessen oder unbekannt dürfte aber die erste im Jahr 1775 durch R. E. Raspe verübte Beraubung sein. Dieser entwendete nämlich aus dem ihm als Custos anvertrauten Medaillen-Kabinet seines Landesherrn viele seltene Stücke, deren Werth über 2000 Thaler betrug und flüchtete damit nach Irland. Durch diese strafbare That würde er sich aber einen „Herostratenruhm“ erworben haben, wenn er nicht durch die von ihm im Jahre 1785 in englischer Sprache verfaßten Erzählungen des Baron von Münchhausen von dessen merkwürdigen Reisen und Feldzügen in Rußland auch in anderer Weise bekannt geworden wäre. Nachdem dies Buch vier Auflagen erlebt hatte, übersetzte es Gottfried August Bürger unter Beifügung mehrerer Zusätze im Jahre 1787 in's Deutsche. Diese Münchhausiaden stammen aber nicht von Raspe selbst her, vielmehr von dem 1797 zu Bodenwerder verstorbenen K. E. H. von Münchhausen, welcher als junger Mann russischer Kavallerieoffizier gewesen war. Ihm hat sie Raspe dann nacherzählt. J. S.

Es wird gewiß Niemand in Abrede stellen, daß in unserer Zeit viel Gereimtes und Ungereimtes geschrieben und gedruckt wird. Was aber unsere Vorfahren an Fleiß und Ausdauer, an Gründlichkeit und Wissen geleistet, wird dermalen selten erreicht. Nur ein Beispiel für viele: Unser Landsmann, der 1546 zu Schmalkalden geborene Pfarrerssohn Johannes Steuernagel hat den deutschen Text des ganzen alten und neuen Testaments in Reime gebracht. Gewiß eine Riesenarbeit! Als Anerkennung und Belohnung verlieh ihm Kaiser Rudolph II. denn auch den Titel eines poeta laureatus und zierte ihn mit der Dichterkrone. Steuernagel starb 1613 als Stadtschultheis zu Meiningen. J. S.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hielt gestern Abend im Saale der Oberrealschule seine Monatsversammlung ab, welche zahlreich besucht war. Dieselbe

wurde von dem Vorsitzenden, Herrn Bibliothekar Dr. Brunner, eröffnet, welcher zunächst die Personalveränderungen im Monat April zur Kenntniß der Mitglieder brachte. Der Verein hat 5 Mitglieder verloren, darunter den in Fulda verstorbenen Schriftsteller F. Zwenger, welchem der Vorsitzende einen warm empfundenen Nachruf widmete. Zwenger hat durch die vor 8 Jahren in's Leben gerufene Zeitschrift „Hessenland" zur Belebung des Interesses an der Geschichte unseres engeren Vaterlandes wesentlich beigetragen und der hessischen Geschichte große Dienste geleistet. Diesem Abgang von 5 Mitgliedern stellt sich ein Zugang von 19 Mitgliedern gegenüber, sodaß der Verein erfreulicher Weise einen Zuwachs von 14 Mitgliedern zu verzeichnen hat. Um die Anwerbung neuer Mitglieder haben sich namentlich die Herren Postverwalter Siegel in Lichtenau und Dr. Zülch in Treysa verdient gemacht. Die dem Verein gewordenen Zuwendungen sind besonders werthvoll. Die Herren Gebrüder Landsiedel hatten vor Neuherstellung der Zimmer des zweiten Stockes ihres in der oberen Marktgasse Nr. 7 gelegenen Hauses die Herren Bibliothekar Dr. Brunner und Konservator Dr. Bickell in Marburg auf die Oelmalereien der Wände ihrer Zimmer aufmerksam gemacht. Dieselben haben sich sowohl interessant für unsere Stadtgeschichte, als auch von hohem kunstgeschichtlichen Interesse herausgestellt. Die Reihe von Bildern stellt, so ist anzunehmen, Scenen aus einem Roman dar und sind die Helden in griechischen Kostümen gemalt. Die Wandbekleidung eines Zimmers haben die Herren Gebrüder Landsiedel dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zum Geschenk gemacht. Sodann hat der Verein interessante Beiträge von Herrn Bankier Herrlich, eine Urkunde der ersten Niederlassung seiner Vorfahren in Kassel im Jahre 1134 und von Herrn Kaufmann Klemme eine Urkunde der Majoratsstiftung des Generals v. Schlieffen, außerdem das Programm des Königlichen Gymnasiums in Marburg erhalten. Der Vorsitzende kommt hierauf noch auf die in einer hiesigen Zeitung aus Kerstenhausen enthaltene Korrespondenz zurück, nach welcher das Denkmal von Kleinenglis, welches im Laufe der Zeit durch Wind und Wetter arg beschädigt sei, wieder restaurirt und so der Nachwelt erhalten werde, und Herr Konservator Bickell theilt der Versammlung mit, daß in einer Eingabe bei Königlicher Regierung dieselbe ersucht sei, die Gemeinde zu beauftragen, das Denkmal wieder aufzurichten und dasselbe mit einem Gitter zu umgeben. Hierauf hielt Herr Rechtsanwalt Dr. Harnier den angekündigten Vortrag über „Friedens- und Kriegsbilder aus der westfälischen Zeit" (nach Tagebüchern des Herrn Geheimen Medizinalraths Dr. Harnier). Der Vorsitzende sprach am Schluß dem Redner für seinen interessanten Vortrag den Dank aus und bemerkte, daß hiermit die Reihe der dieswinterlichen Vorträge geschlossen sei. In der Pfingstwoche beabsichtigt der Geschichtsverein, den ersten Ausflug nach der Ruine Reichenbach bei Lichtenau zu unternehmen. (Kass. Tagebl.)

Zur Vorfeier des 25jährigen Jubiläums der Kasseler städtischen höheren Mädchenschule fand am 30. April Abends 7 Uhr ein Festkonzert in der St. Martinskirche statt. Man hätte für diese Aufführung keine bessere Wahl treffen können, als die von A. Brede's Oratorium „Der zwölfjährige Jesus". — An die wohlgelungene Vorfeier schloß sich am 1. Mai Vormittag 10 Uhr die eigentliche Schulfeier im großen Stadtparksaale an, der schon lange vorher dicht mit Festgästen gefüllt war. Mit der hier schon öfters gehörten Hymne „Der Herr hat Großes an uns gethan" von A. Brede, wurde die Feier durch den Sängerinnen-Chor der höheren Mädchenschule eröffnet. Alsdann bestieg der Leiter der Jubel-Anstalt, Herr Direktor Dr. Krummacher, die Rednertribüne, um die Festrede zu halten. — Darauf folgte die vom Herrn Musikdirektor Brede eigens für den Jubeltag komponirte Jubelkantate für Soli und Chor, welche den weihevollen Abschluß der Feier im Stadtparksaale bildete. — Nachmittags fand ein Festessen im Lesemuseum statt. (K. Tgbl.)

W. Aus Leipzig wird uns geschrieben: Am Ostermontag, den 26. März d. J., verabschiedete sich Herr Dr. theol. et phil. Johann Georg Dreydorff, Pastor der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Leipzig, nach 27jähriger Amtsthätigkeit von seiner Gemeinde, um in den Ruhestand zu treten. Unser verehrter Landsmann (Herr Pastor Dreydorff stammt aus Ziegenhain) hat sich in der langen Zeit seiner Wirksamkeit in Leipzig Vieler Herzen zu nie erlöschendem Danke verpflichtet und durch seine ausgezeichneten Kanzelreden wie durch seine hingebende Seelsorge manchen Zwiespalt im Herzen und Gewissen seiner Zuhörer versöhnt und dadurch nicht Wenige der Kirche gewonnen oder erhalten. Die Dankbarkeit seiner einzigen Gemeinde zeigte sich denn auch in einem überaus starken Besuche des letzten von ihm geleiteten Gottesdienstes. — Am 31. März, dem letzten Tage seiner Amtsthätigkeit, begaben sich sodann sämmtliche Mitglieder des evangelisch-reformirten Konsistoriums zu Leipzig in die Wohnung des Herrn Pastor Dreydorff, um ihm durch den Mund ihres

Vorsitzenden, des Herrn Pastor Dr. theol. et phil. Mehlhorn, den Dank der Gemeinde und des Konsistoriums auszusprechen. Danach hielt der Schriftführer des Konsistoriums, Herr Reichsgerichtsrath Dr. jur. Langerhaus, noch eine Ansprache an den Scheidenden und überreichte zwei photographische Bilder des bisherigen Kirchengebäudes, das nicht lange mehr den Zwecken der Gemeinde dienen wird, sondern durch einen Neubau an anderem Ort ersetzt werden soll. — Am 1. April wurde der Nachfolger des Herrn Dr. Dreydorff, Herr Pastor Carl Bonhoff aus Kassel, feierlich und doch in schlichten Formen in sein Amt eingeführt. Zunächst hielt Herr Pastor Mehlhorn eine Ansprache an den neuen Amtsgenossen und nahm ihm sodann das vorgeschriebene Gelübde ab, „zu predigen das Wort Gottes, Gesetz und Evangelium, enthalten und bezeugt in der heiligen Schrift, gemäß den Grundsätzen unserer reformirten Kirche.“ Danach begrüßte Herr Pastor Dreydorff seinen Amtsnachfolger, wobei er die freudige Zuversicht aussprach, daß er das Werk der Seelsorge in dem Sinne, wie es begonnen, fortsetzen werde. Im Namen der Schwestergemeinde zu Dresden begrüßte alsdann Herr Pastor Gamper den neuen Amtsbruder, und nun bestieg Herr Pastor Bonhoff die Kanzel, um seine Antrittspredigt zu halten, über den Text (1. Theff. 2, V. 4): „Wie wir von Gott bewähret sind, daß uns das Evangelium vertraut ist zu predigen, also reden wir, nicht als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott, der unser Herz prüfet.“ — Die Leipziger reformirte Gemeinde zählt zahlreiche Hessen zu ihren Mitgliedern und Gemeindehäuptern, und auch das Konsistorium, dem zuletzt noch die Herren Kaufmann Siebert aus Kassel (†) und Prof. Dr. phil. v. Meyer aus Kassel (jetzt in Dresden) angehörten, enthält unter seinen Mitgliedern z. Z. zwei Hessen, die Herren Kaufmann Krug aus Kassel und Dr. phil. Weinmeister aus Marburg.

Am 19. April wurde in Hersfeld das 25 jährige Dienstjubiläum des Gymnasialdirektor, Herrn Dr. Konrad Duden, festlich begangen. Nachdem schon am Vorabend von den Schülern sämmtlicher Klassen dem Jubilar ein Fackelzug und ein Ständchen gebracht war, versammelten sich, wie die „H. Z.“ berichtet, am Festvormittag um 11 Uhr die Mitglieder des Lehrerkollegiums, die Spitzen der Staatsbehörden, sowie die Vertreter der städtischen und kirchlichen Behörden, Schulen ꝛc. in der Aula des Gymnasiums zu einer Schulfeier, wobei der Jubilar die Beglückwünschungen seitens des Lehrerkollegiums, der Schüler, der durch Abgeordnete vertretenen beiden Kasseler Gymnasien, sowie seitens der Geistlichkeit, des kgl. Landraths, der städtischen Behörden und Schulen entgegennahm. Herr Direktor Duden dankte jedem Einzelnen der Herren Vertreter in herzlichen und bewegten Worten. Gesang eröffnete und schloß die erhebende Feier. Nachmittags 2 Uhr fand im Gasthofe „zum Stern“ ein Festessen statt, an dem ungefähr 80 Personen theilnahmen, und das durch manche treffliche Rede gewürzt wurde. Den Schluß der Festlichkeiten bildete ein Kommers der oberen Gymnasialklassen, der auch von einer großen Anzahl Gäste besucht wurde. Gesänge und theatralische Aufführungen wechselten in bunter Reihe ab und erhöhten die allgemeine Feststimmung. Wir sind überzeugt, daß alle Festtheilnehmer mit Vergnügen an das wohlgelungene Fest zurückdenken werden. Bei dem Festkommers wurde der nachfolgende Prolog gesprochen:

Mit farbenprächt'gem Rosenlicht, das heller noch
Denn sonst ihr majestätisch Haupt umglüht,
Fuhr heut Aurora auf am Firmamente.
Und jauchzend rief zum Gruß sie, wonnerbebend,
Dem jungen Tag ein dreifach „Heil!“ entgegen.
Denn heute sind es 25 Jahre,
Daß Du, verehrter Meister, hast erstiegen
Der Ehre hohe Staffel, die nur dem sich öffnet,
Der sonder Fehl des Geistes Schwert geführt
Zum Heil und Segen unsrer deutschen Jugend.
Wohl blickest Du zurück auf manch' durchstürmten Tag,
Wohl hast Du oft vielleicht der Täuschung Schmerz erlitten,
Und doch stehst heute noch wie damals Du
In Jugendgeisteskraft in Deiner Jünger Mitten,
Dem Krieger gleich, der in der Schlachten Wetter
Die Fahne hoch erhoben, auf der Wahlstatt kämpft,
Der Eiche gleich, die in des Sturmes Brausen
Das Haupt nicht beugend in die Wolken ragt.
Und sieh, wie heut an Deinem Jubeltage
Der Jünger Schaar Dich freudevoll umdrängt,
Wie dankend Dir ihr Herz entgegenschlägt,
Daß Du seit Jahr und Tag die Hände schützend hieltest
Ob ihrem Haupt und führtest weisheitsvoll
Sie zu der Weisheit hellem Silberquell:
In nah und fern lebt der Erinnrung Süße
An Dich und Deines Wirkens Segen auf,
Und mancher blickt verehrungsvoll empor,
Den Du erzogen, der in Amt und Würden
Das, was er ist, Dir und den Deinen dankt.
So nimm denn unser aller Segensworte,
Nimm unser aller Herzenswunsch entgegen,
Daß lang Du noch des Geistes Bildungsstätte,
An der Du einsichtsvoll und segensreich gewaltet,
Auch ferner jugendfrisch in der Gesundheit Stahl
Zu unser aller Heil bebauen mögest.
Das walte des Allmächt'gen Vaterhand!

Die meisten in Hessen erscheinenden Blätter, aber auch solche die außerhalb der Grenzen unseres engeren Vaterlandes erscheinen, haben dem hingeschiedenen Herausgeber dieser Zeitschrift, F. Zwenger, Worte der Anerkennung gewidmet, in denen der hohen Eigenschaften seines Geistes und Herzens in gleich warmer Weise gedacht ist. An der Beerdigung, die am Sonntag den 8. April in Fulda in ein-

facher, aber würdiger Weise stattfand, betheiligten sich Leidtragende aller Stände und Konfessionen. In dem Leichenzuge bemerkte man den Bisthumsverweser Prälat Dr. Komp, Domkapitular Dr. Braun, Landrath Fliedner, Gymnasialdirektor Dr. Göbel, Amtsgerichtsrath Mackeldey, Schriftsteller Emil Boxberger u. A. Das „Hessenland" ließ durch Freundeshand einen Kranz auf dem Sarge seines Begründers niederlegen. Auf der Ostseite des neuen städtischen Friedhofes hat F. Zwenger seine letzte Ruhestätte gefunden.

Hessische Bücherschau.

Paul Harms, Die deutschen Fortunatus-Dramen und ein Kasseler Dichter des 17. Jahrhunderts. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 2,40 Mk.

Die Landesbibliothek in Kassel bewahrt unter ihren Schätzen zwei handschriftliche Dramen, von denen das eine die aus den Volksbüchern bekannte Geschichte von Fortunatus und seinen Söhnen enthält, während das andere eine größere Episode aus Ariost's Rasendem Roland behandelt. Harms hat beide Dramen eingehend untersucht und ist zu dem Ergebniß gekommen, daß sie von dem nämlichen Verfasser herrühren, daß ferner die Kasseler Handschrift das Originalmanuskript ist. Der Dichter verschweigt zwar seinen Namen, doch ist es Harms' scharfsinniger Untersuchung gelungen, durch sorgfältige Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente festzustellen, daß der Autor nahe Beziehungen zum Landgrafen Moritz und zu den im Dienste desselben stehenden englischen Komödianten gehabt hat. Weiterhin macht der Verfasser wahrscheinlich, daß die Entstehungszeit der genannten Dramen in das Jahrzehnt von 1610—1620 fällt. Den Dichter charakterisirt Harms als einen verständigen Mann, der seinem Stoffe nicht nur ein gutes Maß natürlicher Beanlagung entgegenbrachte, sondern sich auch nach englischen Mustern zu bilden verstand und dessen Arbeiten die übrigen dramatischen Produkte weit übertreffen, die während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Umgebung des Kasseler und des Marburger Hofes entstanden sind. Wer sich mit der Geschichte der hessischen Litteratur beschäftigt, wird die gründlichen Untersuchungen von Harms nicht übersehen dürfen. P.

Entgegnung.*)

In Nummer 6 des „Hessenlandes" bringt Hermann v. Pfister ein Eingesandt, welches wohl dem in meinem Verlage in zweiter Auflage erschienenen Buche „Heßler Sagenkranz aus Hessen-Nassau 2c.", gelten soll.

Ich bemerke dazu, daß nach § 7 des Preßgesetzes als Nachdruck nicht anzusehen ist:

„Das wörtliche Anführen einzelner Stellen oder kleinerer Theile eines bereits veröffentlichten Werkes oder die Aufnahme bereits veröffentlichter Schriften von geringerem Umfang in ein größeres Ganzes, sobald dieses nach seinem Hauptinhalt ein selbstständiges wissenschaftliches Werk ist, sowie in Sammlungen, welche aus Werken mehrerer Schriftsteller zum Kirchen-, Schul- und Unterrichtsgebrauch oder zu einem eigenthümlichen literarischen Zwecke veranstaltet werden. Vorausgesetzt ist jedoch, daß der Urheber oder die benutzte Quelle angegeben ist."

Ich begreife nicht, daß Herrn v. Pfister, welcher doch schon verschiedene Schriften herausgegeben hat, das Preßgesetz so wenig bekannt ist. Jedenfalls war es wohl richtiger, ehe man ganz unbegründete Angriffe ausübt, sich über die Berechtigung zu erkundigen.

Sämmtliche Gedichtsammlungen, wie z. B. Scherer, Deutscher Dichterwald, Zettel, Edelweiß, Polko, Dichtergrüße 2c. enthalten Proben noch lebender Dichter.

Mit ganz demselben Recht ist es mir gestattet, in einer Sammlung von Sagen einzelne Proben wiederzugeben.

Herrn v. Pfister kann ich auf Wunsch auch einige Schriftstücke vorlegen, in welchen sich Autoren bedanken, daß einige Artikel in der Sammlung Aufnahme gefunden haben.

Kassel, den 28. März 1894.

Gustav Klaunig, Hof-Buchhändler.

*) Anmerkung der Redaktion. Nachdem sowohl Herr v. Pfister als Herr Klaunig zu Worte gekommen sind, mag für das „Hessenland" die Frage abgeschlossen sein.

Briefkasten.

H. Z., Kassel; J. J., Berlin. **Wir bitten wiederholt, alle für das „Hessenland" bestimmten Manuskripte an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, zu senden.**

O. G., Hildesheim. Der Aufsatz über F. W. Br. wird in Kürze erscheinen. Freundlichen Dank.

W. Sp., Cottbus. Sobald das betreffende Manuskript in unsern Besitz gelangt sein wird, wird es Ihnen übermittelt werden. Auch Ihnen besten Dank.

V. Tr., Rauschenberg. Die Sendung sehr willkommen, wie Sie sehen. Wir hoffen, daß die Humoreske sich noch vorfinden wird.

H. F., Witzenhausen; F. v. H., Berlin; Frau K.-J., München; M. M., Kassel. Wir behalten uns ausführlichere Beantwortung vor und bitten Sie, dem „Hessenland" Ihre wohlwollende Unterstützung angedeihen zu lassen.

J. W., Leipzig. Für Nr. 8 leider nicht mehr zu verwenden, deshalb erst heute gebracht. Für derartige Berichte haben übrigens stets Platz.

M., Straßburg. In Beantwortung Ihrer freundlichen Anfrage bitten wir Sie, uns mittheilen zu wollen, welchen Umfang die betreffende Arbeit haben wird.

G. F., Kassel. Es ist uns noch nicht möglich gewesen, zu ermitteln, wo der Aufsatz sich befindet. Wir ersuchen Sie um Geduld.

G. K., Gelsenkirchen. Es wird uns freuen, wenn Sie unserer Zeitschrift Ihr Interesse zuwenden wollen.

Dr. J. P., Kassel; C. W., Kassel; J. S., Frankfurt a. M. Freundlichen Dank und Bitte um Weiteres.

Herausgeber: Ferd. Zwenger's Erben. Stellvertr. verantwortlicher Redakteur: Dr. D. Saul in Stuttgart.
Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 10.

Kassel,
17. Mai 1894.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Auf einer Burgruine an der Lahn.

Noch rauscht wie einst das Mühlenwehr
Und drüber ragt die morsche Veste,
Noch ruht es hier sich auf das Beste —
Doch ich bin nicht der Alte mehr.

Und wo bist Du, Cornelia,
Die hier mit sehnendem Entzücken
Aus den zerbrochnen Fensterlücken
Dem Jüngling froh entgegen sah?

Dort liegt er noch, der kleine Kahn,
Mit dem wir einst vom Land gestoßen;
Es blüh'n auf's neu die Wasserrosen —
Doch anders blicken sie mich an.

Es war ein Tag, so schön, wie der:
Die Schwalben kreisten durch die Lüfte,
Akazien streuten Blüthendüfte,
Der Himmel blaute hoch und hehr.

Da wiegten wir uns auf der Fluth,
Und bei dem Gleiten, sanften Schwanken
Zog süß manch Bild in die Gedanken,
Gedichtet von der Wünsche Gluth.

Am Abend bald erscholl der Saal
Von unserm Lachen, unsern Tänzen,
Vom Mondlicht ließen wir uns kränzen
Und schauten fröhlich in das Thal.

Nun wächst auf Deinem Grab das Gras
Allein sitz' ich beim Saft der Reben, —
Dem Glück der Jugend, Deinem Leben
Gilt diese Thräne, dieses Glas.

Carl Liebrich.



Geschichte der Familie Dithmar.

Ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Als Ende 1806 die hessischen Beamten durch das französische Gouvernement den Befehl erhielten, die entlassenen hessischen Soldaten zu neu zu errichtenden Regimentern auszuheben, wollte Dithmar diesen Befehl mit seiner gewohnten Strenge durchführen, obwohl er selbst sehr wenig franzosenfreundlich gesinnt war und deshalb auch bei den Machthabern keine Gunst genoß. Seine Aufforderungen an die Mannschaften, sich zu stellen, blieben erfolglos, dagegen rotteten sich die ehemaligen hessischen Soldaten am 18. Dezember zusammen, drangen in Dithmar's Wohnung im Schloß zu Wolfhagen und erklärten, sie würden auf keinen Fall in Dienst treten, er möge sie mit derartigen Befehlen in Ruhe lassen. Nunmehr nicht im Stande, den ihm ertheilten Auftrag auszuführen, berichtete er in diesem Sinne an den mit der Bildung der Truppenabtheilung beauftragten Major Müller zu Kassel, und dieser erschien am Abend des 22. Dezember mit einer Abtheilung französischer Reiter zu Wolfhagen, um die Widerspenstigen zwangsweise auszuheben, ging aber, weil die Gestellungspflichtigen sich auf die Flucht begeben hatten, alsbald wieder zurück und ließ nur den Leutnant Conradi mit einer geringen Mannschaft zu Wolfhagen. Kaum hatte sich Müller entfernt, als eine große Menge ehemaliger Soldaten und Bauern aus der Umgegend, namentlich aus dem Amt Gudensberg, mit Flinten, Pistolen, Säbeln, Piken und Aexten bewaffnet, nach Wolfhagen kam, in den Renthof (im Schloß) eindrang, nach Müller fragte und, als sie dessen Abzug erfuhr, ihre ganze Wuth an Dithmar ausließ. Sie zerschlugen unter gewaltigem Lärmen die Fenster, bombardirten das Haus mit Steinen und Knüppeln und zertrümmerten einen Theil seiner Möbel, namentlich soweit diese im Erdgeschoß standen. Alle Versuche Dithmar's und Conradi's, die Menge zu beruhigen, blieben erfolglos, ja, als Dithmar versuchte, in die Hausthür zu treten und zu der Menge zu sprechen, wurde er mißhandelt und scharf nach ihm geschossen, sodaß er sich nur durch schleunige Flucht retten konnte. Endlich gelang es den in der Stadt einquartirten Reitern in das Schloß einzudringen und das Volk zu zerstreuen, Dithmar aber begab sich mit Conradi, der nur einen ganz kleinen Trupp seiner Reiter zurückließ, um mündlichen Bericht zu erstatten, nach Kassel, wo er im König von Preußen erkrankte. Der Generalgouverneur erlaubte ihm zwar einstweilen in Kassel zu bleiben, die Landesregierung aber gab ihm durch Verfügung vom 27. Dezember auf, sich alsbald nach erfolgter Genesung auf seinen Posten zurückzubegeben. Diesem Befehl konnte er jedoch nicht nachkommen, da sich seine Krankheit in Folge der übelen Nachrichten aus Wolfhagen verschlimmert hatte. Dort war nämlich nach seiner Abreise das Landvolk wieder erschienen, hatte im Verein mit den Bürgern und Soldaten das Rathhaus und das Amthaus gestürmt, die dort aufbewahrten Gewehre geraubt und sich dabei an Dithmar's Kindern dermaßen vergriffen, daß diese Haus und Hof verlassen und einzeln flüchten mußten, um sich vor der Volkswuth zu retten. Für die Zeit von Dithmar's Verhinderung war der Amtsassessor Giesler, ein sehr milder Mann, mit der Verwaltung des Amtes beauftragt worden, was für beide Männer zu tragischen Verwicklungen führen sollte, denen eine dritte erlag. Als die Eingesessenen des Amts ihren gestrengen Amtmann entfernt sahen, beeilten sie sich, dessen Sturz durch massenhafte Anzeigen zu vollenden; diese Anzeigen mußte Giesler selbstverständlich entgegen nehmen und weiter geben. Dithmar, der sich unter der bestimmten Versicherung, daß alle Anzeigen gegen ihn grundlos seien, vergeblich um eine Oberamtmannstelle beworben hatte, wurde ohne Gehaltsbezug suspendirt und ein Verfahren wegen eines in den wegen seines plötzlichen Abgangs nicht von ihm selbst seinem Nachfolger überlieferten Kassen festgestellten Rezesses gegen ihn eingeleitet. Gleichzeitig aber trat Giesler, dem auf seine Bewerbung Dithmar's Stelle übertragen worden war, der

Dithmar'schen Familie näher und schloß mit der ältesten Tochter, der schönen zwanzigjährigen Philippine Dithmar (66) ein Herzensbündniß. Der Vater, durch alles vorhergegangene schwer gereizt, übertrug seine Erbitterung auf den ganz unschuldigen Giesler und verweigerte standhaft seine Einwilligung zur Verlobung; er ertheilte sie erst, als er nach einem Zwischenaufenthalt in Kassel sich in seine Heimath Homberg zurückgezogen und nachdem sich bei seiner Tochter in Folge der vielen schweren Erlebnisse eine bedenkliche Krankheit eingestellt hatte. Im Februar 1808 durften die Liebenden sich endlich zu Homberg begrüßen, aber es war zu spät. Bei Philippine hatte sich die Schwindsucht entwickelt, und sie entließ den Geliebten mit dem traurigen Abschiedsgruß: Zum letzten Mal! Wenige Tage darauf, am 15. Februar, hauchte sie ihren Geist aus. Einer ihrer blonden Zöpfe wurde durch Vermittlung ihres Bruders Wilhelm (65) an Giesler geschickt, der ihn als theuere Reliquie sein Leben lang aufbewahrte und, als er zu Wabern als Landrath a. D. 1859 starb, sich von seiner vollkommen eingeweihten Gattin im Sarg in die Hände legen ließ. Dithmar erlebte nicht das Ende der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung, er starb bald nach seiner Tochter am 28. April 1808 zu Homberg. Im Jahre 1812 wurde verfügt, daß sein ganzes hinterlassenes Vermögen eingezogen werden sollte, doch ist es entweder in Folge eines Bittgesuchs seiner Kinder, namentlich seines in westphälische Kriegsdienste getretenen Sohnes Karl (67) oder in Folge der Ereignisse von 1813 nicht eingezogen oder wieder herausgegeben, da seine Kinder sich später im ungestörten Besitz des Vermögens befanden. Ueber den Ausgang des Prozesses ist nichts bekannt. Karl Dithmar's Kinder siehe 65—69.

62. Johann **Wilhelm** Dithmar wurde am 5. November 1757 zu Homberg geboren, studirte die Rechte und erwarb sich am 2. März 1780 unter dem Vorsitz des Professors Johannes Hofmann zu Marburg auf Grund einer Disputatio juridica auspicalis de Immunitatibus castrensibus aliisque libertatibus praecipue in Hassia die Würde eines Lizenziaten der Rechte. Er lebte in Homberg als Advokat und starb daselbst unverheirathet am 12. August 1810.

63—64. Zwei jung gestorbene Töchter.

65. Johann **Wilhelm** Dithmar wurde am 20. Oktober 1783 zu Homberg geboren, studirte die Rechte und wurde durch Verfügung vom 4. März 1807 zum Advokaten für die Aemter Ahna, Wilhelmshöhe und Kaufungen mit dem Wohnsitz in Kassel, später aber zu Homberg bestellt. Durch seinen Vetter Siegmund Peter Martin, bei dem er damals als Sekretär arbeitete, wurde er in den Dörnberg'schen Aufstand verwickelt und mußte nach dem unglücklichen Gefecht bei der Knallhütte bei Kassel fliehen. Seine Schicksale auf dieser Flucht und seinen Eintritt in das von Kurfürst Wilhelm I. in Böhmen errichtete hessische Truppenkorps erzählt er selbst in einem Briefe vom 6. Januar 1810 aus Caaden an der Eger, welchen er an seinen Oheim, den Hospitalsprovisor Rommel zu Homberg schrieb und der nur auf Umwegen an seine Bestimmung gelangen konnte, [1]) wie folgt:

„Nach jener unglücklichen Affaire bei der Knallhütte flohen ich, M(artin) [2]) und v. W(olff) über Naumburg in's Waldeck'sche, gingen bei Münden über die Fulda und nahmen unsern Weg die Werra entlang nach der sächsischen Grenzstadt Berka zu. [3]) Wir erreichten glücklich die Grenze nach mancher in Wäldern und Klüften unter freiem Himmel zugebrachten Nacht und mancher bei Passirung eines Dorfes ausgestandenen Angst, ohne daß wir einem Gendarm oder einem sonstigen Diener der heiligen Hermandad ansichtig wurden. In Berka ging es mit Extrapost über Eisenach, Langensalza, Tennstedt und Halle. Hier hatte Schill einige Tage zuvor sein Wesen getrieben, indessen konnten wir ihm nicht folgen, weil er schon weit weg marschirt war. In Halle trafen wir zwei Unglücksgefährten, v. D(alwigk) und v. E(schwege), die aber dem Schill nachgingen. Von Halle fuhren wir nach Dessau, mußten aber auf Wittenberg, weil Schill die Elbbrücke bei Dessau zerstört hatte. Bei Wittenberg mußten wir verteufelte Aengste ausstehen. Weil Schill hier die Elbe passirt hatte, so war ein Truppenkorps von Sachsen da zusammengezogen. Ueberall mußten wir durch Vedetten durch. Wittenberg ist bekanntlich eine sächsische Grenz-

---

[1]) Auszugsweise ist dieser Brief in den Nummern 202 und 204 der hessischen Morgenzeitung zu Kassel vom 13. und 14. Mai 1887, wenn auch mit vielen sinnentstellenden Druckfehlern abgedruckt, auch vom Verfasser dieser Familiengeschichte zu einem Vortrag im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel am 8. November 1864 benutzt worden, der dann dem kurhessischen Generalstab auf dessen Wunsch abschriftlich überreicht wurde.

[2]) Die Namen werden, soviel es möglich ist, ergänzt wiedergegeben.

[3]) Auf dieser Flucht, wo unter anderem der Pfarrer Koch zu Wölferode die Flüchtigen beherbergte, erlitt Dithmar auch große materielle Einbuße. An einer anderen Stelle schreibt er darüber: „Am 23. April v. J., wo wir in jener unglücklichen Nacht nach Kassel marschirten, gab ich meinen Mantelsack, worin unter anderen gegen 150 Thaler in Gold und Silber lagen, einem Mann Namens Kaysen, einem Maurer aus dem Bamberg'schen, der zu Lenderscheid wohnt. Nach der Retirade konnte ich mich natürlich nicht weiter darum bekümmern."

festung gegen Preußen zu. Ohngeachtet unser Paß durchaus unrichtig war, so kamen wir dennoch — mirabile dictu — glücklich wieder zur Stadt hinaus. Von da gings in's Preußische über Treuenbrietzen, Zehlendorf, Potsdam nach Berlin. In Berlin mußten wir beinahe vier Wochen bleiben; Theils weil sich hier täglich neue Flüchtlinge einfanden und wir alles gemeinschaftlich unternehmen wollten, Theils weil wir erst auf die Rückkunft des nach Schill gesandten Abgeordneten warteten, Theils auch, weil man beinahe für gewiß glaubte, Preußen werde mit Oesterreich gegen Frankreich sich verbünden. Indessen erfolgte Schill's Niederlage, Preußen blieb ruhig, und wir selbst mußten auf eine baldige Retirade aus Berlin bedacht sein, da es leicht möglich war, daß die Spione des französischen und westphälischen Gesandten unsern Aufenthalt einmal auskundschaften möchten und alsdann Preußen uns auf jeden Fall ausgeliefert haben würde. Ich und ein preußischer Major erhielten vom österreichischen Gesandten Pässe als österreichische Kuriere und Geld, desgleichen auch Depeschen an den Erzherzog Karl, den Staatsminister Graf Stadion und andere hohe Personen. Damit versehen, reisten wir beide von Berlin bei Tag und Nacht als Kuriere durch Preußen, Schlesien, Mähren und Oesterreich nach Wolkendorf, wo damals Franz II. sein Hoflager hatte, und nach Wagram, wo das österreichische Hauptquartier war. Wir wurden gut empfangen, erhielten selbst zur Reise nach Wagram eine kaiserliche Equipage und lebten übrigens gut, da es uns an Geld nicht fehlte. Damals stand das Freikorps des Herzogs von Braunschweig mit den Oesterreichern in Dresden, und da ich wie alle meine Kameraden gesonnen war, mich bei diesem engagiren zu lassen, so reiste ich mit dem Obersten v. D(örnberg), den ich in Wagram traf, über Prag nach Dresden zu. In Prag traf ich den damaligen Rittmeister, nunmehrigen Major v. B(aumbach), ich sah das neu geworbene kurhessische Freikorps, welches aus Husaren, Dragonern, Grenadieren, Garden, Jägern, Füsilieren und Artillerie bestand und ließ mich engagiren. Wie ich zu dem Ende zum Kurfürsten ging und meinen Namen nannte, erinnerte er sich augenblicklich meines Vaters und fragte gleich, ob ich dessen Sohn sei. Er wollte mich nur zum Unterleutnant bei den Jägern machen, indessen ich wollte bei die Husaren, und da ich auf seine Frage, ob ich Pferde und Geld zur Equipage hätte, nein antwortete, so mußte ich vor der Hand Junker werden; denn mir oder einem meiner Kameraden, die doch alles aufgeopfert und verloren hatten, Geld vorzuschießen, dazu ist er viel zu geizig.[1]) Ohngeachtet nun bei seinem Korps viele Verbesserungen angebracht waren, indem z. B. die Infanterie statt der ehemaligen Hüte französische Tschakos und graue Chenillen,[2]) auch die Dragoner österreichische Helme und österreichischen Schnitt tragen, so ist der Kurfürst doch immer noch der alte erbärmliche Hecht; unter anderm mußten seine Soldaten, so lange sie wenigstens in Prag auf der Parade waren, die alten infamen Zöpfe tragen. Acht Tage nach meinem Engagement marschirten wir aus Prag in das Feld, ein Theil des Korps stand schon im Felde und damals in Dresden. Gott weiß es, welche sonderbaren Gefühle meine Brust durchglühten, wie wir unter fliegenden Fahnen und klingendem Spiele aus der Stadt marschirten. Wenn ich so ein Jahr nur zurückdachte, wo ich noch Advokat und nun ein Husar aus mir geworden war! Dazu kam bei den großen Fortschritten, welche die Oesterreicher, Braunschweiger und Hessen in Sachsen gemacht hatten, der beseligende Gedanke, in wenigen Wochen ziehen wir so siegreich in Kassel zum Frankfurter Thor ein! Ich mag und darf an alle diese zertrümmerten Hoffnungen gar nicht zurückdenken. Es ist in der That schrecklich niederschlagend! Wenige Wochen hernach wurde ich dann Cornet oder, wie es nach der österreichischen Ordonnanz heißt, Unterleutnant. Wir marschirten in's Bayreutische, machten einen Theil des 11. Armeekorps aus und standen unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls K(ienmayer). Bei der bayreutischen Stadt Berneck stand der Feind, aus Franzosen und Bayern unter dem Kommando des Marschalls J(unot) bestehend.[3]) Es war den 9. Juni 1809, als wir mit ihnen die Affaire hatten. Ohngeachtet das Terrain, das aus lauter steilen Bergen, Wäldern und Felsen bestand, für den Feind sehr günstig war, so wurde er doch geschlagen. Unsere Husaren standen stundenlang unter dem feindlichen Kartätschenhagel, aber zum Glück flogen die Kugeln über die Köpfe weg und wir verloren nur ein Pferd. Zum Einhauen kamen wir nicht. Gegen Nachmittag war die Stadt Berneck von unseren Leuten eingenommen, und nun hieß es abermals: Kavallerie vor, um den fliehenden Feind zu verfolgen. Hinter Berneck gegen Abend setzte sich der Feind noch

[1]) Seine Offiziers-Uniform erhielt Dithmar vom Kurfürsten aber doch vorschußweise; denn er schreibt weiter, daß er dem Kurfürsten darauf noch Geld schuldig sei.

[2]) Mäntel.

[3]) Hier begeht Dithmar zwei Irrthümer, da die Bayern nie unter Junot gestanden haben und dieser nie Marschall gewesen ist.

einmal, die Kavallerie, die man wegen der eingebrochenen Dunkelheit kaum sehen konnte, stand uns einige hundert Schritte gegenüber, und die Infanterie hatte sich auf einer Anhöhe en quarré postirt. Hier wurde mir, was ich nicht leugne, doch ein wenig bänglich ums Herz; denn so ein quarré, das mit Kartätschen schießt, zu sprengen, ist wahrlich gerade keine partie de plaisir. Ich muß aber sagen, daß ich zuletzt ganz kaltblütig wurde. Der Kanonendonner und der Lärm läßt einen nicht zur Besinnung kommen. Ehe jedoch die Verstärkung ankam, die wir von der schwarzen Legion des Herzogs von Braunschweig erwarteten, gab der Feind Fersengeld und floh so eilig, daß unsere hessischen Leibdragoner noch in der Nacht die Hauptstadt Bayreut besetzten. Es war ein mühseliger Tag. Wir hatten schon neun Stunden marschirt, die Hitze war unerträglich und gegen vier Uhr Nachmittags kam ein starkes Gewitter mit einem solchen anhaltenden Regenguß, dergleichen ich mich nicht erinnere. Viele Soldaten fielen vor Mattigkeit und Durst todt auf der Straße nieder. Die Nacht lag ich in einem Pferdestall und ohngeachtet ich fürchterlichen Hunger hatte, der aber nicht gestillt werden konnte, weil wir auf einem ausgeplünderten, zerstörten einzelnen Bauernhofe lagen, so dankte ich doch dem Himmel, nur unter ein Obdach gekommen zu sein. Tags darauf marschirten wir zurück nach Sachsen, wo die westphälische Armee die Oesterreicher zurückgedrängt hatte und bis Plauen und Hof vorgedrungen war. Das Hauptquartier des Königs von Westphalen war in ersterer Stadt. Die Westphalen flohen aber, sobald wir ankamen, es gab bloß Vorpostengefechte, worin wir unter anderm einige Mann nebst einem Trompeter von der Chevaulegersgarde zu Gefangenen machten. Viele Westphalen gingen hier auch über. Wir standen lange bei Plauen im Lager, und ich habe seitdem viele Strapazen ausstehen müssen, indem ich mit meinen Husaren entweder stets auf Patrouille ging oder die äußersten Pikets nach dem westphälischen Lager zu hatte. Jedoch bin ich mit ihnen niemals handgemein geworden. Bald darauf erschien der unglückliche Waffenstillstand und wir marschirten an die böhmische Grenze zurück. Wäre dieser nicht gekommen, so waren wir ohne Zweifel in Hessen. Gleich nach dem Waffenstillstand wurde ich mit vierundzwanzig Husaren als Vorposten an die bayrische Grenze, sechszehn Stunden von Nürnberg und Amberg, detachirt, wo ich bis zum unglücklichen Frieden stand. Was die Nachricht von dem geschlossenen Frieden für ein Donnerschlag für uns, namentlich für uns geborene Hessen war, ist keines Ausdrucks fähig. Wir hatten gewiß darauf gerechnet, daß der Kurfürst, wenn auch nicht seine vorigen Staaten wieder erhalten, doch wenigstens anderswo entschädigt werden würde, namentlich sagte man, würde er Ansbach und Bayreut erhalten. Aber so wurden auf einmal alle unsere Hoffnungen und Aussichten so gut wie zertrümmert und der Weg zur Rückkehr in's theure geliebte Vaterland so gut wie abgeschnitten."

(Schluß folgt.)

Die schwarze Mühle.

Eine Dorfgeschichte aus der Rhön von A. Weidenmüller.

(Schluß.)

Er sah sie an, als müsse er sich ihr Bild für alle Zeit einprägen. Ein Abschiedswort hervorzubringen war ihm nicht möglich. „Wenn's noch eine Barmherzigkeit im Himmel giebt —" stammelte er endlich. Dann riß er sich los. Ein leiser Ruf hallte ihm noch nach: „Julian, bleib' gut!" dann war er um die nächste Straßenecke gebogen und eilte in Nacht und Nebel dem Wege zu, der ihn durch Wald und Wiese zu der trostlosen Heimath führte, die ihm die verödete Herrenmühle bot. Er war darauf gefaßt, sie leer, finster und bis auf das eintönige Rauschen des Mühlbachs todtenstill zu finden. Wie erstaunte er daher, als er ihr näherkommend, bemerkte, daß sich trotz der späten Stunde Lichter darin hin- und herbewegten, daß Schritte auf dem Hofe, Stimmen im Hause klangen. Sein Erstaunen sollte sich bald in etwas anderes, schlimmeres verwandeln. Als er sich anschickte, seine Schwelle zu überschreiten, um zu erforschen, wer die unberufenen Gäste in seinem Heimwesen seien, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter: „Im Namen des Gesetzes, Ihr seid verhaftet!" Und kaum eine halbe Stunde später, der Nachtwächter im Dorfe verkündete gerade, daß es drei Uhr sei, verließ er in Begleitung von zwei Gendarmen die Mühle, ein

gefesselter Gefangener, angeklagt, am letzten Abend den Markus erstochen und in den Mühlgraben geschleudert zu haben.

„Es ist gar kein Zweifel, daß er's gewesen ist," sagte der Mauerhofer, als es Tag wurde, zu seinem Nachbar, der dabei gewesen war, als sie die Leiche fast an derselben Stelle gefunden hatten, an der man wenige Wochen vorher Julians Vater hervorgezogen hatte, „es ist gar kein Zweifel, und ich bin nur froh, daß Engelburg nichts mehr davon erfährt, sie wäre sonst im Stande und nähme den verwünschten Kerl in Schutz." Und wie der Mauerhofer sprach, so hieß es im ganzen Dorf, in der ganzen Umgegend, als der Vorfall bekannt wurde. Julian hatte seinem Haß gegen den Markus ja allzu oft, allzu leidenschaftlich Ausdruck gegeben. Und es fehlte wenig, so hielt sich Julian selbst für den Mörder seines habgierigen Gläubigers. Es verbanden sich ja auch alle Umstände, die ihm das Verbrechen zur Last legten, miteinander wie die Glieder einer wohlgefügten Kette. Am Nachmittag war Markus bei ihm und ein gerade Mehl abholender Bauer Zeuge gewesen, daß Julian die heftigsten Drohungen gegen ihn ausgestoßen hatte. „Ich sag' Dir, Du mußt die gefälschten Schuldscheine zerreißen, mit denen Du mich aus der Mühle treiben willst!" hatte er ihm zugeschrieen, und als Markus darauf mit höhnischem Grinsen zur Thür geschritten war, hatte er ihm die geballten Fäuste vorgehalten: „Zum letztenmal rath' ich Dir: besinn Dich und nimm, was ich Dir geben will, noch weißt Du nicht, was für eine Kraft und was für ein scharfes Messer ich habe." Dann hatten ihn mehrere Leute dem Walde oberhalb der Mühle zueilen sehen, unordentlich angezogen, mit verstörtem Gesicht, zwei Stunden später war Markus denselben Weg gewandert, einem schrecklichen Ende entgegen, denn wiederum zwei Stunden später war er mit dem Mühlbach zum Dorf zurückgekehrt, ein langes scharfes Taschenmesser in der Brust, seiner Brieftasche beraubt, und der Kreisarzt, der mit den Herren vom Gericht zusammen eintraf, hatte konstatirt, daß der Tod nicht in Folge des Stiches, sondern durch Ertrinken, und ungefähr eine Stunde vor Auffindung der Leiche eingetreten sei. Aber wenn der Todte auch kein Wort mehr sagen konnte, „der Herrenmüller hat's gethan!" stand doch für fast sämmtliche Umstehende auf seinen starren Lippen geschrieben. Und was sie lasen, das sagten sie den Gerichtsbeamten, und auch diese zweifelten kaum daran, als sie die Mühle leer fanden, und als endlich Nachts zwischen zwei und drei Uhr Julian anlangte, blaß, krankhaft erregt, mit frischen Blutspuren an Rock und Weste. Er erklärte diese im ersten Verhör damit, daß er im Wald mit dem Kopf auf einen Stein gefallen sei und davon Nasenbluten gehabt habe. Das glaubte aber der Amtsrichter nicht, und noch weniger glaubte er, daß ihm bei derselben Gelegenheit sein Taschenmesser abhanden gekommen sei, welches er vorweisen sollte und nicht konnte. Doch wenn auch vieles gegen den jungen Müller zeugte, am verdächtigsten machte ihn doch eins: Wie heftig er betheuerte, den Markus seit der Unterredung vom Nachmittag nicht gesehen zu haben, er gestand nicht ein, was er von jener Zeit bis zu seiner Rückkehr in die Mühle gethan habe. „Es war nichts Schlechtes," antwortete er auf alle diesbezüglichen Fragen mit niedergeschlagenen Augen, „aber ich kann es nicht sagen, und ich will es nicht sagen." —

Und wie genau er wußte, daß diese Antwort verhängnißvoll für ihn war, er wiederholte sie dennoch mit stets gleicher Energie an jedem der acht Tage, die er nun schon in der engen vergitterten Zelle des Untersuchungsgefängnisses saß. Wiederholte sie leise und laut, war doch der einzige Lichtstrahl für sein verdüstertes und verbittertes Gemüth der Gedanke: Engelburg fährt jetzt auf dem weiten Meer, und sie weiß nichts von dem, was die Menschen über mich reden. Daran, daß sie doch über kurz oder lang erfahren werde, was ihm begegnet sei, dachte er nicht und auch nicht daran, daß es ihr ein ewiger Vorwurf sein werde, wenn sie erfahre, daß er sich um ihretwillen nicht besser vertheidigt habe. Es kam ihm auch nicht in den Sinn, daß ja Engelburgs alte Base ebenso gut wie diese selbst für seine Unschuld eintreten könne. Hätte nicht das Eine seine lebensmüde zerquälte Seele noch aufrecht gehalten: sie, die mich lieb hat, soll nicht noch einmal durch mich in Leid und Noth gerathen, er hätte überhaupt nicht gewußt, wozu er noch auf der Welt sei, warum er nicht seinem armen Vater nach und in das dunkle Jenseits hinübergehe, in dem es doch kaum schlimmer für ihn werden konnte, als es in den letzten Wochen gewesen war, und nun immer weiter sein mußte. — Wo aber war die, um derenwillen er sich für einen Mörder halten ließ? Schwamm sie wirklich schon auf dem öden Weltmeer? Engelburgs Reiseplan hatte in Bremen eine unvorhergesehene Aenderung erfahren. Die Gespielin aus ihrem Dorfe, welche dort an einen Hausbursch verheirathet war, und bei der sie einen Tag hatte bleiben wollen, ließ sie nicht fort. „Wenn Du erst drüben bist, sehe ich Dich sobald nicht wieder, das weiß ich schon," hatte sie gleich bei Engel=

burgs Ankunft gesagt, „unter vierzehn Tagen gebe ich Dich also nicht wieder los,“ und als das Mädchen hatte Einwendungen machen wollen, war sie zornig geworden: „Meinst Du etwa, mein Peter verstände nichts vom Reisen? Und der sagt, in vierzehn Tagen kämst Du ebenso gut nach Amerika wie übermorgen, er werde schon für alles sorgen.“ Da hatte sich Engelburg gefügt, ja sie hatte noch am ersten Abend ihrer Gespielin anvertraut: „Weißt Du, wie mir ist? Als müsse es so sein, daß ich noch eine Weile länger in Deutschland bleibe,“ eine Bemerkung, zu der die Gespielin gelacht hatte: „Es muß auch so sein, Du Siebengescheite, es muß alles sein, was ich haben will.“

Aber schon nach acht Tagen wurde der Engelburg eine andere Bestätigung dafür, daß es habe „sein müssen.“ Peter kam aus dem großen Kaufmannsgeschäft, in dem er diente, mit einer Zeitung nach Hause. „Was sagt ihr dazu, wenn ich euch etwas aus euerm Dorfe zum besten gebe?“ und er entfaltete das Blatt und las etwas holperig und langsam, aber gerade darum recht verständlich: „M. den 20. September. Unser Dorf wurde vorige Nacht durch eine grause Unthat erschreckt. Der in unserer ganzen Gegend wohlbekannte Handelsmann Markus wurde von mehreren aus dem Wirthshaus heimkehrenden Bauern mit einem Messer in der Brust im Mühlbach aufgefunden. Alle Wiederbelebungsversuche waren umsonst. Als Mörder bezeichnet wird der Müller J. S., welcher, wie man hört, in sehr zerrütteten Verhältnissen lebt. Er ist deshalb auch als des Verbrechens dringend verdächtig, bereits gefänglich eingezogen worden.“

„So etwas schreibt wohl euer Schulmeister?“ fügte der Hausbursch hinzu, als er fertig gelesen hatte. Er erhielt keine Antwort, und als er verwundert darüber auffah, gewahrte er, daß seine Frau die Schürze vor die Augen hielt, und daß aus Engelburgs Gesicht jeder Blutstropfen gewichen war. Er sollte sich bald noch mehr über die außerordentliche Wirksamkeit des kurzen Berichtes wundern. Schon eine Stunde später mußte er Engelburg zum Bahnhof begleiten und ihr eine Fahrkarte lösen, nicht nach Bremerhaven, sondern zurück in die kaum verlassene Heimath, und das Mädchen sagte abschiednehmend zu ihm: „Peter, das lohn' Dir Gott, daß Du uns die schlimme Geschichte vorgelesen hast.“ „Ich bin doch sonst nicht gerade dumm,“ meinte er darum auch kopfschüttelnd am Abend, „aber was die Engelburg dabei hat, daß sie des gefangenen Müllers wegen noch einmal heimreist, das bekomme ich nicht heraus.“ Worauf seine Frau mit einem Seufzer antwortete: „Das ist schon zu begreifen, aber ob es ihr und ihm etwas nützt, daß sie es thut, das bekäme auch ich für mein Leben gern heraus.“

Es giebt keine bessern Thaten als die, welche der Mensch ohne den geringsten Zweifel vollzieht. Engelburg kam auf der Fahrt von Bremen bis in die Kreisstadt ihrer Heimath nicht einmal der Gedanke in den Sinn, Julian könne vielleicht doch der Mörder des Markus sein. Er hatte ihr gelobt, ihm nichts anzuthun, als was er vor ihr verantworten könne, so stand es für sie ganz außer Frage, daß er unschuldig war. Und so gab es auch keine zwingendere und heiligere Pflicht für sie, als die, ihn von dem Verdachte zu reinigen, der auf ihm lag. Wie? das wußte sie fürs erste selbst noch nicht, aber ebenso frei wie von dem leisesten Mißtrauen gegen Julian war sie von irgend welcher Besorgniß um ihr eigenes Ergehen. Sie war schüchtern von Natur; als sie wenige Monate zuvor in einer Erbschaftssache vor Amt zu erscheinen gehabt hatte, wäre sie am liebsten in die Erde gesunken aus Angst vor den Gerichtsherren, jetzt dachte sie weder an diese noch an das Gerede der Leute, das ihre Heimkehr hervorbringen würde. Wenn nur der Julian gerechtfertigt wurde, alles andere war ihr gleichgültig und Nebensache. Die Klarheit und Entschiedenheit, mit der Engelburg zu Werke ging, führte sie eher zum Ziele, als sie zu hoffen gewagt hatte. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in der Kreisstadt wurde der junge Müller aus der Haft entlassen.

„Irren ist menschlich,“ sagte der Amtsrichter zu ihm, nachdem er ihm seine Freiheit angekündigt hatte, „und Ihr selbst thatet das Eurige, um den Schuldverdacht zu vermehren. Aber ich will Euch daraus keinen Vorwurf machen, es war brav von Euch, daß Ihr ein rechtschaffenes Mädchen nicht in Verlegenheit bringen wolltet. Dankt es nur diesem Mädchen recht von Herzen, daß es so unerschrocken für Euch eingetreten ist; grüßt die Engelburg auch von mir, wenn Ihr sie wiederseht.“

Julian, der wie im Traume das Gerichtsgebäude und die Stadt verließ, brauchte nicht lange zu warten, bis er den Gruß des Amtsrichters ausrichten konnte. Wo an der Straße nach M. ein Bildstock die Stelle bezeichnet, an der sich der Feldweg zur Herrenmühle abzweigt, saß Engelburg auf einem Steine und sah dem Kommenden entgegen. Julian stieß einen Schrei aus, als er sie erkannte, gleich darauf lag er vor ihr auf den Knieen und schluchzte wie ein Kind in ihren Schoß: „O Engelburg, Engelburg, was

hast Du für mich gethan! Giebt es denn wohl noch einen Menschen in der Welt, der so getreu ist wie Du!“ Sie legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

„Es war ja nur meine Schuldigkeit, daß ich wieder kam und Zeugniß für Dich ablegte, Du Armer, Guter. Und nun sei zufrieden; wem Gott so gnädig ist, wie er Dir und mir war, dem hilft er auch weiter aus der Noth.“ Aber es dauerte lange, bis Julian sich zufrieden gab. Endlich stand er auf, faßte Engelburgs beide Hände und sagte entschlossen: „Du hast Recht, Gott ist uns sehr gnädig gewesen. Und darum will ich nun auch nicht mehr an seiner Hülfe verzweifeln. Von heute an gehörst Du mir, und ich will den sehen, der uns noch einmal trennt.“

Es trennte sie niemand mehr. Der Mauerhofer wollte zwar anfangs nichts davon wissen, daß seine Schwester und der Herrenmüller nun doch noch ein Paar werden sollten, aber einige Ereignisse der nächsten Folgezeit stimmten ihn um. Wenige Tage nach Julians Freilassung wurde der wahre Mörder des Markus entdeckt und verhaftet. In der Person eines übelbeleumundeten Tagelöhners der Nachbarschaft, auf den sich der Verdacht schon früher gelenkt haben würde, wenn nicht Julian so sehr belastet erschienen wäre. Nun hatte eine unvermuthete Haussuchung bei ihm nicht allein einen bedeutenden Geldbetrag, sondern auch die Brieftasche zu Tage gefördert, welche Markus auf seinen Wanderungen bei sich zu tragen pflegte, und der Verbrecher hatte, bestürzt und in die Enge getrieben, ein umfassendes Geständniß abgelegt. Und wenn dieses auch Julian nun nichts mehr nützte, das kam ihm doch sehr zu Statten, daß der Mörder aus Furcht vor Entdeckung alle Schriftstücke vernichtet hatte, die in der Brieftasche gewesen waren. Denn zu diesen Schriftstücken gehörten auch die Schuldscheine des alten Herrenmüllers, und die Erben des Markus, denen nicht unbekannt geblieben war, daß es Markus mit der Wahrheit in Handel und Wandel nicht immer genau genommen hatte, erwiesen sich geneigt zu einer billigen Vereinbarung, die ihnen Julian vorschlug.

In derselben Woche, in welcher sein kirchliches Aufgebot mit Engelburg erfolgte, verkaufte er ihnen die Herrenmühle, und es blieb ihm nach Tilgung aller seiner Schulden von der Kaufsumme noch so viel übrig, daß er „drüben,“ wie man im Dorfe sagte, etwas anfangen konnte. — Nun sind Julian und Engelburg längst verheirathet, und von ihrem Leben im fernen Westen giebt die beste Kunde ein Brief Engelburgs an ihre alte Bäse.

„Es geht uns gottlob gut hier,“ heißt es darin. „Der Julian hat viel zu thun und schöne Einnahme, und die Leute in der Umgegend halten Alle große Stücke auf ihn, weil er so rechtlich ist und so gern hilft. Er ist auch immer gutes Muthes, nur manchmal im Schlaf spricht er ängstliche Worte von seinem Vater, seiner ersten Frau und dem Markus. Wenn dann aber unser kleiner Traugott zu schreien beginnt, wacht er auf, giebt mir die Hand und sagt: „Ich hörte einmal wieder die Räder der schwarzen Mühle klappern. Nun stehen sie still, und ich sehe dafür, was ich jetzt für ein Glück habe. Dem Herrn sei Dank, daß er Dich mir gab und unsern lieben Traugott.“

Pfingsten 1894.

Pfingsten, du das Fest der Freude
Leuchtest uns in lichtem Grün
Hochwillkommen Allen heute,
Die sich ausruh'n von den Müh'n,

Die sich sehnen nach dem Glücke,
Das auf ew'gem Grunde steht,
Die nicht schauen träg zurücke,
Deren Streben vorwärts geht.

Die da wandeln auf dem Pfade,
Der allein das Herz beglückt,
Wissen sich in Gottes Gnade,
Die sie schwerem Leid entrückt.

Ja du bist das Fest des Geistes,
Der herab vom Himmel fließt,
Fest des guten Trösters heißt es,
Drauß' uns neue Kraft ergießt.

Pfingsten, du giebst reichen Segen,
Machst, was kranket hier, gesund,
Daß sich froh die Sinne regen,
Daß lobsinget jeder Mund.

Du versöhnest, die sich trennten,
Die entzweite Haß und Neid,
Lässest zwischen Brüdern enden,
Zwiespalt und erhobenen Streit.

In dir ward geschenkt, was fehlte,
Darnach sich das Herz gesehnt.
Wer ist, der die Gaben zählte,
Wer, den nicht das Fest versöhnt?

Seht des Himmels helle Leuchte,
Wie kein Wölkchen kommt ihr nah,
Wer ist, dem nicht heute deuchte,
Daß er nie solch' Pfingstfest sah?

Hoffnung, Liebe wird und Glaube,
Von dem Geiste neu erweckt,
Seinem Bilde gleich, der Taube,
Sind die Flügel hochgestreckt.

Sei uns Pfingstfest hochwillkommen!
Daß sich Alt und Jung erfreu',
In des Geistes Licht entglommen,
Werde, was veraltet, neu!

Schweige Weh und schweiget Klagen!
Heute soll der Glockenschlag
Hochgefühl und Freude tragen
In die Welt soweit er mag.

G. Th. D.

Lenz in der Fremde.

Wie meint's die liebe Sonne gut!
Zwar kraust der Wind die blaue Fluth
Des Wiesenwassers, doch im Grün
Seh ich das erste Blümlein blühn.

Die Spitzen roth — ein weißer Stern —
Ich hab' dich, Gänseblume, gern.
Gemahnet doch dein Farbenschein
Mich der geliebten Heimath mein!

Ja weiß und roth, ja roth und weiß!
Welch' Hessenherze pocht nicht heiß,
Sieht's diese Farben auf der Au
Im fremden Lande — kahl und rauh!

H. Kattolf.

Ballade.

Es saust der Wind, es brüllt die See,
Im blassen Mondlicht glänzt der Schnee. —
Sie schreiten stumm den Pfad empor,
Nur Rabenkrächzen hört ihr Ohr,
Und der Wind, der Wind weht schaurig.

Sein Antlitz glüht, sein Haar ist wirr,
Es schaut sein Auge müd' und irr;
An seiner Seite geht das Weib,
Im Purpurkleid den schlanken Leib —
Der Wind, der Wind weht schaurig.

„Die Bahn wird steil, der Weg ist lang,
Mir wird um's Herz so angst und bang,
Mir wird um's Herz wie lauter Glut,
Vor meinen Blicken schwimmt's wie Blut."

„Das ist nicht Blut, was vor Dir loht,
Das ist mein Haar, wie Gold so roth,
Es flattert lustig immerzu —
Bald finden wir im Thale Ruh,
Nur der Wind, der Wind weht schaurig."

„Die Bahn ist steil, der Weg ist lang,
Mir klingt's im Ohr wie Todtensang,
Wie Grabgeläute dumpf und hohl —
Das tönt für mich — ich weiß es wohl —
Der Wind, der Wind weht schaurig."

„Kein Läuten ist's, was die Nacht durchzieht,
Es singt der wandernde Schwan sein Lied —
Schmieg' fest Dich an — so warm, so warm
Schläfst Du nun bald in meinem Arm. —"

„Der Weg ist steil, der Weg ist weit —
So grausig raunt's an meiner Seit',
Es lugt durch's Dunkel starr und hohl —
Der König ist's — ich weiß es wohl —
Und der Wind, der Wind weht schaurig."

„Der König schläft für alle Zeit —
Ich bin's, ich geh' an Deiner Seit',
Dein ist das Reich nun, Dein die Kron',
Ich selbst, ich bin der süße Lohn."

„Ich schlug ihn todt, Du falsches Weib,
Ich schlug ihn todt um Deinen Leib,
Mein ist die Sünde riesengroß,
Die läßt mich nimmer, nimmer los —
Du hast mich selbst bethört, verlockt —
Mein Herz wird Eis — mein Leben stockt —
Es gähnt die Schlucht, der Sturmwind braust —
Flieh, wenn Du kannst — mir graust — mir graust —
Der Wind, der Wind weht schaurig."

Er sinkt in's Knie am Felsenrand,
Im leeren Dunkel sucht die Hand —
Sie tritt zurück, sie schaudert leis',
Sein Angesicht blickt bleich und weiß. —

„Ich schlug ihn todt um Deinen Leib —
Er war mein Herr, und Du sein Weib —
Es tobt um mich und heult und saust —
Ich kann nicht mehr — mir graust — mir graust. —"
„Laß' alles ruhen, was geschah . . .
Ich seh' das Ziel, es winkt so nah —
Mein Leib ist jung, mein Mund ist roth,
O süß das Leben, herb der Tod!" —
Der Wind, der Wind weht schaurig.

„Ich kann nicht mehr, ich will nicht fort —
Mein Messer trieft vom Königsmord —
Die Nacht ist kalt — mit starker Faust
Packt mich die Schuld — mir graust — mir graust —
Der Wind, der Wind weht schaurig."

Sie reißt entzwei ihr Purpurkleid,
Es glänzt und gleißt ihr Goldgeschmeid,
Es glänzt und gleißt der junge Leib,
Und lächelnd harrt das schöne Weib, —
Sie schlingt um seinen Hals den Arm,
Sie küßt mit Lippen roth und warm,
Er fühlt den Hauch von ihrem Mund,
Er fühlt sein Herz zu Tode wund.

Sie fleht so süß, sie lockt so heiß,
In ihren Augen glänzt das Weiß . . .

„Ach, daß ich Dich liebte, sündiges Weib —
Verloren, verloren Seel' und Leib!"

Ein geller Schrei durchhallt den Schacht . . .
Dann wieder todtenstille Nacht,
Der Schnee nur wirbelt noch vom Riff
Und oben tönt ein Geierpfiff,
Und der Wind, der Wind weht schaurig.

Georg Edward.

Aus alter und neuer Zeit.

Die tapfere Haltung der Hessen anno 1792 und in den folgenden Jahren ist stets von Freund und Feind anerkannt worden. Damals, als der soldatische Geist in Deutschland im Rückgange begriffen und insbesondere die Armee Friedrichs des Großen verzopft und verknöchert war, leuchteten die Hessen in den Feldzügen gegen Frankreich durch ihre glänzenden militärischen Eigenschaften hervor. Ein gewiß kompetenter Beurtheiler, der preußische General Valentini, nannte die Hessen von 1792 „ein mitten im Verfall der deutschen Truppen stehengebliebenes Musterbild." Sie hatten, wie er sagt, den meisten Soldatensinn und übertrafen darin die Preußen. Als General van Helden in Frankfurt gefangen genommen worden war, zollte er in seiner dienstlichen Schrift der Tapferkeit seiner Feinde die höchste Anerkennung. Er nannte sie „über alles Lob erhaben" und schrieb: „Sie (die hessischen Truppen) wahrten in ausgezeichneter Weise den Ruhm ihrer Waffen und entfalteten vor den Augen Europas jene Kraft und jenen Charakter, die in der römischen Geschichte den Widerstand bezeichnen, den die Chatten, ihre Vorfahren, den Besiegern des Erdkreises entgegensetzten." — Bekanntlich wurden bei Nauheim von Houchard einige hessische Offiziere und Soldaten nach heldenmüthiger Gegenwehr gegen eine vierzehnfache Uebermacht gefangen. Der „Göttinger Revolutionsalmanach" von 1794 berichtet dazu: „Custine kündigte den Offizieren selbst in französischer Sprache die Freiheit an; „wir sind deutsche Offiziere, sagten sie, wir sprechen kein Französisch!" und der Franken-General mußte sich herablassen Deutsch mit ihnen zu reden. Bei den Gemeinen, wurden alle Jakobinerkniffe der Untreue und Abspannung versucht, aber vergebens. „Wir sind Hessen, gaben die ehrlichen Krieger zur Antwort, und bleiben Hessen." Dieselbe Zeitschrift theilt nach der Eroberung Frankfurts mit: „Ein Kaiserlicher Offizier, der durch Frankfurt reiste, umarmte einen hessischen Grenadier auf der Straße, „laß Dich umarmen, Kamerad! Du bist der erste von den braven Hessen, den ich zu Gesicht bekomme! —

Der alte Jahn, bekanntlich ein Anhänger des Einheitsstaates und ein Gegner der „Völkleinerei", wie er sich ausdrückt, schrieb doch in der Vorrede zu seinem „Volksthum" über unser engeres Vaterland: „H e s s e n, schon gegen Römer d a s D e u t s c h e V o r l a n d, wäre wahrscheinlich auch in den Revolutionsjahren Deutschlands Rettungsvolk geworden, hätte es so viele Millionen gezählt, als Hunderttausende; oder nur zwischen Main und dem Westerwald am Rhein eine feste Grenze gehabt." —a.—

Ein Freund unseres Blattes schreibt uns: An die Hessen, die im Ausland wohnen, möchte ich eine Mahnung richten. So fest und treu der Hesse an seiner Heimath hängt, so unterläßt er es doch oft, dieses sein Heimathgefühl nach außen hin zu bethätigen. Vielleicht aus Lässigkeit, vielleicht auch, weil er fürchtet, daß man ihm den Vorwurf des „Partikularismus" mache. Ich finde nun, was letztern Punkt angeht, nichts schöner und gerade der nationalen Sache dienlicher, als die Stammesgemeinschaft und die Liebe zum engern Vaterlande zu pflegen. Wenn sich — wie das ja erfreulicher Weise geschehen ist — in Berlin unsere hessischen Landsleute zusammenthun, um die Erinnerung an die alte Heimath wach und stark zu erhalten, so ist das echt deutsch und verdient alles Lob. Sollte aber selbst einmal Einer darüber spotten, so verschlägt das nichts und wir können es ihm heimgeben. Denn wir schämen uns unseres Hessenthums nicht, auch nicht, wenn es klein und arm und rauh gescholten wird, so wenig wir uns unserer Eltern schämen würden, wenn sie etwa in Niedrigkeit und Armuth gelebt hätten. Auch politische, religiöse und gesellschaftliche Unterschiede sollten kein Hinderniß bieten, bieten es auch in der That nicht, denn die Fremde rückt uns näher und selbst ein Regierungsrath fühlt

vielleicht eine Saite im Innern erklingen, wenn er die Laute seines hessischen Heimathsstädtchens — sei es auch nur aus dem Munde eines biederen Handwerkers — vernimmt. Unsere Landsleute sollten daher überall da, wo sie in erheblicher Zahl beieinanderwohnen, sich zusammenthun und „Hessenvereine" gründen. Als das natürliche und berufene Organ dieser Vereine wäre das „Hessenland" zu betrachten, das wie kein anderes Blatt geeignet ist, den in der Fremde lebenden Hessen mit dem Boden zu verknüpfen, wo seine Wiege stand.

Wir hoffen, daß diese Anregung nicht auf ganz unfruchtbaren Boden fällt und es würde uns freuen, wenn andere Landsleute — insbesondere im Auslande lebende — ihre Meinung dazu sagen wollten.

Ein treuer Kurhesse.

Aus Heimath und Fremde.

Der Hanauer Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde hielt am Montag, den 1. Mai Abends seine Jahresversammlung ab, die einem Berichte des „Kass. Tagbl." zufolge ziemlich zahlreich besucht war. Aus dem durch den Sekretär des Vereins, Herrn Dr. med. Eisenach, erstatteten Jahresbericht ist hervorzuheben, daß die Bemühungen des Vereins, größere zweckentsprechende Räume für sein beachtenswerthes Museum in dem vormaligen hiesigen Regierungsgebäude zu erhalten, Dank dem bereitwilligen Entgegenkommen der Königlichen Staatsbehörden zu einem befriedigenden Abschluß geführt haben. Ferner ist es dem Vorstande gelungen, daß die bei der Ausbaggerung der Römerbrücke über den Main zu Tage geförderten römischen Alterthümer in dankenswerther Weise dem Museum des Vereins überwiesen worden sind, wodurch dasselbe eine werthvolle Bereicherung erfahren hat. Die Thätigkeit des Vereins wurde im verflossenen Jahre schon vielfach durch Vorbereitungen für das im Juli oder August d. J. stattfindende Jubiläumsfest seines 50jährigen Bestehens, mit welchem gleichzeitig die Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins verbunden wird, in Anspruch genommen. In Folge dessen wurden nur in vier Monatsversammlungen Vorträge gehalten: Herr Landgerichtspräsident Koppen referirte über die „Schlacht bei Hanau 1813", Herr Stadtbaumeister Leers erörterte vom technischen Gesichtspunkte aus die „Römerbrücke über den Main" und Herr Akademielehrer Zimmermann berichtete in zwei Versammlungen über die „Juden in Hanau", vorzugsweise in kulturhistorischer Beleuchtung. Als Festschrift für die Jubiläumsfeier soll eine illustrirte Geschichte der Grafen Hanaus erscheinen, zu deren Herstellung vom Staat und von der Stadt Hanau je 500 Mark verwilligt worden sind. Als erfreuliche Thatsache erwähnt der Jahresbericht noch den ansehnlichen Zuwachs von 40 Mitgliedern, dem eine Abnahme von 14 Mitgliedern gegenübersteht. Der alte Vorstand wurde durch Zuruf belassen und auf Wunsch desselben als siebentes Mitglied Herr Pfarrer Neßler gleichfalls durch Zuruf neugewählt. Hierauf hielt Herr Professor Dr. Wolff aus Frankfurt a. M., Mitglied der Limesforschungskommission, einen $1\frac{1}{2}$ stündigen Vortrag über die Ergebnisse der unter seiner Leitung ausgeführten letzten römischen Forschungen bei Hanau und über die Fundstücke bei der Römerbrücke. Die Forschungen erstreckten sich auf mehrere Kastelle in der Umgegend, wie Groß-Krotzenburg, Markröbel u. a., wo verschiedene bisher noch zweifelhafte Punkte klargestellt und gemäß höheren Orts gewordenen Auftrags auch die Anlegung römischer Straßen besonders in Betracht gezogen wurde. Sie führten ferner zur Aufdeckung eines bisher noch unbekannten Kastells bei Lagendiebach, wie auch die noch zweifelhafte Richtung des Pfahlgrabens von dort nach Markröbel sicher festgestellt wurde. Die Fundstücke bei der Römerbrücke bestehen aus vielen eisernen Werkzeugen, Münzen aus der Zeit von Kaiser Vespasian bis Septimius Severus, Schmuckgegenständen u. dgl., die sämmtlich sehr gut erhalten sind. Die Versammlung zollte dem Redner lebhaften Beifall.

Am 29. April beging zu Hanau der kürzlich durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnete Herr Simon Etienne Jassoy die Feier seiner 25jährigen Wirksamkeit als Lehrer an der Hanauer Königlichen Zeichenakademie. Die Anstalt verband hiermit Nachmittags 3 Uhr eine Schulfeier, zu der eine große Anzahl jetziger und ehemaliger Schüler und Schülerinnen, sowie viele Freunde des Jubilars den geräumigen Saal der Akademie gefüllt hatten. Aus Kassel war der Herr Regierungspräsident Graf d' Haussonville anwesend. (K. Tgbl.)

Einem langen und schweren Leiden erlag am 6. Mai im Alter von 59 Jahren Herr Apothekenbesitzer Theodor Seitz in Kassel, eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Der Verstorbene übernahm, nachdem er 16 Jahre hindurch eine Apotheke in Treffurt in Thüringen innegehabt hatte, im Jahre 1882 die früher im Besitz des Herrn Apotheker Kalkhoff befindliche, damals unter dem Namen „Hygiaea" bekannte, jetzige Adler-Apotheke an der Fuldabrücke. Seitz hat sich um die Armenpflege Kassels vielfach verdient gemacht, auch gehörte er seit langen Jahren dem Vorstand der in der Weserstraße gelegenen Kleinkinder-Bewahranstalt an. Er war ferner langjähriger Bezirksvorsteher des Kreises Fulda-Werra des deutschen Apotheker-Vereins.

Hessische Bücherschau.

In der Abschiedsstunde. Mahnworte an deutsche Jünglinge in 25 Entlassungsreden dargeboten von Karl L. Leimbach, Lic. theol., Dr. phil., Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Goslar. Zweite, vermehrte Auflage. Goslar 1894. Verlag von Ludwig Koch.

Beim Kienspanlicht. Geschichte aus Großvaters Zeiten. In Odenwälder Mundart erzählt von Georg Volk. Offenbach a. M. 1894. Selbstverlag des Verfassers.

Briefkasten.

Wir ersuchen alle verehrten Mitarbeiter, ihre Einsendungen an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel Kassel, Schloßplatz 4, adressiren zu wollen.

P. P. in M. (Niederhessen). Mundartliche Gedichte sind uns, wenn sie nach Form und Inhalt für unser Blatt sich eignen, stets angenehm. Es diene Ihnen und anderen Lesern zur besonderen Nachricht, daß wir der Dialektpoesie ganz besondere Beachtung schenken werden und daher um geeignete Beiträge bitten.

C. N. in Kassel. Nach dem Manuskript wird geforscht werden und Sie sollen sofort Nachricht erhalten.

G. Th. D. in Marburg. Brief und Manuskript dankend empfangen.

G. K. in Gelsenkirchen. Ihre Sendung haben wir erhalten und werden Ihnen in Bälde schreiben.

J. R. in Marburg. Wollen Sie die Güte haben, uns das Manuskript einzusenden? Wir sind gern geneigt, gerade solche Beiträge zu bringen.

M. in Straßburg. Wir ersuchen Sie, uns das Manuskript zugehen lassen zu wollen.

Inhalt der Nr. 11 des Maiheftes der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel. Wanderungen in der Umgebung des Habichtswaldes. I. Dörnberg. — Humor im Gebirge. — Schlösser und Burgen in beiden Hessen, Nassau und Waldeck. II. Die Löwenburg. — Berichte. — Anzeigen.

Inhalt der Nummer 10 des „Hessenlandes“: „Auf einer Burgruine an der Lahn“, Gedicht von Carl Liebrich; „Geschichte der Familie Dithmar“, ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte von Otto Gerland, (Fortsetzung); „Die schwarze Mühle“, eine Dorfgeschichte aus der Rhön von A. Weidenmüller (Schluß); „Pfingsten 1894“, Gedicht von G. Th. D.; „Ballade“, von Georg Edward; „Lenz in der Fremde“, Gedicht von H. Kattolf; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten; An unsere Leser.

An unsere Leser.

Ein rascher unerwarteter Tod hat den Herausgeber und Redakteur dieser Zeitschrift hinweggenommen. Es war der schwerste Schlag, der das „Hessenland“ treffen konnte, als der Mann ihm entrissen wurde, dessen reiches Wissen und vaterländisches Fühlen dem Blatte das eigenartige Gepräge gab. Das wissen wir, und der Gedanke an seinen Hingang wäre wohl geeignet, unsern Muth sinken zu lassen und uns die Frage vorzulegen, ob wir allein und ohne seine Führung weiter wandern sollen.

Doch kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Das eben ist Zwenger's dauerndes Vermächtniß an uns: fortzuschaffen an dem von ihm begonnenen Werke. Die mehr als sieben Jahre seines Wirkens am „Hessenland“ werden nicht spurlos vergangen sein. Er hat der volksthümlich-wissenschaftlichen Heimathsforschung einen Mittelpunkt und literarischen Sammelplatz angewiesen, der den Zufluß von allen Seiten aufnehmen konnte; er hat auch der schönwissenschaftlichen Produktion in unserm engeren Vaterlande eine freundliche Stätte gewährt. Und vielleicht über den unmittelbar erzielten Erfolgen steht das Eine, daß er den halb eingeschlafenen Sinn für unsere von der Vorzeit überkommenen Güter, für unsere Stammeskunde, Geschichte und Literatur und überhaupt für unsere Eigenart zu wecken und den erwachten zu stärken vermocht hat. Der von dem Dahingegangenen ausgestreute Same ist aufgegangen, er selbst hat die Keime sich entwickeln sehen; unsere Pflicht aber soll es sein, die junge hoffnungsfreudige Saat zu hüten und zu pflegen. Und wenn wir die Größe des eben erlittenen Verlustes begreifen und die Schwierigkeit, die jäh gerissene Lücke auszufüllen, so wird uns doch stärken und leiten das Bewußtsein, daß wir in seinem Sinn handeln, wenn wir auf dem betretenen Wege fortschreiten.

Wir bitten die Leser und Freunde des „Hessenlandes“, in diesem Beginnen uns nach Kräften zu unterstützen. Wir bitten aber auch, Nachsicht walten zu lassen, wenn zu Zeiten die kundige Hand des bisherigen Leiters vermißt wird. Dann vielleicht können wir hoffen, daß unser guter Wille zur entsprechenden That wird.

Redaktion und Verlag des „Hessenlandes“.

Herausgeber: Ferd. Zwenger's Erben. Stellvertr. verantwortlicher Redakteur: Dr. D. Saul in Stuttgart.
Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. Kassel, 4. Juni 1894.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Abendnahen.

Dem Walde winkt die Abendfeier.
Doch eh' er ganz versinkt in Ruh,
Wirkt ihm die Sonne goldne Schleier
Und deckt damit die Wipfel zu.

Dann wird es still in allen Bäumen;
Im Laubwerk zittert leise nur
Geheimes Flüstern aus den Träumen
Der ringsum schlummernden Natur.

Was wohl der Waldgeist in den Moosen
Und duftgen Schatten träumen mag?
Ich glaub', — er träumt von Frühroths-Rosen,
Die bald ihm streut der junge Tag.

Wie gleich' ich doch so ganz dem Walde,
Auf den der Abend niedersinkt;
Doch — ob mir auf des Lebens Halde
Noch Rosenglühn entgegen winkt?

Carl Preser.



Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.*)

Von H. Metz.

I.

Philipp, nachmals genannt „der Großmüthige", wurde am 13. November 1504 auf dem Schlosse zu Marburg als einziger Sohn Landgraf's Wilhelm des Mittleren und seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg geboren.

„... Der ander, Philips, ist benand,
Zu Marpurg an S. Brixen Tag,
Des Morgens nach dem fünften Schlag,
Im 1504 Jahr
Dieser Landgraf geboren war. ..."

Nach dem im Jahre 1509 erfolgten Tode des Landgrafen Wilhelm wurde seinem Wunsche gemäß Anna Vormund ihres fünfjährigen Sohnes und Regentin. An einem Landtage am Spieß, der alten Grenze von Ober- und Niederhessen, versammelten sich Ritter, Abgeordnete der Städte und Prälaten mit Gesandten des verbrüderten Hauses Sachsen. Das Vermächtniß des Landgrafen hinsichtlich vormundschaftlicher Regierung wurde hier für ungültig erklärt und „zu Nutzen und Frieden ihres Fürsten und der Landschaft" eine freundliche Verbrüderung und Einigung geschlossen. Anspruch auf die Regentschaft machten geltend Anna, als Mutter des jungen Landgrafen; Anna von Braunschweig, die sich auf die Ansprüche ihres bisher in Spangenberg verwahrten Gemahls berief; der Kurfürst und die Herzöge von Sachsen. Da die meisten der versammelten Stände weibliche Regierung nicht haben wollten, wurde die Obervormundschaft dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, seinem Bruder Johann und den Herzogen Georg und Heinrich von Sachsen übertragen. Die Fürsten von Sachsen nahmen diese übertragene Obervormundschaft an und ernannten Ludwig von Boyneburg zum Landhofmeister des jungen Landgrafen; zu Regenten im Namen der gesammten Landschaft wurden Heinrich von Schenk, Kaspar von Berlepsch, Georg von Hatzfeld, Itel von Löwenstein, Heinrich von Bodenhausen, Jost von Baumbach ernannt. Die Obervormundschaft wurde vom Kaiser Maximilian auf dem Tage zu Köln genehmigt. Diese Uebertragung der Obervormundschaft geschah zu Mühlhausen am 10. Februar 1510.

Anna, nunmehr von ihrem sechsjährigen Sohne getrennt, der auf dem Schlosse zu Kassel unter Aufsicht seines Landhofmeisters erzogen wurde, lebte zu Gießen und Grüneberg, bis ihr von den eingesetzten Regenten gestattet wurde, ihren Wittwensitz nach Rotenburg und Felsberg zu verlegen. Nachdem Boyneburg im Jahre 1514 sein Amt niedergelegt hatte, nahm die Landgräfin die Erziehung ihres Sohnes wieder in die Hand. Vierzehn Jahre alt, wurde Philipp am 16. März 1518 vom Kaiser Maximilian für volljährig erklärt und übernahm die Regierung seines Landes. Bei der zu Grüneberg erfolgten Rechnungsablage ertheilte der junge Landgraf seiner Mutter das Zeugniß, daß sie wohl regiert und ihn fürstlich und ehrlich erzogen habe. Neunzehn Jahre alt (1523), vermählte sich Landgraf Philipp mit Christina, der achtzehnjährigen Tochter des Herzogs Georg von Sachsen; sechsundzwanzig Jahre dauerte diese Ehe.

„Christinan von Sachsen geboren
Zum Ehgemahl er hat erkoren,
Eine Fürstin tugendsam und mild,
Ein auserlesenes Weibsbildt,
Gen Kassel man sie zu ihm führt,
Ein treue Lands-Mutter sie wird."

Vier Söhne und fünf Töchter entstammten dieser Ehe, die sämmtlich von protestantischen Geistlichen getauft wurden. Nach dem im Jahre 1553 erfolgten Tode der Landgräfin leitete Elisabeth, Philipps Schwester, die Erziehung der Töchter; die der Söhne übernahm der Landgraf selbst. Einem jeden derselben gab er einen

*) Rommel, Geschichte von Hessen. — Rehm, Geschichte beider Hessen. — Baumgarten, Geschichte Karl's V. — Kuchenbecker, Analecta Hassiaca.

Hofmeister und einen Lehrer. Sämmtliche Söhne wohnten mit ihm und dem ganzen Hofstaate in einem Schlosse zu Kassel. Die beiden ältesten, Wilhelm und Ludwig sandte Philipp zur Vervollkommnung ihrer Erziehung an den Herzog Christoph von Württemberg, allwo sich Wilhelm, der spätere Landgraf, mit Sabine, der dritten Tochter des Herzogs verlobte; die Vermählung fand zu Marburg statt. Die fünf Töchter wurden an angesehene Reichsfürsten verheirathet; die älteste, Agnes, vermählte sich nach dem Tode ihres ersten Gemahl's, des Kurfürsten Moritz, mit dem Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen; Anna war mit dem Pfalzgrafen Wolfgang; Barbara mit Georg von Mümpelgard; Elisabeth mit dem Kurfürsten Ludwig VI. vermählt. Christina, die jüngste Tochter, war zuerst verlobt mit Erich XIV., König von Schweden. Nachdem diese Verlobung wegen der Unbeständigkeit und Falschheit des Königs vom Landgrafen aufgehoben war, verheirathete er seine Tochter dem Herzoge Adolf von Holstein. In Nebenehe vermählte sich Landgraf Philipp im Jahre 1540 mit Margaretha von der Saal. Durch eine der Landgräfin Christina am 11. Dezember 1539 ausgestellte Versicherung, „sie stets für seine erste und oberste Gemahlin zu halten und mit ihr als solcher leben zu wollen, ihr Witthum nach der mit ihrem Vater getroffenen Uebereinkunft zu vollziehen, ihre männlichen Kinder die rechten Fürsten zu Hessen sein und bleiben zu lassen und die Kinder der anderen Frau nur mit einigen Erbgütern, daß sie Grafen oder Bannherrn sein möchten, zu versehen", erlangte er die schriftliche Einwilligung und das Versprechen, weder ihn deshalb vor Kaiser, König, Fürsten, Herren, Freunden, oder der Landschaft öffentlich oder heimlich zu verklagen, noch die Person, welche er wählen werde, zu beschweren oder zu belästigen. Aus dieser Ehe stammten sieben Söhne und eine Tochter, die den Grafenstand und einige von seinem Vater erworbene südhessische Grenzämter von Philipp erhielten. Die ältesten Söhne begaben sich in auswärtige Kriegsdienste, zwei jüngere wurden auf die Schule Johann Sturm's nach Straßburg gesandt, um hier Sitten, Sprachen und Künste zu lernen.

Am 6. April 1562, fünf Jahre vor seinem Tode, ließ Landgraf Philipp seinen letzten Willen niederschreiben. Körperlich leidend, Folgen seines langen Gefängnisses, nahm er noch am Gründonnerstag 1567 mit seinen Söhnen und seiner Schwiegertochter Sabina das Abendmahl im Schlosse zu Kassel, am Charfreitag vertheilte er seine Kleinodien, Kleider und Waffen unter seine Kinder und legte sich Ostersonntag nieder. Am folgenden Tage Abends zwischen 4 und 5 Uhr, in Gegenwart seiner Söhne und vornehmsten Räthe, verschied Landgraf Philipp sanft mit dem Ausrufe: „Vater in Deine Hände befehl ich meinen Geist." Gemäß seines Wunsches fand eine einfache Beerdigung in der St. Martinskirche zu Kassel statt, allwo ihm von seinem Sohne, dem Landgrafen Wilhelm dem Weisen, ein Denkmal aus Marmor errichtet wurde.

„Am letzten Tag im Merz Monat,
Des Abends nach vier Uhren spat,
Alß er hat 63 Jahr,
Und länger Lebens würdig war,
Zu Kassel war sein Leib bestatt,
Gar manch' Mensch dies betrauret hat,
Und das zwar nicht ohn' gros Ursach,
Im Land ein großer Riß geschach,
Ein treuen Vatter hats verlohren.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Familie Dithmar.

Ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte von Otto Gerland.

(Schluß.)

Inmittelst erhielt Dithmar in der Kantonnirung zu Radschitz im Saatzer Kreise am 28. Oktober folgendes Patent zum Leutnant:

„Von Gottes Gnaden Wilhelm I. Kurfürst Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Hanau und Fritzlar, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda und Schaumburg 2c. 2c. 2c.

Nachdem Wir den im Husaren-Regiment gestandenen Cornet v. Dithmar [1]) nunmehr

[1]) In der auf der ständischen Landesbibliothek zu Kassel befindlichen Original-Stamm- und Rangliste des kurhessischen Truppenkorps (Ms. hass. 4° 181) wird Dithmar irrigerweise der Vornamen Karl und die katholische Religion

zum Sekond-Leutnant bei diesem Regimente gnädigst ernannt haben, Als thun Wir solches hiermit und in Kraft dieses Patents, dergestalt und also, daß Uns und Unserm Kurfürstl. Hause derselbe ferner treu, hold und gehorsam seyn, seine Charge gebührend wahrnehmen, was ihm zu thun obliegt, und anbefohlen wird, so Tags als Nachts fleißig und treulich bewerkstelligen, sich daran nichts abhalten lassen, bei allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten mittelst ungescheuter Gefahr, tapfer und unermüdlich ausführen, dahingegen aber übrigens alle mit dieser Charge verknüpfte Vorzüge und Gerechtsame geniesen soll, Des zu Urkund haben Wir dieses Patent eigenhändig unterschrieben und mit Unserm Kurfürstlichen Geheimen Insiegel bedrucken laßen. So geschehen Prag den 20. Oktober 1809.

Wilhelm K." (Wappensiegel ohne Umschrift in Siegellack.)

Aber der Kurfürst konnte sein Korps nicht länger beisammen halten. Dithmar erzählt uns weiter:

„Doch der Kelch unserer Leiden war noch nicht voll. Wir lagen inmittelst in Böhmen in Kantonnirung, das hessische Hauptquartier lag in Caaden nach der sächsischen Grenze zu. Am 24. Dezember kam der Befehl vom Kaiser Franz an den Kurfürsten, sein Korps auseinander gehen zu lassen, wobei es jedem, der dazu Lust hätte, frei stehe, österreichische Dienste zu nehmen. Diesem nach haben wir denn am 27. Dezember d. J. Pferde und Waffen abgegeben, und das Korps ist auseinander gegangen. Der Oberst [2]) hielt in Caaden auf dem Markte eine Abschiedsrede Namens des Kurfürsten, und ich kann sagen, Offiziere und Soldaten weinten. Es war ein trauriges Nachspiel zu den Szenen des 1. November 1806. Vermuthlich hat Kaiser Napoleon darauf bestanden, denn es wäre in der That bedenklich gewesen, ein kurhessisches Armeekorps an der bömisch-sächsischen Grenze in der Nähe Westphalens auf den Beinen zu lassen. Was uns Offiziere anbetrifft, so erhalten wir einstweilen Traktamente und Rationen, bis wir bei der österreichischen Armee angestellt sind, welches Kaiser Franz dem Kurfürsten zugesichert hat. Jetzt liege ich nun als reduzirter Husarenleutnant hier im Dorfe Atschau bei Caaden mit dem Oberleutnant Ludwig, den Sie gewiß von Homberg her noch kennen, der mit mir bei der Baumbach'schen Eskadron gestanden hat, und dem Herrn Moritz v. Schenk, der als Oberleutnant beim Jägerkorps stand. Baumbach liegt in Caaden. Ich habe nun zwar ein gutes Traktament, Bedienten und Pferde, indessen was hilft das alles gegen das schmerzliche Gefühl der nothwendigen Trennung vom Vaterland, Verwandten, Freunden und Bekannten und allem, was dem Menschen theuer und werth ist. Sie können mir es glauben, mein lieber Onkel, und Sie zumal, der Sie auch der Freiheit entbehrten, werden es auch aus eigener Erfahrung wissen, daß nichts drückender und schmerzhafter ist, als die aufgedrungene Entfernung vom Vaterland. Gesetzt, wir werden nun auch in der österreichischen Armee angestellt, so werden wir doch von einander getrennt, einer kommt bei ein Regiment nach Ungarn, einer nach Mähren, Oesterreich, Böhmen oder an die italienische Grenze. Wie traurig nun für jeden, der nun isolirt unter fremden und unter einem unbekannten Offizierkorps dienen, erst die Landessprache lernen muß und vielleicht auf alle mögliche Weise chikanirt wird. Alles dies macht uns alle sehr niedergeschlagen. Nur die Hoffnung, daß es künftiges Frühjahr gewiß wieder Krieg, sei es auch nur mit den Türken, gibt, beseelt uns noch und hält uns aufrecht. Im Kriege ist ein ganz anderes Leben, und wer weiß, ob sich nicht noch viel günstigere Aussichten eröffnen. Ludwig und Baumbach haben um Pardon bei der westphälischen Regierung und um die Erlaubniß nachgesucht, nach Hause zurückkehren zu dürfen. Sie sehen vertrauensvoll einer Antwort entgegen. Ich werde es noch eine Zeit lang absehen und vor der Hand österreichische Dienste nehmen; gibts keinen Krieg und ich erhalte mein Vermögen zurück [1]) und es wird mir versichert, daß ich in der nämlichen Charge bei der westphälischen Kavallerie angestellt werde, so bitte ich gleichfalls um Pardon; denn ein vernünftiger Mann dient heutzutage keinem deutschen Fürsten, sie sind alle H . . . . [2]) Und darf ich einstens wieder nach Hause kommen, dann kann der König von Westphalen bei Gott darauf rechnen,

---

beigelegt, obwohl er reformirt war. Die Zuerkennung des Prädikats „von" mag mit den österreichischen Militärgewohnheiten zusammenhängen, da, wie Dithmar seinem Bruder Fritz (67) am 4. April 1812 von Chrudim schreibt, es bei dem österreichischen Militär gebräuchlich sei, jedem Offizier das Prädikat „von" zu ertheilen. Da sein Kurfürst ihn in dem oben wiedergegebenen Patent „geadelt" habe, so halte v. Dithmar, abgesehen von der österreichischen Gewohnheit, als ehemaliger Offizier für seine Schuldigkeit, „den Adel beizubehalten."

[2]) Nach der Stamm- und Rangliste Oberst v. Müller, später kurhessischer General.

[1]) Dithmar war mit Vermögenseinziehung bestraft. Vgl. Kleinschmidt, S. 252, wo er irrthümlich Dittmar genannt wird.

[2]) An dieser Stelle sind in der Handschrift selbst sieben Punkte hinter dem H.

daß ich ihm treu diene. Meiner lieben Jurisprudenz und überhaupt dem Civilstande habe ich längst Valet gesagt. Ich bin und bleibe Soldat, wozu ich von jeher Neigung hatte. Die Erfahrung, die ich wenigstens bitter genug machte, hat mich belehrt, daß bei der Tintenkleckserei nicht viel herauskommt. — —"

Gern wäre Dithmar bei die österreichische Reiterei gegangen, da er aber nicht genug Mittel hatte, um die Uniform zu bezahlen, so mußte er auf die Erfüllung dieses Wunsches verzichten und trat im Februar 1810 in das 15. Infanterie-Regiment. Die Kosten für die Equipirung konnte er sich nur durch den Verkauf seiner Pferde beschaffen. Aus seiner Garnison Landskron schreibt er am 27. April desselben Jahres seinem Oheim Rommel, daß er ein Gesuch an das Kriegsministerium nach Kassel gesandt und um Begnadigung, Zurückerstattung seines Vermögens, sowie um Anstellung in seinem augenblicklichen Range im westphälischen Heere gebeten habe. Seine Sehnsucht nach dem Vaterland war um so stärker geworden, als er gerade einen, leider verloren gegangenen Brief von Martin aus Berlin erhalten hatte, aus dem ihm dessen Begnadigung und Wiederanstellung bekannt geworden war. Seinem Wunsche wurde aber nicht willfahrt, er scheint nicht einmal eine Antwort erhalten zu haben. Am 30. Mai 1812 erwartete er zu Chrudim in Böhmen den Befehl, mit seinem Regimente nach Rußland zu marschiren, wo er dann seinen Bruder Fritz (67), der in westphälischen Diensten stand, „auf dem Feld der Ehre" zu finden hoffte. Ob er den russischen Feldzug mitgemacht hat oder nicht, ist nicht bekannt. Am 16. September 1813 starb er unverheirathet zu Prag an der Bräune, ohne daß man über seine Thätigkeit in den Freiheitskriegen etwas sagen könnte. So war ihm nur vergönnt, die Morgenröthe der Freiheit zu schauen.

66. Martha **Philippine** Dithmar wurde am 7. April 1786 zu Homberg geboren und starb daselbst am 15. Februar 1808. Ihre Schicksale sind bereits zu 61 erzählt worden.

67. **Friedrich** Karl Dithmar wurde 1781 oder 1782 vermuthlich zu Homberg geboren, wenn seine Geburt in den dortigen Kirchenbüchern auch nicht vermerkt ist, und trat nach seiner 1806 zu Wolfhagen erfolgten Konfirmation in waldeckische Kriegsdienste als Kadet ein. Als die westphälischen Unterthanen durch Dekret vom 9. Januar 1808 in die westphälischen Dienste zurückberufen wurden, trat er in das westphälische Heer ein und wurde 1809 Leutnant im 3. Linien-Infanterie-Regiment. In diesem nahm er, nachdem er zuvor in Kassel und Magdeburg in Garnison gestanden hatte, an der Besetzung der Stadt Hannover Theil, als diese 1810 dem Königreich Westphalen einverleibt wurde. Er machte das Lustlager auf dem Forst bei Kassel in demselben Jahre mit, wurde in das zu Mühlhausen und Eschwege garnisonirende 5. Linien-Infanterie-Regiment versetzt und marschirte mit diesem 1812 nach Rußland. Am 14. April überschritt er über Schlesien die russische Grenze; an diesem Tage hatte das Regiment bei Kobelin, am 16. bei Kalisch Revue vor dem König Jerôme und lag dann längere Zeit unter den ungünstigsten Verpflegungsverhältnissen auf Dörfern bei Kalisch. Am 17. August machte Dithmar die Schlacht bei Smolensk mit, doch kam sein Regiment nicht recht in's Treffen. Sein letzter Brief ist aus Wiasma vom 12. September 1812 geschrieben. Das Regiment hatte die hinter der großen Armee folgenden Transporte zu decken. Die Folgen der ungeheuern Anstrengungen des Feldzugs hatten sich allmählich auch bei Dithmar eingestellt; er litt am kalten Fieber und seine Brust war „ruinirt". Er konnte kaum noch schreiben, da er vor Schwachheit zitterte. Weitere Nachrichten über ihn sind nicht eingegangen, und so wird er wohl bald nach diesem Brief entschlafen sein.

68. **Ludwig** Friedrich Dithmar wurde am 17. Juli 1797 zu Wolfhagen geboren. Er widmete sich dem Bergfach und trat 1813 bei den freiwilligen Mineurs ein, mit welchen er den Feldzug gegen Frankreich und namentlich die Belagerung von Luxemburg mitmachte. Am 13. Dezember 1814 wurde er zum Bergwerks-Alumnus angenommen, dann Materialschreiber an der Holzhäuser Hütte bei Homberg, am 10. August 1825 Kontrolleur und wirklicher Mitbeamter bei dem Eisenhammer zu Lippoldsberg und später in gleicher Eigenschaft auf den Messinghammer bei Kassel versetzt, wo er am 13. Mai 1835 starb. Er verheirathete sich am 18. April 1827 zu Karlshafen mit Bernhardine Schomburg, der am 11. Oktober 1806 geborenen jüngsten Tochter des Physikus Dr. Anton Schomburg und dessen Ehegattin Juliane, geborene Rosenhagen zu Karlshafen; diese starb am 4. Juli 1837 zu Kassel. Seine Kinder siehe 70—72.

69. **Christiane** Marie Dithmar wurde am 1. Oktober 1800 zu Wolfhagen geboren. Ihre Geburt gab ihrer Mutter den Tod. Sie starb unverheirathet im Frühjahr 1834 zu Obervorschütz bei ihrer Kousine Coester (61 Anm. 1 c.)

70. **Christiane** Charlotte Ernestine Marie Dithmar wurde am 20. November 1830 zu Lippoldsberg geboren.

71. **Dorothea** Karoline Elise Dithmar wurde am 6. Dezember 1832 auf dem Messinghammer geboren. Sie verheirathete sich am 7. August 1866 an den damaligen Rechtsanwalt Otto Gerland zu Schmalkalden.

72. **Karl** August Dithmar starb jung.

Zwei Freunde.

Humoreske von D. Saul.

Der stud. jur. Maienschein und der stud. med. Dornenblüth wohnten auf demselben Gange neben einander. Obwohl von verschiedenen Fakultäten, hatten sie sich doch als Hausgenossen zusammengefunden, da sie beide „Finken" waren und keinerlei Verpflichtungen gegen irgend eine Couleur hatten. Bald ward ihre Freundschaft eine recht warme, so daß z. B. wenn Maienschein Durst verspürte, sich diese Empfindung auf dem Wege des seelischen Rapports auf Dornenblüth übertrug und umgekehrt. Und da dieser Fall sich ziemlich oft ereignete, sah man die beiden allabendlich entweder zur Kneipe oder auf das Bierdorf wandern und zusammen heimkehren. Das heißt, das letztere sah man eigentlich meist nicht, denn es geschah gewöhnlich zur Nachtzeit; um so deutlicher aber konnte man es hören, wenn sie die etwas steile Treppe hinaufkletterten. Auf dem Gange pflegten sie noch herzlich Abschied zu nehmen, zuweilen auch, wie Dornenblüth meinte, „zu mehrerer Ergötzung" der Hausgenossen einen Kantus anzustimmen. Mit dem Fluche der darob erbosten „Philistrine" beladen — die gleichwohl ihren besten Studenten nichts zu verbieten wagte — gingen dann beide zur Ruhe, nicht ohne daß der eine oder andere noch geräuschvoll von seinem Dasein Kunde gab, Maienschein etwa die Wasserflasche zertrümmerte und Dornenblüth in entrüstetem Tone über die Hausfrau loszog, die sich erlaubt hatte — wie er in Folge einer erklärlichen Sinnestäuschung meinte — ein zweites Bett in seinem Zimmer aufzustellen. Oft pflegten sie auch noch eine längere animirte Unterhaltung durch die verschlossene Zimmerthüre, die ihre Stuben trennte, zu welchem Zwecke sie ihre Stimmen gewöhnlich lauter erhoben, als den übrigen Insassen des Hauses erfreulich erschien.

Das wurde aber anders, als die beiden ziemlich zu gleicher Zeit sich gezwungen sahen, der Thatsache des Examens in's Gesicht zu blicken. Da verminderten sich die Berührungspunkte, die sie mit einander hatten, und jeder fing an, seinen gesonderten Weg zu gehen. Dornenblüth hatte sich gleich mit Feuereifer in seine Arbeit gestürzt, während Maienschein anfangs nicht dazu zu bringen war. Ja, er ärgerte sich über den Fleiß und das zurückgezogene Leben des Kommilitonen. Während letzterer jetzt fast jeden Abend zu Hause blieb oder doch zeitig heimkehrte, um bei einem einsamen Krüglein Bieres noch bis in die tiefe Mitternacht hinein zu büffeln, konnte sich Maienschein von dem Kneipenleben nicht trennen; er raisonnirte vielmehr obendrein noch, besonders wenn er spät und innerlich stark angefeuchtet nach Hause kam, in seiner „Bude" vernehmlich über den „langweiligen Philister" nebenan, womit er natürlich seinen solide gewordenen Freund Dornenblüth meinte. Dieser ließ sich indeß durch solche Anzüglichkeiten nicht aus der ihm eigenen klassischen Ruhe bringen, sondern pfiff höchstens die Melodie: „Du bist verrückt, mein Kind!" Allein bei diesen Häkeleien blieb es nicht. Die Milch der Freundschaft hatte sich im Verlaufe weniger Wochen im Herzen Maienscheins in das gährende Drachengift des Hasses verwandelt, und er begann allerlei kleine Tücken gegen Dornenblüth auszuüben. Auf dem Gebiete des sogenannten „Kasperstellens", das heißt jener Kunst, die darin besteht, in einem Zimmer das Oberste zu unterst zu kehren, galt Maienschein geradezu als eine Autorität, und er war bei seinen Bekannten um dieser Eigenschaft willen mehr geachtet als geliebt. Kein Wunder, wenn er dieses sein Talent jetzt dazu verwandte, um den Zimmernachbar zu ärgern. Verließ Dornenblüth einmal abends auf ein Stündchen seine Stube, um zu essen und einige „Töpfe" Bier zu trinken, so durfte er sicher sein, daß er bei der Rückkehr einen wunderbaren, jedesmal durch eine originellere Auffassung überraschenden „Kasper" vorfand. Obgleich er den Urheber dieser sich häufenden sinnigen Scherze recht wohl kannte, blieb er doch kaltblütig und gemessen. Er wußte genau, daß er diesem die reinste Herzensfreude bereiten würde, falls er sich irgend etwas merken ließe, und war

nur sorgsam bedacht, bei seiner Heimkehr beide Augen offen zu halten, um nicht in irgend eine ihm gelegte Falle zu tappen. Mit großem Gleichmuthe stellte er die Stühle, die in einer kühnen Pyramide, oben von der Lampe bekrönt, auf dem Tisch sich aufgestellt fanden, an ihre alten Plätze, und ordnete ebenso die Bücher, die mit Konsequenz die wunderlichsten Verstecke sich ausgesucht hatten. Behutsam entfernte er aus den Taschen seiner Kleider Back- und Pflastersteine, die darin Unterkunft gefunden hatten. Wenn er die Fensterflügel mit sammt der Thür aus den Angeln gehoben fand, so erregte das nicht im geringsten seinen Zorn, sondern er brachte sie schweigend an den richtigen Platz zurück. Seine Pantoffeln entdeckte er in den unglaublichsten Situationen, ohne darüber zu grollen, und selbst als er sie eines Abends nach längerem fruchtlosen Suchen an der Wand unmittelbar unter der Zimmerdecke angenagelt fand, so daß er, um ihrer habhaft zu werden, eine förmliche Barrikade erbauen und eine Zange in Anwendung bringen mußte, bewahrte er seinen stoischen Sinn. Sein Bett pflegte er jeden Abend gründlich zu untersuchen und die härtesten Gegenstände, als Stiefelknecht und Konversationslexikon, Wasserflasche und Renommirpfeife, Deckelglas und Rappier daraus zu entfernen.

Alles das that er mit der vollkommenen Ruhe eines Weisen; nie hätte er sich auch nur zu einem Ausrufe des Unwillens hinreißen lassen, wußte er doch, daß sein Freund Maienschein, des kostbaren Schlafes sich beraubend, nebenan halbe Nächte lauschte, um einen Wuthausbruch des gequälten Nachbars zu vernehmen. Im Gegentheil: als er wieder einmal eines abends geduldig verschiedene Geräthe seines Zimmers aus den allerseltsamsten Lagen befreit und sich dann in's Bett gelegt hatte, schlug er ein helles Gelächter auf, das natürlich von stud. Maienschein vernommen ward.

„Worüber lachst Du denn so?" fragte der Letztere in neugierigem Aerger.

„O, ich lache über den Esel, der sich einbildet, er könne einen richtigen Kasper stellen," antwortete Dornenblüth vergnügt. „Solltest Du den thörichten Menschen zufällig einmal sehen, so sage ihm doch, er solle seine kümmerlichen Studien auf diesem Gebiete erst etwas vervollkommnen, ehe er sich in die Praxis wagt. Es fehlt ihm offenbar am nöthigen spiritus casper."

Maienschein war über das Gehörte so wüthend, daß er gar nichts erwiderte, sondern sich zum Einschlafen anschickte. Es dauerte richtig auch drei Tage lang, ehe er es wieder riskirte, das Zimmer seines Freundes in der von ihm beliebten Weise zu arrangiren. Allein, obwohl er seine ganze reiche Erfindungsgabe aufbot, erzielte er nicht den gewünschten Erfolg, denn auch diesmal ertönte statt des gehofften Wuthschreis ein Laut ausgesprochener Heiterkeit.

„Was lachst Du nun wieder?" fragte Maienschein mürrisch, „Du störst mich ja im Schlafe!"

„Das thut mir leid," versetzte Dornenblüth, „aber ich lache über den geistig offenbar sehr zurückgebliebenen Kasperssteller. Der Kerl wird anscheinend immer dümmer. Jetzt steckt er meinen Schlafrock in den Ofen, anstatt ihn wenigstens zum Fenster hinaus zu hängen."

Mittlerweile war aber die dira necessitas des Ochsens auch an den stud. jur. Maienschein herangetreten; es dauerte nicht lange, so lag auch er Tag und Nacht über den Büchern und gönnte sich nur eine karg bemessene Zeit zum Ausgehen. Und jetzt, als er begann eine Arbeit aus dem Gebiete des römischen Rechtes in die Reinschrift zu übertragen, nahte für Dornenblüth die geduldig erwartete Gelegenheit, alle die erhaltenen Freundschaftsbeweise mit Zinsen heimzuzahlen.

Eines schönen Nachmittags befanden sich beide eifrig studirend in ihren Zimmern, als Dornenblüth plötzlich nebenan ein kräftiges „Pfui Teufel!" vernahm.

„Was ist denn los?" fragte er sehr ruhig.

„Pfui Teufel, hier riecht es nach Käse!" gab Maienschein zur Antwort.

Ein sonniges Lächeln breitete sich über Dornenblüth's Gesicht, doch seine Stimme verrieth nichts von der Heiterkeit seines Innern.

„Nun, das ist doch nichts Schlechtes," meinte er, „im Gegentheil, ich halte Käse für ein sehr wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Außerdem ist er sehr gesund — fünfundzwanzig Prozent Eiweiß und mehr."

Drüben ward es wieder still, man hörte Maienschein's Feder über das Papier gleiten. Plötzlich ein neuer Ausruf des Abscheues:

„Das ist ja pestilenzialisch! Das kann ich nicht aushalten! Wo kommt der Gestank nur her?"

„Du täuschest Dich wohl," meinte der Nachbar. „Vielleicht hast Du auch den Dessertkäse in der Zerstreuung in die Tasche gesteckt."

„Dummes Zeug, ich habe ein Stückchen Schweizerkäse gegessen, aber hier riecht es, als ob irgendwo ein Zentner Limburger steckte."

„Wer wird Dir wohl bei den schlechten Zeiten einen Zentner Limburger verehren! meinte Dornenblüth skeptisch. „Das ist sehr unwahrscheinlich."

Inzwischen begann Maienschein Forschungen nach dem Aufenthaltsort des niederträchtigen Käses anzustellen. Er verließ sein Stehpultchen und fing an,

das Zimmer zu durchschnüffeln, aber leider ohne jeden Erfolg.

Dann und wann glaubte er die Quelle des Unheils entdeckt zu haben, doch stets erwies sich seine Hoffnung als trügerisch. Resignirt stellte er sich wieder an sein Pult. Er wußte natürlich, oder er glaubte es wenigstens fest, daß er es mit einem Racheakt des von ihm so lange gequälten Freundes zu thun hatte, allein er hielt es doch für besser, seinen Verdacht bei sich zu behalten. Nach einer Weile jedoch stürzte er mit einem Fluche von seinem Stehpult und öffnete beide Fenster. Die kalte Winterluft drang von zwei Seiten ein und der dadurch bewegte Gegenzug verschaffte der gepeinigten Nase Maienschein's eine kurze Schonzeit. Doch die Fenster durften nicht lange geöffnet bleiben, sollte nicht der letzte Rest der behaglichen Wärme entfliehen. Und der Unglückselige hatte noch nicht zehn Minuten seinen Platz wieder inne, als die entsetzliche Plage sich von neuem bemerkbar machte. Wieder unternahm er eine Expedition durch den Raum nach dem heillosen Urheber des Geruches; er zog die Schubladen der Kommode auf, durchwühlte den Waschtisch und den Kleiderschrank, alles vergeblich! Der Lärm, den er dabei verursachte, war derart, daß Dornenblüth sich schließlich veranlaßt fand, seine Arbeit zu unterbrechen und nachzusehen. Er fand seinen Freund Maienschein, wie er eben einen Stuhl erklettert hatte und sich mit weit vorgestreckter Nase über den Kleiderschrank beugte, um in den dahinter befindlichen leeren Raum hinunterzuriechen.

„Was Teufel machst Du denn da?" fragte Dornenblüth unschuldig.

„Was ich mache?" knirschte Maienschein, „ich suche diesen Zimmerverpester."

„Wollen wir nicht den Schrank einmal abrücken?" rieth Dornenblüth. Maienschein sah ihn an, aber aus dem undurchdringlichen Gesicht war nichts herauszulesen.

„Meinetwegen," brummte er, und sie schoben den Schrank in das Zimmer. Aber sie fanden nichts.

„Wahrhaftig, hier sieht es aus, als ob man Dir den schönsten Kasper gestellt hätte," meinte Dornenblüth mit einem Blick auf die fürchterliche Unordnung, die Maienschein in seiner Verzweiflung angerichtet hatte.

Dieser erwiderte nichts, und Dornenblüth verließ ihn, um einen Spaziergang zu machen.

Als er zurückkehrte, war Maienschein ausgegangen, und erst in der Nacht vernahm er mehrmals dessen halblaute Verwünschungen, ein Beweis, daß der unheimliche Geist des Nebenzimmers immer noch nicht gebannt war.

Der nächste Tag brachte Maienschein neue Qualen. Er glaubte, nachdem er eine längere Riechenquete veranstaltet hatte, daß der Geruch gerade aus der Wand komme, an der sich sein Stehpult befand. Also packte er das letztere kurz entschlossen und verpflanzte es in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers. Aber es schien fast, als sei es hier noch viel ärger. Wieder wurde ein neuer Platz aufgesucht und wiederum erwies sich die Flucht als zwecklos. Schließlich durchzog der Unglückliche immer mit seinem Stehpult das ganze geräumige Zimmer, doch ob er in dieser oder jener Ecke, hier oder dort an der Wand, am Fenster oder an der Thür oder in der Stubenmitte seinen Aufenthalt nahm, immer blieb der entsetzliche Feind in seiner nächsten Nähe. Der Rumor, den Maienschein dabei verführte, lockte denn schließlich auch unsern Dornenblüth herbei.

„Was machst Du denn nun wieder?" fragte er, als er den Freund dicht am glühenden Ofen placirt fand. Maienschein hielt sich mit der einen Hand die Nase zu, mit der anderen schrieb er verzweiflungsvoll seine Gedanken über das römische Recht nieder. Ach! diese Gedanken waren dem Wahnsinn nahe!

„Nichts!" sagte er wüthend, „ich verkomme in diesem Käsladen."

„Jetzt riecht man's allerdings recht deutlich," gab Dornenblüth zu, „viel besser als gestern."

„Merkwürdig, daß Du's riechst," antwortete Maienschein grimmig.

„Es riecht gar nicht schlecht," fuhr der Freund mit der ihm eigenen Milde des Urtheils fort.

„Nun, wenn es Dir am Ende gar angenehm ist," schrie Maienschein, „so setz' Dich hierher und überlaß' mir Deine Bude!"

Einen Augenblick überlegte Dornenblüth, dann sagte er indeß: „Ich danke, weißt Du, es ist meine Sorte nicht." Und wieder verließ er das Zimmer, um den üblichen Ausgang zu machen.

Am dritten Tage schien sich das Trauerspiel wiederholen zu sollen. Maienschein hatte allerlei Riechsubstanzen mitgebracht, die aber sämmtlich als unwirksam sich erwiesen; der gespenstische Käse blieb auf der ganzen Linie Sieger. Inzwischen war das Gerücht von der geheimnißvollen Geschichte in den verschiedensten Variationen in der Stadt verbreitet worden. Im Hause der Frau Regierungsräthin Noppler, deren Töchterchen Herr stud. Maienschein sehr energisch den Hof machte, flossen bittere Thränen aus schönen Augen, als die junge Dame von einer „guten Freundin" die Kunde vernahm, ihr Verehrer sei tiefsinnig geworden und suche seit drei Tagen einen Käse. Neugierige und mitleidige Kommilitonen stellten sich zahlreich bei Maienschein ein; Jeder

versicherte, er werde den Spuck entlarven, aber die besten Nasen versagten ihren Dienst. Verzweiflungsvoll lag Maienschein über seiner Arbeit, mit dem Taschentuch sich Nase und Mund verstopfend, so daß ihm kaum die allernöthigste Luftzufuhr blieb, als wiederum Dornenblüth mit treuherzigem und theilnahmevollem Gesichte erschien. Er blieb in der Thür stehen und hob sein Geruchsorgan witternd in die Höhe.

„Wahrhaftig, heute ist es noch auffallender," bemerkte er. „Es ist doch gut, daß ich nicht mit Dir getauscht habe, denn hier würde ich es kaum aushalten können."

„Ich werde noch verrückt," murmelte Maienschein dumpf.

„Und was das Aergste ist, der gute Käse verdirbt," meinte Dornenblüth.

Maienschein warf ihm einen giftigen Blick zu: „Hätte ich den Menschen, mit meinen Händen wollt' ich ihn erwürgen."

„Du gehst zu weit," warf Dornenblüth ein. „Was würden Deine betagten Eltern sagen, wenn Du zum Mörder würdest um eines Käses willen und anscheinend noch dazu eines Limburgers!"

„Was soll ich nur machen!" rief Maienschein nun wieder in heller Verzweiflung. „Meine Arbeit rückt nicht von der Stelle, ich werde nicht fertig, ich bin blamirt, unglücklich."

„Wer wird denn gleich den Kopf verlieren," sagte Dornenblüth tröstend. „Komm, wir wollen nochmals den Versuch machen, des Unthiers habhaft zu werden."

Obwohl Maienschein im Innern von der Schuld seines Zimmernachbars überzeugt war, fügte er sich dem Vorschlage. Sie gingen prüfend durch das Zimmer und berochen alle Gegenstände.

„Hier, rieth Maienschein," auf den Spiegel deutend.

„Gott bewahre!" gab Dornenblüth zurück. „Ihr Rechtsverdreher habt feine Nasen, aber sie sind nicht naturwissenschaftlich gebildet."

Und er setzte seinen Gang durch das Zimmer fort, erst anscheinend planlos, dann langsam aber in einer bestimmten Richtung vorgehend und zwar auf das Stehpult zu.

„Hier muß es sein," sagte er mit großer Sicherheit, als er in dessen Nähe angekommen war. Und er unterzog es einer genauen Inspektion, doch ohne befriedigendes Ergebniß.

„Es ist nichts," jammerte Maienschein.

„Doch, doch! Es muß. Hat das Pult eine Schublade?"

„Ja!" Sie wurde geöffnet und war leer. Jetzt kniete Dornenblüth auf die Erde nieder und steckte den Kopf unter das Pult.

„Heureka! Hier ist er! Wußte ich's doch!"

„Wo?" fragte Maienschein.

„Hier unter dem Pult! Nimm geschwind das Schreibzeug herunter."

Mit fieberhafter Eile that Maienschein das Geheißene, und Dornenblüth erhob sich, indem er zugleich das Pult in die Höhe nahm und auf den Kopf stellte.

„Da ist er!" rief er triumphirend, und zeigte dem Freunde das corpus delicti, einen etwa halbpfündigen Limburger Käse, der kunstgerecht dort festgenagelt war. „Welche Verschwendung! die Hälfte hätte es auch gethan!" fügte Dornenblüth hinzu.

Maienschein warf einen langen, vielsagenden Blick auf den Freund, aber Dornenblüth verlor seinen unerschütterlichen Ernst nicht, und der schwergeprüfte Zimmerbewohner war schließlich froh, daß die Pesthöhle entdeckt war. Er schwieg.

„Siehst Du, das hast Du mir zu verdanken," meinte Dornenblüth bedeutungsvoll. „Nun lüfte aber das Lokal, sonst mußt Du noch Gewerbesteuer für Käshandel bezahlen!" Und er ging von dannen.

In der Nacht aber ward Maienschein durch den Zuruf des Freundes geweckt. „Was ist denn?" fragte er.

„Meinst Du nicht auch, der Mensch, der Dir den Käse angesetzt hat, versteht sich besser auf's Kasperstellen, als der Stümper, der bei mir sich dann und wann einstellt?"

„Hol' ihn der Teufel!" knurrte Maienschein und drehte sich im Bette herum.

Der Zug des Todes.

Zum Hades geht's, in's Schattenreich!
Ich rief — sie folgten allsogleich.
Ich bin der Herr der ew'gen Nacht —
Die größte Gottesgnaden macht.
Und mein gewaltig Schattenheer
Ist größer als der Sand am Meer.

Sie flohen aus dem Hochzeitssaal
Und standen auf vom Festesmahl,
Sie ließen Pflicht und Spiel und Tanz —
Die Dornenkron' — den Myrthenkranz.
Sie kamen in der Unschuld Schein
Und sündenvoll aus Krankheitspein.
Mit Lächeln kam der Eine her,
Der And're müd' und sorgenschwer.

Sie fragten Keinen: Darf ich fort?
Sie hörten nur das Herrscherwort.
Die Frau, die nie ihr Kind verließ,
Stand auf und ging: weil ich ihr's hieß.
Sie hob sich von des Gatten Brust,
Ließ ihres Lebens junge Lust.
Einst war das Heim ihr Stolz, ihr Glück,
Nun thut sie keinen Blick zurück.
Und der ein prächtig Schloß gebaut —
Ein stolzes Heim der stolzen Braut —
Zur off'nen Thür tritt er hinaus
Und wandert fort — von Weib und Haus.
Das süße Kind wird plötzlich bleich,
Sein Auge groß und sehergleich.
Was hältst du mich mit deinem Kuß —
Siehst du nicht, daß ich folgen muß?
Ein einz'ger Ruck! Ein letzter Schrei —
Gespenstisch eilt der Zug vorbei.
Der Bischof schreitet zum Altar
Mit Hirtenstab und Prunktalar.
Vom Schiff kommt Procession empor,
Da steht der Tod im hohen Chor
Und singt in's hohe Freudenfest
Sein dumpfes Ita missa est!
Ich sprenge auf die Klosterthür!
Nun komm aus der Klausur herfür —
Fort von Brevier und Versperſang
Du Himmelsbraut zum Hochzeitsgang.
Ha — Welteroberer — bleibe stehn, —
Ruf von der Grenze die Armeen,
Herab die Hand vom Schwerteskanuf,
Die alten Wunden brechen auf!
Gelehrter schließe nun dein Buch —
Die Welt ist doch schon überklug —.
Baumeister steig vom Dom herab,
Leg' von dir Plan und Meterstab!
Du möchtest Großes? Einerlei,
Dein Tag ist hin, die Frist vorbei.
Herr Reiter — ei — wohin so schnell?
Wie blickst du kühn und stolz, Gesell!
Mein Glöckchen klingt dir dumpf und hohl?
Die Jungen, Starken lieb ich wohl.
Den schlanken Fant, die ros'ge Maid,
Was Blumen ziert und Perlgeschmeid,
Das paßt mir gut in meinen Zug —
Der Alten hab ich leicht genug,
Der Bettler, die am Wege fleh'n —
Ich thu' — als hab' ich nichts geseh'n —!
Dort herzt ein Kind den Liebsten sein!
Heran Gesell! Du bist schon mein!

M. Herbert.

An die Musik.

Auf rechte Worte muß ich ewig sinnen,
Dein Lob zu künden — noch im Traum der Nacht,
Du führest, Holde, schmeichelnd mich von hinnen,
Mein lauschend Herz ist ganz in deiner Macht!
Wenn du erklingst, all' meine Leiden schweigen
— Zerfließend wohl in deiner Töne Meer —
Wenn deine Laute sich zur Seele neigen,
Bringst du ihr Grüße von den Engeln her.
Du wiegst mich ein, auf daß ich ruhig werde,
Und bist zum Trost, zum Balsam mir bestellt;
Du trägst mich fort von dieser armen Erde,
Weit, weit hinweg in eine and're Welt.

Du Liederfluth, in deinen warmen Wogen
Zerschmilzt mein Herz, wie Schnee im Sonnenlicht,
Mir däucht, der Frühling käm' mit dir gezogen,
Klingst du Musik, so zart wie ein Gedicht. —
Doch kannst du auch in wildem Sturme toben,
Der kühn den Sturm in meiner Brust verjagt,
Ich bin befreit, von dir hinaufgehoben,
Mein Sinn erstarkt, der erst so sehr gezagt. —
Was weiß ich noch von Kummer und Beschwerde?
Das tiefe Dunkel hast du mir erhellt.
Du trägst mich fort von dieser armen Erde,
Weit, weit hinweg in eine and're Welt.

Sascha Elsa.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Kriegs=Gericht als Ehrengericht. Als ich Anfangs der fünfziger Jahre in Fulda wohnte, hatte ich in meiner dienstlichen Stellung Gelegenheit, Einsicht in ein Untersuchungs=Aktenstück zu nehmen, deren Inhalt hier mitzutheilen ich keinen Anstand nehme; sind doch die betheiligten Personen schon seit Jahren aus dem Leben geschieden, so daß ich mich dem Vorwurf der Indiskretion wohl schwerlich aussetzen werde.

In der Mitte der zwanziger Jahre lebte in Fulda ein Graf H . . . . Er wohnte im Hause des Geheimen Raths von Schlereth in der Rittergasse als Junggeselle. Dessen Diener war ein Mann Namens Klees, mit welchem der Graf eines Tages in heftigen Streit gerieth. Die Veranlassung dazu war, wie so oft im Leben, ein Frauenzimmer. Das Nähere eignet sich nicht zur Mittheilung. Der Diener wurde aus dem Dienst entlassen. Dessen Anforderungen wies der Graf später barsch ab. Klees sann nun auf Rache und beschloß, an seinem früheren Dienstherrn sich thätlich zu vergreifen. Zu dem Ende begab er sich in früher Morgenstunde, zu welcher Zeit, wie er

wußte, der Graf noch zu Bett lag, in dessen Wohnung, überfiel den Wehrlosen in dessen Nachtlager und versetzte ihm mit einem Stöckchen mehrere Hiebe. Ehe der Graf sich von seinem Lager erheben konnte, hatte Klees schon die Flucht ergriffen und war aus dem Haus geeilt. Ob und welche Maßregeln gegen den Frevelthäter von der Polizei-Behörde ergriffen wurden, erhellt aus den Untersuchungs-Akten des Garnisonsgerichtes nicht. Nur soviel ist ersichtlich, daß der Graf auf Anrathen der Offiziere des damals in Fulda garnisonirenden Füsilier-Bataillons veranlaßt wurde beim Stadtkommandanten General-Major von Donop die Bitte vorzubringen, ein Gutachten des Offizierkorps über die Frage zu veranlassen, ob seine Ehre als Kavalier durch den Klees'schen Ueberfall verletzt sei. Der Kommandant berichtete in Folge dessen an den Kurfürsten Wilhelm II. und dieser befahl: Untersuchung durch den Garnisons-Auditeur und demnächst Niedersetzung eines Kriegs-Gerichts, welches nach der Vorschrift bei Aburtheilung über einen Sekonde-Lieutenant zusammen zusetzen sei, und demnächst Abgabe des Gutachtens durch dessen Mitglieder, ob die Ehre des Grafen H. durch die ihm widerfahrene thätliche Beleidigung verletzt sei. Unter dem Vorsitz des Kommandeurs des Füsilier-Bataillons, Major von Lepel, trat dann ein Kriegsgericht zusammen und gab nach erstattetem Vortrag durch den Garnisons-Auditeur Morchut sein Gutachten einstimmig dahin ab, daß die Ehre des Grafen durch die gegen ihn verübte Thätlichkeit nicht verletzt sei. Der Kurfürst, an welchen die Akten hierauf eingesandt wurden, bestätigte den kriegsgerichtlichen Ausspruch. Vom Grafen H., welcher nicht lange danach Fulda verließ, hat man nichts weiter gehört.

Zu Bedauern ist der Verlust dieser und ähnlicher wichtiger Straf-Akten, namentlich der aus der Westphälischen Zeit, welch letztere im Kastell zu Kassel aufbewahrt wurden. Sie wurden nach 1866 sämmtlich vernichtet.

J. S.

Wer kennt nicht im Lande Hessen und darüber hinaus den Herkules von Wilhelmshöhe oder den „großen Christoph," wie ihn das Volk nennt? Nicht Allen aber dürfte es bekannt sein, daß der eherne Koloß einen steinernen Vorgänger hatte, der allerdings niemals die Spitze des Oktogons gekrönt hat, sondern auf dem Transport liegen blieb. Ehe Landgraf Karl den kupfernen Herkules herstellen ließ, hatte er die Absicht, einen steinernen Riesen auf das Oktogon zu stellen. Es wurde in den zwischen Martinhagen und Balhorn gelegenen bekannten Steinbrüchen ein mächtiger Stein ausgebrochen und behauen, Herkules mit der Keule darstellend. Aber die Fortschaffung des Ungeheuers mißglückte; unmittelbar an der Landstraße blieb es liegen, wie es heißt, weil der Schlitten, auf dem es befördert wurde, zusammenbrach. Dort in einem Grasgärtchen hat der „Herkules" — so wurde er auch genannt — bis zum Jahre 1867 oder 1868 gelegen und der Besitzer des Grundstücks erhielt von der hessischen Regierung eine Entschädigung von 26 Silbergroschen jährlich. Wir Kinder benutzten den liegenden Steinblock, der obwohl roh behauen doch deutlich die menschliche Gestalt aufzeigte, als Burg und Festung bei unsern Spielen. Nach der Annexion wurde der schon mit Sagen umwobene Stein für 7½ Silbergroschen (soweit ich mich erinnere) verkauft und zerschlagen. Es war Niemand da, der sich des immerhin historischen Denkmals annahm.

—a.—

Wie es früher manchmal mit Vergebung von Stipendien in Marburg gehalten wurde, mag folgender Vorfall darthun: Seit 1827 hielt sich dort ein Student der Chirurgie Namens Klockenbring auf, welcher seit 1831 ein Stipendium aus den Einkünften des säkularisirten Klosters Möllenbeck bei Rinteln bezog. Nachdem im Anfang der vierziger Jahre der von den Korps als Paukarzt angenommene Chirurg Müller, genannt Mohrenpinscher, nach Amerika ausgewandert war, wurde dieses Amt an genannten Klockenbring übertragen, wofür er von jedem Mitglied eines Korps 2 Thlr. für das Semester als Honorar erhielt. Dafür mußte er bei jeder Paukerei zugegen sein und die Verwundeten ärztlich behandeln. Klockenbring verwaltete dieses Amt bis zu Anfang der fünfziger Jahre, bezog aber nebenbei und trotzdem er Jahre lang keine Kollegien gehört hatte, auch das Möllenbecker Stipendium bis zum Jahre 1857, in welchem Jahre das Kurfürstliche Ministerium des Inneren ihm dasselbe entzog. Als völlig mittellos wurde nun Klockenbring in seine Heimath verwiesen, nach einiger Zeit aber als krank in die Irrenheil-Anstalt Haina aufgenommen, woselbst er später verstorben ist. Auch Söhne höherer Staatsbeamten genossen damals Stipendien, welche auf diese Weise den weniger bemittelten Studirenden entzogen wurden.

J. S.

Kürzlich ist der Rohheit einiger Buben ein altehrwürdiges Denkmal zum Opfer gefallen, das zwischen Friedewald und Hönebach mitten im Söllingwald steht, das sog. Nadelöhr. Das „Hersf. Kreisbl." berichtet über das Denkmal: Dasselbe besteht aus einem mannshohen Stein,

dessen unterer Theil ausgehöhlt ist, so daß selbst ein Erwachsener durchkriegen kann. Neben diesem Nadelöhr ist ein steinerner Opferstock angebracht, in welchem früher eine Kasse sich befand, worin milde Gaben für die Hersfelder Waisenkinder gesammelt wurden. Man erzählt, daß das Nadelöhr seine Entstehung einem der alten hessischen Landgrafen verdanke, der zur Sommerzeit im Friedewalder Schlosse Hof hielt und dabei in den weitausgedehnten Forsten des Söllingwaldes dem edlen Waidwerk nachging. Während dieser mit seinen Genossen und Gästen den Hirschen und Wildsauen zu Leibe rückte, lag die Frau Landgräfin mit ihren Hofdamen einer friedlicheren Beschäftigung ob. An einer entzückend schönen Stelle auf dem Kamme des Gebirges, mitten im prächtigen Hochwalde, war ein Häuschen errichtet, und in und neben demselben saßen die Damen und plauderten und — nähten. Es muß hier schön gewesen sein, wenn zur heißen Mittagszeit die Sonne grüne Lichter durch die dichten Laubdächer der Bäume herabsandte auf das bunte Moos und ein angenehmer Windhauch den Klang der Jagdhörner von fernher herübertrug. An dieser Stelle ließ der Landgraf, seiner Gemahlin zu Ehren, das Nadelöhr errichten. Das damalige Häuschen ist natürlich längst verfallen und gegenwärtig befindet sich eine zur Aufbewahrung von Waldarbeitergeräthen dienende Hütte am Platze, das Nadelöhr selbst aber hat Jahrhunderte überdauert und — könnte heute noch stehen, wenn es nicht jüngst der Zerstörungswuth einiger fremder Handwerksburschen zum Opfer gefallen wäre. Es ist das geradezu unverständlich, wie Jemand Vergnügen daran finden kann, einen derartigen Gedenkstein zu vernichten. Es ist gelungen, die Burschen festzunehmen und hinter Schloß und Riegel zu bringen, ob aber das Nadelöhr wieder hergestellt werden wird, ist noch fraglich.

Aus Heimath und Fremde.

Am 8. Juni findet in Eschwege die fünfte Versammlung des Hessischen Städtetages mit folgender Tagesordnung statt: 1. Eröffnung der Versammlung durch den Vorsitzenden. 2. Geschäftliche Mittheilungen, insbesondere Erstattung des Kassenberichts durch den Rechnungsführer, Herrn Bürgermeister Schöffer=Gelnhausen. 3. Partielle Neuwahl des Vorstandes nach § 5 der Satzungen. 4. Ueber die zweckentsprechendste Einrichtung des Haushaltsplanes, der Rechnungsführung und der Kontrolle in den mittleren und kleineren Städten des Regierungsbezirks Kassel. Referent: Herr Stadtsekretär Boedicker=Kassel. Korreferent: Herr Stadtkämmerer Scherzberg=Hanau. 5. Die praktische Anwendung des Gesetzes vom 2. Juli 1875. Referent: Stadtbaurath v. Noël=Kassel. Korreferent: Herr Oberbürgermeister Westerburg=Kassel. 6. Welche Beschlüsse sind zur Ausführung des Kommunalabgaben=Gesetzes vom 14. Juli 1893 von den Gemeinden zu fassen und zu welchen Beschlüssen ist die obrigkeitliche Genehmigung erforderlich? Referent: Herr Oberbürgermeister Westerburg=Kassel. Korreferent: Herr Oberbürgermeister Schüler=Marburg. 7. Welche Vortheile bietet die Anlage einer nach dem heutigen Stand der Technik ausgeführten Wasserleitung den mittleren und kleineren Städten? Referent: Herr Regierungsbaumeister Schmick=Frankfurt a. M. 8. Einrichtung einer Pensionskasse für Wittwen und Waisen der Gemeindebeamten und =Diener. Referent: Herr Bürgermeister Schöffer=Gelnhausen. Korreferent: Herr Stadtsekretär Boedicker=Kassel.

Aus Rinteln wird berichtet: Gelegentlich der Anwesenheit des Herrn Sanitätsrath Dr. Weiß, des Obmannes für die Ausgrabungsarbeiten im Fürstenthum Schaumburg=Lippe, hat sich hier ein selbstständiger Zweigverein des Bückeburger Geschichtsvereins gebildet. An die Spitze des neuen Vereins ist der als Alterthumsfreund und Kenner bekannte Landschaftsrath Frhr. Hilmar v. Münchhausen getreten, die Schriftleitung befindet sich in den Händen des Herrn Oberstlieutenant a. D. v. Spiegel. Die erste Sitzung, zu deren Abhaltung der zeitige Präsident seinen durch die stilvolle, alterthümliche Ausstattung mit dem Geiste des Vereins harmonirenden Saal zur Verfügung zu stellen so liebenswürdig war, verlief in der unterhaltendsten Weise, indem Herr Sanitätsrath Dr. Weiß mit dankenswerther Bereitwilligkeit in fesselndem Vortrag zunächst ein anschauliches Bild von der Lage und Beschaffenheit der in hiesiger Gegend vorhandenen Lagerüberreste an der Hand von Skizzen und Karten entwarf, dann genauer auf die Unterscheidungsmerkmale der römischen, sächsischen und fränkischen Befestigungen einging und schließlich noch einige sehr interessante Mittheilungen über Etymologie der Ortsnamen unserer Grafschaft machte. — Aufgabe des neugegründeten Vereins soll es sein, Interesse für Auffindung und Erhaltung von Alterthümern zu wecken, resp. zu heben, sowie durch jährlichen Beitrag der Mitglieder eine Freilegung der noch nicht untersuchten Lagerbefestigungen unserer Gegend zum Zweck der Festlegung der Zeit ihrer Entstehung zu ermöglichen.

Der dritte Historiker-Tag sollte laut dem Beschluß der vorjährigen Leipziger Versammlung in Marburg stattfinden. Doch hat man von dort, wie verschiedene Blätter berichten, gebeten, von dem Plane abzusehen.

Die Beilage Nr. 140 der Münchener „Allgemeinen Zeitung" enthält einen von kundiger Hand geschriebenen Aufsatz über unsern landsmännischen Dichter Richard Jordan, der im fernen Westen lebend vor Kurzem die prächtigen „Lieder vom Stillen Ocean" auf deutschem Boden hat erscheinen lassen. Wir wollen auch bei dieser Gelegenheit nicht versäumen auf das kleine, schön ausgestattete Buch, das Jedem, der am Schönen Freude hat, Genuß bereiten wird, aufmerksam zu machen. Die „Lieder vom Stillen Ocean" sind bei Otto Hendel in Halle erschienen.

Am 21. Mai starb in Kassel im Alter von nur 44 Jahren nach längerem Leiden Herr Dr. med. Emil Jooſt, ein vielgesuchter und tüchtiger Arzt, ein liebenswürdiger, humaner Mann, dessen Heimgang in weiten Kreisen Kassels lebhafter Theilnahme begegnet. Der nun Verewigte hatte einen an der Influenza erkrankten Patienten in Behandlung, bei welchem später die Lunge in Mitleidenschaft gezogen war. Hierbei hatte er sich inficirt. Seit einem Vierteljahr kränkelte nun Dr. Jooſt und besuchte, um Heilung zu finden, 11 Wochen lang das Bad Falkenstein, kehrte aber betrübt, seine Hoffnung nicht erfüllt zu sehen, von dort nach Kassel zurück. Er hatte indeß keine Ruhe und ließ es sich nicht nehmen, bis zu den letzten Tagen seines Lebens seinem Beruf pflichtgetreu obzuliegen. Von der Beliebtheit, deren sich der Hingeschiedene erfreute, legte die zahlreiche Betheiligung an seiner Beerdigung Zeugniß ab. Dr. Jooſt, der schon mit 16 Jahren das Abiturientenexamen abgeleistet hatte, studirte in Marburg, wo er dem Korps Hasso-Nassovia angehörte.

Die in New-York erscheinenden „Hessischen Blätter" (Herausgeber und Eigenthümer: Voelcker Brothers) erfüllen mit Geschick die schöne Aufgabe, unsere Landsleute im fernen Westen geistig untereinander und mit der Heimath zusammenzuhalten. Wir entnehmen der Nr. 16 (vom 21. April) folgende gewiß manchen unserer Leser interessirenden Personalnotizen. Im St. Joseph, Mo., starb am 8. März der Prediger Adam Yockel, geboren am 6. Dezember 1834 in Mannheim. Yockel ging, 17 Jahr alt, nach Amerika, verheirathete sich dort mit Elisabeth Löhr und machte den amerikanischen Krieg mit. — Ganz plötzlich verschied in Detroit, Mich., am 13. April Kapitän Chas. Rühl. Er war am 14. November 1829 zu Darmstadt geboren und kam im Jahre 1862 als hessischer Offizier nach New-York um den Bürgerkrieg mitzumachen. Nach demselben kehrte er nicht mehr in die alte Heimath zurück, sondern widmete sich dem Geschäftsberufe. Ein Sohn von ihm wohnt als Geschäftsmann in New-York. — Wilhelm Protzmann, 52 Jahr alt, aus Wittgenborn, Kreis Gelnhausen, starb am 12. März in Brooklyn, N.-Y, nach langem schweren Leiden. Ebenfalls jung nach Amerika gekommen, gründete er sich ein Tapeziergeschäft, das durch seine Gediegenheit einen großen Kundenkreis gewann. Verdient machte er sich als Gründer verschiedener Gesangvereine, sowie des Hessischen Volksfestvereins von Brooklyn. — Es starben ferner: Anton Stephan Alt, 49 Jahre alt, aus Naumburg (Kurhessen) in Brooklyn; Johann Ludwig (72 Jahre) aus Schönstadt, Kr. Marburg, und Carl Dittmar (58 Jahre) aus Bracht, Kreis Marburg, beide in Cincinnati. — In Arlington, Hancock County, Ohio, starb am 25. April im Alter von 92 Jahren Frau Anna Katharina Tracht aus Lautern (Großherzogthum Hessen), eine der ältesten Pionierinnen der dortigen deutschen Kolonie. Im Jahre 1831 schloß sie sich einem Trupp hessischer Auswanderer an, um sich in Amerika niederzulassen. Das Schiff, auf dem sich die Auswanderer befanden, wurde jedoch bei dunkler Nacht durch einen schweren Sturm auf eine Sandbank bei Norfolk, Va., geworfen, und die Schiffbrüchigen waren in höchster Noth, bis sie am Morgen durch Plantagenneger nach dem nahen Strande gebracht wurden. Dieses denkwürdige Ereigniß wird seither im Hessen-Settlement alljährlich durch Gottesdienst am 17. September festlich begangen. Frau Tracht hinterläßt zwei Söhne, zwei Töchter, 17 Enkel und 33 Urenkel.

Kunstnachrichten aus Hessen.

In Hanau ist man nicht sehr erfreut über die Verzögerung der Grimmdenkmal-Angelegenheit, die dem betreffenden Künstler, Professor Eberle-München, zur Last fällt, der seine Zusagen bisher nicht erfüllt hat. Nach § 5 des Vertrags vom 4. Februar 1891 beträgt die Bauzeit $3^1/_2$ Jahre. Die Aufstellung des fertigen

Denkmals müßte danach in die Zeit um den 4. August 1894 fallen. Das Hülfsmodell für die Hauptgruppe hatte er in 1½ Jahren, also spätestens am 4. August 1892 den Vertrauensmännern des Komités vorzustellen. Nicht bloß diese Frist, sondern auch die einjährige Frist, binnen welcher er das Modell der Hauptfiguren gußfertig herzustellen übernommen hatte und die am 4. August 1893 ablief, ist resultatlos verstrichen. Nunmehr hat Herr Professor Eberle unter dem 29. April 1894 dem Komité Folgendes mitgetheilt: „Ende August ist das Hülfsmodell der Brüder Grimm fertig und die Kommission kann dasselbe um diese Zeit besichtigen. Dadurch, daß das Hülfsmodell in Lebensgröße modellirt ist und durch ein neues praktisches Verfahren bei der Uebertragung ins Große bin ich in den Stand gesetzt, bis Frühjahr 1895 das wirkliche Modell fertig zu stellen. Um jedem Zweifel an der Einhaltung dieser Daten zu begegnen, unterziehe ich mich jeder vom Komité gestellten Bedingung. Anderntheils möge die Angabe dazu beitragen, die Zweifel zu verscheuchen, daß nicht das Hülfsmodell es war, das mich so lange Zeit in Anspruch nahm, sondern daß andere Arbeiten, die ich vorher erledigen wollte und zum Theil nicht abweisen konnte, mich bis zum Zeitpunkt, wo ich glaubte, das Hülfsmodell fertig zu haben, vollauf beschäftigten. Gießereien stellen mir Offerte, die Gruppe in sechs Monaten in Bronce herzustellen." Das Gesammtkomité hat sich am 22. Mai in einer Sitzung mit der Angelegenheit beschäftigt. Justizrath Osius legte den gegenwärtigen Stand der Denkmalsangelegenheit dar. Das Komité beschloß nach einer kurzen Debatte, auf die von Herrn Professor Eberle selbst vorgeschlagenen, oben mitgetheilten Fristen, daß nämlich Ende August dieses Jahres das Hülfsmodell der Brüder Grimm vollendet ist und um diese Zeit von der Kommission besichtigt werden kann und ferner bis Frühjahr 1895 das wirkliche Modell fertig ist, einzugehen, in einem neuen Vertrage aber gegen ausgiebige Kautelen diese Bedingungen festzulegen. Was schließlich das Denkmal selbst anbelangt, so wird es in der reicheren Ausstattung zur Aufstellung gelangen. (Hauptgesims und Schaft in Bronce mit Reliefs und Schriftseite, der untere Sockel und die Stufen aus Syenit.) Die Kosten für diese Ausführung sind kontraktlich auf 95 000 Mark vereinbart. Die zur Verfügung stehenden Baarmittel belaufen sich auf 84 000 Mark. Erwähnt sei noch, daß zum Präsidenten des Komités an Stelle des verstorbenen Herrn Kommerzienrathes J. F. Zimmermann Herr Oberbürgermeister Dr. Gebeschus gewählt ward.

Auf der gegenwärtigen großen Kunstausstellung in Berlin sind auch eine ganze Reihe von hessischen Künstlern vertreten. Wir nennen: Martha Dehrmann-Kassel (Sommerabend und Bildniß der Sängerin Frl. H. Schick). Fritz Grebe-Berlin (Landschaft mit Kühen und „Nueröfjord"), Johannes Kleinschmidt-Kassel („Stillvergnügt" und „Gemeinsames Vesperbrot"), Professor Hermann Knackfuß-Kassel (Spätsommerabend), Adolf Lins-Düsseldorf (Am Bach; Gänseweide; Am Teich), Theodor Matthei-Kassel („Mütterchen, warum weinst Du?"), Frieda Menshausen-Kassel (Herrenbildniß), Adolf Müller-Düsseldorf (Vom alten Rom; Auf dem Monte Pincio), Heinrich Otto-Düsseldorf (In der Hürde; Mondaufgang), Fritz v. Wille-Düsseldorf (Schlimme Zeiten; Ruine Reifferscheid), Bernhard Zickendraht-Berlin (Erblüht; Bildniß; Im Negligé). Mit Bildwerken sind vertreten Professor Carl Begas-Kassel (Büste des Hofkapellmeisters Reiß und Damenbildniß, Relief nach dem Leben), Adolf Kürle-Berlin („La madre", Gruppe in Gips; Bildnißstudie, Büste in Gips; gefesselte Sklavin, Bronce). In der Abtheilung für Baukunst finden wir: Heinrich Mänz-Berlin (Konkurrenz-Entwurf zu einem Rathhause für Elberfeld).

Dem Marburger Publikum steht ein hoher Kunstgenuß bevor, in der in Marburg am 3. Juni beginnenden Kunstausstellung, die sehr reichlich beschickt werden wird und Vorzügliches bietet. Von den Ausstellern seien heute folgende namhafte Künstler genannt: Ernst Anders, C. N. Bantzer-Dresden, P. Baum-Dresden, W. Bauer, Peter Becker-Frankfurt, W. Degode-Düsseldorf, W. Effenberger-Rom, Dora Hitz-Paris, Louis Katzenstein-Kassel, J. Kleinschmidt-Kassel, F. Klingelhöfer-Marburg, L. Knaus-Berlin, F. Koppay-Berlin, B. v. Loesen-Berlin, B. Plockhorst-Berlin, A. Pfeffer-Marburg, Fr. Prölß-München, Wilh. Ritter-Dresden, F. Schürmann-Marburg, Rob. Sterl-Paris, Trautschold-London, Otto Ubbelohde-Marburg, H. v. Volkmann-Karlsruhe, Fr. Wille-Düsseldorf, Jos. Zenisek-München, Ernst Zimmermann-Willingshausen. Außer diesen modernen Künstlern werden noch eine Anzahl von Bildern älterer Meister — niederländischer — italienischer und deutscher Schule zur Ausstellung gelangen; hoffen wir, daß nun auch unser Publikum dem gemeinnützigen und idealen Unternehmen sein volles Interesse zuwenden möge! Mit Vorliebe haben auch hessische Meister die Ausstellung beschickt.

Hessische Bücherschau.

Dr. Karl Knabe, Oberlehrer. Ueber Schulmünzen im ehemaligen Kurhessen. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm der Oberrealschule zu Kassel. 4°. (28 S.) 1894.

Es giebt zwei Arten von Münzen, die von oder für Schulen geprägt worden sind und noch geprägt werden, erstens solche, die als Prämien für Fleiß und gute Führung an Schüler vertheilt werden, sog. Brabeonen, welche in einzelnen Ländern und Städten, wie in der Schweiz, in Hamburg u. a., sich bis in's 16. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, und dann solche, die als Erinnerungszeichen für bestimmte Ereignisse, wie Gründungs- oder Jubiläumstage oder zum Gedächtniß hervorragender Lehrer und Leiter geprägt worden sind. Münzen beiderlei Art sind im ehemaligen Kurstaate in unverhältnißmäßig großer Anzahl vorhanden, und kaum dürfte es ein Ländchen gleicher Größe geben, das Hessen in dieser Hinsicht übertrifft. Es war deshalb ein guter Gedanke des Verfassers, diese Münzen einmal zusammenzustellen und an der richtigen Stelle — in einem Schulprogramm — zu veröffentlichen.*) Mit großem Geschick und nicht unerheblicher Mühe hat er von weitaus den meisten Stücken eine eigene Anschauung sich zu verschaffen gewußt und sie mit numismatischer Akribie beschrieben. Ganz besonders dankenswerth sind die jeder Anstalt vorangestellten historischen Notizen über Gründung und Entwicklung und über die verschiedenen Anlässe zur Ausprägung der Medaillen, wodurch die Arbeit auch geschichtlich interessant und werthvoll ist.

Verfasser theilt seine Abhandlung in sieben Abschnitte. Im I. und II. beschreibt er die Medaillen der Hochschulen: Universitäten und wissenschaftlichen Akademien. Unser Hessenland hat von ersteren die erstaunlich große Zahl vier zu verzeichnen: Kassel (2. I. 1633 bis 16. VI. 1653), Fulda, Rinteln, Marburg. Von der nur 20 Jahr in Kassel gewesenen Universität sind Medaillen nicht vorhanden. Fulda, eröffnet als Kollegium am 20. X. 1572 von Fürstabt Balthasar von Dermbach, mit Bewilligung Pabst Clemens XII. vom Primas Freiherr Adolf von Dalberg zu einer Universität mit vier Fakultäten (1734) erweitert, bestand bis zum Jahre 1804, in welchem sie von Wilhelm I., Fürst von Corvey und Dortmund, aufgehoben wurde. Eine große, 60 mm im Durchmesser haltende silberne Medaille, wurde bei der Einweihungsfeier am 19. IX. 1734 an die Anwesenden vertheilt. Als dritte Universität ist zu nennen Rinteln, gegründet 1620 von Graf Ernst von Schaumburg, aufgehoben vom westfälischen König Hieronymus Napoleon am 1. V. 1810. Bei ihrem 100 jährigen Jubiläum, das Mitte Juli 1721 gefeiert wurde, bei welcher Gelegenheit die Universität „mit gnädigstem Vorbewußt" des Landgrafen Karl von Hessen das Amt des „Rector magnificentissimus" dem kleinen zehnjährigen Enkel desselben, dem Prinzen Wilhelm, übertrug, wurden verschiedene güldene und silberne Denkmünzen geprägt. Als vierte Universität macht den Beschluß unsere altberühmte, nach wie vor blühende Marburger Alma mater Philippina, eröffnet am 30. Mai 1527. Sie weist goldene und silberne, gelegentlich ihres 100-, 200- und 300 jährigen Jubiläums aufgegebene, sowie einige auf den seiner Zeit berühmten Mathematiker und Philosophen Christian (seit 1745 Freiherrn von) Wolff geprägte Medaillen auf.

Von akademischen Instituten wissenschaftlichen Charakters kommen hier in Betracht das Collegium Carolinum zu Kassel, gegründet 1595 von dem gelehrten Landgraf Moritz, erweitert 1599 unter dem Namen Collegium Mauritianum zu einer Akademie, dann 1618 unter dem Namen Collegium Adelphicum Mauritianum zu einer Ritterakademie „zur Beförderung der studirenden rittermäßigen Jugend in Künsten und Sprachen, sodann zur Anführung in allen ritterlichen Tugenden und Uebungen" ausgebaut, 1633—1653 Universität (siehe oben), dann 1657—61 Gymnasium, 1661 aufgelöst, im Jahre 1709 als Collegium illustre Carolinum wieder auflebend und endlich 1791 durch Wilhelm IX. mit der Universität zu Marburg vereinigt. Preismedaillen finden sich hier aus den einzelnen Jahren 1761 bis 1771, 1773, 1775—1785. Weiter gehört hierher das Chirurgische Wilhelms-Institut, das ebenfalls Landgraf Moritz in's Leben gerufen hatte, und erst am 29. VI. 1821 von Kurfürst Wilhelm II. geschlossen wurde, nachdem es während der westphälischen Fremdherrschaft eingegangen war.

Im III. Abschnitt kommen die Mittelschulen: Gymnasien, Realschulen und höhere Bürgerschulen, an die Reihe. Die jüngste hier erwähnte Schulmünze ist die Erinnerungsmedaille (Aluminium, Bronze und Zinnzinkkomposition), die bei dem 50 jährigen Jubiläum der Oberrealschule zu Kassel (4./5. 1893) ausgegeben wurde.

In den folgenden Abschnitten IV—VII werden die von Volksschulen, Handwerksschulen, Zeichen-

*) Mit Erlaubniß der Schule hat auch die bekannte, in Berlin erscheinende Zeitschrift „Der Sammler", herausgegeben von Dr. Brendicke, in ihren beiden ersten Nummern obige Arbeit zum Abdruck gebracht.

schulen und Kunstakademien geprägten Medaillen beschrieben, in einem letzten Abschnitt einige Preismedaillen abgehandelt, die nicht einer bestimmten Anstalt zuzuweisen waren oder von gelehrten Gesellschaften, wie z. B. von der Societas agriculturae et artium, ausgegeben worden sind.

Im Ganzen führt uns Verfasser in seiner sorgsamen Arbeit 84 Münzen der gedachten Art vor.

Dr. A.

Bibliotheca Hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Litteratur für den Preußischen Regierungsbezirk Kassel. Herausgegeben von Dr. Karl Ackermann. Fünfter Nachtrag. Kassel 1894. Selbstverlag des Herausgebers (Ständeplatz 15). 18. S.

Die Arbeit ist eine vollkommene Ergänzung der bisherigen verdienstvollen Publikationen des geschätzten Herrn Verfassers, der damit einem wahren ausgesprochenen Bedürfniß entgegen tritt. Diesem fünften Nachtrage, der das Werk abschließen soll, sind als Schlußwort die Verse Ovids mit auf den Weg gegeben:

Da veniam scriptis, quorum non gloria nobis causa, sed utilitas officiumque fuit.

Wir glauben aber, daß nicht nur alle Fachmänner im Bibliothekwesen, sondern auch Jeder, der sich für hessische Litteratur interessirt, dem Verfasser für sein mühevolles Werk dankbar sein wird. Als Nachschlagewerk wird das Repertorium einen dauernden Werth beanspruchen. Der vorliegende Nachtrag enthält außer den von Michaelis bis jetzt erschienenen landeskundlichen Schriften über unser Hessenland eine sehr große Zahl älterer Werke und Aufsätze, die dem Verfasser bisher nicht bekannt waren und um deren Beibringung sich Herr A. Fey, Hülfsarbeiter an der Landesbibliothek in Kassel, verdient gemacht hat.

Briefkasten.

Wir ersuchen alle verehrten Mitarbeiter, ihre Einsendungen an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel Kassel, Schloßplatz 4, adressiren zu wollen.

Ungenannter Abonnent. Ihre Zusendung der Nr. 20 des „Kujawischen Boten" hat uns viel Spaß gemacht. Das Geschichtchen, das wir nicht zum ersten Mal gehört und gelesen haben, ist eine von den bekannten Jagdgeschichten, die über die Hessen verbreitet werden. Mag man den dort geschilderten Persönlichkeiten gegenüberstehen, wie man will, solche Albernheiten haben sie nie begangen. Wer den Verfasser übrigens kennt, weiß, daß ihm der Anspruch, historisch ernst genommen zu werden, völlig fern liegt.

M. Straßburg. Wie Sie sehen, sofort verwandt. Wir bitten uns baldigst die Fortsetzung zuzuschicken. Für Ihre freundlichen Bemühungen im Interesse des „Hessenlandes" sagen wir Ihnen vorläufig schon auf diesem Wege Dank; damit verbinden wir die Bitte, uns auch ferner unterstützen zu wollen. Ihre Vorschläge, die wir sehr beherzigenswerth finden, werden wir uns überlegen. Einstweilen machen wir Sie darauf aufmerksam, daß Probenummern in jeder gewünschten Anzahl stets zu Ihrer Verfügung stehen.

Th. K. Regensburg. Freundlichsten Dank für die willkommenen Beiträge.

O. E. Marburg. Wird Alles besorgt; ausführliche Beantwortung vorbehalten. Großer Ueberfluß an Zeitmangel!

W. B. Kassel. Für Mai leider nicht zeitig genug. Läßt sich aber auch später verwenden. Könnten Sie andern Titel vorschlagen?

Dr. H. B. z. Zt. Binz, Insel Rügen. Brief erhalten. Vorläufig besten Dank; das Weitere wird sich hoffentlich ohne Schwierigkeiten machen.

Dr. A. Kassel. Einsendungen erhalten und sogleich verwandt. Es soll uns freuen, wenn Sie in der Erholungszeit Muße finden, unseres Blattes werkthätig zu gedenken.

H. F. Witzenhausen. Für eine der nächsten Nummern bestimmt.

J. L. Kassel. Wegen der genauen Adresse des Schweizerischen Blattes haben wir sofort nachgeforscht und werden sie alsbald nach Empfang senden. Ein Artikel über den Gegenstand wie überhaupt Beiträge verwandter Art würden uns sehr erfreuen.

A. T. Wien. Wird mit Dank verwendet. Es dürfte aber Ihren Wünschen entsprechen, wenn wir die Gedichte im Zusammenhang bringen, was wir bald zu ermöglichen hoffen.

Dr. F. H. Straßburg. Solche Beiträge sind uns prinzipiell angenehm und wir bitten um Einsendung.

G. Th. D. Marburg. Wir bescheinigen dankend den Empfang Ihres Manuskriptes, das wir sofort lesen werden.

Anonymus Kassel. Ehe wir Ihre Einsendung beantworten können, müssen wir um Angabe Ihres Namens bitten.

E. S. Haina. Wir kommen gern Ihrem Wunsche entgegen, wenn Sie uns einige kleine Abänderungen gestatten.

H. B. in R. bei Hanau. „Märchen" erhalten. Sie bekommen in nächsten Tagen brieflich Antwort.

J. S. Frankfurt a. Main. Ihre Beiträge werden uns stets willkommen sein, und wir rechnen auf baldige weitere Einsendungen.

Herausgeber: Ferd. Zwenger's Erben. Stellvertr. verantwortlicher Redakteur: Dr. D. Saul in Stuttgart.
Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 12. **Kassel, 15. Juni 1894.**

Das **„Hessenland"**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

O halte fest, was Du gefunden!

Wenn je Du hast das Glück gefunden,
So halte fest es allezeit,
Denn ist es einmal Dir entschwunden,
Verlorst Du es für Ewigkeit.

Du wirst es nimmer wiederfinden,
So wenig wie zur Winterzeit
Du blau Vergißmeinnicht kannst winden
Am stillen Bache, der verschneit.

Du kannst wohl von dem Glücke träumen,
Als ob es noch Dein Eigen wär',
Doch gleicht es blätterlosen Bäumen:
Sie geben keinen Schatten mehr.

Drum halte fest, was Du gefunden,
In treuer Liebe wahr und rein,
So wirst Du froh mit ihm verbunden,
Bis daß der Tod Euch scheidet, sein.

Elard Biskamp.



Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Gleich nach dem Regierungsantritte des Landgrafen Philipp drohte dem Lande Hessen von Seiten Sickingen's große Gefahr. Am 8. September 1518 sandte Sickingen von der von ihm belagerten Reichsstadt Metz aus einen Fehdebrief an den Landgrafen. Als Grund der angesagten Fehde schützte Sickingen Bedrängung seines Freundes Konrad von Hatstein als Ganerben von Riffenberg, sowie Vorenthaltung einiger streitigen Wiesen bei Nordheim am Rhein, die von seinem Vetter Hans erworben sein sollten, vor. Vergebens ging der Landgraf benachbarte und verwandte Fürsten um Hilfe für die bevorstehende Fehde an, so den Herzog Ulrich von Württemberg, den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig und andere. Von Metz aus rückte Sickingen mit 3000 Reitern und 10 000 Fußgängern in die Grafschaft Katzenelnbogen ein und plünderte die ganze umliegende Landschaft Gerau. Kurt von Wallenstein, der Rüsselsheim mit 3000 Mann besetzt hielt, wandte sich vergebens nach Kassel um Geld, Proviant und Truppen. Die kleine Festung Stein, deren Kommandanten Johann von Gilsa, Kurt Hesse, Tonges Wolf waren, vertheidigte sich gut. Sickingen nahm Gernsheim, Zwingenberg ein und verwüstete die umliegenden Dörfer, dann umzingelte er plötzlich Darmstadt. Durch Vermittelung des sowohl mit dem Landgrafen Philipp als auch mit Sickingen befreundeten Markgrafen von Baden kam zu Darmstadt ein Vertrag zu Stande, nach welchem, neben anderen Bedingungen, Landgraf Philipp an Sickingen 35 000 Gulden innerhalb 3 Wochen zahlen und die Wiesen bei Nordheim zurückgeben sollte. Für seine Bundesgenossen beanspruchte Sickingen Zurückgabe des ihnen Fortgenommenen, endlich für Konrad von Hatstein lautete der Anspruch auf Zahlung von 1000 Gulden. Bürgen des Vertrags und Selbstschuldner für die ausbedungenen Geldsummen waren 80 hessische Ritter. Falls die ausbedungenen Summen nicht gezahlt werden sollten, war Sickingen berechtigt, ganz Hessen anzugreifen und zu pfänden. Die verlangten 35 000 Gulden bezahlte der Landgraf, den übrigen Inhalt des Vertrages, ausgenommen das auf Sickingen und Konrad von Hatstein Bezügliche, erklärte Kaiser Maximilian für ungültig. Auf die Mahnung Sickingen's an den Landgrafen, dem abgeschlossenen Vertrage nachzukommen, erhielt er in Folge des vom Kaiser Bestimmten von Philipp und den Bürgen des Vertrags abschlägige Antwort mit der Aufforderung, sich an den zukünftigen Kaiser, — es war nämlich Maximilian kurz vorher gestorben —, oder an ein Fürstengericht zu wenden. Landgraf Philipp hatte dem vom Schwäbischem Bunde mit Vertreibung aus seinem Lande bedrohtem Ulrich von Württemberg Hilfe versprochen, 200 Reiter und 600 Fußgänger. In Folge dieses Schrittes brach Sickingen als ein Hauptmann des Bundes in das Amt Lichtenberg ein. Als aber Philipp, nachdem er sich vergebens um Unterstützung bei benachbarten weltlichen und geistlichen Herrn umgesehen hatte, zu einem Bundesaufgebot 250 Reiter und 400 Fußgänger zu stellen sich verpflichtet hatte, unterblieb der Angriff Sickingen's.

Um verschiedener Ursachen willen bedrohte Sickingen den Kurfürsten von Trier, Richard von Greifenklau, mit Fehde und belagerte auch die Stadt. Philipp eilte mit dem ihm jetzt befreundeten Pfalzgrafen Ludwig mit 1000 Reitern und 8000 Mann Fußtruppen Trier zu Hilfe. Als Sickingen von dem Anmarsche dieser Hilfstruppen erfuhr, wandte er sich, wohl auch noch durch den Mangel an Pulver veranlaßt, von Trier ab und zog, auf seinem Rückzuge an Dörfern und Weinbergen großen Schaden verursachend, nach der Ebernburg. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1522) wurde die Reichsacht über Sickingen ausgesprochen und alle Reichsstände zur Hilfe für den Kurfürsten

von Trier aufgefordert. Der Angriff auf die Ebernburg wurde der vorgerückten Jahreszeit wegen verschoben, nur einige Burgen Sickingen'scher Anhänger wurden eingenommen. Im April 1523 begann die Belagerung der Feste Nannstuhl, auf die sich Sickingen ihrer größeren Festigkeit wegen von der Ebernburg aus zurückgezogen hatte, durch Landgraf Philipp, die Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und Richard von Greifenklau von Trier. Am sechsten Tage der Belagerung wurde Sickingen tödtlich verwundet und die Burg übergeben. Dieser Uebergabe folgte die mehrerer Burgen seiner Söhne und Freunde, so von Drachenfels, Dann und Lützelburg in Lothringen, Hohenburg und zuletzt diejenige der Ebernburg nach siebentägiger Belagerung. Landgraf Philipp erhielt bei der Theilung Sickingen'scher Güter Schloß und Gebiet Kronenberg und einen Beuteantheil, der aber nicht die für die Fehde aufgewendeten Kosten erreichte. Pfalz und Trier theilten sich in die Besitzungen auf dem linken Rheinufer. Kronenberg wurde vom Landgrafen Philipp (1541) an seine vorigen Besitzer unter dem Vorbehalte des Oeffnungsrechtes zurückgegeben.

In der Hildesheimer Fehde (1519—1521) die von Bischof Johann von Hildesheim und Heinrich dem Aelteren von Lüneburg gegen die Herzöge von Kalenberg und Wolfenbüttel, Erich I. und Heinrich den Jüngeren, geführt wurde, unterstützte Landgraf Philipp die letzteren öfters mit Truppen auf Veranlassung der Landgräfin Anna, die von Erich's Gemahlin, Elisabeth von Brandenburg, darum angegangen war. In Folge eines kurze Zeit vor der Schlacht bei Soltau in der Lüneburger Haide ausgebrochenen Streites, da die Braunschweiger erklärt hatten, das Bild des hessischen Löwen sei das eines Hundes, zog ein Theil der Hessen nach Hause. Die Schlacht fiel zu Ungunsten der Herzöge aus. Philipp sandte eine neue Hilfe von 350 Reitern und 600 Fußgängern, die die Schlösser Heinrich's des Jüngeren deckten. Nach der auf dem Reichstage zu Worms (1521) erfolgten Reichsacht über den Herzog von Lüneburg und den Bischof zu Worms wurde Philipp vom Kaiser aufgefordert mit dem Könige von Dänemark dem Herzog Erich und seinem Neffen zu helfen. Unter Hermann von der Malsburg wurden 350 Reiter, 1500 Fußgänger, 6 Schlangenbüchsen und 2 Karthaunen gesandt und das Stift Hildesheim erobert.

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische Feldzug der Hessen nach dem Tagebuch des Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar. 1776—1783.

Von F. W. Junghans.

In Nummer 16 des Jahrgangs 1893 dieses Blattes brachten wir einen Auszug aus dem Tagebuch des hessischen Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar über die Belagerung von Mainz. Der nachfolgende Aufsatz berichtet seine Erlebnisse während des amerikanischen Feldzugs.

Johannes Reuber war geboren zu Niedervellmar am 2. März 1759 als Sohn eines Tagelöhners. 1773 wurde er konfirmirt und schon zwei Jahre darauf, am 15. September 1775, zum Landgrenadierregiment ausgehoben und eingeschworen. Er war vermuthlich groß und stark gewachsen. 1775 schloß der Landgraf den bekannten Vertrag mit England, und am 1. Januar 1776 bekam der noch nicht Siebenzehnjährige Ordre zur Gestellung in Immenhausen, wo die Kompagnie des Majors Matthäus lag. Schon am 2. rückte die Kompagnie nach dem größeren Orte Grebenstein, wo die junge Mannschaft bei tiefem Schnee und großer Kälte in aller Eile einexerziert wurde. Am 3. März erfolgte die Ordre zum Ausmarsch nach Amerika. Das Bataillon wurde in Eile mit den zum Felddienst erforderlichen Ausrüstungsgegenständen, Tornistern, Brotbeuteln, Kesseln, Flaschen, Aexten, Schippen und Hacken, versehen. Außerdem erhielt der Mann 60 scharfe Patronen und eben so viele scharfe Steine, und am 4. rückte das Bataillon zur Revue vor dem Landgrafen nach Kassel, der es „auf der Rennbahn" musterte. Der Marsch nach Bremerlehe, wo die Truppen eingeschifft werden sollten, geschah zu Land längs der Weser. Am 7. April langte das Bataillon in Schiffsdorf bei Bremerlehe an, wo es von einem englischen Kommissär übernommen und für den Dienst des Königs von England vereidigt wurde. Die erste hessische

Division, welche hier versammelt war, bestand aus folgenden Regimentern, bezw. Bataillonen:

1. Das Jägerkorps.
2. Das detachirte Grenadierbataillon.
3. Das Leibregiment.
4. Das Regiment Erbprinz.
5. Das Regiment Prinz Karl.
6. Das Alt-Loßbergische Regiment.
7. Das Regiment von Bose.
8. Das Regiment von Mirbach.
9. Das Kniphausen'sche Regiment.
10. Das Donop'sche Regiment.
11. Das Dithfurt'sche Regiment.
12. Das Rall'sche Grenadierbataillon.

Sämmtliche Truppen standen unter dem Kommando des Generals von Heister.

Eine zweite Division unter dem Kommando des Generals von Kniphausen folgte kurze Zeit darauf nach und wurde zu Ritzebüttel eingeschifft. Sie bestand aus nachfolgenden Regimentern:

1. Einem reitenden Jägerkorps.
2. Einem detachirten Grenadierbataillon.
3. Dem Wuttginau'schen Regiment.
4. Dem Benning'schen Regiment.
5. Dem Wissenbachischen Regiment.
6. Dem Huyne'schen Regiment.
7. Dem von Stein'schen Regiment.

Nach dem hessischen Exerzierreglement vom Jahre 1767 bestand ein Regiment Infanterie aus zwei Bataillonen zu sechs Kompagnien. Die schönsten und größten Leute bildeten die beiden Flügel- oder Grenadierkompagnien. Die Kompagnie war 100 Mann stark. Die Grenadierkompagnien zweier Regimenter wurde im Krieg zu einem Grenadierbataillon kombinirt. Ein solches kombinirtes Grenadierbataillon war das Rall'sche, dem Reuber angehörte.

Da nicht Schiffe genug da waren, so mußte das Rall'sche Grenadierbataillon nebst zwei Kompagnien vom Regiment Kniphausen und drei Kompagnien von Alt-Loßberg noch 14 Tage in Geestendorf warten, bis es abgeholt wurde. Am 21. stach es in See, am 24. legte das Schiff in Deal an. Vom 25. April bis zum 10. Mai lag die Flotte an der holländischen Küste, um erst günstigen Wind abzuwarten. Am 10. Mai endlich, als am ersten Pfingsttag, lichtete sie die Anker, um nach einer ziemlich ruhigen Fahrt von drei Monaten und vier Tagen das Ziel ihrer Reise, den Boden Amerikas, zu erreichen.

Der Verfasser beschreibt in sehr eingehender Weise die Einrichtung des Schiffes, die Schiffskost, er verzeichnet das Wetter, die Zahl der Seemeilen, die sie jeden Tag zurücklegen, er instruirt sich über den Gebrauch des Lots und des Sextanten und hat ein offenes Auge für die Naturerscheinungen, welche die Langeweile der Seefahrt verkürzen und dem Bauernsohn Veranlassung zum Nachdenken geben.

Zur Unterbringung der Truppen war der vordere Raum des Schiffes mit drei Reihen Bettstellen versehen, je zwei über einander. Jeder Soldat hatte eine Matratze, zwei Decken und ein Kopfpolster. Bei gutem Wetter wurden die Matratzen auf Deck gebracht und gelüftet, der Raum aber täglich ausgekehrt und mit Essig ausgeräuchert. Die Kost war derb, aber ausreichend. Jeden Tag erhielten je sechs Mann vier Pfund Schiffszwieback. Sonntags gab es Erbsen und vier Pfund Schweinefleisch für sechs Mann, Montags Hafergrütze nebst Butter und Käse, Dienstags vier Pfund Rindfleisch, drei Pfund Mehl, ein halb Pfund Rosinen und ein halb Pfund Rindsfett zu einem Pudding, Mittwochs wie Montags, Donnerstags wie Sonntags, Freitags Hafergrütze mit Butter und Käse und Sonnabends Rindfleisch und Pudding. Außerdem erhielten sechs Mann täglich vier Stübchen Schmalbier und jeder Mann ein Kännchen Rum, der aber unserem Reuber nicht schmeckte. Seume freilich, der bekanntlich in der Nähe von Vacha zum Soldaten gepreßt wurde und den Krieg unfreiwillig mitmachen mußte, beklagt sich sehr über das täglich wiederkehrende pease and pork und pork and pease, auch sagt er, daß drei Mann ein Lager hätten theilen müssen. Reuber, dem wir sicher glauben dürfen, sagt nichts davon und beklagt sich weder über Bett noch Menage. Reuber beobachtet das Leuchten des Meeres und die fliegenden Fische, welche, von einem andern Fisch, den er purpose (porpoise, Meerschwein) nennt, gejagt, sich in die Luft erheben, sobald aber die Floßfedern getrocknet sind, wieder in's Meer fallen. Der Fang eines Hais macht der Mannschaft viel Vergnügen. Endlich zeigen schwimmender Tang und vom Land verschlagene Vögel, Enten und Seeschwalben, wie bei Christoph Columbus, die Nähe des Landes an. Am 15. August erblickte man Schiffe, war aber in Sorge, es möchten französische Kriegsschiffe sein, denen das nur von einem englischen Kriegsschiff begleitete Geschwader wehrlos in die Hände gefallen wäre. Nach kurzer Zeit erkannte man sie aber als die Transportflotte, welche vierzehn Tage vorher von Portsmouth ausgelaufen war. Beim Anbruch des nächsten Tages erblickten die Seefahrer die Insel Staten Island, welche von den Engländern besetzt war. Hier wurden die Hessen an's Land gesetzt und bezogen das Lager.

Schon am 20. August fand das erste Gefecht statt. Es galt die Insel Long Island zu nehmen, auf der sich die Amerikaner festgesetzt hatten. Die Kriegsschiffe nahmen die Boote, in welchen sich die Landungstruppen befanden, in's Schlepptau und vertrieben die Amerikaner durch ein heftiges Geschützfeuer, worauf die Landung ungehindert vor sich ging. Am folgenden Tage, den 21. August, war ein Gefecht bei Fleetbosh (Flatbush), wobei das Rall'sche Grenadierbataillon eine Fahne eroberte. Als ein Unteroffizier gerade im Begriffe war, dem Oberst von Rall das Beutestück zu überreichen, kam der Brigadekommandeur General von Mirbach angesprengt und nahm die Fahne für sich in Anspruch. Es erfolgte eine heftige Szene. Rall widersprach: Meine Grenadiers haben die Fahne erobert, und sie soll ihnen auch bleiben; worauf sich Mirbach grollend entfernte. Beide meldeten den Vorgang, Rall aber, weit entfernt, darüber getadelt zu werden, wurde wenige Tage darauf zum Brigadekommandeur ernannt. Dies war die erste Waffenthat des Rall'schen Bataillons, an der der junge Reuber theilnahm. Am 19. wurde nach einem hitzigen Gefecht Newyork selbst eingenommen und von den abziehenden Amerikanern theilweise in Brand gesteckt. Die Forts Washington und Fort Leh (?) blieben vor der Hand noch unbehelligt. Washington selbst lagerte mit dem Gros seiner Armee bei White plain. Die englische Armee rückte deshalb am 28. September vor, um ihn in seiner stark verschanzten Stellung anzugreifen, allein sowohl dieser Angriff als ein zweiter, der am 2. Oktober unternommen wurde, war vergebens. In dem ersten Gefecht verloren die Hessen viele Leute. Oberst von Rall, welcher den linken Flügel kommandirte, kam den Amerikanern durch eine Schwenkung in den Rücken und machte so den Uebrigen Luft. In der Nacht wurde dem Feind durch zahlreich angezündete Feuer und durch Hin- und Herfahren der Artillerie glauben gemacht, die Hessen hätten Verstärkung bekommen. Das zweite Gefecht beschränkte sich auf eine gegenseitige Kanonade.

(Fortsetzung folgt.)

Das Burgfräulein.

Märchen von Sascha Elsa.

Vom leichten Morgenhauche bewegt, zitterten die dunklen Blätter der Epheuranken, welche einen zierlichen Erker der stolzen „Ronneburg"*) umspannen. Der Erker gehörte zu dem kleinen Schlafgemache Rona's, des vielbewunderten, vielbesungenen Burgfräuleins —, gerade eben lugte ihr blonder Kopf aus dem kleinen Fenster. Rona liebte das lange Schlafen nicht, jeden Morgen in aller Frühe trat sie durch das hohe Burgthor, stieg eilend den Berg hinab und durchschweifte leichten Fußes das liebliche Thal. Auch heute sehen wir die schlanke Gestalt des Burgfräuleins flüchtig dahinschreiten.

Rona trug ein kleidsames Gewand aus weichem Stoffe, welcher die Farbe des Himmels hatte. Verbrämung und Gürteltasche bestanden aus tiefschwarzem Sammt. Um das wellige, goldblonde Haar hatte Rona, nach der Sitte jener Zeit, ein Goldnetz gespannt, aus dessen weiten, glänzenden Maschen unzählige Löckchen hervorsprangen, denn Rona's schönes Haar ertrug den Zwang ebenso wenig wie ihr stolzer, trotziger Sinn. — Ihr Gesicht war fein, ihre Haut schneeweiß. Ihre Augen hatten die Farbe des Meeres, waren von langen, dunkelen Wimpern umgeben und hatten einen sieggewohnten Blick. Rona kannte das Geheimniß, wie man Herzen bricht, und wußte um den Zauber, der in ihren Augen lag. — Ihre größte Schönheit waren ihre schlanken, schneeweißen Hände —, die waren so lilienfein, als gehörten sie einer Fee. Noch vor wenigen Tagen hatte ein schwärmerischer junger Ritter Rona's wegen die Gegend verlassen und ihr die Abschiedsworte gesandt:

„Du mit den weißen Händen,
Traumschönes Burgfräulein,
Nie darfst Du mir gehören:
Was willst Du mich bethören?
O, dämpfe Deiner Augen
Verheißungsvollen Schein!

Du mit den weißen Händen
Und mit dem kühlen Sinn,
O, lasse mich entfliehen — —.
Ich habe Dir verziehen,
Daß Du mein Herz gebrochen,
Grausame Siegerin!"

*) Ronneburg: Burg in der Wetterau, zwischen Taunus und Vogelsberg gelegen.

Diese wehmüthige Klage schien aber wenig Eindruck auf Rona gemacht zu haben —, sie schritt so kühn dahin und lächelte unternehmend, als wüßte sie nichts von dem „Ritter mit dem gebrochenen Herzen".

Heute führte Rona's Weg zu einer alten Kräuterfrau, welche aus dem Safte von allerlei Pflanzen die Zukunft deuten konnte. Sanna war auch, wie immer, schon sehr frühe auf den Füßen; sie saß, von zwei blendend weißen Katzen und mehreren gefüllten Kräuterkörben umgeben, auf einem niederen Schemel vor ihrer dürftigen Hütte. Als sie das Burgfräulein erblickte, winkte sie ihm vertraulich mit der braunen Hand.

Rona war hier keine Fremde; sie ließ sich oft von der alten Sanna wahrsagen, denn alles Außergewöhnliche, Räthselhafte, Unerklärliche zog sie mächtig an. — Heute hatte sie aber einen besonderen Grund, die „kluge Frau" aufzusuchen. „Sanna, Ihr müßt mir helfen!" rief sie der Alten schon von Weitem entgegen, und, näherkommend, setzte sie leiser hinzu: „Ich habe mein Herz verloren!"

Die alte Kräuterfrau riß ihre schwarzen Augen weit auf; „Herz — verloren?" wiederholte sie langsam, als hätte sie nicht recht gehört, „Herz — verloren?"

„Hört mich an!" befahl Rona in ungeduldigem Tone, „und laßt Euer blödes Staunen! Warum sollte ich mein Herz nicht auch einmal verlieren?"

„Weil Ihr keins habt!" fuhr es der Alten, wider Willen, über die Lippen.

Heftig stampfte das Fräulein mit dem Fuße, ihr weißes Gesicht färbte sich roth. „Noch ein solches Wort," rief sie in hellem Zorne, „und Ihr sollt im dunkelsten Gewölbe der Ronneburg Eure Frechheit büßen! Oder", und sie lachte, daß ihre schneeigen Zähne blitzten, „ich sperre Euch in die Brunnenkammer, da könnt Ihr sehen, ob Ihr das große Rad*) in Schwung bringt, wenn der Durst Euch plagt!"

Schon lag das Kräuterweib vor Rona im Sande und küßte unaufhörlich den Saum ihres blauen Gewandes. „Verzeiht, verzeiht!" winselte sie, „Ihr habt das beste Herz, Ihr seid eine Taube, eine Lilie —, ich wußt' nicht, was ich rede, ich wußt' es nicht!"

Verächtlich lachend, riß Rona ihr Kleid aus den Händen der Alten und befahl ihr, aufzustehen. — Sanna gehorchte.

„Zur Sache!" rief das Burgfräulein, „setzt Euch wieder auf Euren alten Wackelschemel und hört mich endlich an!"

Keuchend ließ sich Sanna auf ihren Lieblingssitz nieder, kreuzte die Arme und sah mit dem scheinheiligsten Blicke ihrer falschen Augen zu Rona auf. — Diese hob vom nebenstehenden Stuhle einen Korb mit Kräutern herunter und nahm auch Platz. „Gestern", begann sie flüsternd, „machte ich mit meinem Vater einen großen, großen Ritt von vielen Stunden —, wir kamen an einem schönen Herrenhofe vorüber, den ich noch nie zuvor gesehen hatte —, nur mein Vater war, bei Gelegenheit einer Hirschjagd, schon dort zu Gaste gewesen; der Edelhof liegt dicht vor einem tiefen Walde. — Gerade, als wir vorüber ritten, trat aus dem Hofthore ein wunderschöner Mann im Jagdgewande; von seinem Hute wehten lange, weiße Federn, seine Gestalt war hoch und gebietend, sein Haar war schwarz, und seine Augen hatten einen königlichen Blick. Ihm folgte eine Schaar fröhlich bellender Hunde. — Es war der mir noch unbekannte Ritter von Edelheim. — Mein Vater hielt an, begrüßte ihn, nannte unsere Namen und fragte den Ritter nach dem besten Wege, denn in dieser Gegend wußten wir beide nur wenig Bescheid. Höflich bat der Besitzer des Herrenhofes um unseren Eintritt in sein Haus. — Da der Tag sehr heiß und wir sehr durstig waren, ließen wir uns bereden. Der Ritter rief Knappen herbei, welche unsere Pferde und seine Meute in Empfang nahmen, und führte uns in sein Haus.

Etwa eine Stunde nur weilten wir unter seinem Dache, aber diese eine Stunde genügte, mein Herz zu entflammen." — Rona seufzte tief.

„Dann wird es bald Hochzeit geben", grinste die alte Sanna.

Wieder seufzte das Burgfräulein. „Er ist der Erste, den ich liebe, und der Erste, dem ich nicht gefalle. Gegen meinen Vater war er voll Ehrerbietung, gegen mich kalt wie Eis."

„Ach, wer wird die weiße Lilie nicht lieben!?" schmeichelte das Kräuterweib, „ist denn Euer Ritter von Stein?"

Rona sprang von ihrem Sitze empor, stellte sich dicht vor die Zauberin und rief befehlend: „Ihr müßt mir helfen! Sagt mir, was ich thun soll, um ihm zu gefallen! Mit Gold und Silber will ich Euch lohnen, wenn Ihr mir sagt, wie ich ihn erringen kann!"

Rona hatte so heftig gesprochen und war der Alten so nahe gekommen, daß die beiden weißen Katzen, welche friedlich zu Füßen ihrer Herrin geschnurrt hatten, verstummten und mit drohenden Blicken das Burgfräulein musterten. Sanna beugte sich nieder und strich beruhigend über das weiche Fell ihrer Lieblinge. Vielleicht that sie

---

*) Aus dem Brunnen der Ronneburg wurde das Wasser mittels eines mächtigen Rades aus unendlicher Tiefe heraufgezogen.

es nur, um den lauernden Zug in ihrem Gesichte zu verbergen. Als sie sich emporrichtete, sah sie wieder genau so scheinheilig aus wie vorher. „Ja, da muß ich erst meine Kräuter fragen," sagte sie in schleppendem Tone, „wollt Ihr warten oder wiederkommen?"

„Ich warte", sagte Rona mit glänzenden Augen. — Schwerfällig erhob sich Sanna und kroch in ihre Hütte. Rona wußte, daß sie ihr nicht folgen durfte. —

Es dauerte nicht lange, bis die Kräuterfrau mit einer kleinen Pfanne voll dampfender Flüssigkeit wieder aus ihrem Häuschen trat —, sie hatte den Pflanzensaft immer vorräthig in Gläsern und unterhielt stets ein glimmendes Feuer auf ihrem Heerde. Mit wichtiger Miene hinkte sie auf ihren Schemel zu, setzte sich und hielt sich die winzige Pfanne dicht unter die schwarzen Augen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Rona ihrem Treiben.

„O!" rief die Alte plötzlich mit erkünsteltem Bedauern, „ich sehe Haß, Haß, der schöne Ritter ist Euch nicht gut gesinnt, hält Euch für böse, denkt, Ihr habt kein Herz, liebt nur Euch selber! Doch was sehe ich nun? — nach langer Zeit wird er Euch endlich lieben, aber Ihr müßt noch gar viele Male den Burgberg auf- und niedersteigen, und eine große Wandlung muß noch mit Euch vorgehen —."

„Aber was soll ich thun, seine Liebe zu gewinnen?" forschte Rona athemlos.

Die Alte lächelte seltsam. „Ihr müßt Gutes thun, Arme besuchen, Kranke pflegen, Trost in elende Hütten tragen, und an dem Tage, an welchem Euch ein armseliges Menschenwesen einen ‚Engel der Barmherzigkeit' nennt, werdet Ihr die Braut des Geliebten werden." — Sanna wußte genau, welchen Abscheu das stolze Burgfräulein vor Krankheit und Elend hegte, wie schrecklich es ihr war, mit niederen Leuten in Berührung zu kommen. Sie selber hatte nur zu oft den unbändigen Hochmuth Rona's empfunden und haßte die Jungfrau ebenso sehr, wie dieselbe von allen anderen Thalbewohnern gehaßt wurde. Deshalb nannte sie ein Mittel, von welchem sie wußte, daß es Rona peinlich sein mußte.

Diese hielt sich auch mit den beiden schönen Händen die kleinen Ohren zu und rief unwillig: „Hört auf, alte Hexe, dieses Mittel werde ich niemals gebrauchen!"

Sanna lachte kalt. „Das thut mir leid," sagte sie spöttisch, „dann werdet Ihr nie Euer Ziel erreichen!"

„Giebt es kein anderes Mittel?"

„Nein," versetzte das Kräuterweib in bestimmtem Tone, „dies ist das einzige."

— — — — — — — — — —

Im Thale wußte man nicht, was man zu Rona's plötzlicher Wohlthätigkeit sagen sollte. Das Fräulein besuchte täglich die ärmsten Hütten, trug eigenhändig ganze Körbe voll köstlicher Speisen zu den Kranken, und warf mit Geld um sich her, als hätte ein Fieber der Barmherzigkeit sie erfaßt.

Die Leute schüttelten die Köpfe. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," meinten sie bedenklich, „so plötzlich hat sich noch kein Mensch geändert. Freundlich ist sie auch nicht dabei, es kommt ihr nicht von Herzen!"

Und das war die Wahrheit. Rona that zuerst Alles nur aus eigennützigen Gründen; sie that es ohne Liebe zum Nächsten. Ihr Herz öffnete sie der Armuth nicht, aber ihren Blick konnte sie nicht vor ihr verschließen. Zum ersten Male sah sie, wieviel Elend und Kummer auf Erden wohnt. — Daß es so schlimm sein könne, hatte sie nicht geahnt. So erglühte doch langsam, unmerklich ein Funke des Mitleids in ihrer Seele. Bald fand sie es gar nicht mehr so schrecklich, eigenhändig wohlzuthun, gar nicht mehr so unmöglich, ein Wort des Trostes zu spenden, und eilte nicht mehr, wie gejagt, von dannen, sobald sie ihre Körbe in den Krankenstuben niedergestellt hatte.

Auch die Leute fürchteten sie nicht mehr; unter dem Aufdämmern einer dankbaren Verehrung schwand der Haß gegen das schöne Burgfräulein, wie das Dunkel unter den Blicken der Sonne schwindet. Bald that Rona ihre guten Werke aus wahrhaftem Herzensdrang —, sie hatte nie geahnt, wie schön es ist, in den leuchtenden Augen seines Nächsten herzliche Liebe zu lesen, nie geglaubt, wie sehr das schwache Dankeslächeln eines armen Kranken beglücken kann, aber auch nie gedacht, daß unter den einfachen Hüttenbewohnern soviel echte, brave Menschen seien. — Ein ganz besonderer Schützling Rona's war die Wittwe eines armen Schuhmachers. Diese war, in Folge einer schweren Krankheit, noch so schwach, daß sie nicht gehen konnte. Ihre einzige Tochter Marga, ein liebes Mädchen von vierzehn Jahren, pflegte die Mutter mit bewundernswerther Geduld und Freudigkeit und besorgte mit großem Fleiße die häuslichen Arbeiten. Immer herrschten Ordnung und Sauberkeit in der niederen Hütte. — Täglich saß das Fräulein am Bette der Leidenden, erquickte dieselbe mit kräftigen Speisen und feurigem Wein, sprach ihr Trost zu und suchte ihr mit munterem Geplauder die Zeit zu kürzen.

Die Frau war glücklich, sobald sie den leichten Schritt ihrer Wohlthäterin vernahm.

Eines Morgens fand Rona Frau Elsbeth angekleidet auf einen Stuhle vor ihrem Lager sitzen. Freudestrahlend berichtete Marga, ihre Mutter fühle sich heute so gestärkt, daß sie es mit dem Gehen versuchen wolle.

Rona freute sich von Herzen, trug einen alten Armstuhl in das kleine Gärtchen, belegte ihn mit weichen Kissen und half nun Marga, die Genesende hinaus zu führen. Es ging sehr langsam, und die beiden Mädchen mußten viel Kraft anwenden, um die Frau zu stützen, aber endlich kam man doch glücklich bei dem Sitze an. Frau Elsbeth ließ sich darauf sinken, Freudenthränen weinend, daß sie endlich wieder Blättergrün, Himmelsblau und Blüthenduft schauen und genießen konnte. Plötzlich aber ergriff sie Rona's weiße Händchen, dankte ihr für jede Wohlthat und rief begeistert: „Ihr seid ein Engel der Barmherzigkeit!"

In diesem Augenblicke trat aus dem Schatten einer uralten, neben der Hütte stehenden Linde die hohe Gestalt — — des Ritters von Edelheim. Das Burgfräulein erröthete gleich einer Pfirsichblüthe. Der Ritter verneigte sich tief. — — — Bald darauf wandelten das Fräulein und der Ritter den Burgweg hinan. — Otto von Edelheim berichtete seiner Begleiterin, daß er im nächsten Dorfe eine Bestellung gehabt habe und auf den Gedanken gekommen sei, die nahe Ronneburg aufzusuchen. Er habe sein Pferd eingestellt, um zu Fuß den kleinen Weg zurückzulegen. „Als ich an dem kleinen Häuschen Eures Schützlings vorüberkam, hörte ich Eure Stimme", erzählte der Ritter, „und konnte der Versuchung nicht widerstehen, Euch zu belauschen —; es war gut, daß ich es that, denn so habe ich erfahren, daß Ihr ein Herz habt."

Rona lächelte befangen. „Habt Ihr denn das nicht geglaubt?"

„Nein!" gestand der Ritter freimüthig, „die Kunde ging, Ihr wäret ein kaltes, herzloses Wesen. — Darum konnte ich Euch auch nicht freundlich begegnen, als Ihr mit Eurem Vater bei mir weiltet. Eure Schönheit drohte, mich zu besiegen, aber ich wollte stark sein."

Das Burgfräulein sah mit feuchten Augen zu Otto auf. „Ihr hattet recht gehört," sagte sie leise und sanft, „ich war sehr böse, aber ich hoffe, daß ich nun ein wenig besser bin."

Das junge Paar stand vor dem hohen Thore. Bei den leisen Worten der Jungfrau fing im Herzen des Ritters eine Saite an zu klingen —, er fiel vor Rona nieder, und bat sie, sein und seines Hauses Engel zu werden. — Bevor Rona ihre Antwort gab, beichtete sie dem Geliebten, wie er unbewußt die Veranlassung zu ihrer Umwandlung gewesen. Lächelnd drohte ihr der Ritter mit dem Finger —, alte Kräuterfrauen hatten nie zu seinen Schwärmereien gehört. — Bald aber führte Otto von Edelheim strahlenden Angesichtes seine liebliche Braut in die Burg ihrer Väter.

Als die alte Sanna von der neuen Verlobung erfuhr, wiegte sie bedeutsam ihren grauen Kopf hin und her, schaute zu den Baumwipfeln empor und murmelte:

„Du weiße Lilie, Du weiße Taube,
Ich hör' es flüstern im grünen Laube:
Ein Herze gefunden —, ein Herze verloren;
Was sind doch die Menschen für Thoren!"

Auf der Wanderschaft.

„Es ist ja nur ein Gasthausleben,
Das wir hier führen" — also steht
Am Bauernhäuschen — und daneben
Ein Himmelswunsch und ein Gebet.

Es ist so alt und so alltäglich,
So oft gesagt, — originell
Ist's nicht und dennoch so unsäglich
Voll tiefer Wahrheit, mein Gesell,

Und für uns Beide, die wir treiben
Auf Lebens Hochfluth, wie gemacht.
Laß uns ein Stündlein ruhig bleiben
Und Gott aufsuchen! Gute Nacht!

M. Herbert.

Prosa.

Aufgeregt von frohem Feste
Kam mein Liebling jüngst nach Haus,
Und man zog ihm gleich das beste
Kleidchen unbarmherzig aus.

Wie das Kind auch protestirte
Und die alte Dien'rin schalt,
Ach, die Alte refüsirte,
Und sie brauchte gar Gewalt.

Und dabei sprach sie so nüchtern,
Daß das Zucht und Ordnung hieß',
Bis mein armes Kind sich schüchtern
Seines Schmucks berauben ließ.

Doch nun man ihm angezogen
Das verhaßte Alltagskleid,
Kam es zu mir hingeflogen
Und klagt' schmollend mir sein Leid:

„Nicht einmal mein Band von Rosa
Ließ sie mir, — schilt' sie, Papa!"
„Ja, mein Kind, die reine Prosa
Ist die garst'ge Alte da."

„Prosa?" fragt erstaunt die Kleine,
„Seit ich in die Schule ging,
Hört' ich nie solch' Wort, ich meine,
Was ist Prosa für ein Ding?"

„Prosa, Kind, ist eine Hexe,
Die zum Schönsten höhnisch lacht
Und die großen Tintenkleckse
In die Schönschreibhefte macht."

Guatemala, im Mai 1894.

Richard Jordan.

Aus alter und neuer Zeit.

Das Denkmal für König Konrad. Am 10. Juni hat das stille Städtchen Villmar an der Lahn einen Festtag gehabt: Eine nach Tausenden zählende Volksmenge hatte sich eingefunden, um der Enthüllungsfeier des Denkmals für einen echt deutschen Mann beizuwohnen, den Gaugrafen des Hessen- und Lahngaues und späteren König Konrad I. Auf einem gewaltigen Marmorfelsen des Bodensteins am linken Ufer der Lahn, von wo man einen prächtigen Rundblick genießt, erhebt sich, seiner Stellung und Größe nach harmonisch dem Standorte angepaßt, das dem ersten deutschen Wahlkönige jetzt, fast 1000 Jahre nach seinem Tode, errichtete Denkmal. Nach einem Festzuge durch Villmars geschmückte Straßen zum Standbilde und dem schwungvollen Vortrage der Kantate „Am Bodenstein" hielt Dekan Ibach die Fest- und Weihrede. Dann fiel unter dem Donner der Böller die Hülle von dem prächtigen, von Ludwig Cauer's Meisterhand gefertigten Standbilde aus weißem Sandstein: der König, der in kriegerischer Rüstung und weitem Mantel dargestellt ist, hält die goldglänzende Krone in der linken Hand. Von Schmerz gebeugt, schaut er auf das Zeichen der Macht, das er im Begriffe ist, einem anderen Stamme und Fürstenhause (dem Sachsenherzoge Heinrich) zu übertragen; die Rechte stützt der Herrscher auf das Schwert Karl's des Großen. Die 2½ Meter hohe Statue steht auf einem kräftigen Sockel von Villmarer Marmor, der die Inschrift trägt: „Konrad I. (911—918), deutscher König und Graf des Lahngaues, übertrug in treuer Sorge für des Reiches Sicherheit und Macht, sterbend, Heinrich von Sachsen Krone und Herrschaft." Den feierlichen Akt der Enthüllung beschloß ein von Dekan Deißmann ausgebrachtes Hoch auf Kaiser Wilhelm und der allgemeine Gesang der Nationalhymne.

Im Juni 1894 sind hundert Jahre verflossen, daß die steinerne Brücke über die Fulda in Kassel vollendet wurde. Landgraf Wilhelm IX. ließ dieselbe in den Jahren 1788 bis 1794 zum Ersatz für eine baufällig gewordene und nur durch enge Straßen zugängliche hölzerne Brücke (oberhalb der jetzigen) an geeigneterer Stelle erbauen. Zur Anlage dieser 79 Meter langen und 12 Meter breiten Brücke, welche in drei Bögen die Fulda überspannt, mußten mehrere Häuser am Altmarkte und am rechten Fuldaufer die alte Kirche der Unterneustadt, welche fünf Jahrhunderte überdauert hatte, abgebrochen werden. Der namentlich für die damalige Zeit sehr ansehnliche Brückenbau wurde entworfen von Oberbaudirektor Jussow; eigentlicher Schöpfer war aber Steinmetzmeister Heinrich Abraham Wolff, der auch das Wilhelmshöher Schloß erbaute. (Vergl. „Hessenland"; Jahrgang 1888, Nr. 15, S. 238).

In Girtanner's „Politischen Annalen", Bd. III, schildert ein zeitgenössischer Korrespondent unsere hessischen Landsleute bei der Belagerung von Valenciennes, wie folgt:

„Der Hesse ist in der Transchee wie überall. Er kennt die Gefahr, allein er fürchtet dieselbe nicht. Wenn ihm der, immer aufmerksame, Kaiserliche zuruft: ‚Bombe!', so weicht er ihr aus; läßt seine Pfeife dabei nicht ausgehen; trinkt, wenn es irgend möglich ist, seinen Schnaps und schläft, wenn es nicht anders sein kann, ein wenig im Stehen. Die Hessen haben, während der 8 Tage, während welcher sie täglich 600 Mann in die Transcheen gaben, nicht mehr als einen einzigen Todten und ungefähr vierzig Verwundete gehabt." — An einer anderen Stelle schreibt er: „Ebenso deutlich fällt der Unterschied des eigenthümlichen Nationalcharakters in die Augen, wenn man den immer thätigen Ungarn oder Slavonier, wo er nur eine halbe Stunde Zeit übrig hat, eine Kegelbahn anlegen und Kegel schieben oder sich im Laufen und Springen üben sieht, während der

brave Hesse (welcher keinen andern Zeitvertreib kennt, als zu schlafen oder sich mit dem Feinde zu schlagen) ruhig, und beinahe ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, im Zelte liegen bleibt."

Aus Heimath und Fremde.

Aus Berlin berichtet man uns: Die „Zwanglose Vereinigung geborener Kurhessen zu Berlin" hält ihre Versammlungen bis zum September (einschließlich) am ersten Mittwoch des Monats im Leipziger Garten (Leipziger Straße 132). Gäste aus der Heimath sind sehr willkommen.

In Hanau ist am 8. Juni im Alter von 62 Jahren Herr Heinrich Weishaupt, Inhaber der bedeutenden Bijouterie-Firma C. M. Weishaupt Söhne, gestorben. Ein hochangesehener und um das Gemeinwohl sehr verdienter Bürger der Stadt Hanau ist mit ihm aus dem Leben geschieden, dessen Thätigkeit sich auf die verschiedensten Gebiete der städtischen Verwaltung erstreckte und der allen auf das Edle und Schöne gerichteten Bestrebungen seine opferfreudige und werkthätige Unterstützung zu Theil werden ließ. Seit über 25 Jahren gehörte er ununterbrochen den städtischen Körperschaften an; vor etwa einem halben Jahre beging er die Feier seines 25jährigen Jubiläums im Kommunaldienste. Ueber 10 Jahre bekleidete er im Gemeinde-Ausschuß das Amt des Vorsitzenden. Der Verstorbene gehörte ferner längere Jahre dem Provinzial- und Kommunallandtage als Abgeordneter an und war Vorsitzender bezw. Mitglied des Vorstandes vieler anderer gemeinnütziger Institute und Vereinigungen in Hanau. An Anerkennung und Auszeichnungen von seinen Mitbürgern wie von den Behörden fehlte es ihm nicht.

Hessischer Städtetag. In Eschwege wurde am 8. Juni der fünfte hessische Städtetag abgehalten. Auch Oberpräsident Magdeburg und Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville nahmen Theil. Der Vorsitzende, Oberbürgermeister Westerburg-Kassel, dankte den Erschienenen und gedachte der im letzten Jahre verstorbenen Mitglieder (Oberbürgermeister Rang-Fulda und Bürgermeister Brack-Schmalkalden). Ferner theilte er mit, daß die Zahl der zugehörigen Städte jetzt 40 betrage; vielleicht sei später dem Gedanken eines hessen-nassauischen Städtetages näher zu treten. Bürgermeister Vocke begrüßte Namens der Stadt Eschwege. Es wurde hierauf die Tagesordnung erledigt; die wichtigsten Punkte betrafen die zweckentsprechendste Einrichtung des Stadthaushaltsplanes (Referent Stadtsekretär Bödicker-Kassel) und die Ausführung des Kommunalabgabengesetzes (Referent Oberbürgermeister Westerburg-Kassel, Korreferent Oberbürgermeister Schüler-Marburg). Die beiden statutenmäßig ausscheidenden Vorstandsmitglieder Oberbürgermeister Schüler-Marburg und Bürgermeister Schöffer-Gelnhausen wurden wiedergewählt; an Stelle des verstorbenen Oberbürgermeisters Rang-Fulda wurde Oberbürgermeister Dr. Gebeschus-Hanau in den Vorstand gewählt. Der nächstjährige Städtetag wird in Hersfeld abgehalten werden. — Nachmittags 4 Uhr wurde ein Festmahl im „Hotel Koch" gehalten, an dem etwa 90 Personen Theil nahmen und bei dem es an ernsten und heiteren Trinksprüchen nicht fehlte. Ein von einem Kasseler Herrn verfaßtes Tischlied, das nach der Melodie: „Strömt herbei, ihr Völkerschaaren" gesungen ward, erregte allgemeinen Beifall. Wir theilen die ersten drei Strophen hier mit:

Strömt herbei aus Hessens Gauen,
Von der Diemel bis zum Main,
Von der Kinzig schönen Auen,
Von der Edder grünem Rain;
Wo der Fulda blaue Welle
Mit der Werra schließt das Band,
Und als Weser ziehet schnelle
Hin zum deutschen Nordseestrand. :,:

An den Flüssen Hessens wohnen
Deutsche Männer treuer Art,
In den Städten Hessens thronen
Deutsche Frauen hold und zart.
Hessenmuth und Hessentreue
War von Alters her begehrt,
Und im „Städtetag" auf's Neue
Wird die Hessentreu geehrt! :,:

Wie die Alten treu gestritten
Für das schöne Hessenland,
So sind uns die heim'schen Sitten
Für und für ein Zauberband,
Das uns eint vom Habichtswalde
Bis zum Kreuzberg in der Rhön,
Von des Lahnstroms blum'ger Halde
Hin bis zu des Meißners Höh'n! :,:

Tags darauf fand noch eine gemeinschaftliche Fahrt auf den Meißner statt, die einen schönen Abschluß des hessischen Städtetages bildete. Geh. Justizrath Hupfeld wurde wegen seiner Verdienste um die Vereinigung zum „Ehrenmitglied des hessischen Städtetags" ernannt.

Das Sängerfest des hessischen Sängerbundes wird am 30. Juni, 1. und 2. Juli in Hersfeld abgehalten werden. Unter dem Vorsitze des Bürgermeisters Becker haben sich in Hersfeld mehrere Ausschüsse, u. A. ein Finanz-, Bau-, Quartier- und Vergnügungsausschuß gebildet. Die gastfreie Hersfelder Bevölkerung thut Alles, um den Sängern einen freundlichen Empfang zu bereiten. Es sind bereits über 500 Freiquartiere angemeldet worden. — Der Niederhessische Touristenverein hielt am 3. Juni in Kassel seine Hauptversammlung unter dem Vorsitz des Professors Dr. Zuschlag ab, die allerdings von auswärts nur schwach besucht war, aber doch einen ersprießlichen Verlauf nahm. Als Ort der nächsten Versammlung wurde Karlshafen gewählt. — Der hessische Geschichtsverein hält seine diesjährige Hauptversammlung in der letzten Augustwoche in Hanau ab, woselbst zu gleicher Zeit der dortige Bezirksverein die Feier seines 50jährigen Bestehens festlich begeht.

Personalien.

Ernannt: Regierungsrath F. W. Coester in Koblenz zum Oberverwaltungsgerichtsrath in Berlin. Oberstabsarzt I. Klasse Dr. Franz Alfermann, zuletzt beschäftigt im Kriegsministerium in Berlin, zum Generalarzt und zwar in Posen. Praktischer Arzt Dr. Franz Niemeyer zum Kreisphysikus des Kreises Hünfeld. Gerichtsassessor von Warnstedt zum Amtsrichter in Corbach. Rechtskandidat Vormbaum zum Referendar. Gerichtsassessor Clemen aus Rinteln ist zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgerichte Rinteln zugelassen.

Geboren: Ein Sohn: Pfarrer Karl Müller und Frau Auguste geb. Neuber, Michelstadt i. O. Eine Tochter: Pfarrer Otto Werner u. Frau Amalie geb. Rothfuchs in Homberg.

Vermählt: Dr. med. Wilhelm Sinn, praktischer Arzt in Bevensen, mit Fräulein Lina Wagener.

Gestorben: Frau Kanzleirath Siebert, Kassel, 24. Mai; Divisionsprediger Martin Kögel, 29 Jahre alt, Kassel, 31. Mai; Bergwerksdirektor Ernst Margraf, 50 Jahre alt, Hostenbach, 1. Juni; Generalmajor z. D. W. C. Th. F. v. Boecking, 77 Jahre alt, Kassel, 1. Juni; Eisenbahnkanzlist a. D. Louis Werner, 57 Jahre alt, Kassel, 2. Juni; Frau Landgerichtsdirektor Müller, Kassel, 2. Juni; Frau Hartwig, geb. Unruh, Borna i. S, 6. Juni; Bijouteriefabrikant Heinrich Weishaupt, 62 Jahre alt, Hanau, 8. Juni. — In Newyork City starb Hotelbesitzer Robert Christ, aus Hanau gebürtig, 77 Jahre alt.

Hessische Bücherschau.

Elise Mentzel. Wickers Henner am Scheidewege. Eine Erzählung aus dem Marburger Bürgerleben. Marburg. Druck und Verlag von Oskar Ehrhardt, Universitätsbuchhandlung. 1894.

Elise Mentzel. Der Räuber. Volksstück in 4 Aufzügen. Frankfurt a. M. Verlag von Reitz und Köhler.

Richard Jordan. Vom Stillen Ozean. Gedichte. Halle a. d. Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel.

Marie Westerburg. Gedichte. Kassel. Verlag von Th. G. Fisher u. Co. 1894.

Valentin Traudt. Seelenliebe. Roman in drei Büchern. Marburg, Buchdruckerei von Oskar Ehrhardt, Universitätsbuchhandlung.

Wilhelm Speck. Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1894.

(Wegen Raummangels mußten leider einige Bücherbesprechungen für die nächste Nummer zurückgestellt werden, was wir die Herren Einsender zu entschuldigen bitten.)

Berichtigung.

In die Notiz über die Bibliotheca Hassiaca in Nummer 11 haben sich einige unliebsame Druckfehler eingeschlichen. In Zeile 7 muß es heißen „willkommen“ (statt „vollkommen“); in Zeile 10 „entgegen kommt“ (statt „entgegen tritt“); in Zeile 22 ist nach „Michaelis“ einzuschalten: 1892.

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

F. W. J. Preungesheim bei Hanau. Freundlichen Dank. Wie Sie sehen, bereits verwandt.

E. S. in Haina. Wir werden es uns angelegen sein lassen, Ihren Wünschen nachzukommen, und hoffen, daß Sie nach wie vor Ihr Interesse dem „Hessenlande“ erhalten. Eine Anzahl von Exemplaren der betreffenden Nummer wird Ihnen s. Z. zugeschickt werden; auch jetzt schon stehen Ihnen jederzeit Probenummern zur Verfügung.

A. T. Wien. Die Umnumerirung wird besorgt werden.

H. K.-J. München. Besten Dank für den Beitrag.

G. v. P. Marburg. Wir werden nach dem Verbleib des Manuskripts forschen und Ihnen alsbald briefliche Mittheilung machen. Für Ihre freundlichen Zeilen besten Dank.

An unsere Leser!

Als wir uns entschlossen, nach dem Hinscheiden Ferdinand Zwenger's das „Hessenland“ weiterzuführen, sind wir uns der Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl bewußt gewesen. Wir haben aber anderseits so viele erfreuliche Beweise erhalten, daß unser Bestreben von Mitarbeitern und Lesern gewürdigt wird, daß wir getrosten Muthes der Zukunft entgegen sehen.

Unsere Zeitschrift ist fest gewurzelt im hessischen Volksstamm, diese Erfahrung durften wir machen. Unser Bemühen wird es sein, das „Hessenland“ immer mehr zum geistigen Mittelpunkt des Hessenthums zu machen, insbesondere unserer Stammesgeschichte einen Platz in diesen Blättern zu sichern, aber auch die literarischen, künstlerischen und verwandten Bestrebungen, die auf dem Boden unseres Heimathlandes sich bewegen, zu pflegen.

Den Grundsätzen, von denen bisher die Leitung des „Hessenlandes“ ausging, werden wir treu bleiben; vornehmlich betrachten wir es als unsere Aufgabe, das uns Gemeinsame, das Einigende, Verbindende zu betonen. Wir wollen, daß diese Blätter ein Band darstellen, geknüpft zwischen dem Hessen und seinem Heimathlande. Ganz besonders werden wir auch darauf Bedacht nehmen, unseren im Auslande wohnenden Landsleuten die geistige Verbindung mit dem engeren Vaterland zu erleichtern. Diesen Zielen ist das „Hessenland“ seit seinem Beginn zugestrebt; wir wollen mit aller Kraft wirken, daß sie erreicht werden.

Unsere Mitarbeiter, Schriftsteller und Gelehrte der verschiedensten Gebiete, haben uns ihre fernere Unterstützung in Aussicht gestellt, und eine ganze Reihe werthvoller Beiträge ist uns schon für das nächste Vierteljahr zugesagt. Manchen treuen Genossen hat uns im Laufe der Jahre der Tod entrissen, aber neue Freunde haben sich zur Förderung unseres Werkes eingefunden.

Wir bitten aber auch unsere Leser, uns werkthätig hierin zu unterstützen, nicht nur durch Verbreitung unserer Zeitschrift, sondern auch dadurch, daß sie ihre Wünsche und Rathschläge uns unterbreiten.

Redaktion und Verlag des „Hessenlandes“.

Unsere verehrlichen Abonnenten bitten wir, das **Abonnement auf das „Hessenland“** gefälligst rechtzeitig **für das III. Quartal 1894** erneuern zu wollen. **Neubestellungen** (vierteljährlicher Bezugspreis 1.50 ℳ) nehmen die Buchdruckerei von **Friedr. Scheel** in **Kassel**, alle **Buchhandlungen** und **Postanstalten** (Postzeitungsliste Nr. 3031) jederzeit entgegen. Die bereits erschienenen Nummern des Jahrgangs können nachgeliefert werden.

Redaktion und Verlag des „Hessenlandes“.

Herausgeber: Ferd. Zwenger's Erben. Stellvertr. verantwortlicher Redakteur: Dr. D. Saul in Stuttgart.
Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 13. Kassel, 2. Juli 1894.

Das „Hessenland" erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland" durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Den hessischen Sängern in Hersfeld.

Zum 30. Juni 1894.

Ihr, die Ihr hergefahren
Seid über Berg und Thal,
Ihr wackern Sängerschaaren,
Willkommen tausendmal!
Ja, tausendmal willkommen
Mit frischem Druck der Hand,
Die Ihr den Weg genommen
Zum grünen Fuldastrand.

Es schmückte sich auf's Beste
Die alte Herolfsstadt,
Weil sie so liebe Gäste
Heut zu begrüßen hat.
Denn wer da kommt mit Singen,
Ihm öffnen wir die Thür —
Er kann nur Gutes bringen
Und sei bedankt dafür.

Wer kann noch schmäh'n und schelten,
Wenn froh ein Lied erklang?
Wo darf noch Trübsinn gelten
Bei frischem deutschen Sang?
Wo mag ein Aug' noch weinen,
Noch beben eine Brust,
Wenn sich zum Liede einen
Die Töne voller Lust?

Doch ach! die Tage rinnen,
Das Glück verfliegt wie Spreu;
Bald ziehet Ihr von hinnen —
O denket unser treu!
Dann wird nicht mit der Stunde
Auch Euer Lied verweh'n,
Es bleibt im Herzensgrunde
Fest eingeschrieben steh'n.

* * *



Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Gleich bei Beginn des Bauernkrieges (1525) sandte Landgraf Philipp dem schwäbischen Bunde mehrere hundert Reiter gegen die Aufrührer zu Hilfe, durch welche eine Vereinigung der Bauern an der Donau verhindert wurde. Später selbst in Bedrängniß durch den Aufruhr gerathen, verlangte Philipp seine Hilfstruppen vom schwäbischen Bunde zurück, erhielt dieselben aber nicht; sie wurden vielmehr in mehreren Gefechten verwendet. Als Philipp im Begriffe stand, seinem von den Aufrührern hart bedrängten Bundesgenossen, dem Kurfürsten von der Pfalz, zu Hilfe zu eilen, erhielt er die Nachricht, daß sein eigenes Land durch größere Bauernansammlungen bedroht sei. Fünftausend Bauern standen bei Aura zwischen Kissingen und Hammelburg; siebentausend bei Bildhausen; achttausend in der Grafschaft Henneberg. Diese hatten sich der Städte Meiningen, Salzungen, Schmalkalden und Wasungen bemächtigt, zehntauseud standen im Stifte Fulda. Diese letzteren Bauern zogen die meisten buchonischen Ritter und Städte in ihren Bund. Vach und Heringen wurden eingenommen, Schloß Friedewald belagert. Unter Otto Hund, Johann Riedesel und Heinze von Lüder sandte Landgraf Philipp eine Gesandtschaft in die Stadt Fulda. Dieser ward der Bescheid, „der Koadjutor habe den weltlichen Stand angenommen; wenn der Landgraf, der christlichen brüderlichen Versammlung der Landschaft in den Buchen beitrete, wollten sie Frieden mit ihm halten". Auch Hersfeld war zu den Aufständischen übergegangen. Der Abt Crato hatte zwar den Johannisberg, Petersberg und das Schloß zu den Eichen befestigt, mußte aber dessen ungeachtet, der Uebermacht unterliegend, die zwölf Artikel der Bauernschaft unterzeichnen mit dem Vorbehalt „einer anderen christlichen Ordnung, welche etwa sein gnädiger Verspruchs-Herr würde ausgehen lassen". Von Hersfeld aus forderten die Aufrührer die Städte Rotenburg, Melsungen, Spangenberg, Sontra, Alsfeld, Ziegenhain, Treysa, Neukirchen, Homberg, Witzenhausen und Kassel zum Beitritt auf. Nachdem sich der Landgraf der Treue seiner Ritter und der Städte bei Alsfeld versichert hatte, zog er den Aufrührern entgegen, die das ganze Stift Hersfeld eingenommen hatten und verheerend bis vor Rotenburg und Spangenberg gedrungen waren. Einem Abgesandten der Stadt Hersfeld, der sicheres Geleit für vier Rathsherrn begehrte, wurde abschlägiger Bescheid. Von den buchonischen Aufrührern nun verlassen, öffnete die Stadt dem Landgrafen die Thore, leistete Erbhuldigung und lieferte die Schuldigen aus. In der Osterwoche hatten die Aufrührer vier Stiftskirchen in Hersfeld zerstört und sich unter einem obersten Feldhauptmann, einem Rath und engeren Ausschuß konstituirt, den Koadjutor zu einem Fürsten der Buchen ernannt. Mit zwei Heerhaufen, deren einen Konrad Hesse, Schultheiß von Marburg, führte, deren anderen der Landgraf selbst befehligte, zog letzterer den Bauern zuerst nach Hünfeld entgegen und erklärte, mit dem als Unterhändler von Seiten der Aufrührer abgesandten Koadjutor sich verständigen zu wollen, wenn er seine Unterthanen zum Gehorsam bringe. Als aber auf der Reise Beider nach Fulda Philipp das Lager der Bauern auf dem Frauenberg sah, wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Fulda öffnete nach kurzer Belagerung durch den Landgrafen die Thore; 1500 Aufrührer wurden im Schloßgarten während drei Tagen durch Hunger und Durst gestraft, dann in ihre Heimath entlassen, der schuldige oberste Feldhauptmann, ein Prediger und zwei Rädelsführer wurden enthauptet; der Koadjutor wieder in seine Würde und sein Land eingesetzt, ihm die von den Bauern abgenommene Beute des Stiftes, mit Ausnahme des Geschützes, vom Landgrafen zurück-

gegeben gegen das Versprechen, eine Kriegskosten-entschädigung von 19000 Gulden unter Verpfändung der Stadt zu entrichten.

Während dieser Vorgänge hatte sich in der freien Reichsstadt Mühlhausen Thomas Münzer, Aufruhr predigend, festgesetzt. Pfeifer, ein Gehülfe Münzer's, zog in's Eichsfeld, wo er eine Menge Schlösser und Klöster plünderte. Gegen die Aufrührer wurde Philipp von seinem Schwiegervater Georg, Herzog von Sachsen, zu Hilfe gerufen. Mit Heinrich von Braunschweig vereint, eroberte der Landgraf Anfangs Mai Eisenach und Langensalza. Bei Frankenhausen stieß Münzer zu den Bauern. Eiligst kam Philipp mit dem Herzoge von Braunschweig, und Beide sandten eine Gesandtschaft an die Bauern, durch welche dieselben aufgefordert wurden, zum Gehorsam zurückzukehren und ihre Hauptleute auszuliefern, alsdann würde ihnen Gnade zu Theil werden. Auf dieses Anerbieten gingen die Bauern nicht ein, wie sich auch eine zweite Unterhandlung, bei welcher Ergebung auf Gnade und Ungnade und besonders Auslieferung Münzer's verlangt wurde, zerschlug. Gegen achttausend Bauern hatten sich auf einem Berge bei Frankenhausen gut verschanzt. Nach einer längeren von Münzer an die Bauern gehaltenen Rede wurde der Kampf begonnen. Alsbald schon wandten sich die Bauern zur Flucht, theils in die Stadt Frankenhausen, theils hinter den Berg, auf welchem sie Aufstellung genommen hatten; hinter den Fliehenden jagten die Reisigen der Fürsten her. Gegen fünftausend Bauern wurden erschlagen, Münzer selbst war entflohen, wurde aber bald nachher sich krank stellend, im Bette gefangen genommen und nach mehrfach erlittener Folterung dem Grafen Ernst von Mansfeld nach Heldrungen gesandt. Am 20. Mai, wenige Tage nach der Schlacht bei Frankenhausen, stießen Kurfürst Johann von Sachsen, Philipp und Otto von Braunschweig-Lüneburg zu den verbündeten Fürsten. Sie zogen zusammen über Seebach und Schlotheim nach Mühlhausen. Pfeifer beabsichtigte hier den Fürsten entgegenzutreten, aber, von dem größten Theile der Bürger verlassen, entwich er in die Eisenacher Gegend. Die Fürsten verlangten von den Bürgern der Stadt Mühlhausen unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Rädelsführer; erst auf dringendes Bitten wurde Schonung der Unschuldigen versprochen. Am Himmelfahrtstage wurden die Stadtthore geöffnet und den Fürsten die Stadtschlüssel übergeben. Landgraf Philipp, Herzog Georg und der Kurfürst zogen mit 600 Reisigen in Mühlhausen ein. Die Stadt wurde um 40000 Gulden gebrandschatzt, sie mußte die Schutzherrschaft der drei Fürsten anerkennen und sich zu einem jährlichen Tribut von 300 Gulden verpflichten. Alles Geschütz mußte ausgeliefert, die zerstörten Schlösser und Klöster wieder hergestellt werden. Die Rädelsführer wurden enthauptet. Unterdessen wurde Pfeifer mit 92 seiner Leute bei Eisenach gefangen und Thomas Münzer von Heldrungen geholt. Beide wurden enthauptet, ihre Köpfe bei Mühlhausen auf dem Riesenberg und am Schadeberg aufgesteckt. Hiermit war der Bauernkrieg in Norddeutschland beendet.

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische Feldzug der Hessen nach dem Tagebuch des Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar. 1776—1783.

Von F. W. Junghans.

(Fortsetzung.)

Am 4. November kehrte das Korps nach Newyork zurück, und nachdem (am 26. Oktober) die 2. Division unter General von Knyphausen angekommen war, erfolgte der Angriff auf das Fort Washington. Lassen wir hierüber Reuber selbst reden:

„Am 17. November 1776 des Morgens versammelten sich alle Regimenter und Korps vor Tagesanbruch, die Hessen auf dem rechten Flügel am Nordhafen, die Engländer auf dem linken Flügel am Südhafen. Weil es nun Tag war, marschierten alle Regimenter — unter dem Feuer der Kriegsschiffe — vorwärts den Berg und Steinfelsen hinauf; der eine fiel lebendig herunter, der andere wurde todtgeschossen; an den wilden Buchsbaumbüschen mußten wir uns in die Höhe ziehen; allendlich kamen wir doch etwas in die Höhe, da wir Bäume und große Steine fanden; da ging es aber hart aufeinander; weil es aber nicht weichen wollte, so kommandirte der Oberst

Rall: Alle, was meine Grenadiers sein, marschieren vorwärts! Alle Tambouren schlugen Marsch, die Hornisten bliesen. Auf einmal rief Alles, was noch Leben hatte, recht: Hurra; da war auch gleich Alles untereinander; Amerikaner und Hessen war eins; kein Schuß fiel mehr, sondern Alles lief vorwärts auf die Festung los. Wie wir nun in die Höhe kamen, so hatten die Amerikaner einen Laufgraben um die Festung rum. Weil wir darin waren, so hieß es mit uns: Halt. Da wollten die Amerikaner mang uns raus laufen, nach der Festung; da hieß es aber: ihr seid Kriegsgefangene. Die Festung wurde gleich aufgefordert vom Hessen-General von Kniphausen. Die Rebellen thaten auf zwei Stunden kapituliren. Als die zwei Stunden um waren, wurde die Festung Fort Washington übergeben an den Hessischen General Kniphausen mit allen Vorräthen ꝛc. Das Rall'sche Grenadierregiment und das Alt-Loßbergische Regiment mußten sodann zwei Linien machen gegen einander, und da mußten sie durchmarschieren und Gewehre und Waffen ablegen, und da kamen die Engländer und führten sie nach New-York in Gefangenschaft."

Fort Washington erhielt fortan den Namen Fort Kniphausen. Am 10. November erhielt die Brigade Rall den Befehl nach Trenton aufzubrechen, wo sie nachmals das Unglück hatte, gefangen genommen zu werden. Sie sollte dort die hessischen Jäger und die detachirten Grenadiere ablösen, welche den Delaware hinab gen Philadelphia marschierten. Am 10. Dezember kam sie nach einem äußerst anstrengenden Marsch dort an. — Was auch die Ursache des Unglücks war, die Hessen hatten es an der nöthigen Vorsicht und Wachsamkeit nicht fehlen lassen. Da der Kommandeur von den Landeseinwohnern erfahren hatte, daß die Amerikaner einen Ueberfall beabsichtigten, so ließ er am 21. Lärmquartiere beziehen. Die Soldaten mußten sich angezogen schlafen legen, Vorposten und Piquets wurden nach Kriegsgebrauch ausgestellt. Oberst Rall aber unternahm am 21. Dezember Rekognoszirung am Delaware hinauf bis Neu-Frankfurt, um zu sehen, ob dieselben wirklich Anstalt machten, den Delaware zu überschreiten, desgleichen am 24., wo die Amerikaner die hessischen Posten beunruhigten. Auch ließen es die Hessen nicht an der gewohnten Tapferkeit bei dem unverhofften Angriffe fehlen. Allein, was konnten 1700 Mann, denn so stark war die Brigade blos noch, gegen eine sie von allen Seiten umdrängende Uebermacht von 15000 Mann ausrichten? — Es war am ersten Christfeiertag, den 25. Dezember 1776, als die hessischen Vorposten von einer überlegenen amerikanischen Streitmacht überfallen wurden. Bei der ersten Salve stand die Mannschaft in den Lärmhäusern schon in Reih und Glied, während die Amerikaner mit Gewalt in das Städtchen drangen. Vor dem Quartier des Obersten war eine Dielenwand errichtet, vor der die beiden Regimentskanonen standen. Diese schossen sich eine Zeit lang mit sieben amerikanischen Geschützen herum, bis sie von den Amerikanern im Sturm genommen wurden. Rall nahm sie dem Feind zwar durch eine kräftige Attacke wieder ab und zog sich mit ihnen auf's freie Feld. Während er nun einen neuen Angriff auf die Stadt machte und in dieselbe eindrang, kam den Hessen eine starke Abtheilung Amerikaner in den Rücken. Als Oberst Rall obendrein schwer verwundet vor den Reihen seiner Grenadiere gefallen war, blieb deshalb den tapferen Hessen nichts übrig, als vor der Uebermacht das Gewehr zu strecken. Das ist der Hergang der in den Geschichtsbüchern viel besprochenen Gefangennahme der Hessen bei Trenton, die als ein Meisterstück der Washington'schen Kriegskunst bezeichnet wird, nach der schlichten und wahrheitsgetreuen Darstellung des Grenadiers Reuber. Von den tapferen Hessen konnte man bei dieser Gelegenheit sagen: Sie hatten Alles verloren, nur nicht die Ehre.

(Fortsetzung folgt.)

Hessisches Gewächs.

Von Ludwig Mohr.

Jenseits der rothweißen Grenzpfähle des ehemaligen Kurhessens entfaltete sich im Spätherbste des Jahres 1850 ein reges und buntes Leben. Dorf und Landstraße wimmelten von bayerischen Blauröcken und Raupenhelmen, oder, um mich des späteren Spitznamens zu bedienen, von „Strafbayern", die mit einem österreichischen Armeetheil jene Exekutionstruppe ausmachten, welche der selige Bundestag sandte, um die steuernverweigernden Hessen mürbe und gefügig zu machen.

Als bekannt wird vorausgesetzt, daß Preußen

dem Einmarsch der Bundesexekutionstruppen in das Hessische mit bewaffneter Hand begegnete; wie in Folge dessen die Preußen die durch das Hessische (bei Hersfeld) führende Etappenstraße, welche die getrennten preußischen Gebietstheile verband, besetzten und von da mit einem Armeekorps einen Vorstoß nach Fulda machten; wie in dessen Nähe, bei dem Dorfe Bronzell, dieses Armeekorps in Fühlung mit den vorrückenden Oesterreichern kam und die „große Völkerschlacht von Bronzell" geschlagen wurde, die den Oesterreichern etliche verwundete Jäger, den Preußen aber den berüchtigten „Schimmel von Bronzell" kostete und die zu der schließlichen Verständigung führte, wonach die Preußen sich zurückzogen, die Exekutionstruppen dagegen unbehindert ihre Sendung vollzogen. —

Am Vortage des Einmarsches der Bayern, — es war ein allgemeiner Ruhetag —, ging es äußerst lebendig an der Table d'hôte in dem Gasthofe zum Rautenkranz in Eisenach, die ausschließlich von jüngeren bayerischen Offizieren und Aerzten besetzt war, her. Noch zeugten die Ueberreste der Knödelgerichte, daß von dem Gasthofbesitzer der volksthümlichen Geschmacksrichtung seiner Gäste Rechnung getragen war, was diese wohl in die gute Laune versetzt haben mochte, in der sie sich befanden, und in der sie die schaumbedeckten Krüglein mit dem dunkelen Münchener fleißig kreisen ließen. So wurde die Stimmung eine immer heiterere und machte sich in launigen Einfällen und Gesprächen Luft. Was lag da näher, als daß der am nächsten Morgen stattfindende Einmarsch in „das Land hinter den rothweißen Pfählen", sowie das Volk, das darin hauste, Gegenstand lauter Erörterung war. Die Herrchen packten ihr ganzes geographisches Wissen aus, und hätte man ihren Schilderungen Glauben schenken dürfen, so war den jungen Helden ein zweites Sibirien mit einer Bevölkerung in Sicht, die arm wie die Kirchenmäuse und roh und ungehobelt wie Kaffern und Hottentotten war. Die bekannten Schauerverse über Land und Leute, die man wohl dem „tippelnden" Bruder Straubinger auf der Landstraße nachsieht, mußten herhalten, obwohl sie sich aus dem Munde der jungen Herrchen wunderlich genug anhörten.

Vor Allen war es ein junger Chevauxlegerslieutenant, der sich darin besonders hervorthat, und, indem er, selbstgefällig das kleine Bärtchen auf der Oberlippe zwirbelnd, in dem bekannten Kravattentone näselte: „Eh bien, Leberknödel famos! Pyramidal geschmeckt! Kann's halt aushalten morgen. Wer weiß, wie's kommt; denn

Im Lande zu Hessen,
Haben's große Schüsseln und wenig zu essen."

„Besser wenig wie gar nichts, wenn das Wenige nur gut und von Geschmack ist", entgegnete dem Sprecher der neben ihm sitzende Arzt.

„Pah, wenig? So gut wie nichts, Kamerad! Riesig armes Land! Kannibalisch vom Herrgott vernachlässigt! Wann bei uns der Bauer das Korn schneidet, schnitzeln sie da drüben Heidelbeeren zum Wintervorrath, und

Wann Schlehen und Grundbirn nicht gerathen,
Haben's in Hessen nichts zu sieden und braten."

Ein beifälliges Bravo und Gelächter der ganzen Tafelrunde lohnte dem Sprecher, der seinerseits, nun einmal in diesem Fahrwasser, das Krüglein erhob:

„Profit, Kameraden! Es geht doch halt nichts über bayerischen Durst und bayerischen Schluck! Lasset uns trinken, so lange wir haben. Morgen geht es in das Land, wo — der natürliche Essig wächst und man ihn als Wein aus großen Krügen schlürft. Puh,

Große Krüge, saurer Wein;
Wer möchte gern in Hessen sein?

Eh bien, Kameraden! Spület das Graulen hinunter! Es lebe das Münchener!"

„Es lebe das Münchener!" echote die Tafelrunde.

Noch war das Aufstoßen der geleerten Krüge und das Klappern der zuschlagenden Zinndeckel nicht verhallt, da erhob sich lang und langsam hinter der Wollgardine in der Fensternische, wo er bislang unbeachtet verweilt hatte, ein Mann von übergewöhnlicher Größe von dem Stuhle, eine stattliche, riesige Gestalt — jeder Zoll ein Mann, — gegen welchen sich die jungen Lieutenantchen ausnahmen wie die Bleisoldaten einer Nürnberger Spielschachtel, griff das Bierglas vom Fenstersimse auf und trat festen Schrittes und in stolzer Haltung zu der Tafelrunde heran, sich als der Rittergutsbesitzer von Kutzleben aus Wommen vorstellend.

Die Nennung des Namens wird allein schon genügen, allen denen, die den Mann von Angesicht zu Angesicht gekannt haben, eine Gestalt vor die Augen zurückzurufen, die das bekannte Gardemaß bei Weitem überschritt und von einer solchen Wohlbeleibtheit war, daß sie das Urbild zu Bürger's Abt von St. Gallen hätte sein können, einer Gestalt, der das frische rothe Gesicht den Stempel urwüchsiger Gesundheit aufdrückte und dem Beschauer allsogleich sagte, wo Barthel

den Most holte; was mehr also, daß die schmächtigen Lieutenants verblüfft zu dem Goliath emporschauten, dessen feistes Gesicht zwar gutmüthig lächelte, dessen trutziger Blick ihnen aber auch deutlich zuzurufen schien: Wartet nur, Jungens! ich komme Euch. —

„Erlauben die Herren Kameraden," fuhr er gemessen zu sprechen fort, nachdem die gegenseitige Vorstellung vorüber war, „daß ich mich als ein Pflänzlein jenes Landes bekenne, von dem Sie vorhin ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild entwarfen, und daß ich mich als solches verpflichtet fühle, dieses Bild zu berichtigen. Sicherlich glauben die Herren nicht, daß ein Gewächs, wie es sich Ihnen ad oculos in meiner Person vorstellt, in einem Lande gedeiht, das, wie das von Ihnen geschilderte, der Ausbund eines Hungerlandes ist, oder halten die Herren in der That diese Schenkel" — er schlug mit der Rechten auf die derben — „für das Ergebniß verdauter Schlehen und Grundbirn? Ja, schauen Sie mich nur an, solche Pflänzlein, sage ich Ihnen, laufen zu Dutzenden im Lande herum. Wo aber die satt werden, brauchen auch Sie nicht zu fürchten, hungern zu müssen. Groß sind die Schüsseln zwar hinter den rothweißen Pfählen, aber es findet sich auch mehr darin als getrocknete Heidelbeerschnitzeln und Heckenschlehen; und sind unsere Krüge groß, so entsprechen sie doch nur unseren Durst, und unsere wackeren Brauer sorgen dafür, daß wir nicht an letzterem zu Grunde gehen. Apropos, beliebt es den Herren Kameraden, so überzeugen Sie sich von dem Gesagten in meinem Hause zu Wommen; ich lade Sie hiermit ein zu Grundbirn, Braten und einem Krüglein Hessisches. Bringen die Herren nur einen tüchtigen bayerischen Appetit und bayerischen Durst mit, wir werden es schon damit aufnehmen. Profit, Kameraden!" — — —

Das war eines Hessen würdig gesagt und gehandelt. —

Ob es indeß zu einem Besuch gekommen ist, davon verlautet nichts; wenn es aber der Fall, so wird der brave Herr hessisches Licht nicht unter den Scheffel gestellt haben. —

Eine wahre Wilddiebgeschichte.

Mitgetheilt vom königlichen Rentmeister Rechnungsrath Otto in Kassel.

Im Anschluß an den Inhalt des „Was sich ein Forsthof erzählt" in den Nrn. 21 und 22 des „Hessenlandes" von 1890, wozu Schreiber dieses das Material geliefert hat, und in welchen des wildreichen Welleröder Forstreviers aus der Dienstzeit des Revierförsters Thomas Otto gedacht ist, dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse für Jagdleute und Forstfreunde sein, folgende wahre Geschichte, welche ich aus eigener Wissenschaft mittheile, zu erfahren.

Wie bereits in den oben bezeichneten beiden Nummern des „Hessenlandes" gesagt, war zu meines Vaters Dienstzeit das Forstrevier Wellerode an Hochwild u. s. w. ein sehr reiches, darunter namentlich starke Edelhirsche, sogar bis zu Achtzehn-Endern, sowie Sauen und sonstiger für das edle Waidwerk erwünschter Jagdbeute. Es konnte daher wohl nicht befremden, daß in dem damals dichten, mit starken Buchen und Eichen bewachsenen Wald, namentlich in den Forstorten „Stellberg", „Schorn", „Lenziges Keller", des Nachts von den zunächst gelegenen Ortschaften Wilddiebe mit bestem Erfolg ihr Wesen trieben. Hierüber beklagte sich mein Vater oft, wenn, wie es nicht selten geschah, aus Kassel im Welleröder Forsthaus sich Jagdfreunde einfanden, um dem edlen Waidwerk obzuliegen, und Herr Forstmeister Friedrich von Schwertzell sagte einmal bei seinem Abschiednehmen zur Rückkehr nach Kassel mit einem Händedruck zu meinem Vater: „Herr Revierförster, ich komme recht bald wieder, und alsdann gehen wir beide des Nachts in den Wald wegen Ihrer Klage über die Wilddiebe."

Eines schönen Tags — nicht lange nachher — hat sich denn Herr von Schwertzell in Wellerode eingefunden und erklärt meinem Vater, mit ihm die nächste Nacht in den Wald gehen zu wollen. Man macht Abends vorher nach Tisch ein Kartenspielchen, und vor dem Schlafengehen wird die Frau Revierförster ernstlich darauf aufmerksam gemacht, daß der Herr Forstmeister und mein Vater gegen 12 Uhr geweckt sein, den Kaffee trinken und alsdann zusammen in den Wald gehen wollen.

Diese Anordnung wird selbstverständlich streng befolgt, die Herren gehen bis an die Walddistrikte „Schorn" und „Stellberg", und hier

sagt der Forstmeister, der ziemlich Lokalkenntniß hatte, zu meinem Vater: „Nun gehen Sie da hinaus, und ich nehme den Weg nach dort, und wenn es Tag wird, treffen wir beide an dem und dem Orte des Waldes wieder zusammen". Mein Vater trägt gegen diese Trennung im Interesse seines Vorgesetzten wohlbegründete Bedenken und sagt: „Lassen Sie uns zusammenbleiben." Herr von Schwertzell besteht jedoch auf seiner Anordnung, und jeder geht seines Wegs.

Gegen Morgen, als es Tag wird, hat sich mein Vater an der dazu bestimmten Waldstelle eingefunden, aber der Herr Forstmeister ist nicht anwesend, kommt auch nach langem Warten überhaupt nicht. Inzwischen ist es Mittag geworden, was meinen Vater zu der Vermuthung kommen läßt, daß Herr von Schwertzell bereits nach Wellerode zurückgegangen sei. Mein Vater geht nun auch nach Hause, erfährt aber beim Eintreten in den Hofraum zu seinem Schrecken von meiner im Hausflur stehenden Mutter, daß der Forstmeister leider noch nicht da sei. Daß dem Herrn vielleicht ein Unfall widerfahren sein möchte, ist die nächste Sorge. Mein Vater geht daher sofort zu dem Ortsvorstand, zu jener Zeit „Grebe" genannt, theilt diesem den Vorfall mit und veranlaßt mittels der Kirchthurmglocke eine Zusammenkunft der Gemeinde an der hierzu in öffentlichen Angelegenheiten des Orts bestimmten Stelle unter der sogen. Linde, gegenüber dem Forsthof, an dem durch das Dorf fließenden Bach, die „Fahrenbach" genannt.

Die Gemeinde folgt dem Rufe der Glocke, mein Vater theilt wiederholt auch den versammelten Einwohnern den Vorfall mit und bittet, ihm sich anzuschließen, um den Herrn Forstmeister aufzusuchen, dem vielleicht ein Unfall widerfahren sei. Man rückt aus in der Richtung nach dem „Schorn", „Stellberg" u. s. w., und, nicht mehr fern vom Wald, erblickt mein Vater seinen Vorgesetzten, langsam sich fortbewegend nach Wellerode hin, weshalb er nunmehr die Leute veranlaßt, wieder nach Hause zu gehen. Als mein Vater dem Herrn von Schwertzell näher kommt, überfällt ihn ein panischer Schreck wegen des zusammengefallenen und wahrhaft geisterhaften Aussehens des Forstmeisters. Dieser reicht meinem Vater die Hand. Letzterer bittet um Auskunft über das, was etwa vorgefallen sei, aber Herr von Schwertzell schweigt, und so gehen beide stumm in das Dorf zurück. In den Hausflur des Forsthofes eingetreten nimmt Herr von Schwertzell, den meine Mutter am Eingang begrüßte, die Hand meines Vaters mit den Worten: „Kommen Sie mit hinauf auf mein Zimmer." Ueber das, was nun hier besprochen wurde, hat mein Vater niemals etwas mitgetheilt und alles ihm bekannt Gegebene mit in das Grab genommen, obgleich meine Mutter mehr als einmal im Leben um Auskunft über diesen Fall gebeten hat. Nur das Eine erzählte er: Herr von Schwertzell hat zum Schluß seiner Unterredung gesagt: „Bleiben Sie des Nachts aus dem Wald, um Ihr Leben der Familie zu erhalten!"

Nach diesem Vorfall ist Herr von Schwertzell niemals wieder nach Wellerode gekommen.

Leider ist in dem tollen Jahr 1848, da viele Beamte im Allgemeinen nicht den Muth besaßen, dem ungesetzlichen Thun und Treiben der Wilddiebe fest entgegenzutreten, das Hochwild des Reviers Wellerode gänzlich ausgerottet worden, und es hat bis heute noch nicht gelingen können, diese Zierde des Waldes wieder aufkommen zu lassen. Noch jetzt versetze ich mich in die Jahre 1833 und 1834 mit Vergnügen zurück, wo aus dem Felde am sogen. Eisberg ganze Rudel von Rothwild, ein starker Edelhirsch voran, durch die Hunde des Feldhüters zur Flucht in das Dickicht des Waldes zurückgetrieben wurden.

Zum III. hessischen Bundessängerfest zu Hersfeld.

Die alte Lullusstadt steht festlich geschmückt, um die lieben Gäste zu begrüßen, die sie erwartet. Die einzelnen Ausschüsse des Sängerfestes sind seit Wochen in voller Thätigkeit: da gilt es, ganz abgesehen von den eigentlich musikalischen Vorbereitungen, Konzerthalle und Wirthschaftsbuden, die gleichsam über Nacht aus dem Boden gewachsen sind, auszuschmücken, da heißt es vor Allem, die fremden Sänger unterzubringen, kurz, es hat Alles zu geschehen, was für einen gedeihlichen Verlauf des Festes nothwendig ist. Das Festprogramm lautet:

Sonnabend, den 30. Juni, von 3 Uhr Nachmittags ab: Empfang der von auswärts eintreffenden Festtheilnehmer. Abends von 7 Uhr ab: Konzert der Stadtkapelle, Festkommers und Gesangsvorträge im Vereinsgarten.

Sonntag, den 1. Juli: Morgens 8 Uhr event. später Empfang der Gäste am Bahnhof resp. an den Thoren der Stadt. Um ½9 Uhr auf dem Marktplatze: Choralmusik und gemeinschaftlicher Gesang der Lieder: „Das ist der Tag des Herrn" — „Die Himmel rühmen" — (letzteres mit Musikbegleitung der Artilleriekapelle aus Kassel); um ½11 Uhr: Generalprobe für die Gesammtchöre in der Sängerhalle auf dem Festplatze; hierauf musikalischer Frühschoppen.

Von 2 Uhr ab: Aufstellung zum Festzuge auf dem städtischen Turnplatze in der Hainstraße; 3 Uhr: Festzug durch die Stadt nach dem Festplatze auf dem Weerd unter Begleitung zweier Musikchöre. Der Zug bewegt sich durch folgende Straßen: Hainstraße, Breitenstraße, Weinstraße, Marktplatz, Johannisstraße zum Weerd (Festplatz), daselbst Begrüßungsgesang des Hersfelder Quartettvereins, Ansprachen, Festrede; hierauf großes Vokal- und Instrumentalkonzert in der Konzerthalle. Abends Feuerwerk, turnerische Gruppenbilder, Tanz.

Montag, den 2. Juli, Morgens 6 Uhr: Weckruf durch die Stadtkapelle. Um 8 Uhr: Besuch der Stiftsruine, hierselbst gemeinschaftlicher Chorgesang, Spaziergang durch die städtischen Anlagen nach den „Alpen" und Wolff's Felsenkeller. Dortselbst um 10 Uhr Delegierten-Versammlung. Restauration, Konzert der Stadtkapelle und Gesangsvorträge. Rückmarsch ½1 Uhr Mittags. Nachmittags von 3 Uhr ab auf dem Festplatze: Konzert der Stadtkapelle, Vortrag von Gesängen seitens der Einzelvereine, Volksbelustigungen, Tanz.

So steht, wenn auch der Himmel ein freundliches Gesicht macht, reiche Festesfreude in Aussicht. Auch das „Hessenland" nimmt an ihr Theil, denn ihm liegt die Pflege des Sanges nicht wenig am Herzen. Möge der hessische Sängerbund blühen, wachsen und gedeihen bis zu fernen Geschlechtern, möge er sich zugleich voll bewußt werden, daß ihm durch die Pflege des Gesanges und insbesondere des wahren Volksliedes eine hohe Aufgabe zugewiesen ist. Wir schätzen und ehren die kunstmäßige Musik, aber das Herz des Volkes offenbart sich in seinem eigenen Liede, in schlichten Worten und einfachen Tönen. Und so haben hessische Sänger vor Allem die Pflicht, das dem heimathlichen Boden entsprossene Lied zu hegen und zu warten als theures Gut. Die Zeit, in der überkluge Schulweisheit hochmüthig auf das wilde, barfüßige Dorfkind herabschaute, die Zeit, da das aus dem Herzen quellende naturwüchsige Lied als „unfein" und „bizarr" galt, ist Gott sei Dank vorüber, seitdem ein Herder, ein Goethe und viele andere edle Geister unserer Nation sich seiner angenommen haben. Mit Recht schreibt der Volksliedersammler Georg Scherer vom deutschen Volkslied: „Diese Lieder gehören zu den holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes; in ihnen fühlt man den vollen Herzschlag unseres Volkes und lernt dasselbe von der liebenswürdigsten Seite kennen. Hier offenbart sich seine ganze Gemüthstiefe, rührende Güte, unendliche Liebe und aufopfernde Treue, seine schlichte Rechtschaffenheit, treuherzige Ehrlichkeit und hoher sittlicher Ernst; heitere Lebenslust und derber Muthwille bis zur Ausgelassenheit; aber auch trotzige Kraft, flammender Zorn, glühender Haß und dreinschlagende Tapferkeit. Wahrlich, ein Volk, das solche Lieder aufzuweisen hat, darf sich zeigen unter den Völkern der Erde."

Aber das Volkslied will gesungen sein, nicht aus Büchern erlesen oder deklamirt, und der hessische Literarhistoriker Vilmar trifft das Richtige, wenn er sagt: „Und doch wird ein Gedicht nur durch den Gesang unser ganzes volles Eigenthum, so daß wir dasselbe gewissermaßen mit dem Dichter theilen; nur durch den Gesang genießen wir dasselbe ganz, mit Leib, Seele und Geist, nur durch den Gesang haben wir volle, unvergängliche Freude daran, und nur durch den Gesang endlich wird die Dauer des Liedes, ja gewissermaßen seine Unsterblichkeit gesichert. Gesungen muß ein Lied worden sein, von Vielen gesungen und lange gesungen, wenn wir es für ein echtes Volkslied halten sollen."

Und Friedrich Frevert schildert in einem schönen, unserem durch seine verdienstvollen Arbeiten auf diesem Gebiete bekannten hessischen Landsmann Johann Lewalter gewidmeten Gedichte den Ursprung des Volksliedes in anziehender Weise:

Das Volkslied.

Ein altes Lied, ein altes Lied klopft an Dein Herz mit leisem Klang,
Die Worte rauh und doch so traut und voller Tiefe und Gesang.
Das alte Lied, es rührt Dein Herz und füllt Dein Aug' mit Thränen an,
Es lindert sanft der Seele Schmerz, mehr als Dein Mund es sagen kann.

Sein Klang stammt von dem Vogel her, der Abends singt im Lindenbaum,
Und von der Brandung, wenn das Meer den Fels bespritzt mit weißem Schaum,
Vom Winde, der in dunkler Nacht um stille Gräber seufzt und klagt,
Vom Bienchen, das mit Summen fliegt um Blumenglocken, wenn es tagt.

Gesungen ward's im braunen Moor und auf der lichten Haide Grün,
Und im Gebirg, wo Farr'n und Moos des Bergquells felsig Bett umzieh'n,
In schattiger Waldeinsamkeit, wo gelbe Schlüsselblumen blüh'n,
Im stillen Thale, wenn der Mond die alten Buchen hell beschien.

Gesungen ward's in alter Zeit vom Krieger auf der fernen Wacht,
Vom Förster, der am Frühlingstag durchstreift des Waldes grüne Pracht.
Im Felde sang's die Schnitterin und träumt von Lieb' und Glück und singt,
Daß es wie Lerchenjubelton zum Försterhaus am Waldsaum klingt.

Der Schiffer sang es, der bei Nacht am Steuerruder einsam stand,
Der Jäger sang's, der Wanderbursch, der leichten Herzens zog durch's Land.
Mit diesem Liede sang in Schlaf manch Mütterlein ihr trautes Kind,
Zu jeder Zeit erklang sein Ton, bei Morgenroth und Abendwind.

Wie Meeresschaum, den zu uns trägt die Welle aus der Ferne weit,
Wie Glockenton, der zu uns schallt vom Kirchlein in der Einsamkeit,
So kommt das alte Lied zu uns aus alter längst vergang'ner Zeit
Und lacht mit uns und klagt mit uns in Seligkeit und Herzeleid.

Ein altes Lied, ein altes Lied klopft an Dein Herz mit leisem Klang,
Die Worte rauh und doch so traut und voller Tiefe und Gesang.
Das alte Lied, es rührt Dein Herz und füllt Dein Aug' mit Thränen an
Und lindert sanft der Seele Schmerz, mehr als Dein Mund es sagen kann.

Mögen also — das wünschen wir — die hessischen Sänger sich als Hüter dieses kostbaren Schatzes, der uns im Volkslied bescheert ist, mehr und mehr fühlen, mögen sie das ihnen anvertraute Gut so verwalten, daß es ihnen selbst zur Freude, dem hessischen und deutschen Volke aber zum Segen gereiche.

Ueber das Volkslied „Der Kurfürst von Hessen ist ein kreuzbraver Mann“.

Von Johann Lewalter.

Vielleicht ist es den Lesern des „Hessenlandes“ willkommen, etwas Näheres über das alte hessische Soldatenlied „Der Kurfürst von Hessen ist ein kreuzbraver Mann“ zu erfahren. Dieses in Wort und Weise gleich schöne und ergötzliche Lied ist ein Bruchstück des von Franz Ludwig Mittler (siehe „Hessenland“, 1891, S. 219) aufgeschriebenen und in dessen vorzüglicher Sammlung deutscher Volkslieder (1855, 2. Ausgabe 1865) unter Nr. 1455 ohne Weise abgedruckten Liedes „Schwerer Abschied“, welches, wie wir sehen werden, sich in ganz ähnlicher Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Mittler'sche Aufzeichnung, welche mit der von Ditfurth'schen Niederschrift (von Ditfurth: Fränkische Volkslieder, 1855, II, Nr. 246 „Der Rekrut“) große Aehnlichkeit hat, lautet folgendermaßen:

Ist denn die Falschheit
So groß in der Welt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen ziehen in das Feld?

Der Hauptmann stand draußen,
Schaute seine Leute an:
Seid lustig, seid fröhlich,
Es kommt keiner davon.

Der Vater, die Mutter
Die weinten so sehr,
Drum wird mir das Marschieren
Und der Abschied so schwer.

Der Bruder, die Schwester
Und die ganze Freundschaft,
Und sie haben mich, und sie haben mich
Um mein Schätzchen gebracht.

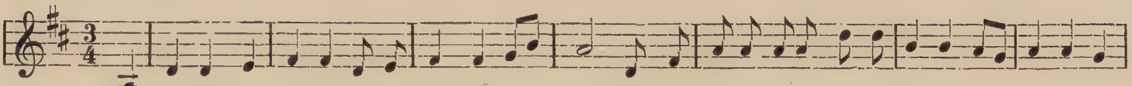
Der Kurfürst von Hessen
Der hat es gesagt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen werden Soldat.

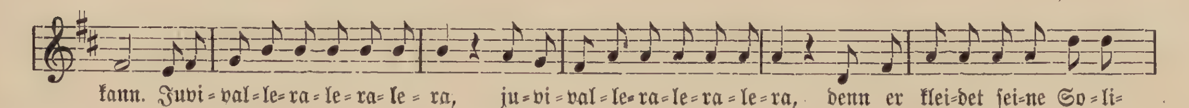
Die armen, die kleinen
Die nimmt man heraus,
Und die reichen und die feinen
Die schickt man wieder nach Haus.

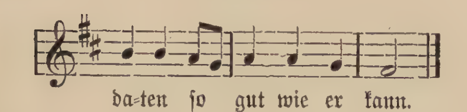
Von diesem Liede wurden wohl häufig die drei letzten Strophen mit der Anfangsstrophe „Der Kurfürst von Hessen ist ein kreuzbraver Mann u. s. w.“ gesungen, wenigstens sangen mir im Jahre 1889 alte hessische Soldaten das Lied in dieser ihnen geläufigen, folglich in den fünfziger Jahren auch gebräuchlichen Fassung vor, welche ich dann in Wort und Weise in die Sammlung deutscher Volkslieder aus Niederhessen (1890, I. Heft, S. 43) als Anmerkung zu Nr. 20, wie folgt, aufnahm:

Der Kurfürst von Hessen.

Recht gemütlich.







Der Kurfürst von Hessen
Der hat es gesaht,
Daß alle jungen Burschen
Müssen werden Soldat.

Und die Hübschen und die Feinen
Die sucht man heraus,
Und die Lahmen und die Buckligen
Die läßt man zu Haus.

Mein Vater und meine Mutter
Und meine ganze Freundschaft
Und die haben mich, und die haben mich
Um mein Schätzchen gebracht.

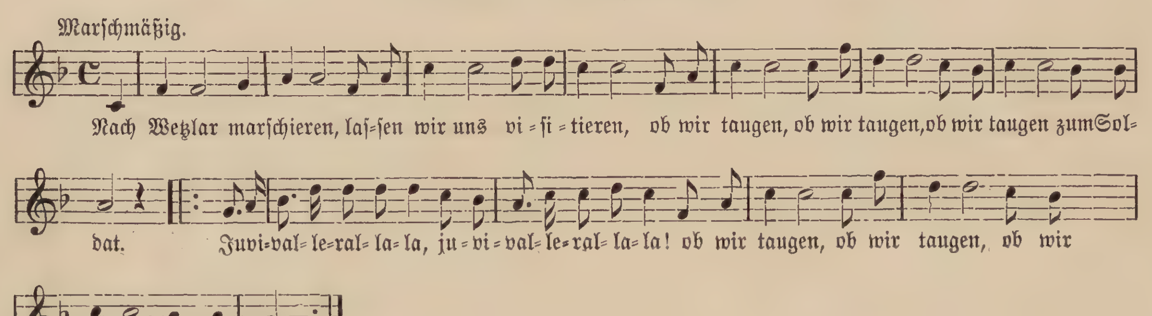
Die dritte Strophe wird als fünfte Strophe des im 3. hessischen Infanterie-Regiment Nr. 83 augenblicklich sehr beliebten Soldatenliedes „Es hatt' sich ein Fähnrich in ein Mädchen verliebet" (siehe „Deutsche Volkslieder aus Niederhessen", 1890, Heft I, Nr. 20) so gesungen:

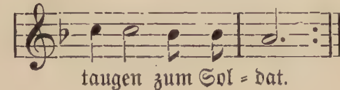
Der Kronprinz von Preußen
Sucht sich seine Leute aus,
Und die Buckligen und die Lahmen
Schickt er wieder nach Haus.

Noch jetzt wird, allerdings ohne die Strophen, in denen der Kurfürst von Hessen vorkommt, bei der Aushebung mit Vorliebe ein Lied gesungen, welches mit der Mittler'schen Aufzeichnung große Aehnlichkeit hat. Mündel (Elsässische Volkslieder, 1884, Nr. 166), Becker (Rheinischer Volksliederborn, 1893, Nr. 41), Wolfram (Nassauische Volkslieder, 1894, Nr. 283) und Böhme (Erk's „Liederhort", neu bearbeitet und fortgesetzt, 1893—94, III, Nr. 1363) haben das Lied in neuerer Zeit aufgeschrieben. Ich lasse die Becker'sche Niederschrift folgen.

Rekrutenaushebung.

Marschmäßig.





Der Hauptmann stand draußen,
Schaut' seine Leute an:
Seid nur lustig, seid nur fröhlich!
's kommt keiner davon!

Die Lahmen, die Krüppel,
Die schickt er nach Haus,
Ei, die Feinen, die Braven,
Die sucht er heraus.

Mein Vater, meine Mutter,
Die weinen so sehr;
D'rum fällt mir der Abschied
Zum Marschieren so schwer!

Mein Vater, meine Mutter,
Meine Schwester, mein Bruder,
Meine ganze, ganze Freundschaft
Haben mich um mein Schatz gebracht.

Das Mädchen vom Lande
Das ist ja so schön!
So hab' ich ja mein Lebtag
Noch kein schön'res geseh'n.

Die von mir aufgezeichnete Weise des Liedes „Der Kurfürst von Hessen ist ein kreuzbraver Mann" hat mit den von von Ditfurth in dessen Sammlung fränkischer Volkslieder (1855), von Böhme (Erk's „Liederhort", neu bearbeitet und fortgesetzt, 1893—94, III, Nr. 1363) und Wolfram (Nassauische Volkslieder, 1894, Nr. 283) aufgeschriebenen Weisen große Aehnlichkeit. Die von Becker aufgezeichnete Weise ist bis auf den Rhythmus den andern Orts abgedruckten Weisen ebenfalls ähnlich.

Zum Schlusse lasse ich noch eine Niederschrift des „Kurfürsten von Hessen" folgen, welche in „Hessen-Lieder" (1892, Melsungen, W. Hopf) abgedruckt ist und so lautet:

Und der Kurfürst von Hessen
Ist ein kreuzbraver Mann,
Er kleidet seine Solidaten,
So gut es einer nur kann.
Juvivalleralleralleral!
Juvivalleralleralleral!

Und der Kurfürst von Hessen
Der hat es gesagt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen werden Soldat.
Juvivallera u. s. w.

Und die Hübschen und die Feinen
Die sucht er heraus,
Und die Buckeligen und die Scheiwen
Die läßt er zu Haus.
Juvivallera u. s. w.

Ach und ist denn die Falschheit
So groß in der Welt,
Daß alle jungen Burschen
Müssen ziehn in das Feld.
Juvivallera u. s. w.

Der Vater und die Mutter
Die weinten so sehr,
Drum wird das Marschieren
Und der Abschied so schwer.
Juvivallera u. s. w.

Der Vater, die Mutter,
Die zogen vor Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann,
Gebt doch unsern Sohn heraus."
Juvivallera u. s. w.

Und der Hauptmann stand draußen,
Schaute seine Leute an:
„Seid nur lustig, seid nur fröhlich;
's kommt keiner davon!"
Juvivallera u. s. w.

Wir tapfren Kurhessen
Ziehn muthig in das Feld,
Der Kurfürst von Hessen
Der giebt uns Brot und Geld.
Juvivallera u. s. w.

Das Volkslied.

Ich preise treue Liebe
Und Liebesseligkeit,
O, daß ihr Glück stets bliebe,
Nie raubte rauhe Zeit!

Ich hülle mein Gesichte,
Wenn eins die Treue brach,
Und sitze zu Gerichte,
Die Strafe folge nach!

Ich sing' von Krieg und Siegen,
Von Heimkehr aus der Schlacht,
Beklage die da liegen
In Todes dunkler Nacht.

Der Schatz mit Angst und Bangen
Schaut nach dem Liebsten aus.
Er kommt, o welch' Umfangen
Und Glück im Vaterhaus!

Selbst, wenn's ein Räuber wäre,
Der als Gefang'ner kam,
Ich laß' ihm seine Ehre,
Wenn nur er Rache nahm.

Ob dann auch unter'm Schwerte
Das Haupt vom Rumpfe fällt,
Wenn er sich tapfer wehrte,
Ist er im Lied noch Held.

Nicht lieb' ich hohe Worte,
Von Zierat keine Spur,
Doch offen steht die Pforte
Zum Schatzhaus der Natur.

Mit Blumen von der Wiese
Schmück' ich die schönste Maid,
Daß reiches Glück ihr sprieße,
Nie dränge sie ein Leid!

Ich sing' von Lindenbäumen,
Von lust'gem Kirmesmuth,
Von Mädchens süßen Träumen
Und raschem Jünglingsblut.

Da giebt's kein langes Schmachten,
Da wirbt kein Liebesbrief,
Kein nach dem Jawort Trachten
Mit Seufzen angstvoll tief.

G'radausgeh'n, das ist Sitte,
Sprich ja! wo nicht, sprich nein!
Ja! und an Fingers Mitte
Glänzt das Goldringelein.

Der Vogel auf dem Dache
Singt aus der freien Brust,
Und einem Wiesenbache
Ist Rauschen eine Lust.

Die Veilchen spenden Düfte,
Die Rosen prächtig blüh'n,
Und auf die Erdengrüfte
Die Sterne leuchtend glüh'n.

Des Meeres blaue Welle
Zum Strande tosend schallt,
Die an der gleichen Stelle
Nun sanft und leise wallt.

So singen meine Lieder
Des Herzens Wiederhall,
Hier tönt des Aars Gefieder,
Dort singt Frau Nachtigall.

G. Th. Dithmar.

Sommer!

Jauchze, mein Herz, denn der Sommer ist da!
Laß dich die wonnigen Lüfte umfluthen!
Jauchze und schaue fern und nah
Das grünende Prangen, die farbigen Gluthen!
Blühen und Duften rings umher,
Vom Thal zu den Höhen, vom Fels zum Meer!
Laß fahren dahin alle Angst und Noth,
Denn der Sommer ist Leben! – der Winter – Tod!

Jauchze, mein Herz! Gottes Sonne strahlt
Und wandelt die Erde zum Paradiese!
Jauchze und schau', wie sie herrlich malt,
Und lausch' ihrem lockenden Rufe: „Genieße!"
Genieße das Leben, so lang du magst,
Genug sei, daß du dich im Winter plagst!
Genieße vom Morgen- zum Abendroth,
Denn der Sommer ist Leben! – der Winter – Tod!

Jauchze, mein Herz! Mit der Lerche empor
Schmett're dein Lied zu des Schöpfers Preise,
Jauchze und singe sein Lob im Chor
Mit den Vöglein im Walde in fröhlicher Weise,
Aber in hehreren Tönen sing' spät
Mit der Nachtigall noch dein Dankgebet!
Dem Sommer die Freude! Dem Winter die Noth!
Denn der Sommer ist Leben! – der Winter – Tod!

Hugo Frederking.

Aus alter und neuer Zeit.

Nachstehend theilen wir einen — unseres Wissens bisher nicht bekannten — Brief mit, den der nachmalige Landgraf Friedrich II. von Hessen an seinen Sohn, den späteren Kurfürsten Wilhelm I., richtete. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Berlin le 19. Juin 1756
Mon tres Cher fils

J'ai recu avec plaisir votre Lettre, je vous Suis obligé de La part que vous prenés a mon nouveau Etablissement, et rien au monde ne m'aurois pu etre plus agreable que d'avoir appris par Mr. de Wittorf que vous et vos frères, aux quels vous ferés bien des Complimens de ma part, vous etes bien Gouvernés a La Cour du Roy de Dannemarck, Continués toujours de la Sorte, et Comptés sur La Continuation de La tendre affection Paternelle avec La quelle je ne cesserai d'etre

Mon tres Cher fils

Embrassés vos freres de ma part

Votre fidele et bon Pere
Frederic PHDHesse

Steingrab bei Züschen. In der Woche nach Pfingsten wurde bei Züschen, dicht an der hessischen Grenze, ein Steingrab entdeckt. Es enthielt mehr oder weniger gut erhaltene Knochen von Männern, Frauen und Kindern, auch einige Pferdeknochen, zwei Steinäxte, eine Anzahl Urnen, Kohlenreste, jedoch kein Metall. In dem nun leeren Grabe sieht man deutlich drei größere und ein kleineres Bild von Pfeilen, 38 Bilder von Halseisen und Handfesseln in verschiedener Größe in drei Formen, zwei Bilder von Ketten und das große Sonnenloch nach Osten. Halseisen, Handfesseln, Pfeile und Ketten deuten auf Krieg oder Gefangenschaft oder feindlichen Ueberfall, die Pfeile auf ein damals gebräuchliches Kriegsgeräth, die Steinäxte waren eine Waffe der Germanen. In der „Kasseler Allg. Ztg." beschäftigt sich Dr. Rörig-Wildungen eingehend mit dem Funde und kommt zu dem Schlusse, daß dieses Massengrab auf die Abschlachtung überfallener Chatten durch Drusus (15 n. Chr.) zurückzuführen sei. Die Römer zogen 4 Legionen, 1200 Reiter und 10 000 Mann germanische und gallische Hülfstruppen stark aus und trafen — so führt Dr. Rörig aus — auf die Chatten nahe bei der Edder, über welche sie, wahrscheinlich von Friedberg zur Schwalm, bei Treysa vorüber, nach der Altenburg kommend, Brücken schlugen. Die Chatten wurden durch diesen Ueberfall der 47 000 römischen Krieger so überrascht, daß sie zum Theil sich verborgen haben mögen, nackt oder nur wenig bekleidet und kaum bewaffnet, nur geringen Widerstand leisten konnten, die Römer am Aufschlagen einer Brücke hinderten, jedoch überwunden, durch Wurfgeschosse und Pfeile zurückgetrieben wurden. Dagegen ist Alles, was schwach und wehrlos war, Frauen, junge Leute und Kinder (Annalen I. 55, 56) gefangen oder niedergemetzelt worden. Sie haben widerstrebt, sich losmachen wollen, und sind dann erstochen, erschlagen, erwürgt; die Fliehenden oder von den 1200 römischen Reitern Stunden weit Verfolgten, sind dann mit Pfeilen zu Boden gestreckt. Nachdem Mattium verbrannt, wandte sich Drusus zum Rheine hin. Die Umgegend von Mattium, da wo jetzt das hessische Dorf Maden liegt, begünstigte den römischen Ueberfall. Ein schönes flaches Thal von mehreren Stunden im Umkreis, nach Lohne und Züschen hin sanft aufsteigende Landschaft, niedrige Hügel nach Gleichen hin, dagegen nordwärts über Gudensberg meist nackte basaltische Bergkegel, von denen herab die Römer das Schlachtfeld überschauen, die Reiter anweisen konnten, in welcher Richtung die Chatten zu treffen und zu verfolgen, gefangen zu nehmen oder nieder zu machen seien. Die Chatten sind da mit Feuer und Schwert total vernichtet. Das war die Kriegskunst der kulturbringenden, freiheitraubenden, habsüchtigen Römer! Im Chattenlande haben sie schlimmer wie Raubthiere gehaust. — So weit Dr. Rörig. Natürlich ist nicht der Volksstamm der Chatten durch Drusus vernichtet worden, deren Existenz vielmehr sich sehr bald wieder den Römern in unangenehmer Weise fühlbar machte.

Wie aus Gießen berichtet wird, werden an dem Castrum Alteburg die Ausgrabungsarbeiten fortgesetzt. Bekanntlich hat der Oberhessische Geschichtsverein einen Theil des Geländes, in dem das Castrum Alteburg liegt, pachtweise übernommen und zum Zwecke der Erhaltung der Nordseite des Castells einfriedigen lassen. Bis jetzt sind einzelne Theile der Mauer an dieser Stelle blosgelegt, das Uebrige soll im Laufe des Jahres noch ausgegraben werden. Als Beitrag zu den beträchtlichen Kosten, die hierdurch dem Verein erwachsen sind, hat der regierende Graf zu Solms-Laubach in überaus liebenswürdiger Weise dem Verein einen namhaften Betrag zur Verfügung gestellt, wofür ihm die Dankbarkeit aller Alterthumsfreunde gesichert ist.

Daß das „Nadelöhr" im Süllingswalde der rohen Zerstörungslust einiger Handwerksburschen zum Opfer gefallen ist, haben wir schon in Nr. 10 mitgetheilt und auch berichtet, was über die Entstehung des Nadelöhrs erzählt wird. Ueber die Bedeutung des Males gehen die Ansichten freilich auseinander. Thatsache ist, daß das Denkmal vom hessischen Landgrafen Moritz im Jahre 1561 errichtet und im Jahre 1757, als es defekt geworden war, reparirt worden ist. Es besteht aus einem etwa anderthalb Meter hohen und ein Meter

breiten Stein, dessen unterer Theil in Form eines Nadelöhrs ausgehöhlt ist. Kolbe giebt in seinen „Hessischen Volkssitten" nachstehende Erklärung für die Entstehung des Steines. Bei unseren heidnischen Vorfahren war die Eiche dem Donar, als Heilgott, geweiht. Jeden Eichbaum dachte man als Sitz dieser Gottheit. Die von der Natur ausgehöhlten Eichen wurden als Heilstätten für Kranke, insbesondere für Bruchleidende, betrachtet. Man nannte solche hohlen Eichen, deren es damals nicht wenige gab, „Nadelöhr". Das Heilverfahren war sehr einfach und bestand darin, daß der Kranke sich vor Sonnenaufgang stillschweigend an Ort und Stelle begab und „unbeschrieen", d. h. ohne daß Jemand ihn anredete, dreimal durch das Nadelöhr kroch. Von diesem Durchkriechen der Höhlung, als dem Ausdruck der Unterwerfung unter die Allmacht der Gottheit, erhoffte man die Wiedergenesung des erkrankten Leibes. — Noch jetzt trifft man hie und da Waldorte an, die den Namen „Nadelöhr" führen und dadurch andeuten, daß dort solch heilkräftige Eichbäume gestanden haben müssen, so z. B. bei Speckswinkel und Mengsberg in Oberhessen. Auch im Süllingswald, an der Straße von Friedewald nach Hönebach, stand ein weit und breit berühmter Baum, welcher das Nadelöhr hieß und zu solchem Heilgebrauch diente. Bis weit in das christliche Zeitalter hinein ragte diese Ruine aus heidnischer Zeit, bis der Baum endlich vor Alter verfiel. An der Stelle, wo er gestanden, ließ Landgraf Moritz einen Gedenkstein in Form eines Nadelöhres errichten, das jedoch nur zu Volksbelustigungen diente, und Viele, die im Laufe der Jahre des Weges kamen, sind wohl durch die Oeffnung gekrochen, ohne zu wissen, welche Bedeutung dieser Handlung früher beigelegt wurde.

Beim Abbruch des Inneren des jetzigen königlichen Hoftheaters zu Kassel haben sich hinter der Holzbekleidung an einer Wand des ersten Ranges vier Theaterzettel aus den Jahren 1814, 1815, 1816 und 1832 durch die daselbst beschäftigten Handwerker vorgefunden, welche für unsere hessische Geschichte von historischem Werth sind und der hiesigen Landesbibliothek überwiesen wurden. Dieselbe hat, dem „C. T." zufolge, die Dokumente dankbar entgegengenommen, umsomehr, als diese in der bestehenden Sammlung seither nicht vorhanden waren. Einer der Zettel enthielt die Ankündigung der denkwürdigen ersten Aufführung von Beethoven's „Fidelio" als Festvorstellung zur Geburtstagsfeier des Kurfürsten Wilhelm I. am 6. Juni 1816. Der Entdecker dieser interessanten Dokumente wurde von Seiten des Vorstandes der Landesbibliothek mit einem Dankschreiben beehrt.

Aus Heimath und Fremde.

In Hersfeld findet am 1., 2. u. 3. Juli — also ziemlich gleichzeitig mit dem Sängerfest — die 4. Wanderversammlung des Verbandes hessischer Bienenzüchtervereine statt. Mit ihr ist eine Fachausstellung von lebenden Bienenvölkern, Honig, Wachs, bienenwirthschaftlichen Geräthen und Lehrmitteln, sowie eine Verloosung (3000 Loose à 50 Pf., 338 Gewinne) verbunden. Die besten Leistungen der Aussteller werden mit Diplomen und Geldpreisen prämiirt. Versammlungs- und Ausstellungslokal ist die Restauration Bolender.

Gemäldeausstellung in Marburg. Der rastlosen und aufopfernden Thätigkeit des Herrn Oskar Ehrhardt ist es gelungen, eine stattliche Anzahl von Gemälden (wohl an 200) zu vereinigen und so den Bewohnern Marburgs zum ersten Male die Freude einer eigenen Kunstausstellung zu bereiten. Es ist bei der Zusammenstellung der Bilder mit ebenso viel Geschick als Umsicht verfahren worden, so daß die kleine Sammlung von jedem Gebiet der Malerei und aus den verschiedensten Zeiten Proben giebt und so dem sinnigen Beschauer nicht nur Abwechslung sondern auch eine belehrende Uebersicht gewährt.

Von Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer, Rembrandt, van Dyk, Giulio Romano, Tischbein, Gabriel Max herab zieht sich der Kreis bis zu Theodor Matthei's neuestem Genrebild. Historie, Porträt, Genre, Landschaft, Thierstück, Architektur sind vertreten und neben der alten, gediegenen Kunstrichtung die modernste. Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Gesammtausstellung kritisch zu würdigen, doch der zahlreichen dem Hessenlanu entstammenden Aussteller will ich mit einiged Worten gedenken.

Wir finden da Theodor Matthei, Johannes Kleinschmidt, L. Katzenstein, v. Volkmann, Klingelhöfer, Zimmermann, Bantzer, Ubbelohde, Schürmann, Bauer, Dauber, Claus, Jenich in reicher Abwechslung und in meist trefflichen Werken vertreten, so daß wir auf unsere heimische Künstlerschaft mit freudigem Behagen blicken dürfen. Nächst Klingelhöfer selber ist auch seine Schule, durch vortreffliche Arbeiten, zum Theil Kopieen älterer Meisterwerke, der Damen: Fräulein Pfeffer, Fräulein Eichler, Fräulein Krug, Fräulein Poppelbaum stattlich re-

präsentiert, dem Meister wie den talentvollen Schülerinnen Ehre machend. Daß die afrikanischen Landschaften Klingelhöfer's, zu denen der Künstler an Ort und Stelle seine Studien gemacht hat, besonderes Interesse erregen, liegt nicht nur im behandelten Gegenstand, wesentlich auch in der künstlerischen Ausführung.

Erwähnt mag noch eine vorzügliche Radirung Ubbelohde's werden wie einige in Pastell ausgeführte treffliche Porträts.

Daß es Herrn Ehrhardt gelungen ist, dem berühmten Künstlerheim in Willingshausen die Thür zu entführen, auf welcher sich unsere namhaftesten deutschen Künstler, so weit sie das Malerdorf zu besuchen pflegen, mit dem Pinsel verewigt haben, macht seinem diplomatischen Talente Ehre und bereitet dem Besucher angenehme Ueberraschung.

Alles in Allem genommen ist diese Ausstellung, welche Marburg der Initiative eines energischen Mannes verdankt, ein nicht zu unterschätzendes künstlerisches Ereigniß, das, wie zu hoffen steht, für die Folge Früchte tragen wird. **F. Tr.**

Bekanntlich haben sich die sämmtlichen hessischen Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses für einen Vermögens-Ausgleich mit den Allodialerben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. verwendet. Mit Bezug hierauf veröffentlicht die Berliner „Nationalzeitung" folgende Zuschrift des Prinzen Heinrich von Hanau: „In Nr. 338 der „Nationalzeitung" findet sich eine Zuschrift aus Kassel, welche das Eintreten der hessischen Abgeordneten für die Petition der Allodialerben des Kurfürsten deshalb tadelt, weil außer Acht gelassen werde, daß die Verwendung der sequestrirten Revenuen eine ‚Sühne' dafür habe sein sollen, daß ‚der Kurfürst während seiner ganzen Regierungszeit alle dem Lande geschuldeten Verpflichtungen schnöde hintangesetzt habe'. Der Verfasser dieser Korrespondenz erweist sich damit augenscheinlich als einer jener Gegner meines unvergeßlichen Vaters, welche ihrem Groll selbst über den Tod hinaus treu geblieben sind. Wie wenig jedoch sein Urtheil Anspruch auf Objektivität besitzt, ist allein schon aus der Behauptung zu ersehen, mit welcher er seine Zuschrift schließt: ‚daß die Sache nur zu verstehen sei, wenn man wisse, daß sich ein neues, den früheren hessischen Verhältnissen fremd gewordenes Geschlecht in die Vertretung Hessens hineingeschoben habe, während vor zwanzig Jahren von den hessischen Abgeordneten nicht ein einziger für eine solche Verwendung zu haben gewesen wäre.' — Es sei mir erlaubt, dem gegenüber festzustellen, 1. daß schon gegen das Beschlagnahmegesetz selbst hessische Abgeordnete seiner Zeit Widerspruch erhoben haben, u. A. mit der Erklärung, daß es ‚ganz unmöglich' sei, für das Gesetz zu stimmen, 2. daß schon die erste Petition der Allodialerben im Jahre 1883 von hessischen Abgeordneten aller Parteien dem Hause der Abgeordneten überreicht worden ist, 3. daß der eifrigste und entschiedenste Fürsprecher der Angelegenheit von Anfang an bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Ableben der Geheime Justizrath Dr. Oetker gewesen ist, 4. daß von diesem und noch einem, gerade der ältesten Generation angehörigen hessischen Abgeordneten im Jahre 1892 die Eingabe an das Staatsministerum veranlaßt worden ist, auf welche die jetzige Verwendung lediglich Bezug nimmt, und 5. daß die heutigen Abgeordneten sich der Mehrzahl nach aus Herren zusammensetzen, welche die frühere Zeit als Erwachsene miterlebt haben. Was die Angabe der Zuschrift über die Ersparnisse des Kurfürsten für seine Familie anbelangt, so liefert sie selbst wohl die beste Kritik dadurch, daß sie, abgesehen von dem Ankauf der Herrschaft Hořowitz (4 000 000 Mark), den Nachlaß meines Vaters zutreffend in einer Höhe von 7 000 000 Mark angiebt, nach einer 35jährigen Regierungszeit und gegenüber einer Jahreseinnahme seit 1847 von nahezu 2 000 000 Mark. Hochachtungsvoll Heinrich, Prinz von Hanau."

Unser Landsmann Professor Carl Schäfer, Lehrer an der technischen Hochschule in Berlin, einer der ersten Architekten und Architekturlehrer Deutschlands, hat einen Ruf an die technische Hochschule in Karlsruhe erhalten und angenommen. In den Fachkreisen herrscht darüber, daß man eine solche Kraft von Berlin wegholen läßt, starke Verstimmung. „Die Deutsche Bauzeitung" läßt sich über unsern Landsmann wie folgt aus: „Sein außergewöhnliches Wissen und Können wie seine durch die Macht einer voll ausgeprägten Persönlichkeit unterstützte, wohl nur Wenigen im gleichen Maße eigene Lehrgabe haben ihm hier (in Berlin) Erfolge verschafft, die ebenfalls ganz ungewöhnliche sind. Er hat nicht nur zahlreichere Schüler um sich geschaart als jeder andere deutsche Architekturlehrer, sondern sich auch die begeisterte Anhänglichkeit dieses Schülerkreises in einem Maße zu erwerben gewußt, wie es vor Alters nur Wilhelm Stier gelungen war. Seine Ueberfiedelung nach Karlsruhe dürfte nicht nur viele seiner jetzigen Schüler veranlassen, ihm dorthin zu folgen, sondern auch die Anziehungskraft der Berliner Hochschule auf Jahre hinaus dauernd verringern. Und die Gründe seines Abzuges von der Stätte einer so erfolgreichen Thätigkeit? Herr Schäfer macht kein Hehl daraus, daß er Berlin und Preußen lediglich des-

halb verläßt, weil er hier nicht Gelegenheit hat, sein Wissen und Können als Architekt in genügender Weise verwerthen zu können. In der That muß es auffallen, daß er sowohl bei den zahlreichen, hier in den letzten Jahren vertheilten Kirchenbauten leer ausgegangen ist, als auch bei den von Seiten des Staates eingeleiteten Herstellungsbauten mittelalterlicher Baudenkmäler keine Verwendung gefunden hat. Baden, in dessen Dienste Herr Schäfer (zugleich mit dem Titel als Oberbaurath) eintritt, wird sicherlich nicht verfehlen, die für das Land gewonnene hervorragende Künstlerkraft in ganz anderer Weise sich zu Nutze zu machen."

Auf der Ausstellung des Schweizerischen Fischereivereins ist Herr Amtsgerichtsrath F. W. Seelig in Kassel, der ein Manuskript „Die gesammte, dermalen giltige Schweizerische Fischereigesetzgebung" ausgestellt hat, mit der höchsten Auszeichnung — Ehrenpreis mit silberner Medaille — bedacht worden.

Im Verlag von Eduard Hoehl in Hersfeld erschien soeben ein Schriftchen des Lehrers J. Hallenberger: „Drittes Sängerfest des hessischen Sängerbundes in Hersfeld am 30. Juni und 1. und 2. Juli 1894." Es enthält Festnachrichten, Programm, Gesangstexte u. s. w., sowie eine Beschreibung Hersfelds.

Universitätsnachrichten. Die Universität Gießen wird in diesem Semester von 576 Studirenden besucht. Der theologischen Fakultät gehören an 68, der juristischen 140, der medizinischen 149, der philosophischen 216. — Zu korrespondirenden Mitgliedern der historisch-philologischen Klasse in der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften sind in diesem Jahre u. A. neu gewählt: Edward Schröder-Marburg, Adolf Jülicher-Marburg.

Fräulein Marianne Andrecht aus Kassel, eine jugendliche, mit vorzüglichen Mitteln ausgestattete Sängerin, die einer glänzenden Zukunft entgegensah, ist vor einigen Wochen gestorben. Die junge Künstlerin — die den Künstlernamen Ardegg führte — war in Braunschweig am Herzoglichen Hoftheater engagirt. Fräulein Andrecht hat in Kassel bei der rühmlichst bekannten Gesangslehrerin Frau Zottmayr ihre Ausbildung genossen und trat als vielversprechendes Talent des Oefteren daselbst in Konzerten auf.

Personalien.

Ernannt: Landrath von Trott zu Solz in Marburg zum Geh. Regierungsrath und vortragenden Rath im Ministerium des Innern. Kreiswundarzt Dr. med. Coester zum Kreisphysikus des Kreises Rinteln. Außerordentlicher Pfarrer Bornmann zum Gehülfen des Pfarrers Heermann in Großnenndorf. Pfarramtskandidat Uffelmann zum Gehülfen des Pfarrers Uffelmann in Ziegenhain. Rechtsanwalt Wessel in Ziegenhain zum Notar für den Oberlandesgerichtsbezirk Kassel mit Anweisung seines Wohnsitzes in Ziegenhain. Die Forstassessoren Bockemühl in Adenau zum Oberförster in Rauschenberg und Schmidt in Proskau zum Oberförster in Steinau.

Beauftragt wurde der Pfarrer Weppler in Waldkappel mit Versehung der Metropolitanatsgeschäfte der Klasse Waldkappel.

Ueberwiesen: der Reg.-Assessor Dr. Kühnert der königl. Regierung in Kassel zur dienstlichen Verwendung.

Bestätigt: die Wahl des Landraths Freiherrn Riedesel zu Eisenbach in Gelnhausen zum Landesdirektor des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Kassel vom 1. Juli d. J. ab auf die Dauer von sechs Jahren.

Verliehen: dem Landrichter Köster in Kassel der Charakter als Landgerichtsrath; dem Direktor des Landkrankenhauses, praktischen Arzt Dr. med. Schneider in Fulda der Charakter als Sanitätsrath.

Entlassen: die Notare Justizrath Plitt in Borken und Justizrath Dr. Müller in Kassel auf ihren Antrag aus dem Amte als Notar.

Vermählt: Buchdruckereibesitzer Hermann Merkel, Marburg, mit Frl. Johanne Weißenborn in Duderstadt.

Gestorben: Marianne Andrecht, Sängerin aus Kassel, in Braunschweig. Fabrikant Leonhard Huber, 68 Jahr alt, Hanau, 13. Juni. Gutsbesitzer Nikolaus Georg Müller, Ochshausen, 14. Juni. Gastwirth Heinrich Eichmann, 45 Jahre alt, Niederaula, 15. Juni. Pfarrer A. R. Wiskemann, 70 Jahre alt, Lohne bei Fritzlar, 16. Juni. Fräulein Amalie Herzog, 62 Jahre alt, Kassel, 19. Juni. Geh. Medizinal- und Regierungsrath a. D. Dr. Ottmar Wagner, 73 Jahr alt, Kassel, 23. Juni Frau Rosine Margraf, geb. Braun, 76 Jahr alt, Kassel, 24. Juni. Frau Wittwe Martha Schirmer, geb. Kaufmann, 77 Jahre alt, Homberg, 23. Juni. Katharina von Breithaupt, Wittwe des Oberstlieutenants a. D. Ritter W. von Breithaupt, 74 Jahre alt, Kassel, 24. Juni. Luise Dietz, Wittwe des Dr. med. Dietz, Felsberg, 24. Juni.

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

J. R. Marburg. Manuskript erhalten; Antwort erfolgt brieflich.

M. M. Kassel. Besten Dank. Selbstverständlich mit genauer Quellenangabe benutzt.

G. Th. D. Marburg. Auch Ihnen freundlichen Dank für die Sendung.

W. H. Marburg. Von dem gedachten Schriftsteller wird demnächst ein Beitrag im „Hessenland" erscheinen.

K. H. Berlin. Wir sind für die Uebersendung von Personalnotizen dankbar.

Prof. W. Frankfurt. Damit wäre die Sache also erledigt. Wir hoffen, daß Sie uns recht bald durch einen Beitrag erfreuen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. **Kassel, 16. Juli 1894.**

Das **„Hessenland“** erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Heimweh.

Ein weites Feld — so flach und groß —,
Von nied'rer Mauer karg umzogen,
Dem Sturm zur Beute — schattenlos;
Der Eingang: nur ein Mauerbogen —,

Ein schrilles Bimmeln Tag für Tag,
Ein eilig' Bringen neuer Gäste,
Und dann — ein schneller Peitschenschlag
Zur Abfahrt nach dem Gasthoffeste.

Gleichgiltig sinkt der Hügel dort
Im öden Grund, als sei den Todten
Der ungepflegte, kahle Ort
Als Auszugsstüblein angeboten.

An manchem Kreuz verblaßtes Band,
Ein Kranz von Blech, papierne Blüthen —,
Viel leichter, bunter Flittertand —,
Doch, ach, kein liebevolles Hüten!

Und hier zu ruh'n —, derweil im Grund
Der Heimath ernste Bäume rauschen
Und rings mit liederfrohem Mund
Die Vögel ihre Grüße tauschen,

Wo, der im Thal sich abgemüht
Zur Mittagszeit auf heißen Matten,
Nun, da sein Lämpchen ausgeglüht,
Sich ruhen darf im tiefen Schatten,

Wo seiner Eltern Namen steh'n
Auf Marmorkreuzen, wo die Armen
Still flüstern im Vorübergehn:
Die hatten einst mit uns Erbarmen.

So still ist's dort und ernst und kühl,
Wo unser Fuß das Gras betreten
In Neugier einst und Kinderspiel
Und dann im schmerzgebor'nen Beten,

Wo nicht so theuer ist der Raum,
Daß sie uns nicht ein Fleckchen gönnten,
Wo wir von unserm Lebenstraum,
Vom Werk die Spaten ruhen könnten,

Wo lind das süße Heimathland
Auf's Herz sich legt — und macht's sein eigen,
Wo selbst Vergessenheit am Rand
Des Grabes sitzt — in mild'rem Schweigen.

M. Herbert.



Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Schnell hatte die Lehre Martin Luther's Eingang in Hessen gefunden. Auf einer Reise nach Heidelberg zum Gesellschießen mit der Armbrust machte Landgraf Philipp die Bekanntschaft Melanchthon's, von dem er eine kurze Abhandlung der erneuerten christlichen Lehre empfing. In diesem Abrisse waren das Wesentliche der Lehre Luther's und die Mißbräuche des Papstthums enthalten sowie der Rath, das Evangelium nicht zu hindern, noch gewaltsam und mit plötzlicher Abschaffung aller kirchlichen Zeremonien zu verfahren. Von mehreren Seiten, unter anderen auch von seiner Mutter, Anna von Mecklenburg, vermählten Gräfin von Solms, wurde auf den Landgrafen eingedrungen, von dem neuen Glauben abzulassen. Trotz alles Einredens erklärte Landgraf Philipp im Februar 1525 seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg von Sachsen, daß er beschlossen habe, sein Land dem Evangelium zu öffnen; im März gab er zu Kreuzburg an der Werra dem Herzoge von Sachsen und dessen Sohne, Johann Friedrich, die Erklärung ab, daß er eher Land, Leute, Leib und Leben lassen, denn von Gottes Wort ablassen wolle. Hiermit war der Uebertritt des Landgrafen zum Evangelium besiegelt. Vor Mühlhausen war während des Bauernkrieges von den verbündeten Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig der Beschluß gefaßt worden, in Sachen der neuen Lehre gemeinsam vorzugehen. Dieser Verabredung wurde zuerst Herzog Georg von Sachsen, der Luther persönlich haßte, untreu. Seine Freunde, Erich und Heinrich von Braunschweig, Joachim von Brandenburg und Albrecht von Mainz, versammelte Herzog Georg zu Dessau, wo gegen den Beschluß von Mühlhausen Maßregeln zur Ausrottung der lutherischen Lehre getroffen wurden. Der Kurfürst Johann und Landgraf Philipp kamen zu Treffurt zusammen und erklärten dem Herzog Georg von Sachsen, „daß sie der lutherischen Handlung nur insoweit anhingen, als sie mit dem Evangelium übereinstimme, daß dieses auszurotten ihnen weder gebühre noch möglich sei, daß es ihnen aber christlich und ehrlich dünke, den ganzen Streit über den Antheil der neuen Lehre an dem Aufruhr und über die kirchlichen Mißbräuche nur durch gelehrte gottesfürchtige und unparteiische Personen zu schlichten".

Von Kaiser Karl war inzwischen auf einem Reichstage das Verdammungsedikt von Worms erneuert und die Ausführung der von der Partei des Herzogs Georg verabredeten Maßregeln beschlossen worden. Diesen Beschluß zu vereiteln bot Landgraf Philipp Alles auf, indem er sich vor dem Reichstage der Mehrheit der Stimmen zu versichern suchte. Mit dem Kurprinzen Johann Friedrich wurden auf dem Schlosse zu Friedewald die gemeinsamen Maßregeln gegen den von Kaiser Karl festgesetzten Beschluß berathen. Durch diese Maßnahme des Landgrafen Philipp wurde bewirkt, daß der Reichstag zu Augsburg mit der Wiederholung des Nürnberger Abschiedes und mit dem Beschluß endete, daß eine allgemeine Kirchenversammlung auf deutschem Boden gehalten werden sollte. Als von diesem Vorhaben Kaiser Karl Kenntniß erhalten hatte, sandte er geheime Instruktionen an den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Bischof Wilhelm von Straßburg, worin denselben aufgetragen wurde, einen Verein gleich gesinnter Leute zu bilden, um der Irrlehre auf einem zu Speyer abzuhaltenden Reichstage entgegenzutreten. Bevor aber dieser Reichstag abgehalten wurde, kam auf Drängen des Landgrafen Philipp das erste evangelische Bündniß „zur Aufrechthaltung des heiligen Wortes, zur Abstellung der Mißbräuche des Gottesdienstes, gegen alle Widersacher auf Leib und Gut, Land und Leute" zwischen dem Landgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen zu Torgau am 4. Mai 1526 zu Stande. Diesem

Bunde, der im Falle des Angriffes um der Religion willen zu gegenseitiger Hilfe verpflichtete, traten alsbald Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Otto, Ernst und Franz von Lüneburg, Heinrich von Mecklenburg, Wolf von Anhalt, Gebhard und Albrecht von Mansfeld und Albrecht von Brandenburg, Herzog von Preußen, bei.

Auf dem am 25. Juni 1526 zu Speyer abgehaltenem Reichstage wurde beschlossen, „daß zur Vergleichung der Religion binnen Jahresfrist eine freie allgemeine oder wenigstens nationale Kirchenversammlung auf deutschem Boden gehalten und einstweilen sich jeder Reichsstand so verhalten sollte, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten gedächte". Dieser Beschluß veranlaßte nunmehr den Landgrafen, Schritte zur Einführung der Reformation in seinem Lande zu thun. Auf den 21. Oktober 1526 berief Philipp alle Prälaten, Aebte, Prioren, Dekane, Domherrn, Pfarrer und Priester, die Ritterschaft und die Abgeordneten der Städte aus dem Fürstenthum Hessen und den dazu gehörenden Grafschaften zu einer öffentlichen Synode und einem Religionsgespräch nach Homberg behufs Entwerfung einer hessischen Kirchenordnung. „Reformatio ecclesiarum hassiae iuxta certissimam sermonum dei regulam ordinata in venerabili synodo per clementissimum hessorum principem Philippum anno 1526 die 20 octob. Hombergi celebrata, cui ipsemet princeps illustrissimus interfuit", war der Titel der zu Homberg entworfenen hessischen Kirchenordnung.

(Fortsetzung folgt.)

Der amerikanische Feldzug der Hessen nach dem Tagebuch des Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar. 1776—1783.

Von F. W. Junghans.

(Schluß.)

Die gefangenen Hessen, 900 Mann stark, wurden so schnell wie möglich in's Innere des Landes geschafft, ein Marsch, den Reuber mit großer Genauigkeit beschreibt. Unter starker Bedeckung wurden sie zunächst nach Philadelphia instradirt. Washington hatte befohlen, die gefangenen Hessen durch die Stadt zu führen, um der Bevölkerung den Schrecken vor diesen gefürchteten Kriegern zu benehmen. Der Pöbel überhäufte sie mit Insulten, worin sich besonders die Weiber hervorthaten, und wollte die Gefangenen erwürgen; als aber Washington andern Tags eine Proklamation anschlagen ließ, worin bekannt gemacht wurde, daß die Hessen nur gezwungen gegen die Freiheit in den Krieg gezogen seien, so änderte sich die Stimmung. Alt und Jung brachte Branntwein und Lebensmittel in die Kasernen, wo die Hessen einquartiert waren, und überhäufte sie mit Freundschaftsbezeugungen.

Am 8. Januar mußten unsere Gefangenen ihren Marsch bei großer Kälte fortsetzen. Das nächste Ziel ihrer Reise war die Stadt Longfester, wo sie wieder in eine große Kaserne einquartiert wurden, und hier revoltierten die englischen Kriegsgefangenen gelegentlich der Geburtstagsfeier ihres Königs, während sich die Hessen ruhig verhielten. Die Folge davon war die, daß die Hessen frei in der Stadt herum gehen durften, während die Engländer in strengem Gewahrsam gehalten wurden. Als das Frühjahr kam, wurde den gefangenen Hessen angeboten, bei den Bauern zu arbeiten. Wer darauf einging, sollte außer Essen und Trinken täglich 14 Stüber (6 Albus) Tagelohn bekommen und außerdem seine Ration an Brod und Fleisch, die ihm als Gefangenem gebührte, in Geld ausgezahlt erhalten. Die Farmer mußten sich verpflichten, den Kriegsgefangenen wieder zurückzuliefern, im Fall seines Entweichens aber 200 Dollars in die Staatskasse bezahlen. Viele nahmen das Anerbieten an, die Unteroffiziere aber, darunter wohl auch unser Reuber (er war zum Freiwächter oder Gefreiten avancirt), blieben in der Kaserne und nahmen den Sold für die im Land Arbeitenden in Empfang. Wir sehen hieraus, daß es die Gefangenen ganz gut hatten.

Am 24. August 1777 drang eine englische Flotte auf dem Elkfluß in Maryland ein, nur etliche Tagemärsche von Longfester, sodaß viele Gefangene zur englischen Armee entwichen. In Folge davon wurden sie nach Newton transportirt, einer von Herrenhutern bewohnten Stadt, und hier wurden die noch übrigen Hessen in zwei Kolonnen getheilt, um weiter in's Land

geführt zu werden. Die, welcher Reuber zugetheilt wurde, 300 Mann stark, sollte nach Virginien marschieren; ebenso 300 Engländer. Am 4. Oktober langten sie in Baltimore an. Hier erwarteten sie dieselben Insulten wie in Philadelphia, sodaß der sie begleitende Kapitän genöthigt war, seine Mannschaft laden zu lassen, um die ihm anvertrauten Gefangenen zu schützen. Obgleich sie schon im Rathhaus einquartiert waren, so führte sie der Kapitän doch der Sicherheit halber noch Abends hinaus in einen Wald, wo sie die Nacht über kampirten. Was zum Bivouak nöthig war, wurde ihnen hinausgebracht. Am 6. Oktober passirten sie die blauen Berge und langten an der Grenze von Virginien an.

Hier ereignete sich nun etwas, was ein glänzendes Licht auf die Disziplin der hessischen Kriegsgefangenen wirft. Das Kommando, welches die Gefangenen bis dahin begleitet hatte, hatte nur Ordre bis zur virginischen Grenze. Das Kommando, das sie hier in Empfang nehmen sollte, war noch nicht zur Stelle. Die Pennsilvanier schossen ihre Büchsen und Gewehre ab, kehrten um und ließen den alten Kapitän mit 600 Kriegsgefangenen allein. Dieser ritt nun voraus nach der drei Tagemärsche entfernten Stadt Winchester, um die ausgebliebene Bedeckung zu holen und forderte die Gefangenen auf, ihm nachzufolgen. Wenn sie es thäten, so sollten sie dafür belohnt werden. Was geschah nun? Die Engländer desertirten zum größten Theil, wurden aber unterwegs von den Einwohnern des Landes wieder aufgefangen, die Hessen aber setzten ihren Marsch unter der Führung ihrer Unteroffiziere ruhig fort und langten vollzählig am 8. Oktober in Winchester an. Hier wurden die Hessen bei den Bürgern einquartiert, die Engländer aber kamen in ein Gefängniß, wo sie streng bewacht wurden. Auch hier arbeiteten viele hessische Soldaten den Sommer über bei den Farmern. Mancher verheirathete sich und blieb nach Beendigung des Kriegs dort. Reuber weilte hier bis zum 28. August 1778, wo die Gefangenen zum Zweck der Auswechselung Ordre zum Rückmarsch bekamen. Sie legten den Marsch auf demselben Wege zurück, den sie gekommen waren, und langten am 30. Oktober in Elisabethtown an, wo sie ausgewechselt wurden. Am 4. November wurden sie neu montirt und armirt, und Reuber wurde dem Bataillon wieder zugetheilt, das nach dem Tod des tapfern Rall den Namen Trümbachisches Grenadierbataillon erhielt.

Die reorganisirten Hessen waren zur Verwendung auf einem anderen Theil des Kriegsschauplatzes bestimmt. Am 16. November wurde die erste Division nach Georgien eingeschifft. Die Fahrt war nicht so glücklich als die Fahrt von Deutschland nach Amerika. Heftige Stürme ließen die Soldaten alle Schrecken des Meeres durchmachen. Die Flotte wurde bis auf die Höhe von Finisterre verschlagen. Am 13. Dezember entging das Schiff der Gefahr eines Tornado, indem der Kapitän noch zur rechten Zeit ein spitzes Eisen in das Hauptsegel warf, wodurch dasselbe vom Wind ergriffen und in tausend Fetzen zerrissen, das Schiff aber gerettet wurde. Endlich am 22. Dezember, nachdem die englische Flotte Charlestown unter französischer Flagge passirt hatte, langte die Expedition vor Savannah an. Im Hafen lag eine französische und eine spanische Fregatte sowie ein amerikanisches Kanonenboot (Galeere). Der französische Kapitän steckte sein Schiff in Brand und ging davon, das spanische Schiff wurde genommen, das amerikanische Kanonenboot zog sich in den Fluß zurück, wohin ihm die englischen Kriegsschiffe wegen ihres Tiefgangs nicht folgen konnten.

Am 27. wurden die Truppen gelandet und nahmen Savannah ohne großen Widerstand ein. Tags darauf wurde das Kanonenboot von einem mit einem Sechsunddreißigpfünder armirten Boote aus, welches mit vieler Mühe über Land transportirt worden war, angegriffen und genommen. Das Regiment Wissenbach nebst den Rall'schen Grenadieren blieben als Garnison in Savannah, die Engländer aber marschirten landeinwärts und besetzten Ebenezer. Im Frühjahr mußten die Hessen die Engländer dort ablösen, bis die Nachricht kam, daß General Clinton von Norden käme, um Charlestown zu belagern. General Brown, der Kommandeur in Savannah, beschloß daher, einen Vorstoß nach Charlestown zu machen, um die Stadt zu gleicher Zeit von Süden anzugreifen. Der Marsch führte auf unwegsamen Pfaden durch unbekanntes Land. Ein großer Fluß (der Name ist nicht genannt), den die aus 200 Wilden bestehende Avantgarde durchschwamm, um die Amerikaner vom jenseitigen Ufer zu vertreiben, mußte durchwatet werden, die Patrontaschen auf dem Kopf. Damit Niemand vom Strome hinweggerissen würde, bildete die englische Kavallerie eine Linie durch den Fluß. Kaum am Ufer angekommen, überfiel die schon ganz Durchnäßten ein furchtbares Gewitter. Der Sturm stürzte die von den Amerikanern halb durchgesägten Bäume um, und diese machten im Sturz ein Getöse wie der stärkste Kanonendonner. Den ganzen nächsten Tag hatte man damit zu thun, die dadurch entstandenen Verhaue weg-

zuschaffen. So drang das Korps des General Brown bis vor Charlestown vor und steckte die Vorstadt in Brand, allein hier zeigte sich's, daß die Ankunft Clinton's blinder Lärm gewesen sei. Es war vielmehr eine französische Flotte, die vor Charlestown erschienen war. Da zugleich die Nachricht eintraf, daß Savannah von den Franzosen bedroht werde, so blieb dem Korps Brown nichts übrig als schleunigst zurückzukehren. Bei Stonesferry suchten die Amerikaner den Hessen und Engländern den Uebergang über einen schmalen Meerbusen, den sie zu passiren hatten, zu verwehren. Das Rall'sche Grenadierbataillon hatte mit einem englischen Kanonenboot den Uebergang zu decken. Ein amerikanisches Schiff von 16 Kanonen suchte ihm in den Rücken zu kommen, wurde aber von dem hessischen Wissenbach'schen Regiment mit seinen Regimentskanonen übel empfangen und mußte die Segel streichen, bei welcher Gelegenheit das Rall'sche Regiment die zwei Kanonen wieder bekam, die es bei Trenton verloren hatte.

Unterdeß war der französische General Condestin mit 6000 Franzosen und 7000 Amerikanern vor Savannah erschienen und forderte Brown zur Uebergabe auf. Brown erbat sich 24 Stunden Bedenkzeit, während welcher Zeit es den letzten Hessen gelang, wieder in die Stadt zu kommen. Zur Vertheidigung der in Eile aufgeworfenen Schanzen standen demselben nur vier Regimentskanonen zu Gebote. Es wurden deshalb die Kanonen der zwei im Hafen liegenden englischen Schiffe an's Land gebracht, um die Linie zu armiren. Vier Wochen lang wurde Savannah bombardirt. Da erschien eine englische Flotte von Charlestown aus, vor der die französischen Kriegsschiffe sich zurückzogen. Sie führte den Belagerten neue Lebensmittel und zwei Regimenter Verstärkung zu. Nach vier Wochen versuchte die alliirte französische und amerikanische Armee noch einen Sturm, der aber glänzend abgeschlagen wurde. Kurz darauf hob Condestin auf die Nachricht vom Fall Charlestowns die Belagerung auf. Auch Clinton kehrte nach der Einnahme dieser Stadt mit dem größten Theil der Hessen und Engländer nach Newyork zurück, Savannah wurde aber von Neuem verproviantirt.

Die südliche Kost mochte den Hessen nicht schmecken, denn so schreibt Reuber: „An Reisch fehlte es uns nicht, aber keine Kardüffeln gab es nicht in denen süttlichen Deilen. Wenn wir diese kochen wollten, mußten wir sie pundweiße kaufen, und dabei thäten sie doch nicht Schmöcken, sondern sie thäten einem wie Galle im Halse."

Im Sommer 1779 wurde das Rall'sche Regiment nach Charlestown in Garnison gelegt, während das Wissenbach'sche, welches nun „von Knoblauch" genannt wurde, in Savannah blieb. Hier lag es ruhig bis zum Frühjahr 1780 und mußte exerziren, wie Reuber schreibt, wie im Hessenlande. Um diese Zeit wurde das Bataillon zu einer Expedition beordert, welche den Zweck hatte, die Sammlung einer amerikanischen Armee bei Mungkorner durch einen General Green zu verhindern. Hier erwarb das Bataillon neue Lorbeeren. Die Amerikaner wollten die Hessen überfallen, welche durch einen großen Morast, durch den nur ein schmaler Weg führte, vor dem Feind gedeckt standen. Ein gefangener Spion sollte den Amerikanern in dunkler Nacht den Weg durch den Sumpf zeigen. Allein im Avanciren entfloh dieser und machte auf der entgegengesetzten Seite Lärm, was zur Folge hatte, daß die von einem scharfen Feuer empfangenen Amerikaner in blinder Flucht unter Zurücklassung von zwölf Kanonen und zwölf Fahnen zurückkehrten. Im Triumph wurden die erbeuteten Trophäen in Charlestown eingebracht. Eine Verschwörung von Bürgern Charlestowns wurde durch einen Schwarzen entdeckt, der dem Kommandanten die mit der eigenen Unterschrift versehene Liste derselben aushändigte. Diese wurden aufgehoben und auf eine wüste Insel ohne Baum und Strauch, Noplin Gosche (?), gebracht, ihre Frauen und Kinder aber aus der Stadt verwiesen. Gegen Ende des Kriegs war der englische General Clinton bekanntlich in Folge der unglücklichen Kapitulation von Yorktown genöthigt, die Südstaaten zu räumen. Am 21. Oktober 1782 wurden deshalb die in Charlestown liegenden Hessen nach Newyork eingeschifft. Am Tage vor dem Abmarsch wurde durch Anschlag bekannt gemacht, daß sich während des Ausmarsches bei Strafe kein Bürger am Fenster oder auf der Straße solle sehen lassen. Am 21. früh wurde Alarm geschlagen und an den Hafen marschirt, wo die Einschiffung vor sich ging. Reuber verhehlt nicht, daß Manche unter dem Vorwand, etwas vergessen zu haben, in's Quartier zurückgekehrt und nicht wiedergekommen seien. Deshalb wurde zuletzt kein Urlaub mehr gegeben, sondern es wurden Unteroffiziere zurückgeschickt, welche die zurückgelassenen Effekten holen mußten. Am 28. landete das Bataillon in Brooklandsferry auf Long Island, wo es in dem Barackenlager des Regiments Bünau einlogirt wurde. Nach einigen daselbst zugebrachten Rasttagen kam es in die Winterquartiere nach Girgo.

Gegen das Frühjahr hin endlich erscholl die Friedensbotschaft, welche den vielgeprüften Hessen die Aussicht eröffnete, in die liebe Heimath zurück-

kehren zu dürfen. Am 20. August 1783 trat das Bataillon, das nun den Namen De Angeli'sches Grenadierbataillon erhielt, die Rückreise auf der bei Brooklandsferry gesammelten Transportflotte an. Schon bei der Ausfahrt aus dem Hafen hatte das Schiff, auf welchem sich Reuber befand, das Unglück, einen Felsen zu streifen, wodurch es ein Leck bekam. Dies wurde Anfangs nicht bemerkt, in der Nacht aber hörten die Soldaten bei dem Schwanken des Schiffs das Rollen des durch das Leck eindringenden Wassers zwischen den Wassertonnen. Der Kapitän wollte es jedoch nicht glauben. Endlich nach einigen Tagen entschloß sich derselbe dennoch, den Raum zu untersuchen, und fand sieben Fuß Wasser im Schiff. Nachdem nun eine Nothflagge aufgesteckt worden war, kam ein Offizier des die Flotte begleitenden Kriegsschiffes an Bord, welcher die Anordnung traf, daß 20 Mann an die Pumpen gestellt und das Schiff trotz des Lecks die Fahrt mit fortsetzen sollte. Es wurden deshalb täglich sechzehn Soldaten und vier Matrosen kommandirt, welche Tag und Nacht pumpten, und so gelang es, das Schiff bis nach Bremen über dem Wasser zu halten. Zum Glück hatte die Flotte den glücklichsten Wind. Wäre ein Sturm entstanden, das Schiff wäre mit Mann und Maus untergegangen. Am 7. September verlor das Schiff die übrige Flotte. In der Meinung, diese sei schon voraus, setzte der Kapitän alle Segel auf und langte am 8. Oktober, vier Tage vor der übrigen Flotte, in Portsmouth an. Von hier mußten sie nach Dover weiterfahren, wo die Flotte am 12. eintraf. Am 18. Oktober stach dieselbe wieder in See und ließ am 22. nach nur zweimonatlicher Fahrt in Bremerlehe die Anker fallen.

Es waren gerade 7 Jahre 5 Monate und 27 Tage, daß die hessischen Soldaten von Bremerlehe ausgefahren waren, und wieviel hatten sie erduldet!

Nach Pfister*) kamen von 19,300 Mann (den Nachschub mitgerechnet) 11,400 zurück. Es blieben also in Amerika 7900 Mann, ein verhältnißmäßig kleiner Verlust, wenn man die Länge des Feldzugs in's Auge faßt.

Von Bremerlehe ward der Rückmarsch wieder zu Fuß angetreten. Am 22. November traf das Bataillon in Hofgeismar ein und wurde „am Brunnen" von dem General Kor(?) von der Artillerie gemustert. Am 27. setzte es seinen Marsch nach Kassel fort. Am holländischen Thore angekommen, mußte die Fahnenkompagnie die Fahnen aus dem Schloß holen, welche das Regiment bei Trenton verloren hatte. Dann rückte es unter Führung seines neuen Kommandeurs De Angeli in die Aue auf den Bowlingreen, wo Landgraf Friedrich die Parade über dasselbe abnahm. In die Quartiere nach Ober- und Niedervellmar zurückgekehrt, wurde das Regiment am 29. reduzirt. Ein Theil der Mannschaft wurde mit Abschied entlassen, ein Theil auf Urlaub geschickt und der dritte in andere Regimenter vertheilt. Reuber wurde in die Flügelkompagnie des Gardegrenadierregiments eingereiht.

So endete der amerikanische Feldzug für das Rall'sche Grenadierbataillon, das sich in demselben bei jeder Gelegenheit mit Ruhm bedeckt und auch im Unglück die Devise bewährt hatte, welche weiland auf den hessischen Fahnen stand: Tapfer und treu!

*) Pfister, Die Heerverlassung hessischer Soldaten im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege. Hess. Zeitschrift, X. Band, S. 361.

Eine Jugenderinnerung.

Es war an einem lauen Nachmittag im April 1840, da gaben die fünf Abiturienten des Gymnasiums zu Fulda: K. Lomb († als Dechant in Heimbach), J. Gegenbaur († als Prorektor und Gymnasialprofessor in Fulda), H. Schmitt († als Gymnasiallehrer in Fulda), der Schreiber dieser Mittheilung (— diese vier waren von 56 Schülern der Vorbereitungsklasse diejenigen, welche ohne Unterbrechung bis Oberprima aufgestiegen waren —) und W. Grau, welcher bis Ostern 1839 Gymnasiast in Eisenach gewesen war und als Doktor der Arzneiwissenschaft und praktischer Arzt in Nordamerika gestorben ist, ihren näheren Bekannten am Fuldaer Gymnasium im N. Wahler'schen Gartenhaus vor dem Petersthor den Abschieds-„Satz". Bei Bier, Schwartenmagen und Schwarzbrot waren Alle vergnügt, sangen aus den geschriebenen Liederbüchern, die „Concordia" genannt wurden, fröhliche Lieder und ließen sich das Bier trefflich munden. So kam es denn, daß manch Einer etwas „benebelt" wurde. Dies war namentlich der Fall bei dem Sekundaner N. Weß aus Buchenrod. Ich nahm mich deshalb seiner an

und führte ihn am Arm nach Haus. An der Gartenthüre, die aus dem Wahler'schen Garten in die Florengasse führt, trat in dieselbe mit uns zu gleicher Zeit der bei N. Wahler wohnende Sekondlieutenant v. B . . . k und wurde von Weß, offenbar ohne alle Absicht, am Arm gestreift. Lieutenant von B. aber wandte sich, ohne Rücksicht auf den Zustand des Weß zu nehmen, nach uns und versetzte dem wankenden Weß eine so derbe Ohrfeige, daß dieser zu Boden fiel. Auf meine Aeußerung, wie er, v. B., meinen Bekannten so behandeln könne, dessen Zustand doch jede absichtliche Berührung ausschließe, zog der als leidenschaftlicher Mensch bekannte Offizier, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Degen und schlug mich auf das linke Ohr, das stark blutete und dessen Narbe ich noch trage. Darüber auf's Aeußerste erregt, ergriff ich einen dicht neben mir am Weg liegenden Holzstuhl, an welchem das Sitzbrett fehlte, und schlug auf den sich eilig nach seiner Wohnung entfernenden v. B. mit den beiden Stuhlbeinen ein, wobei ich ihn wiederholt auf seine Schultern traf, während ich seine im Umdrehen und Weitergehen nach mir geführten Hiebe mit der Querleiste des Stuhles abwehrte, wodurch tiefe Einschnitte in der Leiste zurückblieben, hielt ihm auch, auf ihn eindringend, seinen Degen fest, um ihn wehrlos zu machen. Dies gelang mir jedoch nicht, indem v. B. mir den Degen durch die Hand zog und mir so eine zweite Wunde beibrachte. In diesem Augenblick eilten aus dem Wahler'schen Wirthszimmer, von wo aus sie den Vorgang, den meine Bekannten im Gartenzimmer gar nicht bemerkt hatten, wahrnahmen, einige Fuldaer Bürger: Weinwirth Binder, Hofschmied Auth, Lackierer Leinweber, Bäckermeister Arnold, auf uns zu, entrissen dem v. B. den Degen und wurden von weiteren Thätlichkeiten gegen ihn nur durch das Zwischentreten des Wirths Wahler, welcher dem v. B. den Degen wieder einhändigte, abgehalten, sodaß dieser unbehelligt seine Wohnung erreichen konnte, ich aber von weiteren Mißhandlungen befreit wurde, sonst hätte ich wahrscheinlich das Schicksal des im Sommer 1845 durch denselben Offizier erstochenen Referendars Heinrich Mehler getheilt.

Am darauffolgenden Tag reiste ich mit meinem Freund Gegenbaur nach Marburg, um als Studenten uns dort immatrikuliren zu lassen. Kaum angekommen, erhielt ich ein Schreiben meines Vaters, worin er mir mittheilte, daß die Gendarmerie bei ihm gewesen sei, um mich zu sprechen und von ihm das Nähere über die Vorfälle mit v. B. zu erkunden. Dieser konnte aber keine Auskunft geben, da ich selbst ihm den Vorfall verschwiegen und die Entstehung der Wunden auf andere Ursachen zurückgeführt hatte. Als ich nun in Marburg bei Professor v. Vangerow in Gemeinschaft mit meinem Corpsbruder Karl Braun-Wiesbaden mein erstes juristisches Kolleg belegte, bemerkte jener auf meinem Ohr das Pflaster und sagte deshalb in scherzendem Ton zu mir: Nun, Herr S., Sie werden doch wohl nicht schon vor dem Beginn der Vorlesungen ein Duell gehabt haben?

Im Uebrigen hatte es bei diesen Verwundungen „lediglich sein Bewenden", und die ganze Angelegenheit gerieth in Vergessenheit.

Erst zehn Jahre nach Heinrich Mehler's gewaltsamem Tod, im Jahre 1855, trat mir die Begegnung mit v. B. in Fulda wieder recht lebhaft vor Augen.

Auf dem Felsenkeller zum Bachrain befand sich im Sommer 1845 Lieutenant v. B. in Gesellschaft mit Rechtspraktikant F. Weis. Auch Referendar Heinrich Mehler war in anderer Gesellschaft dort anwesend. Weis, welcher dem Mehler nicht wohl wollte, spiegelte nun dem Lieutenant v. B. vor, Mehler habe sich über ihn, v. B., lustig gemacht. Darauf rief v. B. den Mehler aus dem Zimmer, machte ihm über sein Benehmen gegen ihn Vorhalt, und als Mehler's Entgegnung dem v. B. nicht genügend erschien, zog dieser seinen Degen und stach den Mehler so tief in den Unterleib, daß dieser zusammenbrach und ganz kurz darauf im Gastzimmer des Bachrains starb. Am andern Morgen begab sich der Regimentsadjutant, Premierlieutenant Schindler, in v. B.'s Wohnung, um ihn in Arrest auf die Hauptwache in Fulda abzuführen. Er traf den v. B. im tiefsten Schlaf im Bett liegend und mußte ihn erst wecken, ehe er ihn abführte.

v. B. benahm sich sowohl bei seiner Verhaftung als auch als Arrestant auf der Hauptwache in äußerst ungebührlicher Weise. Er wurde später durch ein aus dem Offizierkorps des dritten Infanterieregiments in Hanau, weil dem zweiten Infanterieregiment, bei welchem v. B. diente, die Aburtheilung vom Generalauditorat entzogen worden war, gebildetes Kriegsgericht zu zwanzig Jahren Festungshaft wegen Todtschlags verurtheilt und hatte die Hälfte der ihm zuerkannten Strafe verbüßt, als er sich wegen Erlaß der zweiten Hälfte im Gnadenwege mit einem Gesuch an den Kurfürsten wendete. Das an das Generalauditorat zum Bericht abgegebene Gesuch gelangte nun an das Garnisonsgericht in Hanau, dessen Gerichtskommandirender, Generalmajor von Starck, die vom Garnisons-Auditeur Victor in Fulda und später vom Garnisons-Auditeur

Cöster in Hanau geführten Untersuchungsakten gegen Lieutenant v. B. mir zum Gutachten und Berichtsentwurf in Bezug auf das eingereichte Begnadigungsgesuch zutheilte. Aber weder das Garnisons-Gericht noch das Generalauditorat fanden Anhaltspunkte, auf welche gestützt sie den Verurtheilten der landesherrlichen Gnade empfehlen zu können glaubten. Ihm wurde auch keine Begnadigung zu Theil, und so starb er denn, nachdem er den größten Theil der ihm zuerkannten Strafe auf der Bergveste Spangenberg verbüßt hatte, an einer langwierigen Krankheit in der Heilanstalt zu Bettenhausen bei Kassel. F. Weis aber hatte es für gut befunden, den Staatsdienst aufzugeben und nach Nordamerika auszuwandern.

Als Beispiel für das oft gerühmte gute Gedächtniß des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mag beiläufig erwähnt werden, daß derselbe bei Gelegenheit des Vortrags des Kriegsministers wegen meiner Anstellung im Staatsdienst diesen fragte, ob ich derselbe sei, der, — zwölf Jahre waren seitdem verflossen —, mit Lieutenant v. B. in Fulda das Rencontre gehabt habe.

Und was wurde aus ihm, der die Veranlassung des Vorfalls und meiner zweimaligen Verwundung war, aus N. Weß? Aus dem hochaufgeschossenen Penal ward ein stattlicher Priester, später Kaplan an der Dompfarrei in Fulda und beliebter Kanzelredner, dessen Predigten vorzugsweise von den Frauen sehr eifrig besucht wurden. Dieser Umstand veranlaßte den Medizinalrath Dr. Schwartz, den Verfasser der „Buchenblätter“, zu den damals oft wiederholten Worten: „Weswegen geht Ihr Frauen so oft und gern in die Predigten im Dom? Weß wegen!“

Allzufrüh entriß der Tod den trefflichen Mann seinem Wirkungskreise. Schon Anfang der Sechziger segnete er das Zeitliche. Mein Wiedersehen mit ihm war aber ein ebenso ungewöhnliches als für mich schmerzliches. Als ich nämlich bei meiner Anwesenheit in Fulda im Jahre 1882 einen Spaziergang machte, führte mich der Weg bei dem vorstädtischen Todtenhof, dessen Eingangsthor offen stand, vorüber. Dort fand ich beim Eintritt den alten Todtengräber mit Herrichtung einer Grabstätte beschäftigt und zu diesem Zweck ein altes Grab, in welches vor zwanzig Jahren eine Leiche beerdigt worden war, auswerfend. Schädel und Knochen waren bereits an die Oberfläche gelangt und lagen auf der herausgeschaufelten Erde. Ich fragte den Todtengräber, ob er mir nicht die Stelle auf dem Friedhof angeben könne, an welcher die letzte Ruhestätte des Domkaplans Weß sich befände. Da zeigte der alte Mann auf die aus der Tiefe soeben herausgeworfenen Knochen und den daneben liegenden Schädel und sagte in trockenem Tone: „Do eße!“ (Da ist er!) Die zwanzig Jahre alten Grabstätten müßten ausgeworfen, um beim Mangel an Raum zu weiteren Bestattungen benutzt zu werden.

Wehmüthig warf ich den Ueberresten des so früh verschiedenen Freundes einen letzten Blick zu und entfernte mich gepreßten Herzens vom Orte der Ruhe und des Friedens mit der Bitte: „Das ewige Licht erleuchte ihn!“

Frankfurt a. M.

J. S.

Mariechen.

Von Wilhelm Bennecke.

1.

Sprach die Mutter einst zu ihrem Kind,
Das um Mitternacht noch emsig spinnt:

„Sag', Mariechen, von den Burschen allen
Welcher hat am besten Dir gefallen?“

Sprach Mariechen: „Von den Burschen allen
Haben drei am besten mir gefallen:

Konrad Jäger, dessen Horn erschallt
Gar so lustig durch den grünen Wald;

Heinrich Gärtner, dessen Blumenpracht
Mir so wonnig in die Augen lacht;

Doch mein Herz am allerschönsten findet
Armen Hans, der Weidenkörbe bindet.“

Traurig sah die Mutter vor sich nieder,
Seufzend hob dem Mädchen sich das Mieder.

2.

Maifest war. Die Geigen klangen,
Burschen ihre Mädchen schwangen
Und ihr Tollen und ihr Rasen
Aergert Muhmen rings und Basen,
Denn sie halten solch' Gebahren
Würdig nur für Teufelsschaaren.

Und Mariechen mit dem Gärtner tanzte,
Der ihr Maien früh vor's Fenster pflanzte.

Immer schneller gehn die Geigen,
Immer wilder wird der Reigen,
Immer kühner das Umfangen,
Immer höher glühn die Wangen,
Immer heißer Blicke sprühen,
Werben rings und Liebesmühen. —

Und Mariechen mit dem Jäger sprang,
Der sie weckte früh mit Hörnerklang.

Nachtluft durch die Linde rauschet,
Bleich der Mond hernieder lauschet,
In dem Zelte Becher klingen,
Flotte Burschen taumelnd singen.
Kecker Mädchen lautes Lachen
Muß die Lust erst recht entfachen.

Und Mariechen aus der wilden Runde
Stiehlt sich fort zum düstern Weidengrunde.

3.

Im entleg'nen Weidengrund, dem düstern,
Hört der Bach zwei Stimmen klagend flüstern.

Sprach Mariechen zu dem armen Hans:
„Weshalb kamst Du heute nicht zum Tanz?"

„Weil ich fremd in all dem frohen Schwarm,
Weil ich theil' nur meiner Mutter Harm."

„Hätt' getheilet mit Dir meine Lust.
Sag', weshalb vom Tanz Du bleiben mußt?"

„Weil ich muß vor großem Leid vergeh'n,
Soll ich Andre mit Dir tanzen seh'n."

„Hätte nur mit Dir getanzt allein.
Weshalb bliebst Du ferne von dem Reihn?"

„Weil ich lieb Dich, gar so lieb Dich habe,
Und doch bin ein gar so armer Knabe!"

„Was ich habe, es soll sein Dein eigen,
Tanz ich doch mit Dir den Hochzeitsreigen."

4.

Von der Linde, aus dem Zelt
Schleichen zweie durch das Feld.
Jeder geht auf eig'nem Weg
Nach den Weiden, — über'n Steg.
Jeder nährt des Zornes Flammen —,
Beide treffen jäh zusammen.
„Willst Du noch ihr Maien bringen?"
„Soll Dein Horn auch Nachts ihr klingen?"
„Du allhier zu dieser Stunde?"
„Wünsch' Dir Glück zum Ehebunde!"
„Frecher Wicht, das büßest Du!"
Fluchend stößt der Jäger zu.
Durch die Mondnacht gellt ein Schrei. —
Böse Zauber birgt der Mai.

5.

Sprach die Mutter nun zu ihrem Kind,
Das am Ofen still und traurig spinnt:

„Sag', Mariechen, wann zum Hochzeitstanz
Trittst Du an mit Deinem armen Hans?"

„Niemals tanze ich den Hochzeitsreih'n,
Niemals werd' ich, liebe Mutter, frei'n.

Konrad Jäger stach den Andern todt,
Der mir stets gar schöne Blumen bot.

Und er selbst, bevor es noch getagt,
Eine Kugel durch die Brust sich jagt.

Diese Zwei, gar grausig anzuseh'n,
Zwischen mir und meinem Bräut'gam steh'n.

Will ich kosend reichen ihm die Hand,
Starr'n sie an mich drohend, unverwandt.

Will ich thun ihm meine Liebe kund,
Legen sie die Finger auf den Mund.

Wind' ich mich vor Weh' in bittern Schmerzen,
Zeigen sie auf ihre blut'gen Herzen.

Niemals tanze ich den Hochzeitsreih'n.
Mutter! Mutter! Bald folg' ich den Zwei'n!"

Aus alter und neuer Zeit.

Der berühmte württembergische Baumeister Heinrich Schickhardt unternahm im Jahre 1598 eine Reise nach Oberitalien, von der er ein Skizzenbuch mit Federzeichnungen zurückbrachte, das auf der königlichen Staatsbibliothek zu Stuttgart aufbewahrt wird. Das werthvolle Buch trägt auf der ersten Seite oben die Überschrift: „Etliche Gebay, die Ich Heinrich Schickhardt zu Itallien verzaichnet hab, die mier lieb send." Es enthält aber Zeichnungen und Skizzen nicht nur aus Italien, sondern auch aus deutschen Städten, so auch ein Blatt aus Kassel, das in drei Zeichnungen einen Ofen darstellt. Der begleitende Text hat folgenden genauen Wortlaut: „Zu Cassel gesehen ein Ofen da man den Kalg mit steinkollen brint, ist in 6 eckh(en) gebaut. Im einsetzen wird ein geleckh (Lage) stein Kolen, und den ein geleckh Kalgstein so Ziemlich Klein ver Klopft, den wider Stein Kolen und so fort an, eingesetzt. Elle tag nimpt man Zweümal Kalg unden Zu den lechern A herauß, Jedes mal 7½ scheffel den setzt man oben wid(er) Kol(en) und Kalgstein zu, daß treibt man ohn Vnderlaß, mach(t) die Wochen Auff 20 R (Reichsthaler) wert Kalg zusammen." Die beigefügten Zeichungen stellen dar 1) die Totalansicht, 2) den Durchschnitt, 3) die Bodenansicht.

Aus Heimath und Fremde.

Das III. Sängerfest des hessischen Sängerbundes, das in Hersfeld am 30. Juni, 1. und 2. Juli unter großer Betheiligung der zum Bunde gehörigen Gesangvereine aus allen Theilen Hessens stattfand, nahm den schönsten Verlauf. Der um die vorzügliche Vorbereitung des Festes hochverdiente Festausschuß und die gesammte gastfreundliche Bevölkerung Hersfelds bereiteten den fremden Gästen die herzlichste Aufnahme, und so konnte es denn nicht fehlen, daß sich das Fest zu einem hellen Lichtpunkt in der Chronik des noch jungen Bundes sowohl als auch in derjenigen der alten Lullusstadt gestaltete.

Zu der im Monat September in Kassel stattfindenden Versammlung des Hessischen Lehrervereins, mit der zugleich die Feier des 25 jährigen Bestehens desselben verbunden ist, soll auch eine große Lehrmittel-Ausstellung veranstaltet werden, bei der alle Gebiete des Lehrmittelwesens Berücksichtigung finden sollen. Die Ausstellung findet voraussichtlich im Meßhause oder im großen Stadtbausaale statt.

Am 1. Juli starb zu Ropperhausen im Alter von 80 Jahren der frühere kurhessische Staatsminister Freiherr Alexander v. Baumbach-Ropperhausen, geboren am 11. Januar 1814 zu Kassel. Er gehörte dem zweiten Ministerium Hassenpflug als Minister des Auswärtigen an, war dann kurfürstlicher Gesandter zu Paris (1856 bis 1859), zu Berlin (1861) und Wien, wo er bis 1866 blieb. Nach der Gefangennehmung des Kurfürsten durch preußische Truppen bestellte ihn der Deutsche Bund zu seinem Regierungskommissar für das Kurfürstenthum, als welcher er seinen Sitz zu Hanau hatte. Nach Beendigung des Krieges stellte er sich dem immer noch gefangen gehaltenen Kurfürsten zur Verfügung und verhandelte Namens desselben den sogenannten Stettiner Vertrag. Seitdem hat Alexander von Baumbach in stiller Zurückgezogenheit theils in Kassel, theils auf seinem Gute Ropperhausen gelebt, bis ihn ein sanfter Tod von mancherlei Leiden erlöste. Die Beerdigung fand zu Kassel statt unter zahlreicher Betheiligung namentlich der althessischen Ritterschaft. Pfarrer Wissemann hielt die Gedächtnißrede.

Personalien.

Ernannt: Der Erste Staatsanwalt Lautz in Neuwied zum Landgerichtsdirektor in Kassel; Landgerichtsrath Steubing in Greifswald zum Oberlandesgerichtsrath bei dem Oberlandesgericht in Celle; Rechtskandidat von Savigny zum Referendar; Forstassessor Lücke in Elbing zum Oberförster in Gottsbüren; Büreauassistent Froeb zum Sekretär bei dem Provinzialschulkollegium in Kassel; Fabrikant Carl Hoße in Hanau zum stellvertretenden Handelsrichter bei dem Landgericht in Hanau.

Uebertragen: Dem Landrath Dr. Lotz zu Leer, Regierungsbezirk Aurich, die kommissarische Verwaltung des Landrathsamtes im Kreise Melsungen; dem Postkassirer Selchow aus Marburg eine Postinspektorstelle für den Bezirk der Oberpostdirektion in Danzig; dem Oberpostdirektionssekretär Cullmann aus Konstanz eine Kassirerstelle bei dem Postamte in Marburg; dem Oberpostdirektionssekretär Telle aus Kassel eine Kassirerstelle bei dem Postamte 11 in Hamburg.

Beauftragt: Pfarrer Klein in Rauschenberg mit Versehung der Metropolitanatsgeschäfte der Klasse Rauschenberg.

Verliehen: Dem Pfarrer Römheld in Wallroth die erste Pfarrstelle in Steinau; dem Katasterkontroleur a. D. Rechnungsrath Endeman in Eschwege und dem Pfarrer Bücking in Großseelheim der Rothe Adlerorden 4. Klasse, dem ersteren bei seinem Uebertritt in den Ruhestand.

Ausgeschieden: Der Referendar Goebels aus dem Justizdienste.

Gestorben: Minister a. D. Alexander v. Baumbach-Ropperhausen, 80 Jahre alt, in Kassel, 1. Juli; Friedrich Wilhelm Döhle, 70 Jahre alt, Eschwege, 25. Juni; Frau Auguste Leiß, geb. Scheffer, Witwe des Geh. Hofraths Leiß, Kassel, 4. Juli; Kaufmann Gustav Krause, Kassel, 12. Juli.

Hessische Bücherschau.

Umsonst gelebt. Roman in 6 Büchern von Julius W. Braun. Berlin. W. Fontane & Co.

Der bekannte Literarhistoriker bietet mit diesem Roman der Lesewelt ein Werk dar, das sich seiner früheren, berechtigtes Aufsehen erregenden Erzählung „In Fesseln“ würdig an die Seite stellt. „Umsonst gelebt“ ist ein spannendes, lebensvolles und auch lebenswahres Werk, das den ewigen Kampf zwischen Realismus und Idealismus in packender Weise schildert. Und gerade in unserer Zeit, da der Idealismus vielfach seinem Gegner zu unterliegen scheint, thut es wohl, einen Mann auf den Plan treten und mit markigen Worten die ewige Berechtigung der idealen Lebensanschauung vertreten zu sehen —, einen Mann, der in seiner eigenen Lebensführung einen so hohen, bewundernswerthen Idealismus bewiesen hat.

Der Held des Romans, Robert Oedenau, ist der Sohn eines reichen Fabrikanten. Nach des Vaters Wunsch soll er einst an seine Stelle treten und neue Reichthümer auf die erworbenen häufen. Der Vater faßt seine Stellung als Großindustrieller in jener beschränkten und eigensüchtigen Weise auf, daß sie ihm nur als Mittel dienen soll, Geld und wiederum Geld und damit Genuß zu erwerben. Es ist der Materialist vom echtesten Schlag. Dem Sohn aber ist, wohl als Erbtheil der feinfühlenden und geistig hochstehenden Mutter, die durch des Gatten Leichtsinn zu ewigem Siechthum verdammt

ist, ein anderer Geist zu Theil geworden, der Geist der Wissenschaft und der Poesie. So ist der Konflikt zwischen den beiden so ungleich gearteten Naturen von Anbeginn an vorhanden, und wir sehen ihn sich vertiefen, schärfer werden und schließlich zum unheilbaren Bruche führen. Robert Oedenau erntet als Verfasser eines Trauerspiels „Philipp von Mazedonien“ reichen Beifall. Das Stück wird von einer süddeutschen Hofbühne aufgeführt und macht seinen Namen weithin bekannt. Doch Ruhm und Ehre versöhnen den Vater keineswegs. Das Verhältniß zwischen Beiden wird nachgerade so unhaltbar, daß sie sich für immer trennen. Robert hat auf einer Wanderung in einsamem Dorf die Pfarrerstochter kennen und lieben gelernt. Nach wenigen Monden führt er sie heim. Auf derselben Wanderung hat er in den Ruinen eines im dreißigjährigen Krieg zerstörten Klosters gelagert, und dort hat ihn mit fast dämonischer Gewalt der Gedanke erfaßt, sein Leben der großen Aufgabe zu widmen, die Folgen dieser unheilvollsten Periode deutscher Geschichte in ihrer ganzen Ausdehnung der Nation zu schildern als Ermahnung und Warnung für alle kommenden Zeiten. Nach seiner Verheirathung läßt er sich in Berlin nieder und widmet sich hier ganz seinem Vornehmen. Seine kargen Mittel schwinden, er fällt in die Hände eines schurkischen Verlagshändlers, der ihn um den Lohn seiner Arbeit betrügt. Der Vater bleibt taub gegen jegliche Bitte; und so endet der Held schließlich im größten Elend. Der Vertreter des Materialismus bleibt für jetzt Sieger, der Idealist unterliegt, aber nur er, nicht sein Werk, das spätern Geschlechtern ein köstlicher Schatz wird. Der Verfasser erzählt dann in dem letzten Theil des Romans, wie der Vater gleichfalls zu Grunde geht und sich noch im Sterben vor der höhern Welt- und Lebensauffassung des dahingeschiedenen Sohnes beugt. In seinem spätern Verlauf spielt der Roman in den Jahren 1870 und 1871, und das Schicksal des Einzelnen hebt sich äußerst wirkungsvoll von dem Hintergrund der gewaltigen Zeitereignisse ab. — Die vorstehende Inhaltsangabe ist durchaus skizzenhaft und erschöpft keineswegs die ganze reiche Handlung der Erzählung. Vielgestaltig und wechselnd wie das Leben selbst ist auch dieses Abbild des Lebens. Wir wünschen den Leser nur anzureizen, nicht zu befriedigen. Er mag das Buch selbst zur Hand nehmen und wird reichen Genuß daraus schöpfen. Was uns besonders anziehend erschien, ist die glühende Begeisterung des Dichters für die hehren Aufgaben von Wissenschaft und Poesie und für ihre ewige Geltung im Leben der Menschheit.

Einzelne Schilderungen sind von wunderbarem Reiz, vor Allem die des Ringens und Kämpfens Robert's mit den Hemmnissen und Schwierigkeiten, die sich der Vollendung seines Werkes entgegenstellen. Nicht minder ergreifend wirkt die treue Liebe seines Weibes. Noth und Sorge theilt sie in freudiger Hingabe mit ihm, und als willige und verständnißvolle Helferin steht sie ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zur Seite.

Für den Hessen und besonders für den Kasselaner bietet das Buch ein besonderes Interesse. Die Erzählung spielt zum großen Theil in Kassel, und der Verfasser, — es ist das freilich nur unsere Vermuthung —, berichtet eigene Lebensschicksale darin und schildert Personen, die einst in Blindheim, so nennt er Kassel, eine Rolle spielten.

J. W.

XXXIX. Bericht mit Abhandlungen des Vereins für Naturkunde zu Kassel über die Vereinsjahre 1892 bis 1894. Erstattet vom zeitigen Geschäftsführer. Kassel, April 1894. Druck von L. Döll.

Der jetzt 58 Jahre alte, aber noch jugendlich frische Verein, der so manches berühmte Mitglied zu den Seinen zählte und noch zählt, veröffentlicht hier den Bericht über die Geschäftsjahre April 1892 bis dahin 1894.

Aus dem ersten Theile, dem Jahresberichte, heben wir folgendes hervor: Dem Verein gehörten an 12 Ehrenmitglieder, darunter die noch lebenden Stifter Wirklicher Geheimrath Excellenz Dr. Wilhelm Robert Bunsen in Heidelberg, der berühmte Mitentdecker der Spectralanalyse, und Professor Direktor Dr. R. A. Philippi, der den Ruhm deutscher Wissenschaft nach Südamerika trug, wo Ph. noch heute an der Universität zu Santiago (Chile) in voller Thätigkeit und trotz seiner 86 Jahre in geistiger Frische lebt und von wo er die Früchte seiner wissenschaftlichen Thätigkeit regelmäßig dem Verein zukommen läßt. Beide Herren wirkten s. Z. zusammen als Lehrer an der höheren Gewerbeschule zu Kassel. Wirkliche Mitglieder zählt der Verein 75, darunter Se. Durchlaucht Prinz Karl von Hanau und Prinz Philipp von Hanau, korrespondirende Mitglieder 53. Durch den Tod hat der Verein in den beiden abgelaufenen Jahren verloren die Mitglieder Prof. Dr. Aichhorn in Graz, Generallieutenant Freih. H. v. Dörnberg, Fabrikant Paack, Hofbuchhändler Freyschmidt, Dr. Haßkarl und Buchdruckereibesitzer Döll. Ausführlichere Lebensbilder der Verblichenen sind dem Berichte beigegeben. Der meisten von ihnen hat ja auch das „Hessenland“ s. Z. gedacht.

Der Vorstand wurde gebildet von den Herren Geh. Oberjustizrath Oberstaatsanwalt Bartels,

Oberlehrer Dr. Fennel, Prof. Dr. Keßler, Generalarzt Dr. Lindner, Direktor Dr. Ackermann, Generalarzt Dr. Löwer und Dr. med. L. Weber. Der Verein steht mit 350 Akademien, Gesellschaften, Vereinen und Redaktionen wissenschaftlicher Zeitschriften aus allen Erdtheilen und Zonen im Schriftentausch und erhält dadurch eine außergewöhnliche Fülle unschätzbarer Bücher und wissenschaftlicher Zeitschriften. Im Ganzen wurden in den 20 Monatssitzungen 48 größere und kleinere Vorträge gehalten bei einem durchschnittlichen Besuch von 20 Herren und Damen.

Dem Berichte sind beigegeben sechs wissenschaftliche Arbeiten: 1) die landeskundliche Literatur für Hessen. 5. Nachtrag. Von Oberrealschuldirektor Dr. Ackermann. 2) Beobachtungen an dem Blattfloh Trioza alacris und den von ihm an den Blättern des Lorbeerbaumes hervorgerufenen Mißbildungen. 3) Aus der Entwicklungsgeschichte des Eschenblattflohes Psylla fraxini. 4) Bruchstücke aus der Entwicklungsgeschichte von Trypeta cardui, der Distelbohrfliege. 5) Die Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Geisblatt-Wolllaus, Pemphigus lonicerae. 2) bis 5) von Prof. Dr. Keßler. Endlich 6) Ueber kämpfende Käfermännchen. Von Dr. med. L. Weber.

Das Werkchen schmücken zwei lithographische Tafeln. Dr. **A.**

Seitens der Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg ist eine vom Hauptausschuß des Rhönklubs in Fulda herausgegebene Propagandatafel des Rhöngebirges hergestellt worden, die dazu bestimmt ist, die Schönheiten der Rhön, die lange noch nicht genügend gewürdigt werden, vor Augen zu stellen. Die in 14-farbigem Druck ausgeführte Propaganda-Tafel enthält folgende Bilder: Pavillon auf dem Oechsenberg, Vacha mit dem Oechsenberg, Pavillon auf dem Dammersfeld, Dammersfelder Wiesenhaus, Hilders mit dem Auersberg, Haselstein, Milseburg, Ruine Ebersberg, Schloß Saaleck, Hammelburg, Gersfeld mit dem Wachtküppel, Steinwand, Teufelsstein, Geisa mit Rockenstuhl, Milseburg Ostseite mit Gasthaus am Bahnhof, Tann, Neustadt an der Saale mit der Salzburg, Bad Neuhaus, Ostheim mit der Lichtenburg, Roter Kuppe, Dermbach mit dem Baier, Münnerstadt, Stadt Brückenau mit Kloster Volkersberg, Bad Brückenau, Bischofsheim mit dem Kreuzberg, Bad Kissingen, Schloß Bieberstein, Wasserkuppe mit Schutzhaus, Fulda mit dem Rhöngebirge, Dom zu Fulda und Bonifatius-Denkmal. Die Tafel ist ungemein schön ausgeführt und wird zweifellos dazu beitragen, Touristen und Sommerfrischler zu Ausflügen nach der Rhön und zu erquickendem Aufenthalt daselbst anzureizen.

Es sind weiter folgende Neuheiten bei uns eingegangen:

Verhandlungen der V. Jahresversammlung des Hessischen Städtetages zu Eschwege am 8. Juni 1894.

Franz Treller. Gustav Adolf. Ein deutsches Volksbühnenspiel mit geistlichen Gesängen, zur Feier des 300jährigen Geburtstages des schwedischen Heldenkönigs, Kassel 1894. Ernst Hühn'sche Hofbuchhandlung.

H. Heusohn und Ch. Pistor. Festschrift zum 25. Maingauturnfest in Kesselstadt am 14., 15., 16. Juli 1894. Im Auftrag des Gauausschusses herausgegeben. Druck und Verlag von J. C. Kittsteiner, Kesselstadt.

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

M. in Straßburg. Wir bitten um Entschuldigung, daß Ihr Brief noch nicht beantwortet ist; Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

W. in München. Wir werden Ihnen die gewünschte Adresse zu ermitteln suchen.

P. R. in Kassel. Wir würden gerne Ihnen willfahren, aber es gehen uns verhältnißmäßig sehr wenig mundartliche Beiträge zu.

F. T. in Kassel. Gern werden wir Ihren Wunsch erfüllen, in Nummer 15 hoffen wir die Besprechung zu bringen.

V. T. in Rauschenberg. Freundlichen Dank für die eingesandten Beiträge

---

Inhalt des Juliheftes (Nr. 1 des III. Jahrgangs) der **„Touristischen Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau ꝛc."**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig: Frisch auf! — Der Weißner. — Eine weniger bekannte Rhöntour. — Die neue Taunuskarte. — Berichte. — Anfrage. — Anzeige.

Inhalt der Nummer 14 des „Hessenlandes": „Heimweh", Gedicht von M. Herbert; „Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567", von H. Metz (Fortsetzung); „Der amerikanische Feldzug der Hessen nach dem Tagebuch des Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar", von F. W. Junghans (Schluß); „Eine Jugenderinnerung" von J. S.; „Mariechen", Gedicht von Wilhelm Bennecke; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Briefkasten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 15. **Kassel, 2. August 1894.**

Das **„Hessenland“** erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Verlassen.

Wenn Du nur einmal in des Sommers Blühen,
Wenn vollmondsilbern rings die Büsche glühen,
Von Weitem lauschtest Chopin's Trauerweisen,
Kennst Du die Stunden, die da einsam heißen.

Müd' pocht das Herz, das Auge schaut nach innen,
Und wie die Töne traumhaft weich zerrinnen,
Fühlt schwächer man des eignen Lebens Schlagen, —
Sieht fern ein einsam' Kreuz vergessen ragen . . .

Wenn Du das weißt, dann kann ich es nicht fassen,
Warum Du mich so lange schon verlassen? —
Ich sah in Dir des Glückes reinsten Schimmer,
Nun fühl ich trauernd: — einsam bleib' ich immer.

Rauschenberg (Hessen). **Valentin Traudt.**



Friedrich Wilhelm Ernst Briede.*)

Von Otto Gerland.

Friedrich Wilhelm Ernst Briede wurde am 27. August 1792 zu Ziegenhain geboren. Sein Großvater Friedrich Helferich Briede hatte in Hessen-Kassel'schen Diensten im österreichischen Erbfolgekrieg und im siebenjährigen Krieg gestritten und sich den Rang eines Obersten erworben. Sein Vater Johann Friedrich Wilhelm Briede war 1762 als Fähnrich im Regiment Prinz Karl bestellt und im Frühjahr 1771 zum Sekondlieutenant im Regiment von Kniphausen ernannt worden, verlor im selben Jahre gelegentlich einer Revue bei Wabern das linke Auge am Staar, blieb aber im Dienst und machte in dem letztgenannten Regimente, welches später den Namen „von Donop" führte, den amerikanischen Feldzug mit. Beim Sturm auf das Fort Washington wurde er am 16. November 1776 in der rechten Kniekehle schwer verwundet, sodaß er bis zum 8. Februar 1777 im Lazareth krank lag. Am 8. September 1779 wurde er nebst Oberstlieutenant Heymell, den Kapitäns Reusfurth und Wiederhold, sowie 220 Mann auf der mit sechs Geschützen versehenen Brigantine Triton bei New-York eingeschifft, um nach einem anderen Theil des Kriegsschauplatzes gebracht zu werden; das Schiff gerieth aber in der Nacht vom 15. zum 16. September in einen heftigen Sturm, verlor seine Masten und wurde dann von zwei amerikanischen Kriegsschiffen genommen. Am 6. September 1781 zum Premierlieutenant ernannt, wurde Briede nach der Rückkehr aus Amerika ohne Pension verabschiedet und starb in Folge eines Unglücksfalls kurz nach der Geburt seines Sohnes, des Helden dieser Erzählung.

Dieser trat, eben 11 Jahre alt geworden, am 22. September 1803 als Feuerwerker in die kurhessische Artillerie ein und ging dieser Stelle mit dem Zusammenbruch des Kurfürstenthums verlustig. Am 31. März 1808 wurde er zum Maréchal de logis in der westfälischen Artillerie der Garde zu Pferde bestellt und nahm in dieser Eigenschaft vom April bis Ende August am Feldzug in Sachsen Theil. Da er in der Artillerie keine Aussicht auf die baldige Ernennung zum Offizier hatte, so meldete er sich auf den Rath befreundeter Männer zu dem neu errichteten 2. Husaren-Regiment, in dem er am 10. Juli 1810 zum Unterlieutenant ernannt wurde. Mit Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse gelang es ihm aber, bereits am 25. August desselben Jahres in das 2. Linien-Infanterie-Regiment versetzt zu werden, wobei ihm der Offiziersrang verbleiben mußte; er erhielt das Kommando über die diesem Regiment beigegebene Artillerie und wurde bereits am 26. Februar 1811 zum Lieutenant (Premierlieutenant) ernannt.

In dieser Stellung machte er den Feldzug nach Rußland mit. Ein Infanterie-Regiment bestand damals außer einem Dépôt-Bataillon zu vier Kompagnien aus drei Marsch-Bataillonen, von denen jedes aus sechs Kompagnien, nämlich vier Musketier-, einer Grenadier- und einer Voltigeur-(Schützen-)Kompagnie zusammengesetzt war. Briede wurde bei der Grenadier-Kompagnie des ersten Bataillons geführt und hatte zwei Geschütze und zwei Munitionswagen, sowie an Mannschaften einen Brigadier, einen Feuerwerker, achtzehn Kanoniere und vier Trainsoldaten unter seinem Befehl. Das Regiment, welches zu dem 8. Korps der großen Armee gehörte, rückte am 2. März 1812 von Kassel aus und stand dann in der Nähe von Dessau, wo das Hauptquartier war, an der Elbe, deren Ueberschreitung den Soldaten durch Regimentsbefehl streng untersagt wurde. Am 24. März überschritt das Regiment die Elbe und marschirte über Luckau und Glogau nach Kalisch, wohin der König Jérôme selbst am 13. April kam. Von dort ging der Marsch nach Warschau und Gora, und das 2. Regiment kam nach Okonyak an der

*) Aus Briede's hinterlassenen Papieren und mündlichen Mittheilungen zusammengestellt.

Weichsel. Hier wurde länger gehalten und Briede passirte am 2. Juni mit seiner Abtheilung bei Konari die Revue vor dem Obersten von Nummers, Kommandeur der Artillerie der 23. und 24. Division. Auch erhielt das Regiment am 13. Juni 212 Schaufeln und 210 Hacken aus dem Artillerie-dépôt geliefert. Am 14. Juni ging der Marsch weiter, zunächst in das Lager bei Pultusk, und am 19. über Ostrolenka, Szczuczyn und Augustowo nach Grodno, wo das Regiment nach Ueberschreitung des Niemen am 2. Juli eintraf. Bei Grodno waren dem Regiment zwei Ruhetage vergönnt, während deren der Marschall Vandamme das Kommando des 8. Korps übernahm. Den 5. und 6. Juli fand der Abmarsch über Bializa, Nowigrodek und Mir nach Njeswisch statt, am 15. marschirte das Regiment zu der unter dem Kommando des Fürsten von Eckmühl stehenden 1. Armee nach Usda (Igumen und Ssluzk) und dann, während der König mit den Garden nach Kassel zurückkehrte, von Usda über Dukora, Smilowitschi, Smolowitschi, Borissow und Tolotschin nach Orscha, einem Orte, der für Briede nach wenigen Monaten verhängnißvoll werden sollte. Hier bezogen die Truppen ein Lager und hatten zwölf Tage Ruhe, nachdem am 30. Juli Junot, Herzog von Abrantes, das Kommando des 8. Korps übernommen hatte. Es muß damals schon mit dem Bestand der Pferde und der Fürsorge für deren Futter übel ausgesehen haben; denn durch Befehl vom 4. August erhielt Briede die Ermächtigung, Pferde und Futter nach seinem Ermessen zu requiriren, wurde aber gleichzeitig für alle von seinen Soldaten ausgehenden Unordnungen und Ausschreitungen verantwortlich gemacht. Am 12. August wurde der Weitermarsch nach Smolensk angetreten, die Tagesmärsche gingen jedesmal bis Dombrowno, Romanowo, Bucwo. Eine Stunde hinter dem letztgenannten Orte wurde am 15. die alte russische Grenze überschritten. Der Marsch sollte nach Trzerckowizky gehen, hinter dem von seinen Einwohnern verlassenen Städtchen Ziorowitschi verirrte sich aber Junot und marschirte wieder zurück, um Bojanowo unweit Krasnoi zu erreichen. Während der Nacht machte die Kolonne in der Gegend von Palkino Halt, um den Tag abzuwarten. Am 16. gelangte man dann bis Tolszitky und brachte die Nacht zum 17. im Bivouak unweit der Kaisergarde zu. Den 17. Nachts gelangte das Korps in die Gegend von Smolensk, den 18. war Ruhetag, und am 19. fanden die Westfalen jenseits Szankowo links und vor sich Ney bereits im Gefecht. Die westfälischen Truppen kamen nicht recht zum Schlagen, doch verlor Briede, der selbst den ganzen Tag hinter der Front stand, einige seiner besten Freunde, mit deren einem er seine letzte bisher ängstlich im Protzkasten gehütete Wurst bei Beginn der Schlacht getheilt hatte. Nach der Schlacht mußte das Korps noch vier Tage auf dem Schlachtfeld stehen bleiben und marschirte erst am 24. mit der großen Armee über Dorogobusch, wo es am 26. ankam, und Ssemlowo nach Wiasma, das man am 30. erreichte. Am 2. September standen die Truppen eine Meile jenseits Teplucha und mußten Schlachtrapporte einreichen; am 4. waren sie jenseits Gshatsk, hatten am 5. Rasttag, marschirten am 6. als rechter Flügel der großen Armee zehn Stunden lang und hatten ihr Nachtlager unweit des Dorfes Doronino. Das 2. Bataillon des 5. Linienregiments war zu Dorogobusch, das 1. Bataillon dieses Regiments mit 200 Husaren zu Wiasma und das 3. Bataillon des 2. Linienregiments zu Gshatsk zurückgeblieben.

Am 7. September nahm Briede an der Schlacht bei Borodino Theil. Das grausenhafte Morden dieses Tages ist ihm stets in lebhaftester Erinnerung geblieben. Bald nach Beginn der Schlacht wurde seinem Pferde durch eine Kanonenkugel ein Hinterschenkel abgerissen. Während er später im Feuer gegen die Russen stand, zogen sich russische Kürassiere, die wegen ihrer weißen Mäntel für Franzosen gehalten wurden, in die Flanke seiner Abtheilung und hieben ihm fast seine ganze Bedienungsmannschaft zusammen. Er selbst kam dabei zu Fall und lag unter dem Pferd eines Kürassiers, der Briede mit seinem Pallasch zu stechen versuchte, da er aber schwer betrunken war, nicht treffen konnte, während sich Briede's leichter Degen bald krumm schlug und deshalb nichts nützte. Die in der Nähe befindliche Voltigeur-Kompagnie vermochte trotz lebhaften Feuerns den Kürassier gleichfalls nicht zu treffen. Endlich kam ein polnischer Lanzenreiter herangesprengt, der dem Kürassier einen Stich in den Nacken versetzte und ihn dadurch nöthigte, von Briede abzulassen. Hinter den Linien der alten Garde hatte dieser dann Gelegenheit, seine Geschütze wieder in kampffähigen Zustand zu setzen, worauf er sich von neuem an der Schlacht betheiligte. Die große Armee war 120000 Mann stark und mit 600 Kanonen versehen in die Schlacht gerückt, sie verlor an diesem Tage 40 Generale und den dritten Theil ihres Bestandes. Von den Westfalen hatten gegen 10000 Mann an der Schlacht Theil genommen, sie verloren gegen 3000 an Todten und Verwundeten. Der Verlust an westfälischen Offizieren betrug bei der

leichten Kavallerie . . .	3	Todte,	46	Verwundete,
schweren „ . . .	4	„	16	„
Infanterie (9 Bataillone)	9	„	80	„
Artillerie	2	„	4	„
zusammen	18	Todte,	146	Verwundete;

sämmtliche Generale, außer v. Ochs, waren todt oder verwundet.

Die Westfalen blieben vier Tage lang auf dem Schlachtfeld stehen, wo sie genügend Gelegenheit hatten, die Gräuel der Verwüstung und die schauderhafte Rücksichtslosigkeit Napoleon's gegen die um seiner Sache willen Verwundeten kennen zu lernen, und marschirten dann nach Moschaisk, eine Brigade, bestehend aus dem 3. Linien-Infanterie-Regiment, dem 2. und 3. leichten Bataillon, sowie 60 Husaren unter Oberst Bernard brachte die kaiserlichen Tresorwagen nach Moskau und blieb dort bis Ende September, zu welcher Zeit sie nach Moschaisk zurückkehrten, wo die übrigen Westfalen stehen geblieben waren. Hier blieben die Truppen bis zum 28. Oktober stehen, sie wurden aber bereits dermaßen von den Russen umschwärmt, daß schon am 10. Oktober das 1. Bataillon des 6. Linienregiments zu Wereja, südlich von Moschaisk, gefangen genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Am 21. Oktober 1526 Morgens 7 Uhr wurde in Anwesenheit des Landgrafen Philipp durch den Kanzler Johann Feige die Synode zu Homberg eröffnet. In seiner Eröffnungsrede setzte Feige auseinander, daß der Landgraf keineswegs beabsichtige Jemanden zur Annahme der neuen Lehre zu zwingen, sondern, nur um zu berathen, was zu einer guten Regierung der Kirche gehöre und wie der Gottesdienst am besten einzurichten sei, wäre die Versammlung berufen worden. Der Landgraf forderte nunmehr die Anwesenden auf, über diese beiden Punkte sich zu äußern. Zuerst ergriff der Theologe Lambert von Avignon das Wort; er verlas, erläuterte und vertheidigte seine in lateinischer Sprache abgefaßten Sätze während mehrerer Stunden. Die Sätze zu widerlegen unternahm zuerst der Guardian der Franziskaner zu Marburg, Nikolaus Ferber. Lambert's Sätze nannte er unchristlich und unkirchlich; das Recht Synoden zu berufen, komme den weltlichen Fürsten nicht zu, ebenso wenig wie das Recht Klöster zu reformiren und Kirchenordnungen vorzunehmen. Als letzter sprach gegen eine vorzunehmende Kirchenverbesserung der alte Pfarrer zu Waldau, Johannes Sperber. Eine Kirchenreform wurde nun beschlossen und behufs Entwurfs einer solchen einige Abgeordnete beauftragt. Durch diese Verbesserung wurden abgeschafft die geistliche Gerichtsbarkeit wie die weltliche Herrschaft der großen Prälaten; das Cölibat, die Gelübde des Mönchthums, das römische Kirchenrecht fielen fort; statt der Ohrenbeichte ward die gemeinschaftliche Beichte vor dem Abendmahl eingeführt; aufgehoben wurden die Verehrung der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien; das Chrisma bei der Taufe wie jede andere Oelung, das Fegfeuer und der Sündenablaß wurden verworfen; an Stelle des Prunkes des alten Gottesdienstes trat eine große Einfachheit, der Kirchengesang wurde gemeinsam gemacht durch Einführung deutscher Lieder und der Psalmen; aus der Bibel wurden Stellen vorgelesen und Predigt gehalten; das Abendmahl wurde in beiderlei Gestalten gegeben; die Klöster sollten in Knaben- und Mädchenschulen und namentlich in eine hohe Schule, in erster Linie zur Ausbildung evangelischer Geistlichen, verwandelt, an der Universität sollte eine Versorgungs- und Erziehungsanstalt für arme Studenten eingerichtet werden. (De universali studio Marpurgensi cap. XXIX.) Gemäß dieser Bestimmung sollen in erster Linie Geistliche ausgebildet werden (qui in verbo et doctrina eisdem [sc. ecclesiis] praesideant). In zweiter Linie sollen Rechtsgelehrte ihre Ausbildung erhalten (qui leges civiles praelegant); die Unterweisung derselben sollen iure consulti docti simul et pii übernehmen. Zum Dritten ist ein Professor der Medizin (unus Medicinae Professor, doctus simul et pius), zum Vierten für die freien Künste und Wissenschaften (artes liberales et literae) namentlich

für Mathematik (praesertim in Mathematicis) ein Professor heranzuziehen. Zum Fünften sollen auch Sprachgelehrte (Professores Linguarum) Anstellung an der zu errichtenden Universität finden.

Was nun die Kirche nach außen anlangt, so wurden folgende Bestimmungen getroffen. Jeder einzelnen Gemeinde (Kirche) war die freie Wahl ihrer Priester und Diakonen überlassen, sowie die Befugniß ertheilt, dieselben, falls sie sich ihres Amtes unwürdig zeigen sollten, zu entfernen. (Eligat quaevis Ecclesia aut deponat Episcopum suum. . . . . . qui ex episcopis aut mollitie, aut pompa vestitus, aut suae conversationis levitate Ecclesiae, cui praesit, praebet offendiculum, ab Ecclesia deponatur.) Nur der ganzen Gemeinde stand das Recht zu, zu exkommuniziren sowie von der Exkommunikation zu absolviren. Der Kirchenbann durfte nur bei solchen Verbrechen, die die Ausschließung des Betreffenden aus der christlichen Gemeinde mit sich brachten, in weltlichen Rechtsstreitigkeiten stattfinden. An Stelle der Sendgerichte wurden Zusammenkünfte der Laien und Priester in einer jeden Gemeinde abgehalten. Streitige Ehesachen sollten allein nach dem Worte Gottes entschieden werden und der Priester der Gemeinde in schweren Fällen die Visitatoren oder andere in der Schrift erfahrene Männer um Rath fragen. (Quod si quis Episcoporum perplexus in his [sc. graves casus matrimoniales] est, consulat Visitatores aut alios, qui ex Scripturis Sacris de eiusmodi casibus iudicare possint. . .) Jährlich wurde unter Oberaufsicht des Landgrafen eine Provinzialsynode für ganz Hessen zu Marburg abgehalten, der das oberste Kirchenregiment übertragen war. (ut semel pro tota Hassia celebretur Synodus apud Marpurgum. . . .) Bei ihr stimmten persönlich alle Pfarrer des Landes, die Abgeordneten der Kirchen und der Landesfürst mit seinen vornehmsten Ständen. Ein Ausschuß von dreizehn Deputirten stand an der Spitze der Synode (commissionis XIII electis). Die Ernennung oder Wahl der Visitatoren, deren anfangs drei waren, sowie die Kirchenzucht hing von dieser Synode ab. Diese Visitatoren sollten in jeder Gemeinde, wohin sie kamen, nebst ihrer Dienerschaft freigehalten werden, durften jedoch keineswegs in ihren Amtsgeschäften Geschenke annehmen (ne vel munuscula pro suo ministerio accipiant). Das Amt bestand darin, alljährlich eine Kirchenvisitation abzuhalten, die von den Gemeinden gewählten Prediger auf ihre Würdigkeit hin zu prüfen und erforderlichenfalls abzusetzen, über die Predigt und die Haltung der Synodalbeschlüsse zu wachen.

Da nun bei den getroffenen Bestimmungen über die Befugniß der Gemeinden, z. B. Wahl und Absetzung der Pfarrer, leicht Unzuträglichkeiten hätten entstehen können, so sah sich Landgraf Philipp genöthigt, mehrere der den Gemeinden in der ersten Kirchenordnung gemachten Zugeständnisse selbst zu übernehmen. Es wurden an Stelle der jährlichen Visitatoren Superintendenten zu Marburg, Kassel, Alsfeld, Rotenburg, Darmstadt und St. Goar ernannt und einem jeden ein bestimmter Amtsbezirk zugewiesen. Beim Ausscheiden eines Superintendenten aus seinem Amte mußten die Pfarrer des betreffenden Bezirks drei geeignete Persönlichkeiten den bleibenden Superintendenten zur Wahl vorschlagen. Diese von ihnen getroffene Wahl wurde entweder vom Landesherrn bestätigt, oder er ernannte einen Anderen zum Superintendenten. Die Superintendenten hatten keine Machtbefugniß, Pfarrer ein- oder abzusetzen, doch konnten von ihnen provisorische, bis zur nächsten Synode gültige Verfügungen erlassen werden. Alle zwei Jahre mußten sie bei den ihnen unterstellten Pfarreien Visitationen halten, mußten den Lebenswandel, die Lehre und Amtsführung der Pfarrer, das Betragen der ihnen zugeordneten Kirchendiener, den Glauben und das Leben der Pfarrkinder beaufsichtigen und das Volk in einer Predigt selbst unterrichten, Mißbräuche abstellen oder der Synode, ja selbst dem Landesherrn über dieselben Anzeige erstatten. Später (1539) wurde die Verfügung getroffen, daß in einer jeden Kirche Aeltesten, die sowohl auf das Verhalten der Prediger als der Gemeindemitglieder genau Acht geben sollten, bestellt würden. Auch wurde bestimmt, daß ohne Erkenntniß und Urtheil der Superintendenten Niemand mit dem Banne belegt werden sollte. Am 21. Oktober 1566 wurde durch ein Edikt des Landgrafen die erlassene Kirchenordnung wiederholt und bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

Modern.

Novellette von H. Keller=Jordan.

Sie saßen beim Frühstück.

Die Morgensonne schien durch die bunten Erkerfenster und huschte in rothen Strahlen über die Gegenstände des Zimmers. Zuweilen, je nachdem sich der Kopf der jungen Frau drehte, färbte ein röthlicher Schimmer auch ihr blondes Haar, flog über ihr hübsches Gesicht und verlor sich auf dem grauen Morgenkleide.

„Tausche den Platz mit mir, Georg!“ sagte sie zu ihrem im Schatten sitzenden Manne, „die Sonne genirt mich. — Hörst Du nicht, Georg?“

„Ich sehe nicht ein, warum ich den Platz mit Dir tauschen soll,“ sagte er in seiner phlegmatischen Morgenbehäbigkeit, „es gefällt mir hier sehr gut; zudem wird Dein graues Kleid, das gar nicht zu Dir paßt, durch die Sonne erwärmt und belebt. Laß mir die Wohlthat dieses Anblickes.“

„Wie Du gleichgiltig für große Ideen bist,“ entgegnete sie, den Stuhl ihres Töchterchens in die Sonne schiebend und selbst neben ihrem Manne im Schatten Platz nehmend, „Du weißt doch, warum ich mich jetzt so einfach kleide.“

„So farblos“, verbesserte er.

„Nun ja, farblos. Aber ich meine doch, in dem Bewußtsein, daß Deine Frau etwas leistet — etwas für das große Ganze, lieber Mann, verstehst Du, — könntest Du solche Lappalien ignoriren.“

„Ja freilich, das könnte ich, wenn“ — — und er fing an, — es war Sonntag —, einen Papiros zu wickeln, ohne den Satz zu vollenden.

„Nun, wenn? Was soll das wenn?“

„Wenn ich von dieser Leistung für das Große und Ganze überzeugt wäre —, aber das bin ich noch lange nicht, Kind.“

„Das bist Du nicht?“

„Nein, das bin ich nicht, ebenso wenig wie von der Nothwendigkeit des grauen Kleides.“

„Die Kleidung ist doch wohl Nebensache; die Hauptsache bleibt die Entwickelung der Individualität —. . .“

„Ah so, freilich, das wußte ich nicht. Willst Du mir das einmal näher erklären, Josepha?“

Die junge Frau sah etwas ungläubig in das Gesicht ihres Gatten, aber da er ganz ernst blieb und sie den sarkastischen Zug um den Mund, — vor dem sie sich etwas fürchtete —, nicht fand, sagte sie beherzt:

„Wir leben jetzt in einer ganz andern Zeit als früher, lieber Georg, die Modernen, zu denen ich mich, wie Du weißt, mit Stolz zähle, wollen vornehmlich der Eigenart des Einzelnen gerecht werden und sprechen dem Ich eine ganz andere Berechtigung zu, als das früher der Fall war.“

„Ja freilich — freilich —, man richtet sich nach den inneren psychologischen Vorgängen, einerlei, was dabei in unserer Umgebung zu Grunde geht; man muß sogar Mann und Kinder verlassen, wenn die innere Stimme es verlangt und die Individualität durch dieselben geschädigt würde.“

Josepha blickte abermals ihren Mann an —, er war ganz ernst.

„Nun ja, das hat auch eine gewisse Berechtigung,“ sagte sie dann etwas ernüchtert, „aber im Ganzen kommt das doch selten vor.“

„Du meinst, es gehöre schon eine ganz besonders starke Eigenart dazu?“ fragte er, diesmal nicht ohne den ironischen Zug, der aber seiner Frau entging.

„Ich habe mich mit dieser Frage noch wenig beschäftigt, lieber Georg, aber ich kann mir doch denken — —, Du lieber Gott, wir leben eben in einer ganz anderen Zeit —, und die Frau verlangt die gleichen Rechte.“

„Gewiß, deshalb bist Du auch in den Grauen Verein getreten, wo man für diese Fragen Zeit und Geld einsetzt.“

„Aber hast Du mit Fräulein Kunze nicht selbst diesen Nothschrei der Frauen besprochen und Dich hoch für ihr Wirken interessirt? Und nun ich mich ihrem Streben angeschlossen habe, sogar mit der Feder, die Dir bei Fräulein Kunze so imponirte —, nun wunderst Du Dich.“

„Nein, ich wundere mich nicht, Kind, ich meine nur, was für die Eine paßt, ist nicht für Alle. Fräulein Kunze hat einen ausnahmsweise scharfen Verstand, seltenes Wissen — —“

„Und Du meinst, das habe ich nicht“, unterbrach Josepha gereizt ihren Mann.

„Aber, Kind, Du bist jung, bist hübsch, bist verheirathet, ich würde Dich doch nie im Leben mit Fräulein Kunze vergleichen. Fräulein Kunze hat sich, aus frühem Denken und mancher Enttäuschung heraus, einen Wirkungskreis geschaffen; sie nützt ebenso ihrem Geschlechte, das ist fraglos, wie Unberufene ihm schaden. Wir leben gewiß in einer Zeit, in welcher sich die Existenzfrage der Frau in den Vordergrund drängen muß, aber es läßt sich nichts überstürzen, liebes Kind, und vor allen Dingen hat diese Frage gar keine Gemeinschaft mit der sogenannten modernen Richtung in der Litteratur.“

„So — und Fräulein Kunze, gerade Fräulein Kunze, welche die Besprechungen für die Modernen schreibt?“

„Schreibt sie mit Geist und eingehendem Verständniß, aber in durchaus selbständiger Auffassung — und muß sich außerdem mit diesen Arbeiten ihren Lebensunterhalt verdienen.“

„Und Frau von Geyser, Frau Landrath Köppen, mit denen man nicht mehr zusammen kommen konnte, ohne zum Verein für moderne Bestrebungen zu zählen —, Du wirst ihnen doch den Geist nicht absprechen können, Georg?“

„Nein, Geist nicht, aber Verstand und Vernunft.“

„Aber, Mann, ich bitte mir das aus, sie sind meine Freundinnen und Gesinnungsgenossinnen.“

„Freilich, freilich, sie thronen sogar im Vorstande dreier Vereine —, wenn ich nicht irre auch in dem zur Gründung eines Mädchengymnasiums, — wenn das nicht modern ist! Nur manchmal stelle ich mir die schüchterne Frage, ob sie nicht doch besser thäten, diese Zeit ihrem Hause und ihrer Familie zu widmen. Der arme Geyser sitzt jeden Nachmittag im Café Prinz-Regent und langweilt sich zu Tode. Er sagte mir neulich selbst, daß die schöne Zeit der Nachmittagsspaziergänge, die er mit seiner Frau unternommen habe, längst vorüber sei —, ja daß sie sogar auf die gewohnte Sommerfrische verzichte, weil er ihr das Geld für den Verein geben müsse.“

„Ja, wir haben uns Alle gleichsam dazu verpflichtet“, warf Josepha etwas verblüfft ein.

„Statt dessen“, fuhr Georg fort, „wird der arme Mann dick, trinkt aus Verzweiflung mehr Bier, als er sollte, und was die weiteren Folgen sein werden, wird sich zeigen.“

„Bier hätte er doch getrunken, Georg, daran ist die Frau nicht schuld, und Frau von Geyser ist viel zu bedeutend, als daß ihr ein einfacher Haushalt genügen könnte.“

„So —, ich wußte nicht, daß ein Haushalt, die Fürsorge für Mann und Kinder und der Geist, der dem Ganzen das Gepräge giebt, so ganz einfache, untergeordnete Dinge seien.“

„Die moderne Frau will dem Manne gleich stehn, sie will für das Große und Ganze wirken, Georg,“ warf Josepha gereizt ein, „ihr genügt es nicht mehr, — —“

„Nein, ihr genügt es nicht mehr, für das Große und Ganze im K l e i n e n zu wirken, Du hast Recht,“ unterbrach sie ihr Mann, „da würde sie zu wenig genannt, und der wirkliche Segen, den sie stiftete, wäre nicht so eklatant. Sie muß malen, schreiben, Vereinen angehören, — ohne genügendes Urtheil zu den Modernen zählen —, kurze Haare, graue Kleider tragen . . .“

„Ziehst Du vielleicht gefallsüchtige Frauen vor, die sich putzen, alle Gesellschaften besuchen, Courmacher haben und den Mann betrügen?“

„Das ist eine Kategorie von Frauen, Kind, die nicht nennenswerth ist; wir sprachen von solchen die ein höheres Streben haben.“

„Demnach giebst Du doch zu, daß wir in unserem Vereine das hohe Bestreben haben, dem Großen und Ganzen zu dienen?“

„Ja, das gebe ich zu —, nur bin ich mir noch nicht ganz klar (und hier lächelte er wieder etwas überlegen), ob diese Wege die rechten sind. Die verheirathete Frau, die ihre Fähigkeiten und Talente im Hause verwerthet, hat einen veredelnden Einfluß auf den Mann und die heranwachsenden Kinder, d i e s e r Einfluß auf das Große und Ganze ist nicht zu unterschätzen. Denke einmal recht gründlich darüber nach, Josepha. Im Uebrigen“, fügte er hinzu, „thue Jeder was ihm das Rechte dünkt; ich werde nichts dagegen haben, wenn Du Dich in Grau kleidest, damit zehn Jahre älter machst, Deine Sommererholung — und die der Kinder — zum Vortheil des Vereines daran giebst. Ich bin für gegenseitige Freiheit, wie Du weißt.“ — —

„Willst Du schon gehn?“ fragte er dann nach einer Weile, als sich seine Frau erhob.

„Ja, ich muß mich ankleiden, Fräulein Kunze kommt um zehn Uhr. Sie hat mir doch, wie Du weißt, die Kritik über Hauptmann's ‚Einsame Menschen‘ überlassen und wird mir wohl heute den Korrekturbogen bringen.“

Georg lächelte und nickte.

„Warum lachst Du?“

„Habe ich gelacht?“

„Geh', Du bist garstig, Georg, Du verbitterst mir meine ganze Freude. Du glaubst wohl, ich könnte das nicht?“

„Ich glaube gar nichts, Josepha; wenn Du das Problem richtig erfaßt hast, warum solltest Du es nicht können?“

„Eine so simpele Besprechung ist doch keine Kunst“, spöttelte sie, und sie lächelte noch über den Einwand ihres Mannes, als sie hinüber in ihr Ankleidezimmer kam.

Erst als sie vor den Spiegel trat, verschwand das Lächeln.

Wahrhaftig, Georg hatte Recht, das Grau stand ihr nicht, es machte sie alt. Aber freilich, zu jung durfte man im Verein nicht aussehen, die Arbeit war doch eine ernste.

Sie trat an ihren Kleiderschrank und griff nach dem dunkeln, grauen Wollenkleide, das sie sich auf Anrathen der älteren Damen, — sie trugen alle grau —, hatte anfertigen lassen. Es

sah so würdig, beinahe gelehrt aus; daß Georg das gar nicht begreifen wollte! Dann liebäugelte sie aber doch, — es war heute Sonntag und so schönes Wetter —, mit dem Crêmekleid —, es hatte so kleidsame himmelblaue Sammtaufschläge. Sollte sie es nicht heute doch anziehen, an dem Ehrentage, an welchen sie ihrem Manne triumphirend ihr erstes opus überreichen sollte?

Er war so gescheit, so furchtbar gescheit, ihr guter Mann; mit dieser Arbeit würde sie sich ebenbürtig machen, — er würde dann nicht mehr auf sie herabsehn — so gnädig —, beinahe mitleidig —, nein, das konnte sie nicht ertragen....

Ja, wenn Georg wäre wie Mister Bride, der ihrer Freundin Ellen Vorzüge so zu schätzen wußte, ihr Klavierspiel bewunderte, ihre drolligen, naiven Einfälle entzückend fand —, ja, sie sogar über sich selbst stellte. Mein Gott, wir Frauen sind nun einmal anders, dachte sie, aus ihrer Rolle fallend, man hat uns nicht so logisch denken gelehrt, keine solchen Anforderungen an unser Urtheil gestellt, aber dafür sind wir wieder rasch im Auffassen, frisch im Aneignen, originell im Fühlen, das — — —

„Ach was, ich ziehe heute einmal mein helles Kleid an —, nur heute —, Georg wird sich dann doppelt über meine Kritik freuen —, und das ist die Hauptsache. Es ist doch wundervoll, zu den Frauen gezählt zu werden, die etwas leisten, — ehrlich gestanden habe ich Fräulein Kunze immer darum beneidet; sie schreibt wie ein Mann und urtheilt wie ein Mann —, Georg braucht dann nicht mehr so überlegen zu lächeln."

(Schluß folgt.)

Der Universität Halle ein Festgruß aus Hessen.

Vom strahlenden, vom lichtumfloss'nen Balle
Der Sonne, die jetzt hohe Kreise zieht,
Strömt Segen auf die Erdbewohner alle,
Die sie auf Feld und Wiese schaffen sieht.
Doch deine Stirn, du festgeschmücktes Halle,
Ziert grün ein Reis, dir tönt ein Jubellied
Von Allen, die zum Saalestrand jetzt wallen
Und ziehen ein in deine hohen Hallen.

Wir altern rasch, es bleichen uns die Haare,
Wenn fünfzigmal uns naht des Jahres Lauf,
Doch du im Kranze der zweihundert Jahre
Blühst wie der Lenz, noch brechen Knospen auf,
Dein Flügelschwung ist gleich dem Königsaare,
Der aufwärts steigt ob allem niedern Hauf,
Der schärfste Blick ist seinem Aug' gegeben
Zu dem Entferntesten im Erdenleben.

Von, Halle, dir hab' ich den Spruch gelesen:
Es kommt aus dir nie einer ohne Weib.
Ist Wahrheit nicht das alte Wort gewesen?
Denn nicht gemeint ist eitler Zeitvertreib.
Der Jüngling hat als Braut in dir erlesen
Sich eine Jungfrau, rein an Geist und Leib.
Denn dort ist eigen ihm die Muse worden,
Die ihn geleitet von der Saale Borden.

Schnell schwinden Jahre, fliehen Perioden,
Und Menschenwerke seh'n wir untergeh'n,
Es können aufgedrung'ne neue Moden
Vor raschem Wechsel kurze Zeit nur steh'n.
Die Muse spricht: Was wird von mir geboten
Dem Geiste, wirst du nie verschwinden seh'n.
Was eine Gottheit Göttliches geschaffen,
Kann nie die Zeit in ihrem Sturm entraffen.

Das ew'ge Gut, das Erde nicht kann geben,
Ist ein Geschenk der reichen Wissenschaft,
Und das ist Freude, das ist wahres Leben,
Wenn wächst beflügelt uns'res Geistes Kraft.
Es sieht der Geist die Engel niederschweben,
Zu retten uns aus trostlos enger Haft.
Und solche Freiheit gibst auch du, o Halle,
Die sie gekostet, bringen Dank dir alle!

Der deutsche Laut klang nirgends vom Katheder,
Die Sprache Romas hat auf ihm gethront,
Sie war Gebieterin für Wort und Feder,
Hat als die Herrin in dem Haus gewohnt.
Ihr huldigte von den Genossen Jeder,
Ob solcher Dienst auch wahrlich schlecht gelohnt.
Da warst du's, Halle, das den Bann gebrochen,
Hier fiel das Wort: „Es werde deutsch gesprochen!"

Wie Vielen, Halle, wardst du alma mater,
Die süße Milch und erste Nahrung bot.
So sorgt für Kinder nur ein treuer Vater,
Der Leib und Seele fernhält schlimme Noth.
Den Suchenden warst allzeit du Berather,
Du zeigtest ihnen fern das Morgenroth;
Das leuchtete aus seiner öden Wüste
Hin in das Land, da uns ein Engel grüßte.

Kein Wunder ist's, wenn wie zu guten Ahnen
Der Enkel pilgert heut' zum Jubelfest.
Sie eilen hin zu dir auf raschen Bahnen,
Du siehst sie kommen so von Ost wie West.
Sie sehen weh'n der Burschen stolze Fahnen
Und grünen Schmuck und schlingendes Geäst.
Der Geist vernimmt ein hohes Lied in Halle
Und Gottes Lob bei hellem Glockenschalle.

G. Th. D.

Aus alter und neuer Zeit.

Unsere hessischen Landsleute findet man bekanntlich überall. Als ich vor einer Reihe von Jahren zum ersten Mal die damals noch in englischem Besitze befindliche Insel Helgoland besuchte, fiel mir in der Princeßstreet unter all den Jansen, Friedrichs, Ohlsen ein Name auf, der unverkennbar hessisches Gepräge aufwies; es war der Name Stichtenoth. Obgleich der mir bekannte Träger dieses Namens, dessen ich mich aus der Heimath erinnerte, durchaus nichts Anziehendes für mich hatte, so beschloß ich doch, seinen Helgolander Namensvetter kennen zu lernen. Ich trat in die Werkstätte, — der Mann war Schuster —, und fand einen freundlichen alten Mann, der denn natürlich auch als kurhessischer, aus Wanfried stammender Landsmann sich zu erkennen gab. Er war vor reichlich 40 Jahren auf der Wanderschaft nach Hamburg oder Bremen gekommen, hatte sich dort auf ein Schiff verdingt, war nach Helgoland gerathen und dort „hängen geblieben". Er ließ sich als Schuhmacher nieder und heirathete eine Helgoländerin; wenn er aber auch äußerlich Helgoländer wurde und im Umgange mit seinen neuen Landsleuten den Inseldialekt sich aneignete, sprach er doch noch nach 40 Jahren seine unverfälschte hessische Mundart. An der alten Heimath, die er im Laufe der Jahre einmal besucht hatte, hing er mit großer Liebe und war deshalb auch sichtlich erfreut über meinen Besuch. Ich bin dann zuweilen — auch in späteren Jahren — bei ihm gewesen und habe mit ihm geplaudert von der hessischen Heimath, ihren Bergen und grünen Thälern, die noch als freundliche Erinnerung vor seiner Seele standen. — Der Name Stichtenoth erweckt noch ein anderes Interesse. Meiner Ansicht nach gehört er zu den meist imperativen Namensformen, die wir gerade in Hessen ziemlich häufig haben, wie Schnellenpfeil (Schnell den Pfeil), Rinnsland (Rinn in's Land), Hastenpflug oder Hassenpflug (Hast den Pflug). Stichtenoth heißt jedenfalls ursprünglich „Stich die Naht"; der erste Träger ist also ein Schneider gewesen. Vielleicht giebt ein Fachmann sein Urtheil über meine Vermuthung ab.

S.

Aus der Zeit der Wiederherstellung des kurfürstlichen Regimentes nach der westfälischen Periode stammt das nachstehende, von der Ordenskanzlei ausgegangene Schriftstück:

Zur Nota;

Der Durchlauchtigste Ordens-Stifter haben die Taxe der Ordenszeichen auf dreyßig Dukaten bestimmt, welche von den Herren Rittern an den Ordens-Schatzmeister, Hof-Intendanten Enyrim eingesendet werden können.

Außerdem werden von einem jeden Herrn Ritter bei der Aufnahme zum Behuf des Hospitals S. Elisabeth und zu des Schatzmeisters Berechnung erlegt . 5 Pistolen.
Ferner als Gratial an den Garderobier . . . . 2 Pistolen.
Und so auch an den Herold . . 2 Pistolen.

Überdas wird, nach einer bestehenden conformen Einrichtung, ein Kapital von 200 Rthlrn., oder 40 Pistolen, eingelegt, welches für die Ordens-Armen-Kasse dergestalt bestimmt ist, daß aus den Interessen dieses kleinen Kapitals das auf S. Elisabethentag gewöhnliche jährliche Ordens-Armen-Opfer von zwey Pistolen bestritten, folglich ein ewiges Opfer dadurch gestiftet, und dieses sowohl während der Lebzeit als nach dem Tode der Herren Ordens-Ritter zur jährlichen Rechnungs-Einnahme gebracht, und auf solche Weise durch jene milde Gabe das Andenken an den Verstorbenen für immer rühmlichst erhalten wird.

Kassel, d. 31. Dec. 1814.

Aus Kurfürstl.
Ordens-Kanzley.

F. W. Strieder,
geheimer Hof- und Ordensrath.

Aus Heimath und Fremde.

Die Vorbereitungen zu dem in der letzten Augustwoche stattfindenden fünfzigjährigen Jubiläum des Hanauer Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde, verbunden mit der Jahresversammlung des Hauptvereins für hessische Geschichte und Landeskunde werden der „Han. Ztg." zufolge jetzt eifrig betrieben. In großen Zügen ist das Programm nunmehr entworfen. Am Montag, 27. August, wird ein Festkommers in dem Saale der „Zentralhalle" die Festtheilnehmer vereinen, bei dem es an Musik, Gesang und sonstiger anregender Unterhaltung nicht fehlen wird. Die Jahresversammlung des Kasseler Hauptvereins wird am Dienstag Vormittag, 28. August, abgehalten, auf die zwei Festvorträge folgen werden, und zwar wird Herr Landgerichtsrath Dr. Brandt über die Landgräfin Amelia Elisabeth von Hessen und Herr Professor Dr. Wackermann über Moscherosch (eigentlich Mosenrosh, Schriftsteller unter dem Pseudonym Philander von Sittewald, geboren 5. März 1601

zu Wilstädt in Baden, gestorben 4. April 1669 zu Worms als Geheimrath der Landgräfin von Hessen) sprechen. Nach Beendigung der Vorträge sollen die Hanauer Sammlungen und Kirchen 2c. besichtigt und bei einem Frühschoppen Erholung gesucht werden, Nachmittags 5 Uhr beginnt die Festtafel im Saale der „Zentralhalle". Der dritte Festtag, Mittwoch, 29. August, ist zur Besichtigung von hervorragenden Sehenswürdigkeiten in der Umgebung Hanaus bestimmt, ein Plan aber noch nicht endgültig festgestellt.

Die XVIII. Jahresversammlung und das Stiftungsfest des Rhönklubs findet am 4. und 5. August 1894 zu Neustadt a. d. S. statt. Das Programm ist wie folgt zusammengesetzt: Sonnabend, 4. August, Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im Saale des Gasthauses „zum goldenen Roß". Sonntag, 5. August, Vormittags 10 Uhr: Hauptversammlung der Abgeordneten der Zweigvereine im Rathhaussaale. Gleichzeitig musikalischer Frühschoppen in der Gartenwirthschaft von A. Süßmann. — Promenadenmusik auf dem Marktplatze. Mittagstisch nach Belieben in den vom Zweigverein Neustadt empfohlenen Gasthäusern: Hôtel zur Post, Hôtel zum goldenen Mann, Gasthof zum goldenen Roß, Gasthof zu den vier Jahreszeiten. Nachmittags: Festzug nach der Salzburg; Burgfest daselbst. Abends: Tanzkränzchen im neuerbauten Gartensaale der „Vier Jahreszeiten".

In Kassel findet vom 14. bis 17. August der deutsche Apotheker-Kongreß verbunden mit einer pharmazeutischen Ausstellung in den Räumen des „Meßhauses" statt. — Zum Konservator des Kasseler Kunsthauses wurde an Stelle des Professors Neumann, welcher bisher dieses Amt versehen hat, Kunstmaler Theodor Matthei ernannt.

Ein hessischer Landsmann, der es in der Ferne zu großen Erfolgen gebracht hat, Herr Ludwig Mond, ein geborener Kasseler, der als einer der ersten Techniker Englands sowie als chemischer Forscher bekannt ist, hat der Royal-Institution eine großartige wissenschaftliche Stiftung gemacht. Diese besteht, wie die „Chemiker-Zeitung" berichtet, in der Gründung eines großen Laboratoriums für chemische und physikalische Untersuchungen, welches im Zusammenhang mit der Royal-Institution und unter Leitung und Kontrole derselben stehen soll. Zu diesem Zwecke hat L. Mond ein großes Haus im Westend von London angekauft und wird dasselbe auf seine eigenen Kosten in ein Laboratorium im größten Stile umwandeln lassen. Außerdem wird er dieses Institut finanziell so stellen, daß vollauf Kapitalien vorhanden sind, um Gehälter und jede sonstige Art von Ausgaben zu bestreiten. Mond, hat mit scharfem Blick erkannt, daß ein derartiges Institut ein immer größeres Desideratum für die chemische Wissenschaft der Neuzeit geworden ist, indem die Arbeit des wissenschaftlichen Forschers von Jahr zu Jahr größere Anforderungen an die experimentellen Hilfsmittel stellt, sowohl was Feinheit und Exaktheit der Instrumente und Apparate, als auch was Größe, Umfang und Kosten derselben betrifft, so daß Privatlaboratorien und die Mittel eines Einzelnen nur in seltenen Fällen allen Erfordernissen der gegenwärtigen chemischen und physikalischen Forschung gerecht zu werden vermögen. Die Großartigkeit des Mond'schen Unternehmens, sowohl was die wissenschaftliche, als auch was die finanzielle Seite betrifft, — denn letztere läßt sich nur nach Tausenden von Pfunden Sterling berechnen —, überragt bei Weitem Alles, was bis jetzt in Großbritanien in ähnlicher Weise der Wissenschaft geboten wurde.

Universitätsnachrichten. Der bisherige außerordentliche Professor Vietor ist zum ordentlichen Professor der englischen Philologie an der Universität Marburg ernannt worden. — Dem Privatdozenten in der juristischen Fakultät der Universität Marburg, Herrn Dr. Fr. Wachenfeld, ist das Prädikat „Professor" verliehen worden. —

Das Marburger Korps Hasso-Nassovia feierte in glanzvoller Weise am 16. Juli sein 55jähriges Stiftungsfest.

Am 25. Juli starb zu Kassel nach langjährigem Leiden im 82. Lebensjahre der Generalsuperintendent a. D. Dr. theol. Julius Martin.

Julius Martin, seit 1856 Generalsuperintendent der reformirten Diözese in Niederhessen, war am 1. November 1812 zu Eschwege an der Werra geboren. Sein Vater, damals ein dem ausgesprochenen Todesurtheil durch König Jérôme's Begnadigung Entronnener, war Peter Sigmund Martin, dessen Name sich in die hessische Landesgeschichte verwebt hat, seine Mutter war Amalie Rommel, eine Nichte des langjährigen Generalsuperintendenten Rommel. Nachdem P. S. Martin eine Notarstelle in Eschwege bekleidet, nach der Besiegung Napoleon's unter Justus Gruner als Polizeiinspektor in Düsseldorf, der Hauptstadt des ehemaligen Großherzogthums Berg, in Diensten

gestanden hatte, ließ er sich im Jahre 1814 als Amtsadvokat in Homberg nieder; daselbst wurden 1815 H. Martin, der spätere Oberappellationsrath, und 1822 W. Martin, bisher Superintendent in Gudensberg, geboren. Die Söhne waren geistig reich begabt. Julius Martin besuchte die Rektorschule zu Homberg, gleichzeitig mit dem Schreiber dieser Zeilen, und dann das Gymnasium zu Erfurt, wo Kritz, Scheibener und Mensing seine vorzüglichen Lehrer waren. Ostern 1832 ward er zu Marburg als studiosus theologiae immatrikulirt. Marburg hatte sich damals als Universität bedeutend gehoben. Martin hörte die Vorlesungen der Theologen Julius Müller und Kling, des Philologen K. F. Hermann und des Philosophen Sengler. Der Ruf Tholuck's zog ihn Ostern 1833 auf die Universität Halle. Zwischen dem geistreichen Professor Tholuck und seinem in ein nahes Verhältniß zu dem Lehrer tretenden Schüler gestaltete sich eine Freundschaft, die bis zu Tholuck's Tod fortgedauert hat. Im Sommersemester 1834 bestand J. Martin die theologischen Examina, und jetzt hielt er es für seine Aufgabe, von seiner bedeutenden Begabung als Prediger, vorzugsweise in Homberg, allwo seine Kirche immer gedrängt voll war, Gebrauch zu machen. Seine Predigten zeichneten sich durch Klarheit und Wärme, die sich zur Begeisterung steigerte, mit einem tief zum Gemüth sprechenden Vortrag aus. Schon damals sah man ihn als einen zu einem hohen kirchlichen Beruf beanlagten und bestimmten jungen Geistlichen an. Nachdem er mehrere Jahre in Homberg an der Stadtschule als Konrektor und als Seminarlehrer gewirkt hatte, berief ihn der Kurfürst, der seine Probepredigt gehört hatte, im Jahre 1843 zum Hof- und Garnisonspfarrer nach Kassel. Von Stufe zu Stufe stieg er auf, bis ihn der Kurfürst 1856 zum Superintendenten (Generalsuperintendenten) ernannte. Seine reichgesegnete Wirksamkeit in diesem hohen Amte, während welcher ihm gelegentlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums im Jahre 1884 von Sr. Majestät dem Kaiser der Rothe Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub und von der Universität Marburg die theologische Doktorwürde verliehen wurde, dauerte bis in's Jahr 1887.

Die Beerdigung fand unter großer Betheiligung namentlich seitens der niederhessischen Geistlichkeit am 27. Juli statt. Generalsuperintendent Lohr hielt die Grabrede.

D.

Der am 16. d. M. in Kassel verstorbene Ober-Postkassen-Buchhalter a. D. Adalbert Jaenecke war eine in weiten Kreisen bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. Der Verewigte hat sich namentlich um das Turnwesen in Kassel außerordentlich verdient gemacht. Lange Jahre wirkte er als Turnwart der „Aelteren Kasseler Turngemeinde". Selbst schon in hohem Alter stehend, bekundete er sich noch durch Wort und That als Förderer der Turnerei. Der Turnverein „Jahn" ernannte Jaenecke s. Zt. zum Ehrenvorsitzenden.

Personalien.

Ernannt: Gerichtsassessor Winneberger zum Amtsrichter bei dem Amtsgericht in Finsingen (Elsaß-Lothringen); die Rechtskandidaten von und zu Loewenstein und Dietrich zu Referendaren.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Habich in Sontra an das Amtsgericht in Rüdesheim. — Ferner wurde Regierungsassessor Dr. Rohde in Marburg bis auf Weiteres dem Landrath des Kreises Bersenbrück zur Hilfeleistung zugetheilt und Gerichtsassessor Berlin in die Liste der Rechtsanwälte bei dem Amtsgericht in Schmalkalden eingetragen.

Bestellt: Der bisher provisorisch bestellte Rektor Past. extr. Ritter zu Wolfhagen als Rektor an der Stadtschule daselbst. Gerichtsassessor Dr. jur. Schultheis als Mitpatron des Fürstabt Landau'schen Familien-Stipendiums in Fulda.

Verliehen: Dem Thierarzt Wilhelm Estor aus Marburg die bisher von ihm interimistisch verwaltete Kreisthierarztstelle in Frankenberg.

Beauftragt: Der Regierungsassessor von Baumbach mit der kommissarischen Verwaltung des Landrathsamtes im Kreise Gelnhausen.

Entlassen: Der Gerichtsassessor Lucas aus dem Justizdienst behufs Uebertritts zur Kommunalverwaltung.

Geboren: Ein Knabe dem Oberroßarzt Rind und Frau Anna, geb. Pfeiffer (Kassel, 20. Juli).

Vermählt: Adolph Jürgensen mit Cäcilie, geb. Bartheldes (Kassel, 21. Juli).

Gestorben: Emmy von Wild, geb. Engel (Frankfurt a. M., 14. Juli); Oberpostkassenbuchhalter a. D. Adalbert Jänecke (Kassel, 16. Juli); Frau Rentmeister Friederike Dörffler, geb. Cordes (Gelnhausen, 17. Juli); Instrumentenmacher Reinhold Scheel, 86 Jahre alt (Kassel, 18. Juli); Apotheker Adolf Hilgenberg sen., 66 Jahre alt (Treysa, 23. Juli); Kanzleisekretär a. D. Karl Lorenz, 66 Jahre alt (Kassel, 21. Juli); Generalsuperintendent a. D. Dr. theol. Julius Martin, 81 Jahre alt (Kassel, 25. Juli); Direktor des Eisenbahn-Betriebsamts (Kassel-Schwerte) Geh. Regierungsrath Josef Busch, 55 Jahre alt (Kassel, 25. Juli).

Hessische Bücherschau.

Gedichte von Marie Westerburg. Kassel. Verlag von Th. G. Fisher & Co. 1894.

Ein ernstes Geschick ist es, das der Verfasserin beschieden ist, und so ist der Grundton der Gedichte, die in einem geschmackvollen Bändchen vereinigt sind, ein ernster und trüber. Die Klage um den

Verlust lieber Angehöriger; um dahingeschwundenes Glück kehrt in immer neuen Varianten wieder:

„Ein Traum! Ein trauter Traum,
Den ich einst träumte —
Ein echter Liebestraum!

Von großem, großem Glück
Ich damals träumte —
Von unbegrenztem Glück!

Es war ein traulicher Traum,
Den ich da träumte —
Es war mein einziger Traum!"

Ein offenes Auge hat die Verfasserin für die sie umgebende Welt, für die kleinen Freuden und Leiden des täglichen Lebens. Es ist also Selbstempfundenes, Selbsterlebtes, was sie bietet, und das unterscheidet sie zu ihrem Vortheil von Manchem, der mit Belesenheit und formaler Gewandtheit ausgerüstet uns als poetisches Erzeugniß bietet, was doch schließlich sozusagen das Exsudat allgemeiner Bildung ist. Andererseits muß die Autorin zweierlei beachten: einmal, daß nicht alles persönlich Erlebte künstlerisch gestaltungswerth ist, dann, daß erst die Form es ist, welche das Kunstwerk ausmacht, und daß wir eine poetische Kunstsprache besitzen, die — ohne die Individualität des Einzelnen zu beschränken — ihre festen Kriterien hat. Hierauf muß die Verfasserin ihren Blick lenken, um fernerhin Erfreuliches zu schaffen.

Wickers Henner am Scheidewege. Eine Erzählung aus dem Marburger Bürgerleben von Elise Mentzel. Marburg. Druck und Verlag von Oskar Ehrhardt, Universitätsbuchhandlung. 1894.

Die Verfasserin schildert in der vorliegenden Erzählung in recht wirksamer Weise den Konflikt, den die künstlerische Begabung zweier Glieder einer wackern Bürgerfamilie in ihnen selbst und zwischen ihnen und ihren Angehörigen hervorruft. Mit Behagen bewegen wir uns in diesem Kreise, wo Ehrbarkeit und althergebrachte Sitte das Leben beherrschen, und nehmen gern all' die kleinen Schwächen und Menschlichkeiten einer früheren, leider nun wohl für immer vergangenen Zeit mit in den Kauf. Diesen wohlhäbigen Bürgern und ihren gewichtigen Gattinnen steht die Marburger Mundart, deren sie sich bedienen, sehr wohl an. Solange die Verfasserin uns von diesen Bürgerhäusern und ihren Insassen, ihrer Freud' und ihrem Leid berichtet, ist sie offenbar in ihrem Element und weiß den Leser zu fesseln, sobald sie uns aber in die große Welt führt, betritt sie ein fremdes Gebiet, und ihre Erzählung wird ein Roman von derselben Leere und Oberflächlichkeit, wie wir sie in jedem Tageblatt mit Schaudern sehen, aber nicht lesen, und dazu ist das Talent der Verfasserin zu schade. Wir würden ihr rathen das Mundartliche und schlicht Bürgerliche zu pflegen. Von ihrer Begabung für die Behandlung dieser Gebiete giebt ihr Buch erfreuliche Proben.

J. W.

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

J. S., Frankfurt a. M. „Marburger Erinnerungen IV" erhalten. Besten Dank.

L. M., Eschwege. Ihren Einsendungen sehen wir entgegen. Gruß.

C. N., Kassel. Es ist uns nichts zugegangen. Wir werden aber versuchen, es ausfindig zu machen.

Frau K.-J., München. Zu rechter Zeit gekommen, mit Freuden acceptirt und sofort verwandt.

L. B., Frankfurt a. M. Das Eingesandte war sehr erwünscht. Weiteres stets willkommen.

Anzeige.

Herzliche Bitte an unsere Leser!

Das furchtbare Grubenunglück von Karwin hat Hunderten von braven, pflichttreuen Bergleuten und Vielen, die todesmuthig zur Rettung derselben schritten, das Leben gekostet und die Hinterbliebenen in tiefstes Elend versetzt. Die Zahl der Letzteren ist so beträchtlich, daß trotz großartiger Unterstützung von Seiten der Regierung und des Besitzers der betreffenden Kohlenwerke eine nur annähernd ausreichende Versorgung der ihrer Ernährer beraubten Wittwen und Waisen ausgeschlossen ist. Sollen diese Armen auf die Dauer vor bitterer Noth und Sorge bewahrt werden, so muß die Mildthätigkeit der Mitmenschen werkthätig eingreifen.

Wir richten deshalb an unsere verehrten Leser und Leserinnen die dringende Bitte, ein Scherflein beitragen zu wollen, die Noth zu lindern und die Thränen zu trocknen, und ersuchen, Geldspenden, seien sie auch noch so gering, einzusenden an die

Redaktion des Universum in Dresden,
Johann-Georgen-Allee 13,

oder an die Vertreter unseres Verlages

Herren Spielhagen & Schurich in Wien,
I., Kumpfgasse 7.

Die gesammelten Gelder werden von uns an das Hilfskomité abgeliefert und soll an dieser Stelle über jeden einzelnen Betrag Quittung erfolgen.

Für die hoffentlich recht reichlich fließenden Spenden gestatten wir uns schon im voraus im Namen der Hinterbliebenen herzlich zu danken.

Redaktion und Verlag des Universum,
Dresden und Wien.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 16.

Kassel, 17. August 1894.

Das „**Hessenland**“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Bei der Trennung.

Freunden, die betrübt sich von uns kehren,
Wollen wir das Herz nicht noch beschweren.

In des Abschieds wehmuthvoller Stunde
Jede Klage sei versagt dem Munde.

Nein, es soll der Becher freundlich klingen
Uns zurück die schönen Tage bringen,

Jene Tage, deren Angedenken
Wir als Kleinod in den Herzschrein senken,

Daß es drinnen still verborgen ruhe;
Doch zuweilen öffnen wir die Truhe,

Uns zu freu'n an seinem lichten Scheine
Wie an dem Gefunkel edler Steine.

Im Besitze solches edeln Gutes,
Freunde, laßt uns harren heitern Muthes;

Ohne Klagen laßt uns, ohne Wanken
Für Genossenes den Göttern danken.

D. Saul.





Eine römische Niederlassung auf dem Boden der Stadt Hanau.

Von Professor Dr. Georg Wolff (Frankfurt a. M.).

Wie in Frankfurt, so galt es auch in Hanau bis vor wenigen Jahren den Lokalforschern als ausgemacht, daß das Terrain, auf welchem heute die beiden Städte sich ausbreiten, in vorgeschichtlicher und römischer Zeit ein von Flußarmen durchzogenes Sumpf- und Bruchland war, dem sich insbesondere die Römer mit ihren Straßen und Niederlassungen geflissentlich fern hielten. Vereinzelte Nachrichten über angeblich römische Funde, die hier wie dort nach mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung gemacht sein sollten, wurden unter Hinweisung auf die Kritiklosigkeit mancher älterer Lokalhistoriker allgemein als unhaltbar bezeichnet. Auch als in den Jahren 1886—1888 an der Kinzigmündung das große Kastell von Kesselstadt aufgefunden und gleichzeitig die Existenz einer römischen Mainbrücke vor der Mündung des Mainkanals nachgewiesen wurde*), war man noch geneigt, die Hauptverkehrsstraßen von jenem Lager zu dem Grenzkastell Rückingen das Gebiet der jetzigen Stadt in einem das rechte Ufer der unteren Kinzig begleitenden Bogen umziehen zu lassen, ganz wie bei Frankfurt die von der Lokalforschung anerkannten römischen Ansiedelungen das eigentliche Stadtgebiet in einem nach Süden offenen Bogen umgaben. Immerhin aber mußte die Existenz und Lage der Hanauer Brücke bereits erhebliche Bedenken gegenüber dem Dogma von der Unberührtheit des Hanauer Bodens erwecken zu einer Zeit, wo auch in Frankfurt die neuen Fundstätten römischer Reste sich dem Kerne der Stadt immer mehr näherten. Hatten die Ausgrabungen bei Kesselstadt bereits ergeben, daß die von Friedberg nach dem Mainknie bei Hanau verlaufende römische Straße die ehemals sumpfige Niederung an der Kinzigmündung dicht vor den westlichsten Häusern der Stadt durchkreuzte, so wurde es durch die Auffindung der Brückenreste mehr als wahrscheinlich, daß, wie das linke, so auch das rechte Mainufer von einer Straße begleitet war, welche das Kastell Großkrotzenburg über Hanau, Kesselstadt, Frankfurt 2c. mit Kastel und Mainz verband.*) Diese Vermuthung fand dann sehr bald eine Bestätigung durch die Auffindung zweifelloser Reste dieser rechtsmainischen Uferstraße, besonders aber durch die zufällig, aber sehr rechtzeitig erfolgte Aufdeckung der Trümmer einer Militärstation unter dem Boden des ältesten Theils der Stadt Frankfurt, welche ein- für allemal jeden Zweifel daran beseitigten, daß auch den Römern die Bedeutung der Frankenfurt für den Verkehr im unteren Maingebiete nicht entgangen war.

Noch fehlte für Hanau ein gleich ausschlaggebender Beweis für die Besetzung und Besiedelung des eigentlichen Stadtgebietes. Da sollten denselben im vergangenen Jahre die Arbeiten für die Anlage einer Werft an der Mündung des Mainkanals in überzeugendster Weise bringen. Dieselben nöthigten dazu, in dem Winkel zwischen Kanal und Strom das Ufer in einer Breite von ca. 30 Meter abzutragen. Die Stelle lag gerade da, wo nach den früher gemachten Beobachtungen die römische Brücke das nördliche Ufer erreichen mußte. Die im Jahre 1886 hier zur Feststellung des Brückenendes vorgenommenen Nachgrabungen waren resultatlos geblieben, da sich ergab, daß das

*) Vergl. G. Wolff, Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. Hanau 1890. Ueber die Mainbrücke und ihre Zufuhrwege handelt besonders der III. Abschnitt, S. 19 ff.

*) Diese Vermuthung wurde zum ersten Male ausgesprochen in der oben angeführten Schrift, S. 28. Ihre Bestätigung fand der Verfasser bald bei den Untersuchungen, die er in der Umgebung Frankfurts theils privatim, theils im Auftrage der Reichs-Limes-Kommission vornahm. Vergl. G. Wolff, Die römischen Ziegeleien von Nied bei Höchst und ihre Umgebung. Frankfurt a. M. 1893. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, IV. Band, S. 215, Anm. 1, 235 ff. u. 245. Limesblatt 1893, Nr. 6, 52.

Terrain bis zur Höhe des Wasserspiegels aufgefüllt war, und zwar, wie einzelne Fundstücke verriethen, zu der Zeit, als der Mainkanal mit Benutzung eines alten Kinzigarmes zu einem Winterhafen ausgebaut wurde. Es scheint, daß bei den diesmaligen Arbeiten der größte Theil des damals aufgefüllten Ufers wieder abgetragen und unter demselben sowohl das alte Mainbett als das des ehemaligen Kinzigarmes erreicht und zum Theil durchbaggert wurde. Daß die dabei gemachten Beobachtungen in wissenschaftlich brauchbarer Weise festgelegt wurden, ist in erster Linie dem königlichen Strommeister Herrn Blumentritt zu verdanken, der sich auch bei den früheren Untersuchungen an derselben Stelle das größte Verdienst erworben hatte. Neben ihm hat sich auch der Schriftführer des Hanauer Bezirksvereins, Dr. H. Eisenach, auf's Eifrigste und Erfolgreichste besonders um die Sicherung der in mehr als einer Hinsicht hochinteressanten Fundstücke bemüht, welche jetzt durch Verfügung der königlichen Behörden dem Museum des genannten Vereins einverleibt sind und bei dem bevorstehenden Jubiläum Mitgliedern und Gästen als erste Dokumente der römischen Vorgeschichte des Bodens von Hanau vorgelegt werden sollen.

Die Abtragung des eigentlichen Mainufers führte zunächst zur Auffindung von zwei neuen Pfeilern der Brücke, wodurch die früher gemachten Beobachtungen bezüglich der Richtung und Konstruktion der letzteren bestätigt und ergänzt wurden. Eine auf Kosten des Hanauer Bezirksvereins vorgenommene Durchbaggerung des Flußbettes ließ mit noch größerer Deutlichkeit als früher die Größe und Form der die Pfeiler tragenden Pfahlreste und die Uebereinstimmung der Anlagen mit der römischen Rheinbrücke bei Mainz erkennen. Weit wichtiger sind die Einzelfunde, insofern sie zum ersten Male, und zwar mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit, die Existenz einer römischen Niederlassung auf dem Boden der jetzigen Stadt Hanau erkennen lassen und zugleich wichtige Anhaltspunkte für die Bestimmung der Chronologie und des Charakters dieser Niederlassung bieten.

Die Gegenstände, soweit sie zweifellos römischen Ursprungs sind, fanden sich theils in den Resten der genannten beiden Pfeiler, bezw. in deren unmittelbarer Umgebung, theils zwischen dem nördlicher gelegenen derselben, der wahrscheinlich als Landpfeiler diente, und dem rechten Ufer des heutigen Mainkanals, unter dem jetzt abgetragenen Ufer, welches Strom und Kanal trennte, überall in der oberen Kies- und Schlammschicht der ehemaligen Flußbettsohle, vor. Die Vertheilung der verschiedenen Gegenstände auf die genannte Fundstätte läßt mit Sicherheit erkennen, daß sie theils beim Bau der Pfeiler und während der Benutzung der Brücke von dieser herab in das Flußbett gefallen und von einer Kieslage bedeckt worden, zum großen Theil aber vom Ufer aus in's Wasser gekommen sind. Der letztere Umstand aber, in Verbindung mit der Beschaffenheit der Objekte, gestattet die sichere Vermuthung, daß unmittelbar über der Fundstätte, auf der Landspitze zwischen dem alten Kinzig- und dem Mainbette, eine römische Niederlassung lag, die zum nördlichen Ende der Brücke und der zu ihr führenden Straße in ebenso enger Beziehung stand wie zum südlichen die auf der Steinheimer Mainspitze im Jahre 1875 vom Hanauer Bezirksverein aufgedeckte Anlage, welche gegenwärtig durch die Reichs-Limes-Kommission einer neuen Untersuchung unterzogen wird.

Während aber dort ausgedehnte Fundamente die Lage, Größe und Beschaffenheit der Anlage errathen lassen, ist man auf der Hanauer Seite ausschließlich auf die zu Tage geförderten Fundstücke angewiesen, wenn man sich eine Vorstellung von der Bedeutung des Platzes machen will. Dieselben sind aber, wie schon das folgende summarische Verzeichniß erkennen läßt, nach mehr als einer Richtung hin von großem Interesse.

Es wurden gefunden:

I. Gegenstände von Thon, und zwar:

1) zahlreiche Sigillatagefäße (Näpfe, Tassen, Schalen, Reibschalen), sämmtlich mehr oder weniger fragmentarisch, davon zwölf mit Töpferstempeln, eines mit einer Töpfermarke. Die Stempel sind bis auf einen auch anderwärts im römischen Grenzlande gefunden worden. Ebenso stimmt ein auf einem Sigillataboden eingeritztes Zeichen (Graffit) zu den Gepflogenheiten der Grenzbesatzungstruppen. Ein Amphorahenkel zeigt, wie gewöhnlich, die abgekürzten drei Namen eines römischen Bürgers (Q. I. A.) als Marke des Fabrikanten.

2) Zahlreiche Dachziegelstücke, von welchen eines den Stempel der vierten Kohorte der Vindeliker, vier verschiedene Stempel der 22. Legion, sämmtlich nur theilweise erhalten, zeigen. Eine Vergleichung mit den in den Ziegeleien von Großkrotzenburg und Nied gefundenen Typen ergiebt, daß der Kohortenstempel von dem ersteren, die Legionsstempel von dem letzteren Fabrikationsorte stammen.

II. Gegenstände aus Metall und zwar:

1. aus Eisen: a) zwei Schlüssel der einfachsten Form, wie sie sich oft in den Niederlassungen neben Grenzkastellen und in Gehöften des Grenzlandes finden; b) drei Messer, zum Theil mit gut erhaltenem Holzgriff; c) eine größere Anzahl von Aexten und Zimmermannsbeilen, die zum großen Theil bei der Arbeit von der Brücke in's Wasser gefallen zu sein scheinen. Sie bilden eine ziemlich vollständige Sammlung der sonst vereinzelt in den römischen Trümmern unserer Gegend, besonders auf der Salburg gefundenen Typen, die besonderen Werth dadurch gewinnt, daß das Eisen sich in dem Kies des Flußbettes ausnahmsweise gut erhalten hat.

   Dies gilt in noch höherem Grade von:

2. den Bronzegegenständen, die sämmtlich ohne den geringsten Ansatz von Patina, goldglänzend zu Tage gefördert wurden, sodaß man bei ihnen in höherem Grade, als es bei sonstigen Funden der Fall zu sein pflegt, eine Vorstellung nicht nur der Gebrauchsart, sondern auch des Eindrucks, den dieselben zur Zeit ihres Gebrauches auf das Auge machten, gewinnt.

Es war geradezu überraschend, aus dem von dem ehemaligen Uferschlamm schwarzgefärbten Kies, welchen die Arbeiter in den Baggerkähnen sorgfältig durchsuchten, Nadeln, Schnallen, kleine Kettenringe, die bekannten Löffelchen mit nadelförmigem Griffe und andere Gegenstände hervorschimmern zu sehen, als augenfälligen Beweis für die Behauptung der Arbeiter, daß die früher abgelieferten Gegenstände ähnlicher Art von ihnen nicht abgerieben oder gereinigt seien. Dafür sprach übrigens auch schon der Umstand, daß man Feinheiten der Technik und der Ornamentirung erkennen konnte, die sonst durch die Patina verdeckt zu sein pflegen. Die Griffe der erwähnten Löffelchen sind durch Riefen rauh gemacht, offenbar um eine sichere Handhabung trotz der geringen Dicke des Griffes zu ermöglichen. An der üblichen Erklärung dieser „Löffelchen" (?) als „chirurgische Instrumente" könnte übrigens der Umstand irre machen, daß sie so außerordentlich oft in einfach ausgestatteten Wohnhäusern des Grenzlandes gefunden werden. An unserer Stelle wurden sie (zum Theil zerbrochen) in sechs Exemplaren gefunden. Besonderes Interesse erregte auch eine noch federnde Pincette (der gewöhnlichen Form) und zwei größere Steck- oder Haarnadeln, die noch mit den Spitzen in einer aus Bronzeblech hergestellten dütenförmigen Schutzdülle steckten, aus der man sie, wie zur Zeit der Verwendung, herausnehmen kann.

Die 17 theils ganz, theils in Bruchstücken erhaltenen Gewandnadeln zeigen die verschiedensten Typen von den einfachsten, aus einem Bronzedraht durch spiralförmige Windung der Mitte und Umbiegung des dicken Endes hergestellten Sicherheitsnadel bis zu der „Armbrustfibel" mit massivem Bügel, dessen Querrippen in riefenförmigen Vertiefungen zum Theil noch den eingelegten Silberdraht (Tauschirung) haben. Auch die Scheibenfibel ist in einem kreisrunden Bügelstück erhalten, dessen Oberfläche in den Vertiefungen noch die Spuren der ausgebrochenen Emaille, bezw. Glasmosaik zeigt. Da, wie wir später sehen werden, die Zeit des Gebrauches unserer Brücke und der Existenz der Station eine sehr beschränkte ist, so ist das Nebeneinandervorkommen der verschiedenen Fibelformen, die bekanntlich als eines der wichtigsten Mittel zur chronologischen Bestimmung römischer Anlagen benutzt werden, wohl geeignet, die übliche Klassifizirung römischer Fibeln einer Kontrolle zu unterwerfen.

Als archäologisches Unikum darf wohl ein aus einem Bronzedraht mit viereckigem Querschnitt hergestellter Armring bezeichnet werden, dessen beide Enden sich, das eine nach oben, das andere nach unten, in zwei länglich rechteckige Plättchen verbreitern. Diese sind zu einer rechteckigen Fläche von doppelter Höhe nebeneinandergelegt und dadurch aneinander befestigt worden, daß an der äußeren Seite jedes Plättchens sich ein dünnerer Draht ansetzt, der auf beiden Seiten zunächst zu einem Schneckenornament gewunden ist und dann, um das Ende des Ringes gedreht, zugleich den Verschluß bildet. Die Plättchen sind an den Rändern durch parallele Linien und zwischen diesen schräg eingepunzte Kerben ornamentirt. In dem so umrahmten rechteckigen Raume zeigt das obere Plättchen die eingeritzten Buchstaben D HER, das untere die Fortsetzung CVLI, also zusammen die Widmung D(eo) Herculi. Diese Inschrift auf einem, wie die Dimensionen vermuthen lassen, für den Oberarm eines kräftigen Mannes bestimmten Schmuckringe ist so auffallend, daß man geneigt sein möchte, anzunehmen, daß der Schmuck für eine lebensgroße Herkulesstatue bestimmt war, wenn nicht auch diese Annahme mit Rücksicht auf die Lokalität des Fundes fast noch größere Räthsel aufgäbe.

Wir kommen nun zu den in wissenschaftlicher Beziehung wichtigsten Fundstücken, den Münzen.

Es sind deren nicht weniger als 70 gerettet, zweifellos aber weit mehr gefunden und noch viel mehr nicht gefunden worden. Die vorhandenen sind theils in der unmittelbaren Umgebung des dem Ufer nächstgelegenen Pfeilers, theils neben den übrigen Metall- und Thonfunden am alten Ufer entlang ausgebaggert worden. Die Provenienz ist nicht nur bei den sofort bei der Arbeit abgelieferten, sondern auch bei den nachträglich von den Arbeitern angekauften Exemplaren gesichert und durch Vernehmung der Letzteren auch im Einzelnen festgestellt. Mehr als die Versicherungen der Finder fällt aber auch hier die fast einzig dastehende Art der Erhaltung in's Gewicht. Die Münzen sind bis auf sechs Großbronzen sämmtlich Mittelbronzen gleicher Währung. Was die Legirung betrifft, so sind ziemlich gleich zahlreich die gold- und die kupferfarbigen Exemplare vertreten, beide ohne jeden Ansatz von Patina und offenbar in dem Zustande erhalten, wie sie einst in's Wasser gekommen sind. Daß auch bei den durch die Arbeiter nachträglich abgelieferten Exemplaren alle Reinigungsversuche als unnöthig unterlassen sind, zeigen besonders einige der goldfarbigen Münzen, bei welchen auch die feinsten Details der Prägung an Haupt- und Barthaar sowie an den Attributen der symbolischen Figuren deutlich erkennbar sind.

Die Münzen stellen eine, abgesehen von den Gegenkaisern des Jahres 69/70, ununterbrochene Serie aller Kaiser von Claudius bis Antoninus Pius und seiner Gemahlin Faustina I. dar, gehören also der Zeit von 41—161 n. Chr. an. Sie vertheilen sich auf die Kaiser dieser Periode in folgender Weise:

Name	Regierungszeit n. Chr.	Zahl	Auf jedes Regierungsjahr
1. Claudius . . .	41— 54	1	1/13
2. Nero	54— 68	1	1/14
3. Vespasianus . .	69— 79 }	7	1/2
4. Titus	79— 81 }		
5. Domitianus . .	81— 96	15	1
6. Nerva	96— 98	7	3 1/2
7. Traianus . . .	98—117	18	1
8. Hadrianus . .	117—138	12	4/7
9. Antoninus Pius }	138—161	3 }	< 1/5
10. Faustina maior }		1 }	
11. Unkenntliches Fragment		1	

Die vorstehende Tabelle zeigt, daß die relative Zahl der Münzen, — und sie allein ist maßgebend —, von Claudius und Nero bis Nerva konstant wächst, um dann wieder ebenso konstant abzunehmen. Es wäre nun aber ein freilich oft gemachter Trugschluß, wollten wir annehmen, die meisten der Münzen seien unter Nerva in das Flußbett gekommen. Es ist schon bemerkt, daß die Münzen sämmtlich einer gleichen Währungsperiode angehören, in welcher zu Traian's und Hadrian's Zeit zweifellos die unter der Regierung ihrer Vorgänger geprägten Bronze- und Silbermünzen noch ebensowohl im Gebrauch waren wie im Jahre 1870 die Thaler und Gulden Friedrich Wilhelm's III. und Maximilian Joseph's. Es ist sogar aus allgemein historischen Gründen mit Bestimmtheit anzunehmen, daß unsere Münzen sämmtlich erst seit Hadrian's Zeit in's Wasser gekommen sind, und dafür bietet die durch die vortreffliche Erhaltung der Münzen ermöglichte Vergleichung ihrer Abnutzung vor der Zeit des Verlustes einen neuen Beweis. Die Exemplare Traian's nämlich zeigen zum größten Theil, diejenigen aus Hadrian's und Antoninus' Zeit sämmtlich ein außerordentlich frisches Aussehen; dagegen verrathen Nerva's und Domitian's Münzen, wenn es auch im Ganzen hübsche Exemplare sind, doch mehr oder weniger deutliche Spuren länger dauernder Zirkulation, während diejenigen von Titus und Vespasianus so abgegriffen sind, daß einzelne von ihnen bei vollkommen geschwundener Legende wegen der Aehnlichkeit der Köpfe nicht mit Sicherheit dem Vater oder dem Sohne zugewiesen werden können. Die beiden vereinzelten Exemplare von Claudius und Nero bleiben eben wegen ihrer Vereinzelung besser unberücksichtigt. So spricht die Beschaffenheit der Fundstücke entschieden dafür, daß sämmtliche Münzen in der Zeit von Traianus bis Antoninus Pius im Strome versunken sind. Dem entspricht aber vollkommen die Beschaffenheit der übrigen Fundstücke, welche, wie besonders die Militärziegel und gestempelten Sigillatascherben, mit Bestimmtheit auf die Zeit der Existenz des Grenzwalles in seiner vollendetsten und jüngsten Gestalt hinweisen. Insbesondere setzt der Stempel der Coh. IV Vindelicorum die Existenz der Großkrotzenburger Ziegeleien voraus, und auch die Ziegel der 22. Legion von Nied sind nicht vor dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. gebrannt worden.

Auffallend ist nur das Abbrechen der Münzserie in Antoninus' Zeit. Man könnte daraus schließen, daß die Brücke nicht bis zum Ende der römischen Herrschaft im Maingebiete um die Mitte des dritten Jahrhunderts bestanden habe. Doch wäre ein solcher Schluß immerhin gewagt, da die Erscheinung auch andere Gründe haben könnte.

Was nun den Charakter der Niederlassung betrifft, auf deren Existenz an Stelle der heutigen

Dienstwohnung des Strommeisters die Menge und besonders die Beschaffenheit der Fundstücke hinweist, so sprechen die Militärziegel dafür, daß wir eine Militärstation zum Schutze der doch wohl in erster Linie militärischen Zwecken dienenden Brücke anzunehmen haben. Dieselbe deckte zugleich den Uebergang der rechtsmainischen Uferstraße über den dem heutigen Mainkanal entsprechenden Kinzigarm, mag derselbe nun in einer Jochbrücke oder in einer Furt bestanden haben. Daß die Insassen der Station sich mit dem in und neben den Grenzkastellen üblichen bescheidenen Komfort eingerichtet hatten, wird durch die zahlreichen Reste von Gebrauchsgegenständen, besonders Küchengeräthen, sowie durch die Dachziegel bewiesen. Auf Größe und Form der Anlage gestatten eben diese Reste keinen Schluß.

Zu unterscheiden von der Hinterlassenschaft der Station ist diejenige der Brücke. Dazu gehören, abgesehen von den konstruktiven Theilen, wie Pfähle mit Eisenschuhen, Schwellen und Zapfen ꝛc., besonders die meisten Beile und Münzen. Es drängt sich die Frage auf, wie es zu erklären ist, daß auf einem kleinen Raume am Ende der Brücke so zahlreiche Münzen aus verhältnißmäßig kurzer Zeit im Strombette versunken sind. Die oben beschriebene Art der Abnutzung gerade der neben den Pfeilerresten ausgebaggerten Exemplare könnte zu dem Schlusse veranlassen, daß sie zu einer Kasse gehörten, die in Antoninus' Zeit hier auf irgend eine Weise in's Wasser kam. Aber der Umstand, daß die Münzen, wenn auch auf beschränktem Raume, so doch an verschiedenen Stellen neben dem Pfeiler und an dem alten Ufer zerstreut ausgebaggert wurden, legt die Vermuthung nahe, daß wir es hier mit einem dem Quellenkultus analogen Gebrauche zu thun haben, nach dem beim Uebergang über den Strom dem Flußgotte ein Münzopfer dargebracht wurde. Man braucht nicht an Xerxes' Trankopfer für den Meergott beim Uebergang über die Hellespontbrücke, ebensowenig an den Obolus, der von den Schatten dem Charon für die Ueberfahrt über den Fluß der Unterwelt entrichtet wurde, zu denken, um einen solchen Brauch wahrscheinlich zu finden, zumal wenn es sich um militärische Expeditionen an der Reichsgrenze oder Handelsreisen über dieselbe hinaus handelte, bei welchen, sei es beim Auszug oder bei der Rückkehr, die Ueberschreitung des Stromes einen besonders merkbaren Moment bildete.

Mag sich dies nun verhalten wie es will, unter allen Umständen ist der Hanauer Münzfund einer der interessantesten, die in den letzten Jahren auf dem ehemals römischen Gebiete unseres Vaterlandes gemacht worden sind. — Durch den, wenn auch indirekten, Nachweis einer römischen Niederlassung auf dem Boden der Stadt Hanau selbst aber eröffnet sich dem Hanauer Bezirksverein gerade in diesen Tagen, in welchen er auf eine halbhundertjährige Thätigkeit, die in der zweiten Hälfte dieser Zeit mit dem größten Erfolge der Erforschung der römischen Vorgeschichte unseres Heimathlandes gewidmet war, zurückblicken darf, eine hoffnungsvolle Aussicht, diese Forschungen, die sich seither mehr an der Peripherie des Stadtgebiets und jenseits derselben bewegten, durch Ausdehnung auf das erstere zu einem alle seitherigen Erwartungen übertreffenden Abschluß zu bringen. Anhaltspunkte für die Richtung und die Ziele dieser Nachforschungen, welche ehedem so gut wie ganz fehlten, sind nun in genügender Weise gegeben. Es ist bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen worden, daß die früher als grundlos betrachtete Ueberlieferung, daß an der Stelle des alten Grafenschlosses, also des ältesten Theils der Altstadt Hanau, ein römisches Kastell gestanden habe, wenn auch in anderer Form, eine gewisse Bedeutung erhält, seitdem es durch Auffindung der römischen Brücke wahrscheinlich geworden ist, daß die vom Rückinger Kastell nach Südwesten führende Straße das Stadtgebiet von Hanau geradlinig durchzog. Dann würde auch die Existenz der im Jahre 1880 neben der Junghenn'schen Militäreffektenfabrik gefundenen römischen Wasserleitung und ihre Richtung auf das Altstädter Schloß*) erklärlicher sein, als es bei dem seitherigen Stande der Forschung der Fall war. Voraussetzung wäre, daß die jetzige krumme Kinzig damals gar nicht oder nur als Nebenarm bestand. Das ist aber auch aus anderen Gründen wahrscheinlich. Gegenüber unserer römischen Brückenstation, auf der anderen Seite des Mainkanals, beginnt das Kinzdorfer Feld, auf welchem das bereits vor der Gründung Hanaus bestehende Kinzdorf lag, dessen Kirche und Friedhof noch in historischer Zeit von den Bewohnern Althanaus mit benutzt wurden. Es ist durch die aufblühende Stadt absorbirt worden, die sich erst in neuerer Zeit wieder bis in sein Gebiet erweitert hat. Dabei ist in der Nähe der Akademie ein prähistorisches Grab gefunden worden**), welches beweist, daß das Kinzdorfer

---

*) Vergl. Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins, 1880, Nr. 6, S. 198 ff.

**) „Bei der Anlage eines Kanals aus der Bebraer Bahnhofsstraße nach dem Stadtgraben". Vergl. Suchier in den Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins, 1880, Nr. 6, S. 214.

Feld bereits in vorrömischer Zeit besiedelt war. Daraus erklärt es sich auch, daß die älteste Verkehrsstraße vom Spessart her, die „Birkenhainer oder Waldstraße“, nicht auf Hanau, sondern auf das Kinzdorf verlief, wo sie den Main und vorher die ihn begleitende römische Uferstraße erreichte, von welcher in und bei Großauheim in den letzten Wochen deutliche Reste gefunden worden sind. Auf diesem noch freien Gebiete dürften sich noch manche Aufschlüsse nicht nur über die Urgeschichte, sondern auch über die mittelalterlichen Zustände im ältesten Hanau finden lassen. Sollten sich aber die in den vorstehenden Zeilen mit allem Vorbehalte angedeuteten Vermuthungen bestätigen, so würde sich zwischen den prähistorischen, römischen und mittelalterlichen Ansiedelungen auf dem Boden Hanaus eine Kontinuität ergeben, die wir bei anderen Plätzen am Main wiederholt nachgewiesen haben, in Hanau aber bisher zu finden kaum erwarten konnten.

Friedrich Wilhelm Ernst Briede.

Von Otto Gerland.

(Schluß.)

Am 28. Oktober wurde endlich der Rückzug angetreten, am 31. berührte man wieder Wiasma, am 5. November war man bei Dorogobusch, wo der erste Schnee fiel. Die westfälischen Truppen, welche beim Abmarsch von Moschaisk noch 6000 Mann gezählt hatten, waren bis zum 9. November auf 1500 Mann zusammengeschmolzen. An diesem Tage kamen sie zu Smolensk an, blieben dort einige Tage, und es wurden daselbst am 12. aus ihnen drei Bataillone gebildet. Am 15. marschirten sie nach Krasnoi weiter. Zwei Stunden vor diesem Ort wurden sie bei einem Einschnitt im Gelände unweit des Dorfes Sterlino gleich den übrigen Heeresabtheilungen von den seitwärts schwärmenden Russen angegriffen, wie sie gerade vorbeimarschirten. Die westfälische Artillerie war ungefähr einen Tagemarsch hinter den übrigen westfälischen Truppen hermarschirt, ohne Bedeckung, unter dem Kommando des Generals Allix. Wenn auch nicht in geschlossener Kolonne, so marschirte die Artillerie doch batterieweise hinter einander, ohne durch andere Truppen getrennt zu sein, und bivouakirte Abends mit Allix. Briede marschirte an der Spitze des Zuges, in der Regel durch Allix geführt. Bei Wiasma hatte das 3. Linienregiment schon am 31. Oktober einen Munitionswagen stehen lassen müssen, am 13. und 14. November den anderen Wagen und eine Kanone. Als nun die marschirende Artillerie am 15. November an der genannten gefährlichen Stelle Kanonendonner hörte, ließ Allix Halt machen, die folgenden Batterien aufrücken, so daß die Artillerie die Breite der großen Straße ausfüllte, und ließ sie, auf diese Weise zur Wagenburg gebildet, vorrücken. Nach einer halben Stunde etwa sah Allix ein französisches Gardebataillon in seiner linken Flanke von Reitern und Geschützen angegriffen und beschleunigte seinen Marsch in der Hoffnung, von diesem Bataillon aufgenommen zu werden. Kaum aber hatten ihn die Russen bemerkt, so wurde er auch von ihnen angegriffen. Er ließ sofort halten, zwei Geschütze der Wagenburg, meist von Offizieren, darunter Briede, bedient, links der Straße auffahren und schlug mit diesen einen Angriff der Russen unter empfindlichen Verlusten der letzteren zurück. Eine russische Batterie aber beschoß die linke westfälische Flanke so heftig, daß sogar ein westfälisches Geschütz zerschossen wurde, und gleichzeitig bemerkte Briede, daß sie von russischer Reiterei umzogen seien, welche sich eben anschickte, von der Seite und von hinten anzugreifen. Dies veranlaßte ihn, zu seinen auf dem rechten Flügel stehenden, noch verhältnißmäßig gut bespannten Geschützen zu laufen und diese nach der rechten Seite hin fortzuführen, wobei ihm ein großer Schwarm Flüchtlinge zu Fuß, zu Pferd und auf kleinen Wagen folgte. Von den Kosaken nicht beachtet, gelang es ihm, durch eine Vertiefung zu entkommen, während die gesammten übrigen westfälischen Geschütze und Munitionswagen von den Russen genommen wurden. Bei Eintritt der Dunkelheit erreichte er ein durch eine Schlucht von einem Dorf getrenntes Haus und machte hier Halt, um seinen Pferden etwas Ruhe und Futter zu geben, wurde aber nach einiger Zeit durch Flintenschüsse aus dem Dorf über die Schlucht hinweg vertrieben. Unter vielen Hindernissen gelangte er dann wieder

auf die große Straße und bei Tagesanbruch auf die Höhe von Krasnoi, konnte aber erst Abends gegen 7 Uhr durch den vor dieser Stadt liegenden Einschnitt hindurchkommen, in Krasnoi selbst kam er erst Abends 9 Uhr an. General Allix erstattete über das Ereigniß, noch zwei Kanonen zu besitzen, sofort Meldung an den zu Krasnoi anwesenden Kaiser und befahl, daß der Kommandeur, Oberst von Pfuhl, und sämmtliche Offiziere sich an Briede's Geschütze anzuschließen hätten, wodurch Briede, besonders auch durch die Thätigkeit des Premierlieutenants Schmidlin von der Handwerker-Kompagnie, eine lebhafte Unterstützung erhielt. Am 17. kam man nach Ljadu, am 20. wurde bei Orscha der Dnieper überschritten. Zwei Stunden, bevor man den letztgenannten Ort erreichte, kam auch für Briede die Zeit, „wo ich", wie er selbst erzählt, „die letzten westfälischen Geschütze stehen lassen sollte; alle Versuche, dieselben den glatten, steilen Berg vor Orscha hinaufzubringen, gelangen nicht, wonach mir Allix durch ein Zeichen mit der Hand das Unvermeidliche andeutete. — Beinahe möchte ich glauben, daß, wären mir bei Krasnoi die Munitionswagen nicht genommen und hätte ich solche nach meinem Dafürhalten stehen lassen können, wodurch ich die besten Pferde zur Mitbespannung der Geschütze zu verwenden gehabt hätte, ich diese gleich meinen Wagen bis zur Beresina gebracht haben würde."

Am 22. kam die einstmalige große Armee nach Bobr, es waren aber nur noch 8000 Mann Garde unter dem Gewehr, aus den Westfalen war ein Bataillon zu etwa 300 Mann unter dem Befehl des Majors Rauschenblatt gebildet worden. So kam man an die Beresina bei Studianka, welche am 27., 28. und 29. November überschritten wurde; Briede überschritt sie am 28. Nachmittags, halb bewußtlos vor Krankheit, auf einem großen Pferde, das alles ihm im Weg Stehende niedertrat. Am 29. bei Tagesanbruch brannte die Brücke ab. Nun wurde aus dem Bataillon Westfalen eine Kompagnie unter dem Befehl des Kapitäns von Altenbockum gebildet. Von der Beresina bis nach Wilna brauchten die Flüchtlinge eine Zeit von vierzehn Tagen. Auf dem Weg dahin verließ Napoleon am 5. Dezember das Heer und übergab dem König von Neapel den Oberbefehl. Während dieser vierzehn Tage erduldete man die größte Kälte, welche am 7. und 8. Dezember — 26 bis — 27° R. betrug. In Wilna stieß das nachgesandte 4. Linien-Infanterie-Regiment zu den Trümmern der westfälischen Truppen, um bald derselben Auflösung wie diese zu verfallen. Briede kam am 9. Dezember Nachts zu Wilna an, am 10. griffen die Russen die Stadt an und nahmen dort 30000 Mann gefangen. Am 12. kam „die große Armee" nach Kowno, am 13. überschritt sie den Niemen. Von hier aus führten zwei Wege westlich, rechts nach Tilsit, links nach Gumbinnen; Briede schloß sich dem Zug über Gumbinnen an, marschirte über Elbing, Marienwerder und Marienburg und kam am 4. Januar 1813 zu Thorn an. Von dort ging der Marsch am 8. nach Posen und von da weiter nach Kassel. Der Rest des 4. Regiments, einige noch gesunde Offiziere und Soldaten, sowie 1500 Mann unter Oberst von Groeben bildeten vier Bataillone und marschirten unter General von Füllgraff nach Küstrin. Briede's Gesundheit hatte furchtbar gelitten, ein schweres Nervenfieber warf ihn auf das Krankenlager, und sein Magen hat sich von den russischen Hungerleiden nie wieder erholt.

Sein Verhalten im russischen Feldzug verschaffte ihm aber, nachdem er bereits im März 1813 nach Sachsen ausgerückt war, am 1. April 1813 durch einstimmige Wahl des Offizierkorps seines Regiments den Orden der westfälischen Krone und gleichzeitig die Ernennung zum Kapitän. Auch wurde ihm sein heißer Wunsch, endlich von den Kanonen zur eigentlichen Infanterie zu gelangen, wenn auch nur nach sehr heftigem Widerstreben von Allix, erfüllt. Es wurde ihm sogar die Auszeichnung zu Theil, daß ihm, dem noch nicht einundzwanzigjährigen Jüngling, eine Elitekompagnie, die Voltigeur-Kompagnie des ersten Bataillons seines Regiments, übertragen wurde. An deren Spitze machte er den Feldzug in Sachsen mit, gehörte Anfangs zur Garnison von Torgau und später zu der Besatzung von Dresden unter Gouvion St. Cyr, ohne jedoch dabei Gelegenheit zu irgend welcher Auszeichnung zu finden. Seine Kompagnie bestand am 10. September aus 2 Offizieren, 14 Unteroffizieren, 2 Hornisten und 97 Voltigeurs, zusammen 113 Mann.

Als dann Dresden am 15. November übergeben war, kehrte Briede nach Hessen zurück, ein befreundeter Offizier, ein geborener Preuße, bemühte sich, ihn für den preußischen Dienst zu gewinnen, und hatte ihm durch seinen Vater, einen General, bereits die Aussicht auf eine Kapitänsstelle verschafft. Briede wollte aber lieber in Hessen dienen. Als aber Kurfürst Wilhelm I. ihn nur als Lieutenant anstellen wollte, benutzte er die preußischen Aussichten, um sich als Kapitän in königlich preußischen Diensten zn melden. Das war dem Kurfürsten

aber gar nicht recht, und er ernannte ihn deshalb ebenfalls zum Kapitän, allerdings nach damaligen Verhältnissen nur zum Stabskapitän, im Füsilier-bataillon des Regiments Landgraf Karl. In dieser Stellung machte Briede die Freiheitskriege mit. Am 1. Februar 1814 ging das Bataillon von Hersfeld über Alsfeld und Gießen das Lahnthal hinunter zur Belagerung von Luxemburg; während des Marsches bildete Briede seine jungen Soldaten in dem ihm von seiner Voltigeur-Kompagnie her bekannten Tirailleurdienst aus und brachte sie so weit, daß sie im Stande waren, wesentlich zur Zurückweisung des von der französischen Besatzung Luxemburgs am 18. März bei Merla unternommenen Ausfalls beizutragen. Er selbst wurde dabei schwer am Oberschenkel verwundet und kam durch die in Folge der Wunde eingetretenen Eiterungen und Fieberzustände an den Rand des Grabes; Anfangs Juli kehrte das Regiment in seine Garnison zurück. Nachdem das Regiment seit Ende Januar 1815 in der Umgegend von Frankfurt gelegen hatte, rückte es Anfang April wieder die Lahn hinunter und die Mosel hinauf nach Frankreich und nahm an der Belagerung von Mezières Theil. Anfang Dezember bezog es wieder die Garnisonen. Am 16. Februar 1816 wurde Briede für seine Leistungen vor Luxemburg der Orden vom eisernen Helm verliehen.

Dann wurde das Regiment in die von Kurhessen erworbene Stadt Fulda verlegt, wo Briede bis zur Neuorganisation des Kurfürstenthums blieb. Am 1. Mai 1821 wurde er als Kapitän in das Leibgarde-Regiment nach Kassel versetzt und am 3. November 1833 zum Major und interimistischen Bataillonskommandeur in demselben Regiment ernannt, am 21. Dezember 1834 aber als wirklicher Bataillonskommandeur in das 1. Infanterie-Regiment (Leib-Regiment) versetzt, in welchem er am 6. Oktober 1836 zum Oberstlieutenant aufrückte. Am 14. September 1839 schied er mit Pension aus, weil die Folgen seiner Kriegsstrapazen und seiner Verwundung ihm das Weiterdienen unmöglich machten. Er starb am 28. November 1862.

Raspe.

Von Julius W. Braun.

Landgraf Friedrich II. von Hessen (1760—1785), derselbe, der als Erbprinz schon zum katholischen Glauben übergetreten, war ein sehr kunstsinniger, gelehrter Herr. Die Stelle eines Aufsehers des Antiken- und Münzkabinets, verbunden mit einer Professur der Archäologie am Carolinum zu Kassel, war neu zu besetzen. Es lag dem Landgrafen daran, eine möglichst tüchtige, erprobte Kraft für den verantwortungsvollen Posten zu gewinnen. Gotthold Ephraim Lessing, der Verfasser des Laokoon, der antiquarischen Briefe und anderer, von der profundesten Gelehrsamkeit zeugender Schriften, befand sich damals ohne Amt in Berlin. Er war mehrere Jahre Sekretär des Generals von Tauenzien in Breslau gewesen, war der trockenen Schreiberdienste aber satt geworden und suchte sich jetzt einen anderen Wirkungskreis, in dem er seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen mehr nachleben könne, als dies in Breslau der Fall war. Am liebsten wäre er königlicher Bibliothekar zu Berlin geworden, da der seitherige Inhaber dieser angesehenen Stellung, Gaulthier la Croze, mit Tode abgegangen. Der Oberst Quintus Icilius schlug Lessing dem König vor, dieser lehnte aber sofort energisch ab. Er erinnerte sich des Streites, den der heißspornige, jugendliche Literat dreizehn Jahre zuvor mit Voltaire, seinem Freund und Tafelgenossen, gehabt hatte, und an eine Anstellung speziell in Hofdiensten war hiernach gar nicht zu denken. Der König verschrieb sich einen neuen Bibliothekar aus Frankreich. . .

Kammerherr von Spiegel machte jetzt den Landgrafen auf Lessing aufmerksam. Lessing sei der gelehrteste Mann in Deutschland, als Kunstschriftsteller fände er nirgend seines Gleichen, eine größere Autorität in Sachen der Alterthumskunde gäbe es nicht, und man müsse ihn an Kassel zu fesseln suchen. Der Landgraf ertheilte sofort dem Kammerherrn den Auftrag, sich mit Lessing in Verbindung zu setzen. Dies geschah, und der feiernde Poet und Kritiker lehnte das Anerbieten nicht gerade ab. Spiegel hatte ihm zunächst ein Gehalt von 500—600 Thaler offerirt, jedoch gleichzeitig beigefügt, er, Lessing, möge seine Forderungen lieber selber stellen. Schon glaubte man am Kasseler Hofe die Angelegenheit einem

befriedigenden Ende nahe, als Lessing plötzlich die Unterhandlungen abbrach. Er hatte sich als Dramaturg und künstlerischen Beirath für das neugegründete Nationaltheater in Hamburg anwerben lassen; dort hatte man ihm tausend Thaler Gehalt zugesichert. Ja, wenn Lessing als Professor in Kassel wäre angestellt worden, was würden die guten Kasselaner noch heute von dem berühmten Manne zu erzählen wissen! „Behüt' Dich Gott, es hat nicht sollen sein!“

Aber es hatte sein sollen, daß der Rath Rudolph Erich Raspe zu Hannover, ein bedeutender Mineralog, damals neunundzwanzig Jahre alt, galanter Ritter, Weltmann, munter und unterhaltend, Besitzer eines reizenden Weibchens, verschuldet bis über die Ohren, in des Landgrafen Dienste trat. Die feurigen Augen der neu aufgetauchten Schönheit hatten am Hofe zu Kassel gar bald Unheil genug angerichtet. Kein hessisches Kavaliersherz, das nicht für die hannöversche jugendliche Räthin glühte! Aber ihr Herz blieb bei all' diesem Liebeswerben hart, härter noch als das härteste Mineral, das der Herr Gemahl in seiner Privat-Steinsammlung aufbewahrte.

Hm —! Auf gewöhnlichem Wege war der Tugend der reizenden Frau nicht beizukommen —, das war klar! Einer der eifrigsten Kavaliere wußte dem Landgrafen daher den Glauben beizubringen, daß das Antiquitäten- und Münzkabinet doch nur sehr mangelhaft ausgestattet sei, und daß es wohl geboten scheine, die vielen Lücken zu ergänzen; das große Kunstverständniß Raspe's könne hier die ausgezeichnetsten Dienste leisten. Freilich, eine Reise des geschmackvollen Mannes nach Italien, dem klassischen Land der antiken Kunst, sei dazu vonnöthen. Dies Alles leuchtete dem Landgrafen sehr wohl ein, und auch Raspe war bereit, die „beschwerliche“ Fahrt anzutreten. Er erhielt die entsprechenden schriftlichen Vollmachten des Landgrafen und einen schweren Beutel goldgelber Münzen, die das erhabene Abbild des Landesherrn trugen. Der liebesdurstige Kavalier, Erfinder und Veranstalter der Raspe'schen Kunst- und Vergnügungsreise, schwelgte in den schönsten Hoffnungen; er sah sich im Geist bereits am Ziele seiner kühnsten, ausschweifendsten Wünsche. —

Raspe hatte ja längst die geheimen Absichten seines „Gönners“ errathen; aber er machte gute Miene zum Spiel. In aller Stille, ohne jemandem etwas davon zu sagen, verließ er heimlich Kassel und traf verabredetermaßen in einem der nächsten Dörfer mit seiner Gattin zusammen, von wo aus Beide mit Eilpost nach Berlin reisten. Dort sollte die junge Frau während Raspe's Abwesenheit bei einer verwandten Familie verbleiben —, bis er aus Italien zurückgekehrt sei; dann nämlich werde er die landgräflichen Aufträge erledigt und seine Schulden getilgt haben.

Von Berlin aus wandte sich der Rath zunächst nach Weimar. Dort verkehrte er vornehmlich mit dem bei Hofe sehr beliebten Schauspieler und Schauspieldichter Johann Christian Brandes. Er versuchte den Herzog, der Kenner war, durch Vermittelung Brandes' einige der Doubletten, die er von Kassel mitgenommen, zum Kauf anzubieten. Ehe das Geschäft jedoch zu Stande kam, traf ein Steckbrief hinter Raspe in Weimar ein, in dem dieser des Diebstahls bezichtigt wurde und die Kasseler Behörde um Festnehmung des Verbrechers ersuchte.

In Kassel war man durch die geheime, schleunige Abreise des Ehepaars stutzig geworden. Die Feinde und Gläubiger traten jetzt öffentlich mit Beschuldigungen und Anklagen hervor, die widerwärtigsten Gerüchte tauchten auf. Bei einer sofort vorgenommenen Untersuchung der Bestände des Kunstkabinets stellte sich heraus, daß eine große Anzahl der werthvollsten Gegenstände fehlte, und Niemand zweifelte daran, daß dieselben durch Raspe bei Seite geschafft worden seien.

Spornstreichs hatte Raspe Weimar wieder verlassen; er hatte sich nur so viel Zeit genommen, neue Garderobe anzuschaffen, um sich wenigstens in etwas ein anderes Aeußere zu geben. Er flüchtete auf Nebenwegen in den Harz. In Wernigerode machte er Halt. Der dortige Gerichtsamtmann war sein Studiengenosse; diesen suchte er auf. Der Amtmann war sehr erfreut, den alten Kameraden wiederzusehen, und dies Wiedersehen mußte gefeiert werden! Der Wein schmeckte ausgezeichnet, und man erging sich frohgemuth in den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit. Ein Diener trat ein und überbrachte einen Packen soeben angekommener Briefe, Zeitungen ꝛc. Der Amtmann griff rasch darnach —, er las und las —, plötzlich hielt er inne —, er schien betroffen —, seine Stirn legte sich in Falten —.

Raspe, der dem Mienenspiel des Gestrengen aufmerksam gefolgt war, erschrak. Regte sich das böse Gewissen in ihm? Hatte der Amtmann vielleicht auch soeben von dem Steckbrief vernommen?

Eine drückende Pause entstand. Der Amtmann ging in großen Schritten einige Male durch das geräumige Zimmer, dann öffnete er das Fenster, als ob er frische Luft schöpfen wolle, und sah sich eine Weile rings im Garten um. Darauf stellte er sich vor den Gastfreund und theilte diesem

mit, daß er, so leid es ihm auch thue, gezwungen sei, ihn sofort zu verhaften und stehenden Fußes in seine Heimath zu schaffen. Während er dieses sprach, sah er immer wieder nach dem Fenster hin. Raspe hatte dem Amtmann vorhin beim Zechgelage eine wahre Räubergeschichte aufgetischt, warum er in dieser ziemlich fragwürdigen, zweifelhaften Tracht hier im Harz erschienen und auf welche Weise er gerade nach Wernigerode gelangt sei; jetzt aber, da er selbst den Steckbrief in Händen hielt, den ihm Jener, statt jeder Erläuterung, schweigend dargereicht, war er gezwungen, dem Freund den wahren Sachverhalt einzugestehen. Flehentlich bat er um Hilfe, um Nachsicht, um Schutz!

Der Amtmann wandte sich der Thüre zu. Sein Mitleid, bemerkte er, könne er ihm, dem Unglücklichen, nicht versagen, aber er müsse seiner Pflicht gemäß handeln, wenn er sich nicht selbst der schwersten Verantwortung aussetzen wolle. Wiederum sah er bedeutungsvoll nach dem geöffneten Fenster hin; dann entfernte er sich, indem er halblaut die Worte hinwarf, er müsse sogleich die nöthigen Veranstaltungen zur Gefangennahme treffen.

Das Zimmer, in dem man sich befand, lag zu ebener Erde. Im Garten war Niemand zugegen. Raspe, der den Wink des schonenden Freundes verstand, sprang hinaus, kletterte über die Mauer und entkam.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber eines Tages hatte der Arm der strafenden Gerechtigkeit ihn gefaßt! Er befand sich vor dem peinlichen Gericht zu Kassel, er mußte seine Schandthaten eingestehen —, er mußte eingestehen, daß er ein ungetreuer Knecht gewesen, daß er seinen Herrn und Gebieter betrogen und bestohlen, daß er — daß er —

Stöhnend wachte Raspe auf, — er hatte ja nur geträumt —, in London! Statt nach Italien zu wandern, war es ihm gelungen, sich in England in Sicherheit zu bringen.

Raspe lachte sich in's Fäustchen, und der Landgraf hatte das Nachsehen.

Aber es lag kein Segen auf Raspe's fernerem Leben; sein Glück hatte er sich verscherzt. Vielfach literarisch thätig, durchirrte er, unstät und flüchtig, die vereinigten Königreiche, und starb, schwer gebeugt, zu Mucroß in Irland im Jahre 1794.

Marburger Erinnerungen.

IV.

„Von der Instanz entbunden“

von J. Schwank.

„Nescio quid meditans nugarum et totus in illis“ wandelte ich an einem Sonntag-Abend im Jahre 1842 in Marburg den Weg nach unserer Kneipe im Lederer'schen Garten, als ich vor dem Barfüßer-Thor bemerkte, wie eine große Anzahl stark „angeheiterter“ junger Burschen, sogenannter Knoten, den mit mir befreundeten Studiosus Ernst Dronke umzingelt hatte und ihn hin und her stieß, weil er sich angeblich gegen ein Mädchen aus ihrer Begleitung, einen sogenannten Besen, ungeziemend und frech benommen habe. Seine Korpsbrüder und Begleiter hatten nicht vermocht, ihn aus den Händen der Ueberwältiger zu befreien, und so rief er mich denn bei meinem Anblick laut um Hilfe. Mit Anwendung all' meiner Kräfte bahnte ich mir eine Gasse durch die Menschen, welche die sich Streitenden dicht umstanden und befreite mit vieler Mühe und Zurückdrängen der Angreifer den arg mißhandelten Dronke. Aber nun kehrte sich der Haufen der jungen Kerls gegen mich, deren ich mich durch Faustschläge und Stöße entwehrte. Einer unter ihnen aber, Namens B., hatte mich rücklings an meinen langen Haaren gefaßt und ließ mich nicht los, so daß mir nichts übrig blieb, um mich zu befreien, als mein Messer, das noch jetzt in meinem Besitz ist, zur Hand zu nehmen und damit, ohne es zu öffnen, dem B. einen so wuchtigen Schlag auf seinen Schädel zu versetzen, daß er, stark blutend, zu Boden sank. — Die dadurch entstandene Verwirrung benutzend, entfernte ich mich rasch und begab mich nach dem Lederer'schen Garten zu meinen um einen Tisch beim Bier sitzenden Korpsbrüdern.

Nachdem ich mir auch einen Schoppen gegönnt, erzählte ich diesen das soeben Vorgefallene, welches nun Stoff zu lebhafter Unterhaltung darbot. In dieser Unterhaltung waren wir noch begriffen, als die in den Garten führende Thüre aufging und der uns wohlbekannte Universitätspedell Röse eintrat, mit einer seiner Würde bewußten Haltung auf mich zukam und feierlich verkündete: „Herr Schwank! Im Namen des Prorektors soll ich Ihnen verkünden, daß sie Stadtarrest haben.“ „Gut, Herr Röse“, „Wollen sie einen Schoppen

trinken, Herr Röse?" — „Ich danke, meine Herrn. Guten Abend." — „Gute Nacht, Herr Röse, angenehme Ruh!" Und nun wurde ich verschiedene Mal durch den Universitätssyndikus K. unter Vorsitz des Prorektors einem peinlichen Verhör unterworfen und mir meine Missethat eindringlich vorgehalten. Ich stellte aber alle Schuld an B.'s Verwundung in Abrede, obwohl mir das Vergebliche meines Verhaltens bei den direkt gegen mich aussagenden und mich als Missethäter bezeichnenden vielen Zeugen vorgehalten wurde. Diese würden mir ihre Aussagen schon in's Gesicht sagen, und dadurch würde ich zu spät erkennen, wie ich durch mein Inabredestellen meine Sache nur verschlechtere, und eine härtere Strafe erhalten. Aber was geschah bei der Konfrontation, die in einem besonders angesetzten Termin vorgegangen war? Sämmtliche Zeugen, auch der mit verbundenem Kopf erschienene Verletzte, erklärten, nachdem sie mich von allen Seiten betrachtet hatten: das sei der Student nicht, welcher den B. vor dem Barfüßer-Thor an jenem Sonntag Abend verwundet habe. Besonders die mit erschienenen weiblichen Zeugen und damaligen Begleiterinnen der Angreifer zeigten sich sehr entschieden bei ihren Aussagen.

Mit kaum zu unterdrückendem Lächeln nahm der Prorektor, mit offenbarem Erstaunen und Mißfallen der Syndikus diese Erklärungen entgegen. Nach einigen Tagen wurde mir das Urtheil verkündet: „Wegen des Verbrechens der Körperverletzung von der Instanz entbunden!"

Diesen Erfolg hatte ich den Bemühungen und Ueberredungen meiner Freunde und Landsleute (den Studiosen Karl Merz [vulgo Boromaeus], Philipp Schultheis [vulgo Laster, der damals bekannteste Student auf den deutschen Universitäten] und Joseph von Boxberger [vulgo Papchen]) zu verdanken. Hatten doch diese alle Mittel und Wege benutzt, um die (nicht beeidigten) Zeugen und den Verletzten zu bestimmen, bei der Gegenüberstellung mit mir zu erklären: sie kennten mich nicht und könnten mich als Urheber der Verletzung des B. nicht erkennen. Freilich war diesen ihre Aussage wesentlich dadurch erleichtert, daß ich bei der Gegenüberstellung mit geschorenem Haar, abrasirtem Bart und ohne Brille erschienen war. An B. zahlte ich ein ansehnliches Schmerzensgeld und die Kurkosten, den Zeugen durch meine Freunde angemessene Versäumniß-Gebühren, wie es allen versprochen war. B. bedankte sich auch noch persönlich bei mir auf meinem Zimmer für die Zahlung. Am andern Tag bemerkte ich aber, daß mir von den an der Wand aufgehängten Pfeifen der Kopf mit dem von Blumenstein'schen Familienwappen, auf welchem auf der Rückseite die Worte: „A. von Blumenstein sm. J. Schwank z. fr. Er. Marburg 1841" standen, fehlte. — Diese Wahrnehmung theilte ich dem Polizeiwachtmeister Schmidt, dem sogenannten Eisenschmidt, mit und brachte das Verschwinden des Pfeifenkopfs mit B.'s Anwesenheit in Verbindung. Der Wachtmeister Schmidt entdeckte denn auch meinen Pfeifenkopf in B.'s Besitz, als dieser bei Bäcker Runkel am Markt mit seinen Kumpanen — einer sogenannten „Verbindung" — beim Bier saß und aus einer Pfeife rauchte, an der mein Pfeifenkopf steckte. Seine Behauptung, der Kopf gehöre ihm, nützte ihm nichts und hinderte dessen Wegnahme durch den Wachtmeister nicht, denn auf der Rückseite war zwar der Name „von Blumenstein" weggekratzt, aber die Worte „seinem Schwank" waren noch deutlich zu lesen. Der Pfeifenkopf wurde mir wieder zugestellt, und damit war die Sache erledigt. Er befindet sich aber jetzt sammt meinen 48 anderen Pfeifen im Besitz der Hasso-Nassovia auf deren Kneipe in Marburg. B. wollte sich durch Wegnahme des Wappenkopfs vielleicht wegen seiner Verletzung entschädigen, konnte übrigens froh sein, daß ich ihn nicht zur förmlichen Anzeige brachte.

Die vorerwähnte Sentenz „von der Instanz entbunden wegen des Verbrechens der Körperverletzung" wurde in mein Abgangszeugniß eingetragen und wäre mir bei meinem späteren Fortkommen beinahe verhängnißvoll geworden. Denn als ich nach abgelegtem Staatsexamen, das ich mit dem Kandidaten Heinrich Heise zusammen bestanden hatte, mit diesem beim Staatsrath Bickell, dem Vorstand des Justizministeriums, zum Eintritt in den Staatsdienst meldete, erwiderte mir dieser ziemlich ernst, die Zulassung könne wohl nicht so ohne Weiteres gewährt werden, sei ich doch wegen eines Verbrechens in Untersuchung gewesen. Erst nachdem ich dem Staatsrath den wirklichen Sachverhalt auseinandergesetzt und Kandidat Heise dies als wahr bezeugt hatte, wurde Herr Bickell beruhigt und sagte, offenbar befriedigt, dann stände meiner Zulassung nichts im Weg; hätte ich doch als Student keinerlei Strafen erlitten und liege auch sonst nichts Nachtheiliges gegen mich vor. Zu Kandidat Heise sagte aber der Staatsrath, bei ihm lägen die Verhältnisse anders als bei mir: denn ihm könne er die Zulassung nicht ertheilen. — Heise hatte nämlich in seiner Rede am Grabe des Professor Endemann gesagt: „Endemann werde im Andenken der Nachwelt fortleben, und dieses sei ja die einzige und wahre Unsterblichkeit." Dies griff der Staatsrath auf, um dem H. Heise die vorstehende Eröffnung wegen seiner ungläubigen

Gesinnung, die mit der Stellung eines Staatsdieners unvereinbar sei, zu machen. Und Heise kam auch in der That nicht in den Staatsdienst. Der geist- und kenntnißreiche, mit einer außergewöhnlichen Rednergabe versehene junge Mann betheiligte sich im Jahre 1848 als exzentrischer rother Demokrat an der Bewegung, gab mit Gottlieb Kellner die allgemein gefürchtete „Hornisse“ heraus, machte sich in vielen darin von ihm verfaßten Aufsätzen verschiedener Vergehen schuldig, wurde 1850/51 vom Kriegsgericht steckbrieflich verfolgt, entkam nach England und starb dort in Liverpool als Kaufmann am 26. Januar 1860 —.

Ernst Dronke aber, von zierlicher Gestalt und fast mädchenhafter Gesichtsbildung, die „Idee“ genannt, der im Jahre 1849 als geborener Koblenzer noch im preußischen Militärverhältniß stand, wurde wegen nicht erfüllter Militärpflicht und Betheiligung an den 48er Ereignissen verhaftet und sollte auf die Festung Ehrenbreitstein gebracht werden, weshalb er unter militärischer Begleitung auf einem Dampfer eines Tages rheinabwärts fuhr. Er gelangte jedoch nicht an den Ort seiner Bestimmung. Denn in der Nähe einer großen Rhein-Insel, welche mir der Kapitän des Dampfers, auf welchem ich 1863 nach Caub fuhr, zeigte, sprang Dronke über Bord des Dampfers, der ihn nach Koblenz bringen sollte, ohne daß es seine Begleitung verhindern konnte, schwamm an die Insel, wurde von einem auf deren jenseitigen Ufer angelegten Nachen aufgenommen und an das rechte Rheinufer gefahren. Von dort entkam er in einer ihn erwartenden Chaise der ihm drohenden Untersuchung und Strafe. Er begab sich nach England, wo er sich ein neues Heim gründete. Nachdem er vor strafrechtlicher Verfolgung sicher war, besuchte er sein Vaterland wieder. Und so traf ich ihn 1882 in Frankfurt wieder. Er war der Sohn des Fuldaer Gymnasial-Direktors Dronke, studirte in Bonn und Marburg, war in Bonn bei der Palatia, in Marburg bei der Guestphalia aktiv, bei letzterer auch im Sommer 1842 erster Chargirter. Er war ein liebenswürdiger, lebhafter, mit viel Verstand begabter Mensch, leichten Sinnes und voll heiterer Lebenslust; ein echter Sohn des sonnigen Rheins, von dem ich noch manchen lustigen Studentenstreich erzählen könnte, wäre er zur Veröffentlichung geeignet. Er starb im November 1891 in England.

Modern.

Novellette von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

Professor Georg Döhler lag neben der Veranda in einem Schaukelstuhle und las; es war ein neues wissenschaftliches Werk, in dem er blätterte, aber seine Gedanken konnten sich heute nicht recht konzentriren. — Er hatte Fräulein Kunze kommen und gehen hören und erwartete seit beinahe einer Stunde seine Frau. Es war ihm nicht ganz wohl seit dem Gespräche am Morgen.

„Georg!“

Gottlob, da war sie.

„Georg!“

„Nun? Ei ei, sieh da in dem Crême-Kleid, wie Du hübsch bist, mein Kind.“

„Georg, was hältst Du von Hauptmann's ‚Einsame Menschen‘?“

„Ich? Was ich davon halte? Es ist ein unfertiges, unerquickliches Stück für die Bühne, aber ein psychologisches Meisterwerk —, auch dramatisch wirksam.“

„Aber konntest Du es begreifen, warum der Held seine kleine Frau nicht mochte? Doch wohl, weil sie zu unbedeutend war und die Andere ihm geistig ebenbürtiger. Warum er sich nicht scheiden ließ und diese heirathete? Er brauchte sich dann doch nicht umzubringen.“

„Hast Du — hast Du — in diesem Sinne Deine Besprechung geschrieben, Josepha?“

Sie nickte verlegen und setzte sich wie zerschmettert auf den nächsten Stuhl.

„Aber Kind,“ sagte Georg, sich erhebend, „dann hast Du ja das psychologische Problem und den einsamen, innerlich todteinsamen Menschen gar nicht begriffen. — — Du bist freilich so jung, gut und harmlos, ich konnte mir das gleich denken. Wie solltest Du es wissen, daß es solche überfein organisirte, beinahe pathologisch belastete Naturen giebt, die das Leben verwunden muß, wie es sie berührt? Unser armer Held, glaube es mir, Josepha, wäre ebenso einsam geblieben, wenn die Andere seine Frau geworden wäre. Es ist das verzweifelte Suchen nach Verständniß —, der Dichter war sich dessen vollkommen bewußt.“

„Ich kann nicht recht begreifen, was Du meinst, — dann wäre ja die Handlung überhaupt überflüssig?“

„Diese pathologischen Erscheinungen, die sich mit Ibsen auf unseren Bühnen eingebürgert haben, sind, leider, Produkte unserer Zeit, Kind, aber ob es gerathen ist, sie der Masse zugänglich zu machen, davon bin ich wenigstens noch lange nicht überzeugt."

„Ich komme immer noch nicht darüber hinweg," sagte Josepha mit niedergeschlagenen Augen, „daß ich überhaupt den Muth haben konnte, mich zu den Frauen zählen zu wollen, die etwas leisten."

„Zu denen darfst Du Dich mit vollkommenem Rechte zählen, Josepha."

Sie sah ihren Mann groß und ungläubig an. „Das ist nicht Dein Ernst, Georg?"

„Mein vollkommener. Die Frau leistet am meisten in ihrem Berufe als Frau und Mutter. Die Frau, der dieser Beruf nicht vergönnt wurde, die hat Recht, zu helfen und zu heilen an den Schäden der Menschheit."

„Aber Fräulein Kunze —, es wäre doch schade, wenn sie geheirathet hätte? . . ."

„Fräulein Kunze ist ein Talent, Kind, und zwar ein bedeutendes; Talente gehen immer ihre eigenen Wege."

„Ich will nie mehr schreiben, Georg, nie mehr."

Georg legte den Arm um ihren Leib, schob die Hand unter ihr Kinn und sah lange in ihr Gesicht.

„Wir machen Alle zu oft den gleichen Fehler," sagte er zärtlich, „wir überschätzen oder unterschätzen unser einseitiges Können. Ich habe Dich auch nicht genug gewürdigt und vermöchte doch mit allem Wissen nicht zu sein, was Du bist. Verzeihe mir und laß uns Geduld mit einander haben."

„Georg, Du bist gut, ich danke Dir. Ich dachte, Du würdest mich verspotten, und ich warf daher das Manuskript, das mir Fräulein Kunze als unbrauchbar zurückgab, gleich in's Feuer." — —

Georg hatte sich wieder in den Schaukelstuhl niedergelassen, stülpte das Gesicht in die Hand und sagte nichts.

„An was denkst Du, Georg?" fragte seine Frau sanft, die Hand auf seine Schulter neigend.

„An Deinen Verein."

„An meinen Verein?"

„Nun ja, ich hätte Dich sogern mit mir nach Florenz genommen."

„Gehst Du nach Florenz?"

„Ich habe dort auf der Bibliothek zu arbeiten und dachte mir schon, einen Monat vor den Ferien Urlaub zu nehmen. Es wäre schön, wenn Du auch bei mir wärest."

„Ja, sehr schön."

„Und nun muß ich doch allein reisen."

Josepha seufzte.

„Aber komm' zu Tisch, ich denke, es wird servirt sein", sagte der Professor, die Thürklinke in der Hand.

„Georg!"

„Nun?"

„Ich meine, ich sollte Dich doch nach Florenz begleiten."

„Aber der Verein?"

„Der Verein —, ja freilich —, ich könnte ja vielleicht meine Stelle im Vorstande an Fräulein von Barthels abtreten, sie sprach neulich davon, daß sie sich so gerne nützlich machen möchte."

„Aber würdest Du diese Thätigkeit nicht zu sehr entbehren? Das Große und Ganze — —"

„Ich glaube, Georg, Du hast mir eine gute Lehre geben wollen, — und ich — ich habe Dich verstanden."

„Ich habe eben eine kluge Frau."

„Die besonders herrliche Kritiken schreibt —", spöttelte sie.

„Aber um so besser auf die Ideen ihres Mannes einzugehen versteht. Auch mir hast Du eine gute Lehre gegeben, Josepha, ich danke Dir! Also abgemacht, wir reisen nach Italien!"

„Ja, abgemacht."

„Und ohne die grauen Kleider!"

„Ja, ohne die grauen Kleider."

Und er reichte ihr seinen Arm und führte sie zu Tisch.

Neue Liebeslieder

von A. Trabert.

V.

Liebesscepter.

Wenn Narren schelten mein graues Haar,
Dann träumt mir immer, — und Träume sind wahr! —:
Ich ward erst gestern geboren
Als König im Reiche der Thoren.

Als gestern mein Lieb mich an's Herz gedrückt,
Da hab' ich das Licht der Welt erblickt;
So ward' ich auch ohne Soldaten
Ein Herrscher von Gottes Gnaden.

Und wißt Ihr, was seit dieser Frist
Der Scepter meiner Liebsten ist?
Klippklapp! Da seht — der kleine
Pantoffel, wie schmückt er die Feine!

VI.

Brautgeschmeide.

Wäre mir ein Thron beschieden,
Eine Krone ließ ich schmieden,
Und ich spräche: Nimm sie hin,
Daß der Krone Diamanten
Laut verkünden meinen Landen:
Kniet vor Eurer Königin!

Oder wenn der Lenz ich wäre,
Ließ ich meine Blüthenmeere
Lieblich wogen um Dich her.
Sonnenglanz und Frühlingslüfte,
Rosengluth und Veilchendüfte,
Liebste, sprich, was willst Du mehr?

Wär' ich gar der Herr da droben,
Welchen Mond und Sterne loben,
Bräch' ich Dir, Du schöne Maid,
Drei der hellsten meiner Sterne
Aus der blauen Himmelsferne
Als Dein köstlich Brautgeschmeid.

Doch was brauchst Du all dergleichen?
Weiß ich Schön'res doch zu reichen
Hier aus meines Herzens Schrein:
Was sind Sterne, was sind Kronen?
Liebe kann nur Liebe lohnen;
O so nimm's, was einzig Dein!

VII.

Wie heiß ich Dich liebe.

Wie heiß ich Dich liebe, wie kannst Du fragen?
Es giebt keine Sprache, Dir's recht zu sagen.
Das wäre ja keine Liebe,
Wenn noch zu sagen es bliebe,
Wie heiß ich Dich liebe.

VIII.

Still, mein Lied!

Still, mein Lied! Du hörst ja, wie
Schon die Jungen knurren.
Schweig' und laß statt deiner sie
Singen oder surren.

Eine schon uralte Zeit
Sahst du nah'n und scheiden,
Seit im Herzen Lieb und Leid
Mir gestimmt die Saiten.

Anders tönt aus junger Brust
Darum jetzt die Note;
Nur die Alten, Lieb und Lust,
Bleiben ewig Mode.

Doch die sind ja noch mir hold,
Und so will ich singen,
Bis im Abendsonnengold
Meine Saiten springen.

Aus Heimath und Fremde.

Bei der Landtags-Abgeordnetenwahl in Marburg wurde der bisherige Abgeordnete von Trott zu Solz, der sich wegen Beförderung einer Neuwahl hatte unterziehen müssen, wiedergewählt. — Auf der Breslauer Turnausstellung, die mit dem VIII. deutschen Turnfest verbunden war, hat die Kasseler Turngeräthefabrik von Heinrich Brink jr. die höchste Anerkennung des Turnausschusses erhalten. — Der in Kassel ansässige Bildhauer Jürgensen hat eine vortreffliche Büste Fritz Reuter's geschaffen.

Universitätsnachrichten. Der bisherige Rektor der Marburger Universität Professor Dr. Graf von Baudissin hat einen Ruf an die Universität Berlin erhalten und angenommen. — Bei der Rektorswahl in Marburg pro 1894/95 wurde Professor Dr. Th. Fischer gewählt.

Am 31. Juli starb in Neuenhain bei Zimmersrode Professor Dr. Johann Karl Glaser aus Marburg an Folgen eines Herzschlages, der Nestor der Alma Philippina. Die Universität verliert in ihm, wie die „O. Z." hervorhebt, einen bedeutenden, mit reichen Kenntnissen ausgestatteten Förderer der Wissenschaft, seine Schüler einen wohlwollenden Lehrer. Professor Glaser wurde geboren am 9. April 1814 zu Neunkirchen (Reg.-Bez. Trier). Nachdem er das dortige Gymnasium besucht, widmete er sich dem Studium der Staats- und Kameral-Wissenschaften. Am 10. Januar 1844 in Halle zum Doktor promovirt, siedelte er in demselben Jahre nach Berlin über, woselbst er sich am 17. Oktober habilitirte. Vom 1. September 1855 ab wurde er als ordentlicher Professor der Staatswissenschaft, des Verwaltungsrechts und der Politik nach Königsberg und am 12. März 1868 als solcher an die Marburger Universität berufen, der er bis zu seinem Tode angehörte. Der Verblichene hat eine bedeutende Anzahl wissenschaftlicher Werke theils philosophischer, theils und hauptsächlich wirthschaftlicher und politischer Natur verfaßt. — In Kassel verstarb, 56 Jahre alt, am 25. Juli der Direktor des Betriebsamtes Schwerte-Kassel, Geh. Regierungsrath Joseph Busch, der am Tage seines Hinscheidens zum Oberregierungsrath ernannt und designirt war, vom 1. April n. J. ab

nach der Umgestaltung der Eisenbahnverwaltung als Stellvertreter des Eisenbahn-Präsidenten in Kassel zu fungiren. Zu Burgsteinfurt in Westfalen geboren, widmete sich der Verstorbene dem Studium der Jurisprudenz und Kameral-Wissenschaft und trat kurz nach absolvirtem Staatsexamen zur Eisenbahnverwaltung über. Nachdem Busch bei verschiedenen Eisenbahndirektionen als Mitglied thätig gewesen war, wurde er am 1. Februar 1885 zum Direktor des Betriebsamtes Kassel-Schwerte ernannt. Er genoß den Ruf eines ebenso tüchtigen Juristen wie Eisenbahnbeamten. — Am 3. August starb in Kassel Professor Otto Speyer, früher Lehrer an der königlichen Gewerbe- und Handelsschule. Er war sowohl als Neuphilologe wie als Naturforscher thätig, verfaßte ein zweibändiges Werk („Italienische Reisebriefe") und leitete Jahre lang den Kasseler naturwissenschaftlichen Verein. — Am gleichen Tage starb der Präsident des königlichen Konsistoriums zu Kassel Freiherr von Trott zu Solz, der dies Amt seit 1891 bekleidete. Er war geboren am 11. Oktober 1835, wurde 1861 Obergerichtsreferendar, 1868 Regierungsassessor, war dann bei verschiedenen Verwaltungsbehörden beschäftigt und wurde 1875 Landrath in Gelnhausen und 1883 in Fulda. Das Amt eines Konsistorialpräsidenten hat er nur drei Jahre bekleidet. — Einer der bekanntesten Bürger der Stadt Baltimore, Md., Cigarrenfabrikant Johann Jakob Requardt, ist im Alter von 79 Jahren gestorben. Er war aus Rinteln gebürtig und im Jahre 1855 eingewandert.

Personalien.

Ernannt: Pfarrer Happich in Cappel zum Superindenten der Diözese Marburg. — Bankier Karl Pfeiffer, Inhaber der Firma Louis Pfeiffer in Kassel, zum Kommerzienrath.

Uebertragen: Dem Silberwaarenfabrikanten Willi Rodde in Hanau die Stelle eines Mitgliedes der königlichen Zeichen-Akademie-Direktion daselbst. —

Bestellt: Gerichts-Assessor Stölzel aus Kassel zum Vertreter des bis zum 1. Oktober nach Berlin berufenen Staatsanwalts Ganslandt in Marburg.

Verliehen: Dem Forstmeister Lappe in Rauschenberg bei seinem Uebertritt in den Ruhestand und dem Kriminal-Polizei-Inspektor Kallmeier in Kassel der Rothe Adler-Orden vierter Klasse.

Geboren: Ein Knabe dem Assistenten M. Dölle und Frau geb. Scheld (Kassel). Ein Mädchen dem Dr. Mössinger und Frau (Kassel); Franz E. Habicht und Frau Ida geb. Braun (Chicago).

Vermählt: Georg Ellenberger (Wilhelmshöhe) mit Fräulein Eleonor Fothergill-Watson-Fothergill (Nottingham).

Gestorben: Oberstlieutenant a. D. Richard von Hasselbach, 52 Jahre alt (St. Moritz im Engadin, 24. Juli); Fräulein Emilie Ritzmann, 70 Jahre alt (Kassel, 25. Juli); Eisenbahnbetriebssekretär a. D. Adolf Thiel, 53 Jahre alt (Wehlheiden, 28. Juli); Louise Koch, geb. Schönherr, Gattin des Vermessungsrevisors a. D. Otto Koch, 66 Jahre alt (Kassel, 29. Juli); Henriette Lange, geb. Schwarz, Wittwe des Oberlehrers Lange, 63 Jahre alt (Kassel, 2. August); Steuereinnehmer a. D. Friedrich Carl Hahn (Kassel, 2. August); Dr. med. Albert Hille (Grünberg, 2. August); Oberstlieutenant z. D. Max Gissot (Saarlouis, 3. August); Professor Otto Speyer (Kassel, 3. August); Gutsbesitzer Heinrich Pfläging, 75 Jahre alt (Obervellmar, 4. August); Freiherr Ernst Schenk zu Schweinsberg, Erbschenk in Hessen, 91 Jahre alt (Schweinsberg, 4. August); Frau Emilie von Gironcourt, geb. von Eschstruth, Majorswittwe (Kassel, 7. August); Henriette Zillmer, geb. Roland, 80 Jahre alt (Kassel, 9. August); Cigarrenfabrikant Johann Jakob Recquardt, 79 Jahre alt (Baltimore).

Hessische Bücherschau.

Von Julius W. Braun's bekanntem Werk „Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen" befindet sich, wie wir Berliner Blättern entnehmen, der dritte Band unter der Presse. Vornehmlich wird derselbe uns den eigentlich wissenschaftlichen Apparat des weit ausgedehnten Unternehmens bringen.

Im Verlag der Hofbuchhandlung von Ernst Hühn in Kassel erschien in eleganter Ausstattung ein Band Original-Räthsel von M. Schumacher. (Preis 2,50 Mark). Es sind nicht mechanische Erzeugnisse eines auf Erwerb abzielenden Räthselerfinders, sondern die natürlichen Kinder eines ebenso scharfen wie feinsinnigen Denkers, welcher eine ernste oder humoristische, stets aber gehaltvolle Lösung in den Rahmen sprach- und formgewandt behandelter Verszeilen geschickt zu verhüllen weiß.

Zugegangen ist uns:

Die Burg Herzberg. Bearbeitet von J. Hallenberger, Lehrer zu Hersfeld. Druck von Eduard Hoehl in Hersfeld.

Briefkasten.

H. B. in Fritzlar. Ueber Eobanus Hessus, den berühmtesten lateinischen Poeten des Humanismus, existirt eine ganze Reihe von Schriften. Empfehlen möchten wir Ihnen insbesondere das von Dr. Karl Krause herrührende zweibändige Werk „Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke", das 1879 in Gotha bei Friedrich Andreas Perthes erschienen ist. Sie finden da Alles, was Sie wünschen.

H. O. in Treysa. Daß wir der hessischen Familiengeschichte besondere Aufmerksamkeit schenken werden, ist selbstverständlich. Wir werden alsbald mit der Veröffentlichung zweier Arbeiten vorgehen, die die Geschichte hessischer Familien behandeln. Beiträge dieser Art werden auch in Zukunft willkommen sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 17. Kassel, 1. September 1894.

Das **„Hessenland“** erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Wanderlied.

Die Erde zu durchschweifen
Giebt wilden, fröhlichen Muth.
Nur was in der Fremde pfeifen
Die Vög'lein, dünket uns gut.
Zu Haus — was für ein Jammerland,
Da ist ein jeder Steg bekannt,
Da ist nichts Fremdes, weit und breit,
Das eben ist das Herzeleid;
Drum schnürt' ich meinen Ranzen
Und wand're durch die weite Welt
Hindurch, hindurch, wie's mir gefällt,
Zu Welschen oder Franzen!

Nur eins, so will mir's dünken,
Giebt uns die Fremde nicht,
Wie ihre Sterne auch winken,
Wie lockend auch strahlt ihr Licht.
Die schönsten Frauen, die ich fand,
Sie blühen nur im Heimathland,
So hold, so züchtiglich und rein,
Um's Haupt den blonden Heil'genschein,
Das Sinnbild treuer Minne!
In Gottes ganzer, weiter Welt
Mir nur die deutsche Maid gefällt,
Der Schöpfung Königinne!

Wilhelm Bennecke.





Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Zu einer Berathung über die Aufhebung der Klöster und Stifte, über die Verwendung ihrer Einkünfte und über Entschädigung der Betheiligten wurde vom Landgrafen Philipp am 15. Oktober 1527 ein Landtag zu Kassel abgehalten, der von den Abgeordneten des Landadels und der Städte besucht und dessen Beschluß folgender war: Diejenigen Mönche, die bleiben und sich dem Studium widmen wollten, sollten Aufnahme im Kugelhause zu Marburg finden; den bleibenden Nonnen wurde ein später zu bestimmender Ort ausbedungen. Wer austreten wollte, sollte abgefunden werden und zwar die Adeligen nach ihrer Mitgift, und falls sie gänzlich verarmt sein sollten, mit mindestens 100 Gulden, alle Unadeligen nach ihrem Bedarf. Da die meisten der vorhandenen Stiftungen von Vorfahren des Adels herstammten, so wurde, um diesen zu entschädigen, die Einrichtung einer Kasse beschlossen. Aus diesem Fond sollten wenigstens acht arme adelige Personen jährlich 200 bis 300 Gulden Unterstützung beziehen. Verwaltet wurde die Kasse von einer aus vier Mitgliedern des Adels der beiden Fürstenthümer unter Aufsicht landgräflicher Räthe bestehenden Kommission. Einen Theil der Klostergüter erhielt die zu errichtende Universität zu Marburg, „daß gute künste und tugend im wesen erhalten werden und männiglich seine Kinder zu ehren und tugenden ufziehn lassen mögen“. Mit den noch übrig bleibenden Klostereinkünften ward eine Kasse gegründet zur Erleichterung der Abgaben, zum Besten der Armen und zur Befriedigung der Bedürfnisse des Landes. Diese Kasse war der Aufsicht zweier landgräflicher Räthe, zweier vom Adel und zweier von den Städten unterstellt. Die aus dem Kloster Austretenden wurden entweder durch eine einmalige Auszahlung einer bestimmten Geldsumme abgefunden, oder es wurden ihnen Nutznießungen von Fruchtzinsen und Klostereinkünften zugewiesen. Anfangs fand nur die letztere Art und Weise der Abfindung statt, und nur ausnahmsweise, auf besonderen Wunsch, wurde eine Abfindungssumme ausgezahlt; erst später ward die Ablösung der Nutznießung durch Geld überall eingeführt.

Schon vor der Synode zu Homberg hatten die Karmeliter zu Kassel ihre Kirche und ihr Haus, das sie aus Mangel an einlaufenden Almosen nicht mehr halten konnten, verlassen. Ihrem Beispiele folgten alsbald die Augustinerinnen auf dem Ahnaberge, die Kugelherrn zum Weißenhofe zu Kassel und die Karthäuser auf dem Eppenberge bei Felsberg. Verwendet wurden die Einkünfte dieser Klöster zur Besoldung von Predigern und Lehrern der neuen Schule zu Kassel sowie Anfangs auch zur Unterstützung ausgezeichneter Gelehrten. Die Wohnung der Augustinerinnen zum Weißenstein (Wilhelmshöhe) behielt der Landgraf für sich. Zu Marburg übergaben zuerst die Kugelherrn ihre Kirche, ihr Haus und ihre Büchersammlung. Die Dominikaner verzichteten durch eine Urkunde am 1. Juni 1527 auf ihre Besitzungen, und Ende Mai 1528 verließen die Franziskaner die Stadt. Dem Beispiele der letzteren folgten ihre Ordensbrüder zu Hofgeismar und in anderen Städten. Die Gebäude der Kugelherrn, Franziskaner und Dominikaner wurden der neu gegründeten Universität durch Landgraf Philipp überwiesen.

Ausgestattet wurde die Universität mit den Einkünften von neun Klöstern im Ober- und Niederfürstenthum, nämlich des Kugelhauses zu Marburg, des Automiterhauses zu Grüneberg, des Augustinerklosters zu Alsfeld, des Klosters der Dominikaner zu Treysa, der Benediktinerabtei bei Hasungen mit allen ihren Nutzungen und Gerechtsamen, Teiche und Fischereien ausgenommen, der Nonnenklöster zu Kaldern, Nordshausen und Wirberg, des Prämonstratense-

rinnenstiftes St. Georg bei Homberg; sie erhielt ferner vier Höfe und Vogteien der Abtei Haina, zu Singlis bei Homberg, Fritzlar, Alsfeld und Treysa. Ferner gehörten zu den Einkünften der Universität 60 Gulden aus dem Deutschen Hause zu Marburg, 20 Gulden aus dem Johanniterhause zu Nidda, 15 Gulden vom Kloster Arnsburg und 12 Gulden vom Kloster Hirtzenhain in der Wetterau.

Die neue Hochschule wurde am 30. Mai 1527 durch den Rektor Ferrarius Montanus mit der Verpflichtung von 104 akademischen Bürgern eröffnet. Am 1. Juli 1527 fand ihre Einweihung durch den Kanzler Feige statt. Erst später, am 31. August 1529, wurden ihr vom Landgrafen Statuten sowie wichtige Privilegien, bestehend in freier Wahl des Rektors, eigener Gerichtsbarkeit und Freiheit von allen bürgerlichen Abgaben, Lasten und Zoll, übergeben; die kaiserliche Bestätigung und Ertheilung aller Vorrechte der übrigen Universitäten des Reiches erhielt sie am 16. Juli 1541. Verbunden war mit der Universität ein Pädagogium für Lehrer von Kirchen und Schulen. Stipendien wurden errichtet für 60 Stipendiaten im Gesammtbetrage von 1847 Gulden. Diese Summe wurde auf Veranlassung des Landgrafen von 52 Städten aus den verschiedenen Landestheilen, die sich zu jährlich bestimmten Geldleistungen verpflichteten, aufgebracht. Die ersten Lehrer an der Universität waren für Theologie Lambert, Krafft und Erhard Schnepf aus Heilbronn; für Rechtswissenschaft Jakob Eisermann (Ferrarius Montanus) aus Amöneburg; für Arzneikunde Heinrich Urban (Euricius Cordus) aus Simtshausen, Amt Wetter; für Sprachen und freie Künste Hermann von Busch aus Westfalen, Sebastian Nouzen aus Flandern, Johannes Lonicerus aus Eisleben, Nikolaus Asklepius Barbatus aus Kassel, Reinhard Borichius aus Hadamar, Thomas Zeger aus Kleve.

Die Stifte Kaufungen und Wetter mit allen ihren Gütern und Gefällen innerhalb und außerhalb Hessens erhielt die hessische Ritterschaft (1532). Aus den Einkünften der Stifte sollte die Aussteuer vermögensloser, sich zur evangelischen Religion bekennender adeliger Fräulein bestritten werden.

Vier Klöster wurden durch Landgraf Philipp zu Landeshospitälern zur Versorgung geistes- und körperschwacher Armen umgewandelt; für männliche Personen wurden die Klöster zu Haina und Gronau, für weibliche die zu Merxhausen und Hofheim bestimmt.

Die Gefälle der Prämonstratenserabtei Spießkappel waren Anfangs den Superintendenten zu Kassel, Marburg, Alsfeld und Rotenburg zwecks Unterstützung gering besoldeter Prediger überwiesen, mußten von diesen später aber zur Unterhaltung der Festung Ziegenhain gegen eine Abfindung von 1000 Gulden abgetreten werden.

Nach dem Aussterben der Benediktinerinnen zu Lippoldsberg wurde das Kloster vom Landgrafen zu einem Siechenhaus eingerichtet, allwo die Armen des Dorfes Speise erhielten. Der Ueberschuß der Einkünfte des Klosters wurde zu Besoldungen des Pfarrers und Lehrers zu Lippoldsberg, der Prediger zu Hofgeismar, Heisebeck und Oedelsheim, sowie zur Unterstützung armer Predigerwittwen verwendet. Die Einkünfte des Klosters der Augustinerinnen zu Höckelheim wurden, nach dem Anfalle der Plessischen Lande an Hessen, zur Unterstützung von vierzig Predigerwittwen bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Familie Hille.

Von Dr. med. Friedr. Hille.

In der Absicht des Verfassers liegt es durchaus nicht, eine vollständige Geschichte der in Hessen seit ungefähr 270 Jahren ansässigen Familie Hille der Oeffentlichkeit zu übergeben. Nachfolgende Blätter sollen nur die Chronologie der Familie und kurze Lebensbeschreibungen einzelner Mitglieder, welche sich theils um das öffentliche Wohl, theils um die Familie selbst verdient gemacht haben, enthalten. Eine genaue Geschichte der Familie Hille, welche als Manuskript gedruckt werden soll, ist seit einer Reihe von Jahren in Bearbeitung und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts fertig gestellt, sie umfaßt bis jetzt einen Zeitraum von ungefähr 190 Jahren und wird nach völliger Ausnutzung des starken vorliegenden Materials nach ihrer Vollendung reichlich zehn Bände füllen.

Die Wiege der Familie in Marburg war die sogenannte Wolfsburg. An der Spitze des Steinweges auf natürlichen Felsen erbaut, war sie ursprünglich mit einer befestigten Mauer umgeben und durch einen unterirdischen Gang mit dem Schlosse verbunden. Sie erschien gleichsam als ein Vorwerk der Schloßbefestigungen. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde das schützende Mauerwerk bis zu einem unbedeutenden Reste abgetragen, welcher von nun an Hof und Garten einfaßte. Sechs kleine Kanonen, sogenannte Katzenköpfe, von denen zwei der Familie erhalten sind, dienten der eigenthümlichen Befestigung zum Schutze. Im Jahre 1867 ging dieses Besitzthum in andere Hände über. Jetzt besitzt die Familie eine dem Herrn von Ditfurth früher gehörige Besitzung am Renthöferthor.

A. Quellen.

1. Familienarchiv.
2. Kirchenbücher von Hubenthal-Gertenbach, Helmarshausen-Karlshafen, Ermschwerdt, Wetter, Marburg, Leipzig.
3. Kurfürstlich hessische Staatshandbücher.
4. Frankfurtische Gelehrtenzeitung von 1766.
5. Varrentrap.
6. Aufsätze von Ruprecht (Hessischer Kalender).
7. Justi, Hessische Denkwürdigkeiten.
8. von Hohenhausen, Biographie des Generals von Ochs.
9. Kopp, Almanach, S. 2621.
10. Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien, II. Band, S. 232 ff.
11. Neue Europäische Zeitung, Nr. 193 vom 6. Dezember 1808.

B. Allgemeines über die Familie.

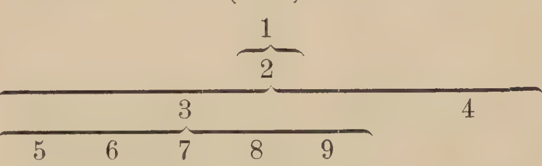
Urkundlich nachweisbar ist die Familie seit 1550, wo der Stammvater aus England ausgewandert ist und sich auf dem Harz angesiedelt hat. Ein Enkel dieses setzte sich im Jahre 1630 in Hessen fest, und zwar in Hubenthal, Kreis Witzenhausen, woselbst er ein Gut der Herren von Berlepsch zu Lehen nahm. Dieser Hille ist somit der Begründer der hessischen Linie geworden, die durch Auswanderung zweier Nachkommen nach Sachsen im Jahre 1769 eine dritte Linie, die sächsische, bildete. Die braunschweigische Stammlinie hat sich nach Hannover verzweigt, steht heute in beiden Landen in hoher Blüthe und wird in dem Familienarchiv der hessischen Linie als die braunschweig-hannöversche Linie bezeichnet.

Die Familie besitzt ein Wappen, dessen im Jahre 1630 zum ersten Mal Erwähnung gethan wurde. Das Wappenschild: Blau und Gold gespalten, vorn ein von Schwarz und Silber quer getheilter Adlerflügel, hinten ein Lindenbaum. Helm: ein sechseckiger goldner Stern zwischen zwei Flügeln, wie im Wappenschild. Decken: Blau-Gold.

C. Die einzelnen Familienglieder.

Abschnitt I.

Die Familie bis zur Geburt des Johann Karl Heinrich Gottfried Hille (1743).



1. Berthold Hille, auf dem zu Braunschweig gehörigen Theil des Harzes geboren, siedelte 1630 nach Hessen über, übernahm als Oekonom ein Gut der Herren von Berlepsch zu Lehen, verheirathete sich in demselben Jahre mit Anna Sidonia von Linden. Aus seiner Ehe entsproß nur ein Sohn, welcher nach dem Ableben des Vaters sein Nachfolger in der Bewirthschaftnug des Gutes wurde.

2. Johann Ludwig Hille, Sohn des Vorgenannten, dessen Geburts- und Todestag sich mit Sicherheit nicht feststellen läßt, da nach Mittheilungen des verstorbenen Pfarrers Hoffmann zu Gertenbach zu damaliger Zeit durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges die Kirchenbücher theils schlecht geführt wurden, theils verloren gegangen sind. So beginnt das älteste auf unsere Zeit gekommene Kirchenbuch erst mit dem Jahre 1638. Zwei Kinder sind bekannt (3 und 4).

3. Johann Berthold Hille. Derselbe war ebenfalls Oekonom, verwaltete das Gut Hubenthal bei Gertenbach, vermählte sich 1716 mit einer Tochter des Verwalters Schmidt zu Fahrenbach in Hessen. Aus seiner Ehe entsprossen fünf Kinder (5—9).

4. Georg Christoph Hille, von welchem bis jetzt nur bekannt geworden ist, daß derselbe Amtsverwalter zu Griffstädt war.

5. Johann Christoph Ludwig Hille, geb. den 13. Juli 1717 zu Hubenthal. Pathen waren Herr Christoph Mordian von Berlepsch, Verwalter Schmidt zu Fahrenbach, der Schwiegervater, und Johann Wilhelm, ältester Sohn des Herrn Amtmann Kühne zu Mollenfelde. Derselbe vermählte sich mit Christiana Heynau aus Leipzig, welche am 28. Februar 1721 geboren und am 1. März 1721 in der Thomaskirche zu

Leipzig getauft wurde. (Sie erhielt die Taufnamen Johanna Christiana. Die Taufzeugen sind gewesen Jungfrau Johanna Falkner, Johann Heinrich Schlegel, Dr. jur., Jungfrau Christiane Rosine Dimler.) War Amtmann zu Ermschwerdt bis zum Jahre 1750, von da ab bis zu seinem am 9. August 1760 erfolgtem Ableben Oberschultheiß zu Karlshafen und Helmarshausen. Er hinterließ 7 Kinder (10—16).

6. Johanna Sidonia Luise Hille, geb. den 6. Dezember 1718 zu Hubenthal. Pathen waren Amtmann Haberstroh auf Berlepsch und Jungfrau Sidonia Gertrud Schmidtin, des Verwalters zu Fahrenbach Tochter.

7. Wilhelmine Katharina Hille.

8. Ernestine Charlotte Hille.

9. Georg Heinrich Hille, Amtsverwalter der Ballei Thüringin.

Abschnitt II.

1743—1781, bis zur Theilung der beiden noch jetzt in Hessen bestehenden Zweige.

5
10 11 12 13 14 15 16
17 18 19 20 21 22 23 [24 25 26 27 28 f. u.]
29 30 31 a b c d

10. Johann Karl Heinrich Gottfried Hille wurde am 7. Januar 1743 zu Ermschwerdt geboren und von Pfarrer Wiskemann dortselbst am 10. Januar getauft. Zu Taufpathen hatte er Amtmann Gottfried Hellwig Ullrich, Johann Berthold Hille, Amtsverwalter der Ballei Thüringin, Jungfrau Ernestine Charlotte Hille, des Vaters jüngste Schwester. Er wurde auf einem Gute der Herrn von der Malsburg erzogen, bezog April 1760 die Universität Göttingen und studierte Rechtswissenschaften, vollendete seine Studien zu Marburg, wurde am 24. April 1766 daselbst zum Licentiaten beider Rechte erhoben. (Frankfurtische Gelehrten-Zeitung vom 6. Juni 1766.) Als Justizbeamter war er bis zum Jahre 1776 in Wetter und von da ab als hessischer Rath, Oberschultheiß und Kriminalrichter in Marburg. Seine Thätigkeit namentlich an letzterem Orte war eine sehr ersprießliche und segensreiche für die Einwohnerschaft Marburgs. So widerrieth er der Bürgerschaft Marburgs jede Betheiligung beim Aufstand althessischer Soldaten und Bauern gegen das französische Gouvernement am 27. Dezember 1806. Seinem Ansehen und Einfluß allein gelang es, die Bürger zu beruhigen und die Stadt vor üblen Folgen zu bewahren. (Ruprecht, Aufstand hessischer Soldaten und Bauern.) Am 24. Juni 1817 feierte er im Rittersaale des Deutschen Haushofes sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Am Feste betheiligten sich 109 Personen, welche alle Stände Marburgs vertraten. Die Stadt und ihre Bürger überreichten ihm an diesem Ehrentage eine auf weißen Atlas gedruckte Widmung, welche die dankbarsten Gefühle für ihn zum Ausdruck brachte. Nach seinem am 31. Oktober 1817 erfolgten Tode wurde er auf dem Friedhofe St. Michael beigesetzt, woselbst ihm die Bürger Marburgs ein Grabdenkmal errichten ließen, auf welches sie ganz dem Charakter des Mannes entsprechend eine einfache Grabschrift setzten. Auf diesem steht irrthümlicher Weise als Geburtsort Helmarshausen, wohingegen er laut Taufschein zu Ermschwerdt geboren wurde. Während der französischen Fremdherrschaft führte er den Amtstitel Conservateur des Hypotheques. (Ueber sein Leben siehe Varrentrapp.) Er vermählte sich am 15. November 1767 mit Maria Magdalena Günste, welche am 22. Mai 1747 als Tochter des Stiftsvogts Günste zu Wetter geboren war und am 24. Mai 1822 zu Marburg starb. Zwölf Kinder gingen aus seiner Ehe hervor (17—28).

11. Georg Wilhelm Hille, geb. den 20. September 1744 zu Ermschwerdt, wurde denselben Tag vom Pfarrer Wiskemann dortselbst getauft. Die Taufpathen waren der Großvater Johann Berthold Hille, dessen Bruder Georg Christoph Hille in Griffstädt und des Vaters Schwester, Jungfrau Wilhelmine Katharina Hille. Derselbe stand von 1770 an bei einem hessischen Grenadierbataillon in Rinteln als Lieutenant in Garnison, machte im interimistischen von Loßberg'schen Grenadierbataillon den Feldzug in Nordamerika mit und fiel am 21. Oktober 1777 bei der Erstürmung des Forts Redbank, wobei auch der Oberst von Donop den Heldentod starb. Ueber ihn schreibt Pfister*), daß er ihn als einen sehr tüchtigen Offizier in einem Werk, die Thätigkeit der hessischen Truppen im nordamerikanischen Feldzuge betreffend, erwähnen und ihn unter den Heldenopfern der vergeblichen Erstürmung des Forts Redbank am Delaware aufführen werde. Dort, einige Meilen unterhalb Philadelphia, auf dem Ufer von Jersey liegt sein Staub, die Schanze selbst, die ihm den Tod gab, ist in den Boden zurückgesunken. Von ihm sind dreizehn Briefe auf uns gekommen, welche das hessische Garnisonleben

*) Pfister hat sein Werk über den Feldzug nicht vollenden können.

schildern und seine Erlebnisse während des Feldzuges uns vor Augen führen.

12. Elisabetha Friederika Hille, geb. den 30. September 1749 in Ermschwerdt, wurde am 5. Oktober getauft. Pathen waren Frau von Buttlar von und zu Elberberg und Hauptmann von Buttlar.

13. Johann Friedrich Hille, geb. den 11. Oktober 1752, getauft von Pfarrer Deiermann zu Helmarshausen, siedelte 1769 nach Sachsen über. Seine Pathen waren Freiherr von Oeynhausen und Kapitän von Stockhausen.

14. Johann Heinrich Hille, geb. den 15. August 1754 zu Helmarshausen, ebenfalls von Pfarrer Deiermann getauft am 18. August 1754. Gevattern war Heinrich Ludolf Heinsius, zeitiger Amtmann auf Sababurg, und Johann Heinrich Uden, Amtsschreiber in Lauenförde.

15. Johanna Friederike Maria Ernestine Hille, geb. den 30. August 1759 zu Helmarshausen.

16. Henriette Martha Luise Hille, geb. den 27. Oktober 1760 zu Helmarshausen, zwei Monate nach dem Tode des Vaters, getauft von Pfarrer Lapp daselbst am 2. November 1760. Pathin war Jungfrau Henriette Martha Luise Uden von Lauenförde. Gestorben im August 1762.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Sonne sinkt.

Novellette von E. Mentzel.

— —

„Ihre Aufgabe in Walter's Leben war erfüllt. Sie hatte in einer trostlosen Zeit die Triebfedern seines Geistes neu in Bewegung gesetzt, hatte die fast erstarrten Keime in ihm durch die Macht ihres bezaubernden Wesens belebt und an's Licht gezogen und sein verbittertes Gemüth wieder besseren Regungen zugänglich gemacht. Wie dankbar war er dem edlen Mädchen dafür, wie tief beklagte er es, ihre Hoffnungen zerstören, ihrem Herzen ein schweres Leid zufügen zu müssen! Allein, durfte er sie belügen? War er ihr nicht die Wahrheit, nicht ein offenes Bekenntniß schuldig? Ludmilla war eine große Seele, sie mußte es begreifen, daß seine damals krankhaft erregte Phantasie für Liebe nahm, was doch nur ein Bedürfniß nach verständnißvollem Austausch, nur ein fieberhafter Wunsch seines unbefriedigten Herzens gewesen war. Jeder Tag erhöhte Walter's innere Qualen, zeigte ihm deutlicher, daß er von dem holden jungen Geschöpf nicht mehr lassen konnte, dessen Liebe ihm wie ein freiwilliges Geschenk der Götter zu Theil wurde. Der milde Stern der Erkenntniß ging über seinem Dasein auf, während die Sonne der Leidenschaft hinter Wolken versank, die Schatten sich länger streckten und manche schimmernde Lüge ihren Glanz verlor wie Staub, der in der Sonne flimmert, aber farblos wird, wenn deren letzte Strahlen im Nebelmeere versunken sind. Nur noch wenige Tage waren es bis zu Ludmilla's Rückkehr aus Italien. Wenn Walter seine Schuld nicht noch vergrößern und an Adelens kindlicher Seele kein Verbrechen begehen wollte, durfte er nicht länger in diesem Zwiespalt verharren.

Endlich fand er denn auch den Muth, an Ludmilla schreiben. Er legte ihr ein rückhaltloses Geständniß ab, beschönigte seinen Wankelmuth nicht, vertraute aber auf die Einsicht ihres klaren Geistes, den eine Täuschung nicht beglücken, aber die Wahrheit für das Zerflattern eines trügerischen Traumes sicher entschädigen konnte. Hatte ihn Ludmilla wirklich mehr geliebt, als Walter sich jetzt zugestand, so war sie doch nicht mehr so jung, um von diesem Bruch tödtlich getroffen zu werden. Auch gehörte sie, wie er immer klarer erkannte, nicht zu den Frauen, deren Herz an einem Wahn hängen bleibt und sich in heimlicher Bitterkeit verzehrt. Sie besaß die glückliche Gabe, mit etwas abschließen zu können, und hatte ja ein geliebtes Kind, das sicher bald die Lücke in ihrem Herzen ganz ausfüllte.

Walter hatte sich in Ludmilla nicht getäuscht; sie antwortete ruhig und gab ihm das Wort zurück, das er ihr vor einem Jahre in verblendeter Leidenschaft aufdrängte. Auch sie war während der Trennung eine Andere geworden. Er las es zwischen den Zeilen und fühlte, daß er auch für sie ein erlösendes Wort gesprochen hatte. Kein Schimmer von Bitterkeit klang aus ihren Worten, kein Vorwurf fiel zerstörend in das Paradies seines neuen jungen Glückes. ‚Wenn die Sonne gesunken ist, zeigt sich, was eitler Trug war‘, schrieb sie ihm, ‚man soll keine Lüge verlängern und der Wahrheit selbst

für den härtesten Dienst dankbar sein. Lebe wohl und werde glücklich.' —

Als sich die beiden Menschen einige Jahre später zufällig wiedersahen und beim gegenseitigen Erblicken weder Bitterkeit noch Haß in sich aufsteigen fühlten, auch ihr Herz nicht mehr in heftigerem Schlage laut pochte, da wußten sie, daß auch sie zu den Personen zählten, die warmes geistiges Verständniß in einen verhängnißvollen Irrthum gelockt, doch ein muthiges Bekenntniß zu rechter Zeit vor einer großen Gefahr und endlosen Qualen behütet hatte.“ — — —

Noch einmal las die junge Dame die beiden letzten Seiten des soeben erschienenen Romans „Ein Wahn“ von dem berühmten Schriftsteller Ernst Derwall. Dann jedoch warf sie den Band fast unwillig auf den Gartentisch und sah in die weite schöne Landschaft hinaus. Die Sonne stand noch am Himmel, aber der feuchte Abenddunst schwebte bereits über den Wiesen und hing an die Weiden neben dem Bache zarte, schimmernde Schleier. Von einem warmen West bewegt, nickten die Blumen, schwankten die Wipfel der alten Eichen, deren dunkle Schatten sich am Waldesrande scharf von dem hellbeleuchteten Grün der Wiesen und dem Feuerglanz der röthlichen Sonnenstrahlen abhoben. Aus der Ferne, wo ein Höhenzug sich wie eine grüne Wand erhob, glänzten die Dächer und Fenster eines Dörfleins herüber, während die vielfach gewundene Schlange eines kleinen Flusses hellglitzernde Lichter auf die ersten zarten Schleier der Dämmerung warf.

Eine Weile sah Konstanze Berlett noch ernst und gedankenvoll in die wunderbar beleuchtete Ferne, dann nahm sie das auf dem Tische liegende Skizzenbuch wieder zur Hand und begann zu zeichnen. Hatte ihr Künstlerauge noch einen Eindruck aufgesaugt, einen Gegenstand erfaßt, den sie festhalten wollte, oder war es ihre Absicht, die marternden Gedanken und qualvollen Fragen durch Arbeit zu verscheuchen? Ihre sonst sichere Hand zitterte. In nervöser Hast fuhr der Stift über das Papier, blickte sie bald in die Landschaft hinaus, bald auf den Roman, dessen goldner Titel in der Abendsonne erglänzte. Der nicht sehr starke Band mußte ihren Frieden verscheucht haben und die Ursache ihrer ungewöhnlichen Erregung sein. Mit einem raschen Stoß, als wolle sie unsichtbare Geister von sich zurückweisen, schob sie ihn jetzt vom Tische und achtete nicht darauf, daß er, anstatt auf die Bank ihr gegenüber, in's Gras fiel. Konstanze athmete tief und schüttelte mehrmals den Kopf, dann jedoch flog ein Lächeln über ihre verdüsterten Züge und klärte sie auf. Augenscheinlich war ein Gedanke in ihr aufgeblitzt, der den Sturm in ihrer Seele beschwor und alsbald wieder ihrem edlen Antlitz den Ausdruck inneren Friedens zurückgab. Ruhiger zeichnete sie weiter, zauberte sie mit genialen Strichen einen Theil der Landschaft auf das Papier, deren Schönheiten in der eigenthümlichen Beleuchtung doppelt scharf hervortraten.

Jetzt kam eine ältere Dame aus einer im Schweizerstile erbauten Villa. Diese lag an der aufsteigenden Landstraße und beherbergte eine Anzahl Sommerfrischler in ihren Räumen. Erst seit einigen Jahren war die gute Luft des hessischen Dorfes durch die Empfehlung eines bekannten Arztes berühmt geworden. Bald darauf wurden auf der sogenannten Höhe ein paar Villen erbaut, die zwar eine einfache Einrichtung hatten, jedoch immerhin den modernen Bedürfnissen mehr genügen konnten als die dumpfen Stuben der Bauernhäuser im Thale. Es hielten sich in der guten Jahreszeit meist solche Leute in dem Dörflein auf, die wirklich der Erholung bedürftig waren und das Leben in frischer Bergluft und schöner Natur allen anderen Genüssen vorzogen. Abgeschieden von der Welt lag der Ort freilich nicht. Der Schienenstrang einer bedeutenden Eisenbahn zog sich durch seine Gemarkung; auch eine Haltestelle für die Bummelzüge war seit einem Jahre am Eingang in das Dorf errichtet worden. Dieser Fortschritt störte aber die idyllische Ruhe auf der Höhe keineswegs, er gab vielmehr dem ländlichen Aufenthalte noch einen höheren Grad von Beruhigung. War man doch jetzt wenigstens im Stande, die nächste Station der Schnellzüge leichter zu erreichen.

„Guten Abend, mein liebes Fräulein“, sagte die alte Dame freundlich. Sie war inzwischen näher gekommen und hatte der Künstlerin aus der Ferne so lange zugesehen, bis diese den Stift bei Seite legte.

Konstanze erhob sich und dankte. Dann wollte sie ihr Skizzenbuch zuklappen, aber die Hausgenossin legte die Hand auf ihre Schulter und fragte: „Darf ich nicht einmal sehen, was Sie gezeichnet haben?“

„O gewiß!“ gab Konstanze ohne Ziererei zurück. „Aber wollen Excellenz nicht erst Platz nehmen?“

„Wenn ich nicht störe, gerne. Sie wissen, mein Fräulein; ich liebe nicht nur Ihre schönen Bilder und Zeichnungen, ich finde auch großen Genuß an Ihrer Unterhaltung. Und es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie einer alten Frau, wie ich bin, schon so manche kostbare Stunde

opferten, während die Herrn Verehrer sich vergeblich nach einer solchen Gunst sehnten."

In Konstanzens Wangen, die heute blässer waren als sonst, schoß dunkles Roth. „Aber ich bitte Sie, Excellenz, der Vortheil ist ja ganz auf meiner Seite!" sagte sie mit anmuthiger Bescheidenheit, derweil die Generalin staunend die eben entworfene Skizze betrachtete.

„Wundervoll! — Poetisch aufgefaßt und natürlich wiedergegeben!" rief diese jetzt, derartig von der Zeichnung gefesselt, daß sie gar nicht daran dachte, Konstanzens höfliche Bemerkung zurückzuweisen. „Wie Sie den duftigen Zauber zu bannen wissen, der gegen Abend über eine solche Landschaft gebreitet ist! Wie fein und doch wie sicher die Luftlinien gezogen sind! Aus dieser Skizze werden Sie sicher ein ebenso schönes Bild schaffen, wie es jene italienische Landschaft war, die auf der letzten Münchener Ausstellung so großes Aufsehen erregte!"

„O, wenn ich Muße habe, hoffe ich bald etwas Besseres zu leisten als jenes Bild, dem man wirklich zu viel Ehre erwies."

„Nun, darüber wollen wir nicht streiten, liebes Fräulein! Aber bleiben Sie nur bei Ihrem Vorsatze! Wer sich nicht genug thut, ist auf dem besten Wege, Großes zu erreichen. An Muße wird es Ihnen hoffentlich nicht fehlen."

„Wer weiß, Excellenz?" gab Konstanze ernst zurück und bedeckte einen Augenblick ihr feines Gesicht mit der Rechten.

„Was geht nur in Ihnen vor, mein liebes Fräulein?" fragte die Generalin betroffen. „Seit etwa einer Woche sind Sie nicht mehr die Alte, verloren Sie alle Heiterkeit und lassen sich von elegischen Stimmungen beherrschen! Sie haben vielleicht selbst keine Ahnung davon, welche Veränderung mit Ihnen vorgegangen ist."

„Allerdings nicht, Excellenz", versetzte Konstanze verwirrt und wich den forschenden Blicken der alten Dame aus.

„Dann ist es ja vielleicht gut, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache. Ein heiteres Wesen steht Ihnen so schön, daß man es nur ungern an Ihnen vermißt. Ach, und Sie haben doch alle Ursache, froh und glücklich zu sein! Sie leben in gesicherten Verhältnissen, sind eine geachtete Künstlerin —, ein gefeiertes junges Mädchen! —"

„Excellenz wissen doch, daß ich im Frühjahr dreißig werde", schaltete Konstanze anmuthig lächelnd ein.

„Was will das heißen?" fuhr die Generalin lebhaft fort. „Eine Dame von dreißig Jahren und von Ihrer Bedeutung besitzt ganz andere Vorzüge als ein junges unentwickeltes Wesen." Gerne hätte die wohlmeinende Frau noch hinzugefügt, daß es ja in ihrer Macht stünde, das ältere Mädchen baldigst in eine junge Frau umzuwandeln. Allein sie hielt es für taktlos, nochmals für Baron Firnstetten ein gutes Wort einzulegen, weil die Künstlerin sich in diesem Fall das letzte Mal vollständig unzugänglich zeigte.

Konstanze unterdrückte einen Seufzer, der ihrem gepreßten Herzen entfliehen wollte, und sagte heiter: „Excellenz mögen — ganz abgesehen von mir — gewiß Recht haben. Jedoch meiner Ansicht nach giebt es nun einmal nichts Schöneres als die frische, unentweihte Jugend, die nicht lange nach Vorzügen gefragt und um ihrer selbst willen geliebt wird."

Kaum hatte Konstanze diese Aeußerung gethan, da kam ein junges Mädchen in lichter Kleidung eilig die Landstraße herab. Ein runder Sommerhut mit einem Feldblumenkranz bedeckte ein wenig das reizende madonnenhafte Antlitz, in dessen Zügen der Ausdruck glückseliger Erwartung lag. So sehr war das junge Mädchen in sich versunken, daß es die beiden Damen im Garten gar nicht bemerkte und fröhlich vor sich hinlachte, als es mit heimlicher Wonne an die Freuden der nächsten Stunden dachte. (Fortsetzung folgt.)

Todesgruß.

Es überkommt im gold'nen Juli oft
Ein Herbstgefühl den Menschen, seine Seele,
Weiß, daß der glühend heiße Sonnenstrahl
Den Kuß der Reife auf die Frucht gedrückt,
Und bald ist eines Jahres That geschehn.
Nur eine Ahnung ist's von dem Vergehn,
Ein schauernd Zittern auf des Herzens Grund,
Ein Händefalten und ein Niederschauen,
Als ob Dein Fuß bewußtlos, ungefähr
Getreten hätt' auf ein verrastes Grab.
Es ist ein Lauschen auf den Schritt der Zeit,
Der unser Ohr mit eh'rnem Schalle mahnt.

M. Herbert.

Mer fenge ins.[1])

(Schwälmer Mundart.)

Im Kerchdorn [2]) feng Glocke,
Die läire [3]) so schie. [4])
Meng Mäje well locke
Mich scho i dr Frieh.
Scho hêr [5]) ich feng Lache. —
Bos sall [6]) ich do mache?

Dott enge dr Stohre [7])
Flißt drührig ö driew.
Kin Rêhleng kann rôre,
Bies stet [8]) em die Liew. —
„Schie Mäje, bos menste [9]),
Bos lachst dü offs Schenste?"

„Es läire die Glocke,
Dü sichst wüll ee Bräut?
Dos Deng höt in Hocke",
So neckt es mich läut.
„Ö dü wüll in Bräijäm?" —
Do stieh ich scho beijem. [10])

Kurt Nuhn.

[1]) Wir finden uns, [2]) Kirchthurm, [3]) läuten. [4]) schön, [5]) höre, [6]) soll, [7]) dort unten das Wasser, [8]) kein Röhrling (= Frosch) kann rathen, wie es steht, [9]) meinest Du, [10]) „— Du suchst wohl eine Braut? Das Ding hat einen Haken", so neckt es mich laut. „Und Du wohl einen Bräutigam?" — Da stehe ich schon bei ihm.

Aus alter und neuer Zeit.

Der Landgraf und sein Hofbäcker. Die fürstlichen Hofhaltungen waren in früheren Zeiten höchst einfach und glichen mehr den häuslichen Einrichtungen begüterter Grundbesitzer der Jetztzeit. So war es an dem Hofe des Landgrafen Wilhelm des Weisen Sitte, daß das Getreide von den herrschaftlichen Fruchtböden entnommen wurde und in die Mühle wanderte, von wo es dann als Mehl in den Speicher des Hofs gelangte und der Hofbäcker es erhielt, um daraus Jahr aus, Jahr ein das Brot für die Hofhaltung zu backen. Da ist es denn vorgekommen, daß der Landgraf einstmals zur Zeit tiefer Abenddämmerung einen Gang durch die Schloßräume machte und auch an dem Mehlspeicher vorbeikam, worin er einen Menschen gewahrte, der sich abmühte, einen großen gefüllten Sack aufzuhocken. Als dieser den Landgrafen, den er in der Dämmerung für einen gewöhnlichen Hofbediensteten hielt, sah, ging er ihn an, ihm bei seinem Vorhaben behülflich zu sein, was Jener denn auch bereitwilligst that. Der Landgraf aber, der seinen Hofbäcker erkannt hatte, fragte: „Was hast Du denn eigentlich in dem Sacke, guter Freund?"

„Kleien. — Da es mir an Futter für meine Schweine fehlt, habe ich gedacht, der Landgraf hat deren übergenug, und es wird ihm auf ein Säcklein mehr oder weniger nicht ankommen."

„Warum nimmst Du aber da nicht gleich einen Sack Mehl? Mehl futtert doch ungleich besser, als die leichte Kleie!"

„Das wäre nicht recht! Weißt Du, man muß die Herren genießen, aber auch bei Brote lassen!" Mit den letzten Worten keuchte der Bäcker davon.

Am andern Morgen ließ der Landgraf den Bäcker vor sich kommen und sagte zu ihm: „Hättest Du mir gestern Abend Mehl statt der Kleie genommen, ließ ich Dich heute hängen; so aber sollen Dir künftig die Kleien für Deine Schweine umsonst gegeben werden!" Und dabei blieb es. †

„Falsch wie Galgenholz" nennt das Volk einen falschen Menschen. Vielleicht ist manchem Leser dieser Blätter nicht bekannt, welchen Ursprung diese Redensart hat.

Johann Graf von Nassau, genannt der Haubener, hatte 1416 den Landvogt des Landgrafen Ludwig des Friedsamen, einen Herrn von Riedesel, im Frieden überfallen und als Gefangenen weggeführt. Der Landgraf übernahm, entrüstet über diesen Vorfall, einen Einfall in das Land Nassau, um seinen getreuen Diener zu befreien, schlug den Grafen von Nassau in einem Gefecht bei Herborn und ließ das erbeutete Panier des Besiegten zu *Marburg in der Kirche der heiligen Elisabeth* aufhängen. Die Anzahl der Gefangenen war so groß, daß die Verließe von Marburg, Biedenkopf, Blankenstein und Königsberg sie kaum zu fassen vermochten. Unter diesen befand sich auch ein Mann Namens Fritz Galgenholz, welcher dem Grafen Johann Kundschafterdienste geleistet hatte und diesen Verrath jetzt mit seinem Leben büßen mußte. Die Untreue dieses Landesverräthers war aber in Hessen damals etwas so Unerhörtes und erregte ein solches Aufsehen, daß sie alsbald zu einer Redensart wurde, die noch heute im Volksmund lebendig ist und sprichwörtlich wurde. **H.**

Nur ein Besenbinder. Als im Jahre 1793 Landgraf Wilhelm IX. 8000 Hessen unter dem Kommando der Generallieutenants von Wurmb und von Buttlar, denen später, im Oktober desselben Jahres, noch weitere 4000 Mann unter dem Kommando des Generalmajors, späteren Generallieutenants von Hanstein folgten, nach Flandern schickte, damit sie mit den Engländern und Holländern gegen die Franzosen kämpften,

wurde ein hessischer Gefreiter in ein Schloß gelegt, das den Hessen bei deren siegreichem Vordringen im Rücken lag. Am anderen Tage wurde das hessische Korps von den Franzosen wieder zurückgedrängt, sodaß dasselbe wohl einen Tagemarsch hinter das nur mit sieben Mann besetzte Schloß marschirte, ohne daß der Gefreite mit seinen sechs Mann in der großen durch das Zurückweichen entstandenen Verwirrung abgelöst wurde. Und er verharrte auf seinem Posten, trotzdem daß er bei dem unaufhaltsamen Vordringen einsah, daß sein Widerstand vergeblich sein würde. Eingedenk seiner Verpflichtung als Schloßkommandant wollte er sich so lange und so gut, als in den Grenzen der Möglichkeit lag, auf seinem Posten halten. Und in diesem seinem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und getreu seinem geleisteten Fahneneide traf er rasch seine Maßregeln. Er stellte seine sechs Mann auf die Mauern und Wälle, wo sie der Feind sehen mußte, und befahl ihnen auf diesem Posten zu verharren, aber nicht zu schießen, während er selbst auch einen Posten übernahm. Als der heranrückende Feind die Wachen auf Wall und Mauer erblickte, konnte er nur annehmen, daß der Platz besetzt sei und ließ deshalb ein Beobachtungskorps zurück. Die Belagerung der Eingeschlossenen dauerte aber zum Glück nicht lange, weil die Franzosen bereits am folgenden Tag wieder zurückgeworfen wurden. Nun konnte der Gefreite das seiner Obhut anvertraute Schloß der zur Ablösung beorderten Abtheilung unversehrt überliefern. Nach Rückkehr aus dem flandrischen Krieg wurde der tapfere Gefreite dem Landgrafen vorgestellt. Dieser lobte ihn wegen seines Verhaltens und sagte, er wolle ihn zum Offizier ernennen. Unser Gefreite erklärte aber, er könne diese Beförderung nicht gut annehmen, da er nicht genug gelernt habe, um sich mit den Herren Offizieren gehörig benehmen zu können; er sei zu Hause seinem Geschäft nach Besenbinder und habe auch eine Frau und fünf Kinder. Der Landgraf stand hierauf von seinem Vorhaben ab und bedachte den Gefreiten mit einem ansehnlichen Geldgeschenk. H.

Aus Heimath und Fremde.

Am 20. August, als am Geburtstage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen, war — wie alljährlich — dessen Grabstätte auf dem alten Friedhofe überaus reich mit Blumen geschmückt. Prachtvolle Kränze mit rothweißen Schleifen hatten außer den Angehörigen der fürstlich Hanauischen Familie niederlegen lassen: die Frau Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg, der Herzog von Sachsen-Meiningen, der Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal, der Fürst zu Isenburg-Büdingen-Wächtersbach, sowie die Gräfin Ludovika von Schaumburg. Ebenso waren zahlreiche Kränze von Mitgliedern des althessischen Adels sowie aus der Bürgerschaft niedergelegt worden.

Die 60. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Hanau wurde am 28. August Abends durch einen vom dortigen Geschichtsverein, der gleichzeitig sein fünfzigjähriges Bestehen feierte, in den Sälen der Zentralhalle veranstalteten Festkommers eingeleitet. Dem verdienten Vorsitzenden des Hanauer Vereins, Herrn Dr. Suchier, wurde bei dieser Gelegenheit seine vom Gesammtvorstand beschlossene Ernennung zum Ehrenmitglied durch den Vorsitzenden desselben, Herrn Bibliothekar Dr. Brunner, verkündet. — Am 29. Vormittags fand die Hauptversammlung in dem Saale des Stadtschlosses statt. Auf die warme Begrüßung von Seiten des Oberbürgermeisters der Stadt Hanau, Herrn Dr. Gebeschus, erwiderte der Vorsitzende, Herr Bibliothekar Dr. Brunner, dankend. Alsdann erstattete der Schriftführer, Herr Dr. Scherer, den Jahresbericht, der ein anschauliches Bild reger und vielseitiger Vereinsthätigkeit bot. Der Kassierer, Herr Professor Lenz, konnte über einen günstigen Stand der Kasse berichten. Durch Akklamation wurden hierauf die Mitglieder des Kasseler Hauptausschusses, die zugleich den Kasseler Vorstand bilden, nämlich die Herren Bibliothekar Dr. Brunner, (Vorsitzender), Landesrath Dr. Knorz (stellvertretender Vorsitzender), Dr. Scherer (Schriftführer), Professor Lenz (Kassierer), Major a. D. von Löwenstein (Bibliothekar) und Dr. Böhlau (Konservator), wiedergewählt. Als Ort der nächsten Jahresversammlung wurde Ziegenhain bestimmt. Mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit war im Einverständnisse mit dem Referenten der Vortrag über Moscherosch (Prof. Dr. Wackermann) von der Tagesordnung abgesetzt worden, und es erhielt Herr Landgerichtsrath Dr. Brandt das Wort zu seinem Vortrage über die Landgräfin Amelia Elisabeth von Hessen. In überaus lichtvoller und fesselnder Darstellung und anmuthender Vortragsweise entrollte der Vortragende ein ausführliches Bild des Lebens dieser edlen Fürstin. Reicher Beifall lohnte den Redner. Nach Schluß der Hauptversammlung fand musikalischer Frühschoppen im Stadtpark statt, hiernach wurden unter kundiger Führung die Sehenswürdigkeiten Hanaus besichtigt, und Nachmittags vereinigte ein Festmahl die Festbesucher wieder im großen

Saale der Zentralhalle. — Mittwoch den 29. August wurde Vormittags das Schloß Philippsruhe in Augenschein genommen. Den glänzenden Abschluß aller Veranstaltungen bildete ein Mittags mit Damen unternommener Ausflug nach Aschaffenburg. — Der Jahresversammlung wohnte Herr Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville bei. Dieselbe hat einen in hohem Grade befriedigenden Verlauf genommen und anregend, belehrend und näherbringend im besten Sinne gewirkt.

Das Festspiel „Gustav Adolf", von unserm hessischen Landsmann Franz Treller herrührend, wird Ende Oktober d. J. in Kassel zur Aufführung gelangen. In einer zahlreich besuchten Versammlung, die am 17. August im evangelischen Vereinshause zusammentrat, wurden alle nothwendigen Schritte bereits eingeleitet. Ein Gesammtausschuß, an dessen Spitze Generalsuperintendent Fuchs steht, wurde ernannt und ein Garantiefonds sofort gezeichnet.

Kürzlich fand die feierliche Einweihung des vom Knüllklub auf dem Eisenberg bei Frielingen errichteten Aussichtsthurmes statt. Die Theilnahme aus der Umgegend war trotz des Regenwetters eine sehr große. Zur Ehrung der Verdienste, die sich Forstmeister Borgmann in Oberaula um das Zustandekommen des Werkes erworben hat, wurde der Thurm „Borgmannsthurm" genannt. — In Neustadt hat sich ein Zweigverein des Oberhessischen Touristenvereins gebildet.

Die Besucher der Gewerbehalle in Kassel haben, — so wird dem „Kasseler Tageblatt" geschrieben —, in letzter Zeit Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von glasirten Thonwaaren dort zu finden, die bei ihrer Originalität und guten fertigen Wirkung trotz ihrer einfachen Herstellungsweise jedem Kenner Freude bereitet haben werden. Es sind Schüsseln, Töpfe, Vasen, überhaupt Geschirr aller Art mit meist rother, dunkelbrauner oder blaugrauer Grundfarbe, wie solches früher in Marburg und seiner Umgebung allgemein üblich war. Es ist sehr erfreulich, daß diese althessische Art keramischer Erzeugnisse nicht vollständig untergegangen ist und, durch die neue Strömung im Kunsthandwerk gehoben, wieder zu neuem Leben erweckt wurde. Denn auch die lebhafte Nachfrage nach den Gegenständen beweist, daß man die Vorzüge der ausgestellten Thonwaaren zu schätzen weiß. Die Herstellung geschieht derart, daß zunächst die Grundform auf der Töpferscheibe ausgeführt und diese nach dem Trocknen zunächst mit den Grundfarben bedeckt wird. Dann werden die plastischen Verzierungen für sich aufgesetzt, worauf die weitere Bemalung, die Glasirung und das Brennen im Ofen erfolgt. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Sicherheit zu beobachten, mit welcher Herr Schneider sen. —, denn mit den Erzeugnissen dieser Marburger Töpferfamilie haben wir es hier zu thun —, die Bemalung nicht etwa mit einem Pinsel, sondern mit kleinen, nach unten stark erweiterten und am Boden mit einem Federkiel als Ausflußröhre versehenen Farbentöpfchen ausführt, wird daran seine ganze Freude gehabt haben. Wir können nur hoffen, daß diese Töpferwaaren, von welchen diejenigen die stilvollsten zu sein pflegen, welche möglichst in der altüblichen Weise ausgeführt sind, sich immer mehr Freunde erwerben, da sie, neben ihrer praktischen Verwendbarkeit, einen sehr geeigneten, ebenso eigenartigen als hübschen Schmuck für Küche und Speisezimmer bilden.

Personalien.

Ernannt: Pfarrer Meyer in Höringhausen zum Dekan des Dekanats Vöhl; Rechtskandidat Ruhl zum Referendar; Pfarrer Hebel in Grifte zum Superintendenten der Diözese Fritzlar-Melsungen; Gerichtsassessor Forkel zum Amtsrichter bei dem Amtsgericht in Heide.

Beauftragt: Generalsuperintendent Lohr in Kassel mit Versehung der Oberhofpredigerstelle in Kassel.

Verliehen: Dem zweiten Pfarrer, Superintendenten Schäfer in Fulda die erste Pfarrstelle und dem Pfarrer Ruhl in Aufenau die zweite Pfarrstelle der evangelischen Gemeinde in Fulda; dem außerordentlichen Pfarrer Georg Friedrich Volkenand die Pfarrstelle in Wallroth; dem Landgerichtspräsidenten Kerckhoff in Aurich aus Anlaß seines Dienstjubiläums der Rothe Adler-Orden zweiter Klasse mit Eichenlaub und der Zahl 50.

Versetzt: Landgerichtsdirektor Wippermann in Erfurt in gleicher Eigenschaft an das Landgericht zu Kassel; Postdirektor Schuesling von Bebra nach Oberhausen (Rheinland).

Geboren: Ein Knabe dem Ingenieur C. Heyken (Kassel); Oberlehrer Dr. Schneider (Biedenkopf, 12. August); ein Mädchen dem königl. Landmesser Werner (Kassel, 26. August).

Verlobt: Reinhard Quaas (Chemnitz) mit Fräulein Louise Matthieu (Kassel); Pharmazeut Wilhelm Saul mit Fräulein Margarethe Keuling (Langensalza).

Gestorben: Hauptsteueramtsassistent a. D. Eckhard Jäger, 63 Jahre alt (Kassel, 10. August); Privatmann N. Eberhardt, 81 Jahre alt (Kassel, 17. August); Katharina Gieße, geb. Zimmermann, Wittwe des Kunstmalers Georg Gieße (Kassel, 13. August); Sophie Baustaedt, Gattin des Konsistorialdirektors A. Baustaedt aus Stade (Fulda, 13. August); Elisabeth Frankenberg, Töchterchen des königl. Landmessers Otto Frankenberg (Kassel, 15. August); Pfarrer Sigismund Etzel, 55 Jahre alt (Haselstein bei Hünfeld, 16. August); Postsekretär Otto Krug, 43 Jahre alt (Kassel, 17. August); Postrath Karl Ludwig Greve,

49 Jahre alt (Kassel, 18. August); Fräulein Elise Klüppel, 75 Jahre alt (Kassel, 21. August); Apotheker Wilhelm Krapf aus Lippoldsberg, 49 Jahre alt (Newyork City, 8. August); Pfarrer Georg Horst, 32 Jahre alt (St. Louis, 9. August); Kaufmann Jean Schad aus Kassel, 43 Jahre alt (Newyork, 16. August).

Hessische Bücherschau.

Beim Kienspanlicht. — Geschichten aus Großvaters Zeiten. In Odenwälder Mundart erzählt von Georg Volk.

Wir gestehen, wir haben eine besondere Schwäche für die Dialektdichtung, und so nahmen wir das kleine Heft, das uns Erzählungen in Odenwälder Mundart versprach, mit einem günstigen Vorurtheil in die Hand. Und zu unserer Freude fanden wir in ihm, was wir an der mundartlichen Dichtung schätzen, das innige Gemüth, die kernhafte Gesinnung, den neckischen Humor; es weht aus Allem der belebende Hauch des Waldes nud Feldes. Wir in den großen Städten leben so fern von der Natur und dem mit ihr verwachsenen Volke, daß uns Erzählungen wie die vorliegenden obwohl sie uns nur alltägliche Begebenheiten aus den Odenwälder Dörfern berichten, so seltsam fremdartig anmuthen und doch so anziehen und erquicken, wie der Trunk aus frischem Bergquell, — wir kennen ja nur das fade Leitungswasser —, oder ein Stück derbes dunkles Bauernbrot, — wir essen ja nur die weißliche, schale Fabrikwaare, die sich freilich auch Brot nennt.

Die Hauptrolle in dem Büchlein spielt der Schuster, so eine Art kleine Vorsehung oder getreuer Eckart, der einmal einer armen Bettelfrau zu ihrem Rechte verhilft, gar listig ein ander Mal einen Wucherer austreibt und sich auch darauf versteht, vornehmen Herren Höflichkeit zu lehren. Eine kleine Ausstellung mag uns der Verfasser nicht übelnehmen. Es geht ihm mit seinen Worterklärungen, wie es den Herausgebern fremdsprachlicher Schriftsteller häufig mit ihren Anmerkungen geht. Selbstverständliches finden wir erklärt, und Anderes, was wir gern wissen möchten, suchen wir umsonst. Das läßt sich künftighin leicht bessern. Wir empfehlen das kleine Buch recht sehr. **J. W.**

Die deutschen Lyriker der Gegenwart. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort herausgegeben von Hermann Kiehne.

Neben den hervorragendsten Lyrikern unserer Zeit finden wir unbekanntere Namen als Beweis, daß das lyrische Schaffen auch in stillen Winkeln schöne Früchte zeitigt. Die Sammlung ist sehr empfehlenswerth.

Hermann Kiehne zählt zu seinen Mitarbeitern auch die namhaftesten hessischen Dichter, die außer dem „Hessenland“ selten in einer Zeitschrift in gleicher Weise vertreten sind. Hoffentlich baut sich letzteres mit der wachsenden Gunst seines Lesepublikums auch in diesem Theile noch weiter aus; sodaß es so recht der Sammelpunkt der heimathlichen Poeten wird und ein vollständiges Bild unserer hessischen Dichterwelt bietet. Darin liegt dann auch eine Art von Bedeutung für den Kulturkritiker überhaupt. Es geht ja heute das Bestreben dahin, daß sich die Schriftsteller eines bestimmten geographisch begrenzten Bezirkes zusammenschließen (Westfalen, Elsaß 2c.). Wir haben im „Hessenland“ dazu die beste Gelegenheit.

Valentin Traudt.

Zugegangen ist uns das in 2. Auflage (Berlin, Vossische Buchhandlung) erschienene Werk der hessischen Schriftstellerin Fr. von Hohenhausen „Drei Kaiserinnen“, das biographische Skizzen aus dem Leben der drei ersten deutschen Kaiserinnen enthält. Verschiedene namhafte Dichter sind außerdem mit poetischen Beiträgen vertreten.

Briefkasten.

Dr. F. S. in Fulda. Für die freundliche Auskunft besten Dank.

H. W. in M. (Thüringen). 1) Jede Buchhandlung besorgt Ihnen das Gewünschte. 2) Der betreffende Stoff ist mehrmals im „Hessenland“ behandelt worden. Eine Wiederholung ist nicht gut thunlich.

L. M. in Eschwege; J. S. in Frankfurt a. M.; E. M. in Frankfurt a. M.; K. N. in Kesselstadt. Freundlichen Dank für die Zusendungen.

Frhr. v. D. in Wehlheiden. Wir haben Ihr Schreiben dem Herrn Verfasser zugesandt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 18. Kassel, 17. September 1894.

Das „Hessenland“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats $1^1/_2$ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Auf dem Meißner.

So hab' ich endlich dich erstiegen,
Du stolzer Berg, mir längst bekannt,
Und sehe mir zu Füßen liegen
Mein vielgeliebtes Hessenland.

Und wie ich seine Quellen rinnen
Und leuchten sehe seine Flur,
Da regt sich mir im Herzen innen
Ein einziges Verlangen nur.

Das ist das Sehnen, nicht vergebens
Auf dieser schönen Welt zu sein
Und alle Kräfte meines Lebens
Dem Dienst des Guten nur zu weih'n.

In dieses einen Wunsches Fülle
Ruht alles and're Wünschen aus,
Wie sich in einer Knospenhülle
Verbirgt ein ganzer Blüthenstrauß.

Und bittend schaue ich nach oben:
Du bringst den Strom im Meer zur Ruh,
O Herr, den die Gestirne loben,
Führ' meinem Ziel mich gnädig zu.

A. Weidenmüller.





Konrad Klos,

Landkomthur der Ballei Hessen und Komthur zu Marburg.

Von Freiherrn Gustav Rabe von Pappenheim, Rittmeister a. D.

In dem Verzeichniß des Archivraths J. W. Lachewitz*) vom 5. März 1781 über die Grabdenkmäler in und neben der St. Elisabethkirche wird über das Grabdenkmal des obgenannten Landkomthurs Folgendes mitgetheilt:

„In Effigie, Herr Konrad Klos, Landkomthur der Ballei Hessen und Komthur zu Marburg, Teutsches=Ordens=Ritter, starb im Jahr 1638 den 6. September. —

Klos — Enzberg
Portugal — Vitzthum=Eikstät.
Ecce homo!
„Wenn mein Gott will;
„Er ist mein Ziel!" —

Stehet in Lebensgröße neben der S. Elisabethen=Monument, im 3. Chor nach der Firmanei zu, wo auch sein Grab — vor ihme über mit dem Stein — darauf die Inschrift verloschen zu finden." **)

Konrad's Vater, Friedrich Klos, war Amtmann in der Grafschaft Gleichen gewesen und hatte mit seiner Gemahlin — geb. von Enzberg-Hetstädt — in 25jähriger Ehe gelebt. Außer dem Konrad Klos — geboren anno 1584 — waren dieser Ehe noch vier Söhne und zwei Töchter entsprossen, Namens: Wolf, Günther, Simon und Friedrich, Anna Sibylla und Agnes. In seiner Jugend kam Konrad Klos als Page zur Herzogin Louise Juliane, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Oranien, welche seit dem Monat Mai 1593 mit dem damals erst neunzehnjährigen Kurfürsten Friedrich IV., Herzog von der Pfalz, vermählt worden war. Im Schlosse zu Heidelberg befand sich das glänzende Hoflager des jungen fürstlichen Ehepaares. Nach dreijähriger Dienstzeit bei Hofe ging Konrad Klos nach Frankreich und in die Niederlande. Der dreijährigen Belagerung der Festung Ostende — vom 7. Juli 1601 bis 20. September 1604 —, welche mit der Uebergabe der holländischen Besatzung an den spanischen General Spinola endete, wohnte er bei. Mit einem Grafen von Schwarzburg reiste er dann nach Italien und kam hierauf zum Grafen Christoph von Leiningen=Westerburg. Denselben begleitete er auf seinen Reisen durch ganz Frankreich, Spanien, Italien, Steiermark und Oesterreich. Unterwegs auf den Reisen erlernte er drei Sprachen. Nachdem er dann noch viele Jahre als Hofmeister im Dienste des Grafen Leiningen=Westerburg zugebracht hatte, wünschte er in den Deutschen Orden aufgenommen zu werden. Durch Fürsprache des Grafen Leiningen wurde er denn auch am 15. Juli 1615 als Noviziat zur Probe in die Deutsch=Ordens=Ballei Hessen aufgenommen und versah als solcher probeweise das Marschallenamt im Ordenshaus Marburg. Seine feierliche Aufnahme in den Orden und Investirung zum Deutsch=Ordens=Ritter mit Ritterschlag fand im Jahre 1617 zu Mühlheim in Westfalen statt. Das Trappanei=Amt in Marburg wurde ihm nun übertragen, und im Jahre 1627 fand seine Beförderung zum Komthur der Kommende Flörsheim statt. Als er im Jahre 1628 vom Landgrafen Georg II. von Hessen=Darmstadt nach Wien gesendet wurde, trat er von der lutherischen zur katholischen Religion über. 1631, nach dem Tode des Landkomthurs J. Fuchs, wurde er von dem Provinzialkapitel der Ordensballei Hessen einstimmig zum Statthalter der Ballei Hessen erwählt und erlangte sehr bald darauf von der Deutsch=Ordens=Regierung seine Bestätigung zum Landkomthur.

Bekanntlich setzte sich im Jahre 1632 der Landgraf Georg II. gewaltsam in den Besitz der Ballei Hessen, der Landkomthur Konrad Klos wurde vorerst seines Amtes entsetzt und der Deutsch=Ordens=Regierung alle Gewalt über die Ballei entzogen. Eine mündliche Instruktion des

---

*) Lachewitz, Akten des Marburger Staatsarchivs.
**) Siehe W. Kolbe, Die Kirche der hl. Elisabeth, S. 44.

Landgrafen Georg II.*) ordnete über die Verwaltung der Ballei ungefähr Folgendes an: Die Ballei wird durch die von dem Landgrafen dazu ernannten Kommissare — Eitel Schoneberg von Oeynhausen, Christian von Liebenthal und den Syndikus Hermann Scharf — in seinem Namen verwaltet. Die Landkomthurtafel und die Mittagstische, sowie Gästeeinladungen sollen abgeschafft werden. Den fürstlichen Kommissaren, Beamten, Predigern und Dienern des Ordens wird ein Deputat an Geld und Feldfrüchten ausbezahlt, um sich damit selber zu beköstigen; nur die Tagelöhner und das Dienstgesinde sind durch den Trappanei-Verwalter zu speisen. Rechts- und Kriminalverhandlungen werden nur noch im Namen des Landgrafen abgehalten. Die Unterhaltung von mindestens 20 Personen im Hospital und die Verpflegung der Armen, z. B. der zwölf Apostel und zwölf Beutelweiber, soll mit größter Sorgfalt, und ohne dabei irgend etwas zu ersparen, — genau nach Vorschrift — fortgesetzt werden. Die Schlüssel zum Grab der heiligen Elisabeth, welches stets unter Verschluß und Siegel gehalten werden muß, sind im Briefgewölbe der Landkomthurei aufzubewahren. Der Weinschank in der Firmanei ist immer reichlich mit Wein zu versehen, um denselben so einträglich wie möglich zu machen u. s. w. — Auch das Ordenshaus Griesstädt in Sachsen, welches zur Ballei Hessen gehörte, war von dem Kurfürsten von Sachsen in Besitz genommen worden und wurde von der sächsischen Regierung verwaltet. Der Komthur Philipp von Hundelshausen und der Deutsch-Ordens-Ritter Bernhard von Schwarz, welche die Kommende vorher verwaltet hatten, waren aus derselben entfernt worden, ohne von der sächsischen Regierung ein Deputat oder eine Entschädigung zum Lebensunterhalt erlangen zu können. Der Komthur Philipp von Hundelshausen verheirathete sich dann im Jahre 1633 oder 1634 mit der Anna Maria von Hundelshausen, ohne den Konsens seines Landkomthurs dazu erlangen zu können, da seine Briefe an diesen, der ja von Marburg verjagt war, nicht gelangen konnten. Er lebte dann in Glimmeroda, welches er von den Erben der Katharina von Buttlar, geb. von Oeynhausen, gekauft hatte. Nach dem Prager Frieden (1635) übernahm Philipp von Hundelshausen die Kommende Griesstädt wieder, wurde aber bald von den Schweden daraus vertrieben und starb im Jahre 1639 in Glimmeroda. — Anna Sibylla, die Schwester des Konrad Klos — geb. 1582 — befand sich im Jahre 1635 an dem Hofe des Landgrafen Friedrich I. (Vater des bekannten Friedrich II. mit dem silbernen Bein, späteren Königs von Schweden) zu Hessen-Homburg als Hofmeisterin bei den fürstlichen Kindern. In ihrer Jugend war dieselbe Anfangs Hofdame bei der Gräfin von Gleichen, der Gemahlin des Grafen Karl von Gleichen, gewesen. Nach dem Tode der Gräfin von Gleichen kam sie als Hofdame zu deren Tochter Anna Maria, welche mit dem Grafen Christoph zu Leiningen-Westerburg verheirathet war. Als sich dann deren Tochter, Margaretha Elisabeth, mit dem Landgrafen Friedrich I. zu Hessen-Homburg vermählte, kam sie in den dortigen Hofdienst als Hofmeisterin und später als Erzieherin der fürstlichen Kinder.

Konrad Klos, welcher im August 1635 wieder in Marburg als Landkomthur der Ballei eingesetzt worden war, hatte bald darauf bei dem Hofe in Homburg vor der Höhe darum nachgesucht, seine Schwester Anna Sibylla ihm nach Marburg zu schicken. Anfangs Oktober reiste darauf hin Anna Sibylla von Homburg vor der Höhe ab; in Schiffenberg angekommen, fühlte sie sich etwas unwohl, was sie aber nicht verhinderte, nach Marburg weiter zu reisen. Im Ordenshaus bei Marburg angekommen, mußte sie sich wegen Herz- und Magenleiden zu Bett legen und starb am 4. Oktober. Auf dem Kirchhof, südlich der Elisabethkirche, wurde sie dann begraben. Konrad Klos bekleidete das Amt als Landkomthur noch bis zum Jahre 1638. Im Monat August, am 30., erkrankte er an heftigem Fieber und starb am 6. September. Sein Begräbniß fand am 23. des Monats September statt. Sein Epitaph, welches er sich vor seinem Tode noch selbst bestellt hatte, konnte der schlechten Zeiten halber erst später in der Elisabethkirche errichtet werden. Seine Brüder, welche in fremden Kriegsdiensten gegen die Türken hohe Offiziersstellen bekleidet hatten, waren schon lange vor ihm gestorben. Nur sein Bruder Günther hatte einen Sohn Namens Konrad hinterlassen, der nun der einzige Sprößling dieser alten Familie war. Auf Ansuchen seines Hofjunkers, des Philipp Heinrich von Enzberg, verwendete sich der Landgraf Philipp zu Hessen bei dem Landgrafen Georg II., daß alle Mobilien, welche die Sibylla Klos bei ihrem Absterben ihrem Bruder, dem Landkomthur, vererbt hatte, dem minderjährigen Neffen desselben gegeben würden.

Ahnentafel.

N. Klos — Maria von Watzdorff. | N. Enzberg — Ursula von Mehringen zu Volstadt.

N. Klos — Elisabeth von Portugal. | N. Enzberg — Margaretha Vitzthum von Eickstädt.

Friedrich Klos. | Katharina von Enzberg.

Konrad Klos,
Landkomthur der Ballei Hessen und Komthur zu Marburg.

*) Lachewitz, Akten des Marburger Staatsarchivs.

Geschichte der Familie Hille.

Von Dr. med. Friedr. Hille.

(Fortsetzung.)

17. Maria Reinhardine Elisabetha Hille, geb. den 17. September 1768 zu Wetter, wurde den 25. September von Pfarrer Junk getauft. Taufpathen waren Frau Stiftvogt Maria Elisabetha Günste zu Wetter und Maria Claudi zu Willingshausen. Sie verstarb bereits den 19. Mai 1772 und wurde den 23. Mai in der Kirche zu Wetter begraben.

18. Johann Reinhard Hille, geb. den 12. Januar 1770 zu Wetter, wurde am 14. Januar von Oberpfarrer Stauselach getauft. Pathe war Stiftsvogt Günste zu Wetter. Er studierte die Rechtswissenschaften, arbeitete, nachdem er zum Doctor juris promovirt hatte, unter dem kaiserlichen Kammergerichtsbeisitzer F. D. von Ditfurth am Kammergericht zu Wetzlar bis zum 2. März 1791, kehrte darauf nach Marburg zurück, wurde Lehrer der Rechtswissenschaften an der dortigen Universität, am 19. August 1791 zum Professor extraordinarius und Beisitzer der Juristen-Fakultät und am 15. Juni 1795 zum Ordinarius ernannt. Dieses Lehramt bekleidete er bis zum 2. Januar 1798, wo er auf eigenes Nachsuchen laut Reskript des Landgrafen Wilhelm IX. zu Hessen entlassen wurde, um als juristischer Beirath und Vertreter deutscher Fürsten am Reichshof zu Wien thätig zu sein. Nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt in Wetzlar begab er sich nach Wien, woselbst er vermöge seiner hervorragenden Kenntnisse und wissenschaftlichen Befähigungen schon im Jahre 1800 als kaiserlicher Reichshofrathsagent thätig war. So wurde er am 18. August 1800 mit der Vertretung der Interessen des Fürsten Ludwig zu Solms-Braunfels betraut, am 20. August 1800 mit der des Fürsten Christian zu Wittgenstein, am 24. Oktober 1800 mit der des Fürsten Karl zu Solms-Lich. Nach dem Ableben des kaiserlichen Reichshofrathsagenten von Alt erhielt er die Vertretung des Landgrafen von Hessen-Homburg in allen vorkommenden Judizial- und Extrajudizialsachen und sonstigen Gegenständen. Außer diesen angeführten hatte er die Agentschaft des hochfreiadeligen Stifts Wallenstein, sowie die mehrerer Reichsgrafen. Am 28. September 1808 starb er nach langwieriger Krankheit und wurde zu Wien beerdigt. Er hatte sich am 20. Mai 1801 mit Christine von Stubenrauch vermählt, welche 1782 als eine Tochter des Reichshofrathsagenten Johann von Staubenrauch geboren war. Dieselbe heirathete in zweiter Ehe am 4. Juni 1810 den Legationsrath von Lepell, starb jedoch bereits am 25. Februar 1812. Aus der Ehe mit Reinhard Hille entsprossen drei Kinder (29—31).

19. Jakob Hille, geb. den 18. September 1771 zu Wetter, dortselbst den 21. Mai 1772 gestorben und in der Gruft der Kirche zu Wetter begraben.

20. Maria Margaretha Hille, am 1. Juni 1773 zu Wetter geboren, war mit Forstrath Karl Follenius zu Bessungen vermählt und starb dortselbst im März 1835. Ihre Ehe war kinderlos. Sie erzog die hinterlassenen Kinder ihres zu Wien verstorbenen Bruders Reinhard.

21. Johann Jakob von Hille, geb. den 4. März 1775 zu Wetter, widmete sich dem Militärdienste, trat 1802 in königlich dänische Dienste und stand in Rendsburg in Garnison, machte als Premierlieutenant im Regiment Oldenburg den Krieg gegen England mit und wurde bei der Blockirung der Insel Laaland durch die englische Flotte mehrfach zu sehr wichtigen Depeschendiensten gebraucht. Mit welchen Gefahren für seine Ehre und sein Leben diese Aufträge verbunden waren, schildert er mit seinen übrigen Kriegserlebnissen in auf uns gekommenen Briefen. Durch seinen persönlichen Muth und durch seine tüchtigen militärischen Kenntnisse rückte er in seinem Avancement schnell voran, sodaß er dadurch den Neid seiner Kameraden erregte. Er kam als Kommandeur der 1. Kompagnie des 8. Bataillons des dänischen Landwehrregiments in Saxköbing auf Laaland in gewaltsamer Weise am 10. November 1808 um's Leben. „Er hatte einen Besuch zu Pferd bei einem seiner Freunde nach einem von seinem Standquartier nicht weit davon entlegenen Dorfe gemacht, wollte spät in der Nacht wieder nach Hause reiten, ward aber mördlich überfallen und von einigen unbekannten Leuten, wahrscheinlich mit Knütteln, sehr übel zugerichtet, ritt dennoch, ohne im mindesten beraubt zu werden, nach Hause, hatte selbst das Pferd wieder in den Stall gezogen und sich darauf ohne fremde Hülfe zu Bett gelegt. Da dessen Bedienter den folgenden Morgen nach ihm sehen will, ist dessen Herr bereits sprachlos und völlig entkräftet gewesen, und 48 Stunden darauf verstorben. Da man einen gewissen Offizier in Verdachte hatte, Theil

an diesem Ueberfalle gehabt zu haben, auch derselbe mit Arrest belegt wurde, so hätte Se. Majestät der König von Dänemark persönlich eine Untersuchungs-Kommission darüber sehr ernstlich angeordnet, indessen hat man nichts mit Zuverlässikeit auf obigen Offizier bringen können." Der Generalmajor und Chef des oldenburgischen Regiments von Münnich führte die Untersuchung. Auch hatte der kommandirende Oberst von Lasson auf Laaland eine ansehnliche Belohnung auf die Entdeckung des Thäters ausgesetzt.

22. Karl Reinhard Hille, geb. den 12. Dezember 1776 zu Marburg, wurde von Superintendent Seipp getauft. Taufpathe war der jüngste Bruder seiner Mutter, Karl Reinhard Günste. Er wurde ebenfalls Soldat und machte den Feldzug Napoleon's nach Rußland in einem westfälischen Regimente als Hauptmann mit. Auf dem unglückseligen Rückzuge von Moskau wurde er beim Ueberschreiten der Beresina verwundet. Unterstützt von seinem Freunde, dem späteren Oberst Franz von Rauschenplatt, schleppte er sich mit demselben bis nach Wilna, woselbst beide in russische Gefangenschaft geriethen. Sie wurden in ein Kloster gebracht, worin sie, nachdem sie ganz ausgeplündert waren, das härteste Elend ausstehen mußten. Von 36 Offizieren, welche in einem Zimmer untergebracht waren, lebten nach fünf Wochen nur noch vier, wovon von Rauschplatt einer war. Die Uebrigen waren durch Krankheit, durch Wunden und durch Mangel jeglicher Pflege elendiglich zu Grunde gegangen. Am Abend vor seinem Tode, am 14. Januar 1813, sagte er mit voller Besinnung zu seinem Leidensgenossen, wenn er durchkommen solle, möge er sein letztes Lebewohl seinen Eltern nach Marburg überbringen. Dieser traurigen Pflicht konnte Folge gegeben werden.

23. Maria Elisabetha Christiana Hille, zu Marburg den 4. Juli 1779 geboren, wurde ebenfalls von Superintendent Seipp getauft. Pathen waren Frau Maria Elisabeth, des Stiftsvogts Günste zu Wetter nachgelassenen Wittwe, geb. Claudi, und Frau Christiana, des Oberschultheiß Hille nachgelassenen Wittwe, geb. Heynau. Sie vermählte sich am 6. September 1803 mit Ernst Wilhelm Kaup, Kapitän im Regiment Kurfürst, welcher am 27. Dezember 1839 als Major und Festungskommandant in Kassel starb. Ihrer Ehe entsprossen vier Kinder:

a. Helene Kaup, geb. den 2. April 1805, gestorben den 6. Mai 1871; vermählte sich mit dem Professor der Rechtswissenschaften und späteren Staatsrath Bickell.

b. Karl Kaup, geb. den 5. November 1806, gestorben den 22. Februar 1885; Oberappellationsrath zu Kassel, später zu Marburg lebend, war zweimal verheirathet, in erster Ehe mit Natalie Frank aus Rostock, in zweiter Ehe mit Konstanze von Specht.

c. Maria Kaup, geb. den 26. November 1811, gestorben den 20. August 1883, war vermählt mit dem Gutsbesitzer von Biedenfeld zu Hattenbach.

d. Wilhelm Kaup, geb. den 19. März 1819, starb als Oberstlieutenant am 30. April 1879; vermählt mit Maria Frank aus Rostock.

24—28 siehe unten.

29. Helene Karoline Maria Rosine Hille, geb. 1802 zu Wien, gestorben den 9. September 1832 zu Bessungen.

30. Maria Helene Hille, geb. den 20. Juli 1803 zu Wien, starb den 22. März 1834 ebenfalls zu Bessungen.

31. Karl Hille, 1805 zu Wien geboren, studierte in Göttingen die Rechtswissenschaften, erwarb zu Marburg den Doktorgrad, begab sich 1828 nach Bonn, habilitirte sich dortselbst als Privatdozent, starb jedoch schon 1831.

24. Karl Jakob Wilhelm Hille, geb. den 9. November 1781 zu Marburg, getauft den 21. desselben Monats von Superintendent Seipp. Pathe waren Karl Hendorf, gewesener Major beim Regiment von Ditfurth, Jakob Claudi, exspektivirter Amtsschultheiß zu Willingshausen, und Landjägermeister Wilhelm von Buttlar. Er studierte die Rechtswissenschaften, war unter der französischen Fremdherrschaft bis 1812 Präfekturrath, Notarius bis 1822, dann bis zu seinem am 4. Oktober 1834 erfolgten Tode Kreisrath. Sämmtliche Aemter bekleidete er in Marburg. Am 9. August 1807 vermählte er sich mit Luise Ernestina Dorothea Christiana Strack, Tochter des Amtmanns Gottfried Justus Strack zu Großen-Busseck und der Eleonore Maria Friederika Follenius. Er hatte zehn Kinder (s. 32—41).

25. Friedrich Wilhelm Hille, geb. den 9. Dezember 1783 zu Marburg, ebenfalls von Superintendent Seipp getauft, Pathe war Landrath Friedrich Wilhelm von Baumbach. Er widmete sich der Jurispudenz, wurde nach Ablegung seiner juristischen Examina in der westfälischen Zeit zum Friedensrichter in Marburg ernannt, machte als Korpsauditeur und Regimentsquartiermeister im kurfürstlichen Leibdragonerregiment 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit, lag vor Luxemburg und Metz und schilderte in einem noch vorhandenen Tagebuch

und in einer Reihe von Briefen seine Kriegserlebnisse. Er starb als Landgerichtsrath zu Marburg am 20. Oktober 1854. Am 14. Mai 1809 hatte er sich mit Karoline Friederike Luise Follenius verheirathet, welche am 2. August 1791 als älteste Tochter des Hof- und Landraths Friedrich Ludwig Follenius zu Großen-Bussek, späterhin in Romrod, vermählt mit Luise Hessemer, geboren wurde. Der Ehe entsprossen acht Kinder (s. 42—49).

26. Rebekka Alexandrina Friederika Jeanetta Hille, geb. den 16. Oktober 1785 zu Marburg, getauft von Superintendent Seipp, Pathen waren Frau Generalin Rebekka von Lehrbach, geb. von Spiegell, Jungfrau Rebekka Friederika Alexandrina Jeanetta von Rotberg, des Generals von Rotberg zu Gießen hinterlassene zweitjüngste Tochter, und der Hauptmann Friedrich von Urff zu Nieder-Urff. Sie war in erster Ehe vermählt mit Advokat Sippel zu Marburg, in zweiter Ehe mit Oberrechnungsrath Obergethmann zu Münster. Aus ihrer ersten Ehe stammte eine Tochter Helene, welche ledig starb. Bei einem Sturz von der Treppe verletzte sie sich so sehr, daß sie an den Folgen 1860 zu Münster verschied (s. auch 28).

27. Wilhelm Maximilian Hille, den 4. Mai 1788 zu Marburg geboren, den 6. Mai daselbst getauft. Pathe war der Gouverneur und Generallieutenant Wilhelm Maximilian von Ditfurth zu Hanau. Er starb am 25. September desselben Jahres und wurde am 28. September auf dem St. Michael-Kirchhof zu Marburg beerdigt.

28. Margaretha Elisabetha Hille, den 8. April 1789 zu Marburg geboren; war vermählt mit Oberrechnungsrath Obergethmann, welcher in zweiter Ehe ihre Schwester Rebekka heirathete (s. 26). Aus ihrer Ehe sind sechs Kinder entsprossen.

a. Karl Obergethmann, Geheimer Oberregierungsrath a. D. zu Berlin. War verheirathet.

b. Bertha Obergethmann, verheirathet gewesen an den königlich holländischen Oberstabsarzt Julius Hille (s. 35).

c. Emil Obergethmann; war Pfarrer in Hattingen in Westfalen und dreimal verheirathet.

d. Luise Obergethmann, verheirathet gewesen mit Postsekretär von Borries; war Zwilling mit

e. Fritz Obergethmann, Arzt in Mühlhausen an der holländischen Grenze. War verheirathet.

f. Helene Obergethmann, war verheirathet mit Regierungsrath Kretzschmar in Posen.

32. Magdalena Charlotte Friederike Hille, den 22. Juli 1808 zu Marburg geboren, wurde am 24. desselben Monats getauft. Pathen waren Charlotte Follenius zu Romrod, Frau Rath Maria Magdalena Hille, Frau Hofrath Eleonore Friederika Reich und Herr Rath Karl Gottfried Hille zu Marburg. Sie starb unverheirathet den 16. April 1862 zu Detmold.

33. Maria Friederika Luise Karoline Christiane Marianne Hille, am 28. Februar 1810 zu Marburg geboren und am 3. März getauft. Pathen waren Jungfrau Maria Günste, Frau Forstverwalter Follenius zu Großen-Buseck, Frau Rentmeister Luise Kümmel von Wetter, Frau Hofräthin Luise Follenius von Gießen, Frau Stiftsvogt Karoline Günste von Wetter, Frau Hauptmann Christiane Kaup, Jungfrau Karoline Buchholz von Wetzlar und Jungfrau Marianne Leisler von Romrod. Gestorben zu Marburg am 19. Dezember 1838.

34. Karl Gottfried Friedrich Christoph Hille, geb. den 12. Juli 1811 zu Marburg, am 14. desselben Monats getauft. Pathen waren der Großvater Oberschultheiß Hille, Hauptmann Karl Hille, der Friedensrichter Friedrich Hille, der Hofrath und Amtmann Christoph Follenius zu Gießen, der Hofrath und Amtmann Friedrich Follenius zu Großen-Buseck und der Forstverwalter Karl Follenius zu Romrod. Er studierte von 1829 bis 1834 zu Marburg die Rechtswissenschaften. Nach bestandenem Examen arbeitete er an verschiedenen Gerichten als Obergerichtsreferendar, zuletzt 1838 als solcher beim Justizamt zu Treis a. d. L. Er war sodann bis 1849 als Aktuar zu Hünfeld und Bockenheim beschäftigt, 1850—1851 als Substitut des Staatsprokurators zu Kassel, Rotenburg und Hanau thätig, wurde 1851 Justizbeamter zu Bergen, 1867 dortselbst zum Amtsrichter, 1873 ebenda zum Oberamtsrichter ernannt. Er nahm bald darauf seinen Abschied aus dem Staatsdienste und lebt seither zu Darmstadt. Er vermählte sich am 30. Oktober 1842 mit der am 1. März 1813 zu Rüsselsheim geborenen Hedwig Hessemer, Tochter des Gutsbesitzers Georg Hessemer daselbst, und genoß das seltene Glück, im Jahre 1892 sein fünfzigjähriges Ehejubiläum zu feiern. Seine Ehe ist kinderlos.

35. Heinrich Julius Hille, am 27. September 1812 zu Marburg geboren, Pathe war der königliche Prokurator Metz daselbst. Er studierte zu Marburg Medizin, erwarb sich am 3. Mai 1841 die Doktorwürde zu Gießen, trat in königlich holländische Dienste und legte am 10. April 1833 zu Utrecht sein Examen als Offizier der Gesundheit ab. Nach Westindien zu

einem dortigen Regiment als Arzt bestimmt, segelte er in den ersten Tagen des Juli 1833 auf dem Reichtransportschiff „Dordrecht“ ab und kam am 13. August desselben Jahres in Paramaribo auf Surinam an. Dortselbst blieb er bis zum Jahre 1840, in welchem Jahre er in die Heimath zurückkehrte, um sich in dem darauf folgenden Jahre mit Bertha Obergethmann (s. 28 b) zu verheirathen. Darauf nach Westindien zurückgekehrt und als Regiments- und Oberstabsarzt nach Curaçao versetzt, starb er daselbst am 20. November 1849 am Nervenfieber. Ein ausführliches Tagebuch, leider nur bis zum 19. Januar 1839 reichend, schildert in lebhaften Farben die Gebräuche und Sitten der Ureinwohner Westindiens, den damaligen Handel und Wandel und die staatlichen Einrichtungen der holländischen Kolonien. Dieses Tagebuch ist ganz gewiß von großen kulturhistorischen Werthe. Auch als Mediziner ist er literarisch thätig gewesen und hat eine Reihe von wissenschaftlichen Aufsätzen in deutschen Fachzeitschriften veröffentlicht. Seiner Ehe entsprossen vier Kinder (s. 50—53).

(Fortsetzung folgt.)

„Er geht durch wie ein Holländer!“

Von Ludwig Mohr.

Eine nicht geringe Anzahl Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten, die der deutsche Sprachschatz aufzuweisen hat, sind in den Feldlagern der Hessen entstanden, wie: „Fest wie Ziegenhain!“, „Falsch wie Galgenholz!“, „Revanche für Speierbach!“ und andere mehr. Weniger bekannt dürfte der Ursprung der landläufigen Redensart sein: „Er geht durch wie ein Holländer!“, die ebenfalls im hessischen Feldlagerleben entstanden ist. Diese Redensart stammt aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als die Kriegsfackel des dreißigjährigen Krieges von Böhmen aus lohte und ihren blutigen Widerschein grell hinüber nach dem Rheine, nach der rheinischen Pfalz, warf.

An der Donau standen damals die Heere der protestantischen Union und der katholischen Ligue sich gegenüber. Zu Ulm kam es zwischen dem Führer des Unionsheeres, Joachim Ernst, und dem der Ligue, Maximilian von Baiern, zu einem Vergleiche, durch den der von den Böhmen zum König gewählte Kurfürst von der Pfalz, Friedrich, der gesammten Macht des Hauses Oesterreich preisgegeben wurde; denn alle Feindseligkeiten zwischen den Bundesverwandten der Union einerseits und denen der Ligue andererseits sollten im Reiche aufhören, dagegen der kaiserlichen Exekution in der böhmischen Sache freier Lauf gelassen, der Vertrag also nicht auf Böhmen und die Erblande des österreichischen Hauses ausgedehnt werden; auch sollten Durchzüge zur Kriegsführung nach Böhmen beiderseits freigegeben sein.

Diesen Umstand benutzte alsogleich der erblich bei der böhmischen Sache betheiligte König von Spanien, indem er dem Statthalter von Burgund, dem Erzherzoge Albert, befahl, das in Burgund aufgestellte spanische Heer unter der Anführung Ambrosius Spinola's an den Rhein rücken zu lassen, um in der Pfalz (unter dem Vorgeben, diese zu sequestriren) die Kalvinisten auszurotten, die Jesuiten wieder einzusetzen und, sobald das geschehen, sowohl die Böhmen als ihre Verbündeten zum Gehorsam zurückzubringen.

Spinola nahm diesen Auftrag entgegen, erschien plötzlich mit 15000 Hispaniern und Wallonen in der Pfalz und ging bei Engers über den Rhein, überall, wohin er kam, vorschützend, er erscheine im Namen des Kaisers. Indessen sandte der Statthalter von Burgund, der Erzherzog Albert, der gleichzeitig Obrister des oberburgundischen Reichskreises war, eine Meldung darüber an den Landgrafen Moritz von Hessen, als Obristen des oberrheinischen Reichskreises, in welcher er den Einmarsch des spanisch-wallonischen Heeres kund that und ihn ebenmäßig aufforderte, ihm zu Hilfe zu eilen oder doch wenigstens Neutralität zu Gunsten des österreichischen Hauses in dessen Sache gegen den Pfälzer zu beobachten.

Der Landgraf Moritz von Hessen, einer der weitest ausschauenden Bundesverwandten der protestantischen Union, hatte bereits den Ulmer Vertrag nicht gebilligt, weil er den bundesverwandten böhmischen König preisgab; er hatte weiter, weil er das Kommende voraussah, seinen Landesvertheidigungsplan seinen Landständen fix und fertig vorgelegt, die Festungen Ziegenhain und Rheinfels auf den Kriegsfuß gesetzt, sein Kriegs-

heer von 12000 Mann wohlgeschulter und disziplinirter Knechte zu Roß und Fuß schlagfertig gemacht und war nicht im Entferntesten gewillt, klein beizugeben.

Bereits waren die Stände des oberrheinischen Reichskreises zur Aufstellung eines Kreisheeres zu Schutz und Trutz von ihm beschickt worden. Auch den Statthalter der Generalstaaten der Niederlande, Moritz von Oranien, hatte er gebeten, das der Union versprochene Hilfsheer zu senden, während er offen mit dem Unionsgeneral, welchem die Aufgabe gestellt war, den Rhein und die Pfalz zu schützen, in Verbindung trat.

Leider fand Moritz bei seinen Landständen nicht die gewünschte Unterstützung, im Gegentheil, er machte die Erfahrung, daß hinter seinem Rücken konspirirt wurde (neuzeitlich: „getodtengräbert"), was sein zeitgemäßes Vorgehen leider allzusehr lähmte.

Trotz alledem drang er auf energische Kriegsführung, hatte doch der Kaiser kein Recht, und war es doch gegen die Wahlkapitulation, fremdländischen Kriegsvölkern die Pforten des Reiches zu öffnen, und trat doch Spinola immer entschiedener mit dem Vorgeben auf, daß er im Namen des Kaisers handle, während kaiserlicherseits dem auch nicht im Geringsten widersprochen wurde. Ja, der Landgraf ging so weit, die Aufstellung eines weiteren Unionsheeres auf dem rechten Rheinufer zu fordern und erbot sich, mit seinen eigenen Völkern den wichtigen Paß, die schutzverwandte Stadt Limburg, zu besetzen.

Den Landesvertheidigungsplan hatte Moritz zur Begutachtung dem bundesverwandten Könige von England und dem Statthalter der Generalstaaten der Niederlande, Moritz von Oranien, vorgelegt. Der letztere, der einzige zeitgenössische Feldherr, der im Stande war, Spinola die Spitze zu bieten, fand diesen Plan nicht nur gut, sondern er versprach auch zur Ausführung desselben ein Hilfsheer zu stellen. Leider wurde er durch ein spanisches Beobachtungskorps im Schach gehalten und kam dadurch außer Lage, ausgiebige, kräftige Hilfe leisten zu können, und als trotz alledem dennoch endlich ein Hilfskorps abging, hatte der Unionsgeneral leider schon seine feste, günstige Stellung bei Oppenheim gegen Spinola geräumt, wodurch die Verbindung mit dem Kriegsvolke des Landgrafen unterbrochen wurde. Diese Verbindung wieder herzustellen, sandte Moritz von Oranien seinen Bruder, den Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien, mit einigen Fähnlein Holländern und mit Hilfstruppen, welche der König von England gesandt hatte.

Prinz Heinrich kam; aber die ihm gestellte Aufgabe zu lösen, gelang ihm wegen der lauen Maßnahmen des Unionsgenerals nicht. Hierüber unmuthig, hauptsächlich aber eingeschüchtert durch Nachstellungen von Seiten fanatischer Spanier, trat er plötzlich den Rückzug an und zwar in einer solchen Eilfertigkeit, daß derselbe einer Flucht eher als einem geordneten Rückzug ähnlich war.

Bei seiner Annäherung hatte der Landgraf Moritz eine Abgesandtschaft zum Zwecke der Verständigung an ihn abgeschickt. Obwohl diese Abgesandtschaft sich sehr beeilte, traf sie ihn dennoch schon auf dem Rückzuge, so daß sie sich genöthigt sah, noch rascher hinter ihm her zu reisen. Endlich holte sie ihn in Heppenheim ein, hatte jedoch noch das Vergnügen, ihm bis Worms, ohne vorgelassen zu werden, nachfolgen zu müssen.

Diese Eilfertigkeit war der Abgesandtschaft ganz und gar unverständlich und ließ den Verdacht aufkommen, der Prinz beabsichtige nur, ihr auszuweichen, sie wurde aber auch gleichzeitig die Ursache, daß bei ihr zum ersten Male die Redensart auftauchte: „Er geht durch wie die Holländer!", welche Redensart bald eine stehende in Hessen und über die Grenze Hessens hinaus gebräuchlich wurde, so daß sie noch heute Gemeingut des deutschen Volkes ist.

Erwähnt sei zum Schlusse noch, daß der Feldzug gegen Spinola, den Landgraf Moritz scherzweise „den Traubenkrieg" nannte, und betreffs dessen er an seinen Kriegsrath im Feldlager zu Worms schrieb: „Euch schmecken die Wormsgauer Trauben so gut, daß Ihr darüber die spanischen Pommeranzen vergeßt", bald darauf mit der Auflösung der Union endete. Mit der Flucht des Böhmenkönigs Friedrich von Prag und der Auflösung der Union aber spielten nur die Anfänge der dreißigjährigen Kriegswirren aus, und noch achtundzwanzig Jahre schwang die Kriegsfurie ihre Geißel über den deutschen Ländern, nicht in letzter Linie über unserem engern Vaterlande Hessen.

Doch obgleich hier ganze Geschlechter von ihr dahingerafft, ganze blühende Ortschaften weggefegt wurden, die Worte: „Er geht durch wie ein Holländer!" haben Alles überdauert, als wollten sie noch heute Zeugniß davon ablegen, wie unseren Vorfahren nichts auf der Welt verächtlicher war, als im Felde dem Gegner die Hinterfront zeigen.

Wenn die Sonne sinkt.

Novellette von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

Die Generalin und Konstanze blickten unwillkürlich der lichten Erscheinung nach, bis sie hinter einer Biegung der Landstraße verschwunden war. Dann sagte die alte Dame: „Bei dem Anblick dieses holden, liebreizenden Wesens muß ich allerdings zugeben, daß die frische, unentweihte Jugend das Schönste im Leben ist."

„Nicht wahr?" gab Konstanze ernst zurück. „Die Kleine ist aber auch ein entzückendes Geschöpf! Seit sie mit ihren Eltern droben in der neuen Villa wohnt, habe ich schon manchen Gang gemacht, um sie zu sehen."

„Obwohl ich keine Malerin bin, that ich schon mehrmals dasselbe", gestand die Generalin. „Und doch kann ich das junge Mädchen nicht ohne Wemuth betrachten?"

„Aber weshalb denn, Excellenz?" Sie sieht doch wie das verkörperte Glück aus und hat als einzige Tochter sehr reicher Eltern gewiß alle Ursache, mit ihrem Loos zufrieden zu sein."

„Freilich", gab die Angeredete zu. „Da Fräulein Lilli heimlich verlobt und jedenfalls eben im Begriff ist, den schon gestern erwarteten Bräutigam abzuholen, lassen sich noch mehr Gründe anführen, um sie glücklich zu nennen. Allein sie erinnert mich in ihrem Aeußeren und in ihrem ganzen Wesen zu sehr an eine tief unglückliche Frau. Diese lernte ich auch kennen, als sie ein noch ebenso strahlendes und heiteres Geschöpf war."

„Ah so, dann begreife ich Ihre Wehmuth!" versetzte die Künstlerin verständnißvoll. „Lassen Sie uns hoffen, Excellenz, daß Fräulein Lilli glücklicher bleibt wie jene arme Frau."

„Das gebe Gott! Lieber würde ich einen frühen Tod wünschen als ein solches Loos!"

„Excellenz, darf ich fragen, was dies für ein Loos war?" versetzte Konstanze theilnehmend.

„Warum nicht! Was ich weiß, ist in meiner Vaterstadt ja doch ein öffentliches Geheimniß. Die Frau, von der ich rede, war die Gattin eines berühmten Mannes. Bitter und schmerzlich hat sie an sich erfahren müssen, daß Geistesgrößen in ihren Werken oft ganz andere Seiten offenbaren als in ihrem Leben. Die Aermste entstammte einer sehr angesehenen Familie. Sie verliebte sich blutjung in ihren Mann und heirathete ihn gegen den Willen der Eltern und Geschwister. Das Glück blieb nicht lange ungetrübt. Nachdem drei Kinder geboren waren, die im Verlauf einiger Jahre wieder kurz hinter einander starben, beging der geistvolle Herr einen schnöden Vertrauensbruch nach dem anderen an seiner Frau. Bald hatte er ein Verhältniß mit einer Ballettänzerin, bald mit einem Dienstmädchen, bald mit einer ganz verrufenen Person. Alle diese schmutzigen Beziehungen ertrug die arme, mittlerweile schwer leidende Frau mit einer wahren Himmelsgeduld. Als er sich jedoch vor etwas mehr als zwei Jahren in eine berühmte Schauspielerin, Sängerin oder sonstige Dame von der Kunst, deren Namen man nicht kennt, so leidenschaftlich verliebte, daß er sogar den Entschluß faßte, sich von seinem todtkranken Weibe zu trennen, da hatte Gott mehr Erbarmen und erlöste die arme Frau. Sie starb glücklicherweise, ehe der berühmte Mann den ersten Schritt zur Auflösung der Ehe gethan hatte."

Die röthlichen Strahlen der Sonne, deren feurige Scheibe eben hinter dem Höhenzuge in der Ferne versank, gossen ein blendendes Licht über den hochgelegenen Garten und die ganze Gegend. Es lag deshalb nichts Auffallendes darin, als die Künstlerin ihre Augen mit der Hand bedeckte und während der Erzählung der alten Dame ihren Stuhl etwas weiter fort aus dem grellen Schein in den Schatten eines Baumes schob! Die Generalin schien denn auch diese Schutzmaßregel ganz begreiflich zu finden. Sie schob die Bank ebenfalls etwas mehr zur Seite und bemerkte deshalb nicht, daß Konstanzens Gestalt in innerem Sturme bebte, daß ihre schlanken Finger heftig zitterten.

Eine Weile verging, ehe eine Erwiderung über ihre Lippen kam. Mehrmals wollte sie sprechen, allein ihr Herz schlug noch überlaut, und sie war noch nicht Meisterin ihrer Stimme. Endlich nahm sie alle Kraft zusammen und fragte in einem Tone, der fast hart klang, doch von heimlicher Spannung erfüllt war: „Hat denn der berühmte Mann inzwischen seine Geliebte geheirathet, Excellenz?"

„Nein", gab die Angeredete harmlos zurück. „Seit dem Abschluß des Trauerjahres hat man schon vergeblich auf die Anzeige der Verlobung gewartet. Verschiedene Leute glauben deshalb, die Geschichte sei nur ein schlau erfundenes Märchen gewesen."

„Das wäre ja wohl auch möglich", meinte Konstanze aufathmend, indem sie sich mit dem Taschentuche über die Stirne wischte.

„Möglich schon, aber in diesem Falle nicht zutreffend. Als ich die arme Frau kurz vor ihrem Ende besuchte, klang aus allen ihren Worten die Furcht vor der gefährlichen Nebenbuhlerin. Ich merkte es wohl, sie versuchte auch von mir zu erfahren, was ich freilich ebenso wenig wußte wie alle Andern."

„Die Unglückliche!" seufzte Konstanze ergriffen. „Doch warum gelang es ihr nicht, den Gatten an sich zu fesseln? War sie vielleicht eine beschränkte Natur, die ihn nicht verstand und ihn in seinem geistigen Streben hemmte? — So etwas kommt doch vor!" —

„Gewiß", gab die Generalin zu und sah erstaunt in das erregte Antlitz der Hausgenossin, deren Auge in sichtlicher Spannung an ihren Lippen hing. „Aber in dieser unglücklichen Ehe war es nicht der Fall. Die Frau besaß ein feines Verständniß für die Gaben ihres Mannes, sie war hochgebildet, auch sehr schön, konnte aber dennoch einen so wankelmüthigen und unedlen Menschen nicht dauernd fesseln. Ein Andrer wäre vielleicht überglücklich mit ihr geworden."

Konstanze erhob sich und ging im Schatten auf und ab. Als die Augen der alten Dame nicht mehr auf ihr ruhten, sah sie aus, als wäre eben ein hartes Urtheil über sie gefällt worden. Unsicher traten ihre Füße auf den geschorenen Rasen, ihre Züge zeigten den Ausdruck namenloser Bitterkeit. Jedoch seit sie gegen ihr Gewissen in den Bann einer heißen Leidenschaft gerathen war, hatte sie gelernt, sich zu beherrschen und harmlos zu erscheinen, derweil ihr Herz blutete oder sich in heimlicher Angst verzehrte. Nachdem sie wieder Platz genommen, sagte sie ganz ruhig: „Ich bin gespannt, ob sich der Herr wirklich mit seiner Geliebten verloben wird. — Mir scheint es etwas unwahrscheinlich zu sein."

„O, ich glaube längst nicht mehr daran, Fräulein Verlett", versetzte die alte Dame bestimmt. „Wer weiß, welche neuen Reize ihn jetzt wieder fesseln! Für das, was die geheimnißvolle Geliebte der armen Frau anthat, hat vielleicht eine Andere schon unbewußt das Richteramt übernommen."

„So wird es wohl sein", gab Konstanze zu; dabei verschränkte sie die Arme fest über der Brust, weil diese den inneren Aufruhr in heftigen Regungen verrathen wollte. „Die Nemesis entwickelt oft eine erbarmungslose Härte, wenn es gilt, ein Unrecht zu sühnen. — Ich — ich habe das auch schon erfahren."

„Nun, dann wollen wir aber das trübe Thema fallen lassen", meinte die Generalin, die Konstanzens Worte falsch deutete und jetzt manches Räthselhafte in ihrem Wesen vollständig zu begreifen wähnte. „Darf ich sehen, was Sie augenblicklich lesen?" fragte sie und hob das Buch vom Boden, das sie soeben dort bemerkte.

„Ich — ich wollte erst damit beginnen", brachte Konstanze stockend hervor, denn es wurde ihr doch ungemein schwer, der würdigen Dame gegenüber eine Unwahrheit zu äußern.

Diese hatte kaum den Titel gelesen, als sie unwillig den Kopf schüttelte und das Buch mit einer Geberde des Abscheus auf den Tisch legte. „Von diesem Schriftsteller lese ich grundsätzlich nichts", sagte sie mit fast harter Entschiedenheit.

„Warum denn nicht, Excellenz? Derwall ist doch einer unserer ersten Autoren."

„Mag sein! Aber er war auch der Gatte jener unglücklichen Frau, von der ich Ihnen soeben erzählte. Selbstverständlich würde ich seinen Namen nicht nennen, wenn sein unglückliches Eheverhältniß und seine zweifelhaften Beziehungen zu anderen Frauen bei uns nicht allgemein bekannt wären. Daß ich mir von einem solchen Herrn nicht schildern lassen will, was Liebe und Treue ist, werden Sie begreiflich finden."

„Gewiß", stimmte Konstanze aus voller Seele zu. „Auch ich werde von nun an nie mehr etwas von ihm lesen."

„Bleiben Sie dabei, meine Liebe, und Sie werden nichts Werthvolles verlieren. Da ich Ihnen aber ein trauriges Kapitel aus dem Lebensroman dieses Mannes erzählte, dürfte dies Buch das, wie ich sehe, erst soeben erschien, immerhin von Interesse für Sie sein. Vielleicht giebt es unter dem Schleier der Dichtkunst Aufschluß über manche dunklen Punkte, die im Leben seines Verfassers keine Aufklärung erhalten."

„Sie meinen, Excellenz?"

„Ja, das ist meine Ansicht. Es fällt mir auch eben wieder ein, daß ich kürzlich hörte, Dr. Ernst Derwall habe im letzten Jahre viel im Hause eines durch den Verkauf von Ländereien steinreich gewordenen Gärtners verkehrt und dessen bildschöner Tochter eifrig den Hof gemacht. — Wenn sich seine Wünsche verwirklichen, muß er doch versuchen, der verabschiedeten Geliebten gegenüber seine Handlungsweise poetisch zu beschönigen. In solchen Dingen soll er Meister sein."

Während die Generalin eben von dem Verkehr des berühmten Schriftstellers mit der reichen Gärtnersfamilie sprach, gellte der schrille Pfiff einer Lokomotive durch die weiche Sommerabendluft. Fuhr Konstanze bei diesem plötzlichen

Ton zusammen oder raubte ihr eine blitzartig durch sie hinzuckende Ahnung für einige Augenblicke die Selbstbeherrschung? — Dann unterhielt sie sich wieder unbefangen mit der alten Dame, die sich erst entfernte, als der mit der Post vorüberfahrende Bote der Künstlerin einen Brief in den Garten reichte. Zweifellos mußte dieselbe auf das Schreiben gewartet haben; denn man merkte es an ihrer Unruhe, wie sie auf den Inhalt gespannt war! Hätte die Adresse nicht die Schriftzüge einer Frauenhand getragen, die Generalin würde überzeugt gewesen sein, daß hier die Liebe mit im Spiel sei.

„Bleiben Sie nicht zu lange draußen, liebes Fräulein!“ rief die alte Dame Konstanzen noch zu, als sie sich schon ein paar Schritte entfernt hatte. „Wir haben Ende August, da wird es schon empfindlich kühl, wenn die Sonne gesunken ist.“

Die Künstlerin nickte und schauerte in sich zusammen. „Ja, es wird kühl, wenn die Sonne sinkt,“ sprach sie leise vor sich hin und trat, den Brief in der Hand, in eine Laube, die auf einer Erhöhung über der Landstraße lag und von dichten Buchenwänden umschlossen war.

— — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde mochte verstrichen sein. Ueber dem Goldglanz im Westen flatterten schleierhafte Gebilde; durch die Bäume rauschte der Abendhauch. Es wurde stille in der Natur, seit die Sonnenscheibe in einem blaßblauen Meere hinter der fernen Höhenkette versunken war. Auch in Konstanze wurde es allmälig ruhiger. Sie faltete den Brief zusammen, den ihr die Vertraute ihres Verhältnisses zuschickte, und vergegenwärtigte sich noch einmal das letzte Zusammensein mit dem angebeteten Manne. Damals, als sie von seiner Liebe das Opfer verlangte, daß er sie während des Trauerjahres nicht sehen und erst nach Ablauf desselben an die Veröffentlichung ihres Verhältnisses denken solle, damals war zuerst die Ahnung jenes Wandels in ihr aufgeblitzt, den sein letztes Werk ihr angekündigt, sein Brief soeben zur Gewißheit gemacht hatte. Eigentlich hätte sie vor einem Jahre von seinem leidenschaftlichen Ungestüm beglückt sein müssen. Dennoch war trotz aller Liebe zu ihm doch ein leises Grauen durch sie hingeflogen, als er mit einem wichtigen Abschnitt seines Lebens so ruhig abschließen und der Entschlafenen nicht das kleinste Opfer bringen wollte. Wie sie hierüber dachte, hatte sie ihm keineswegs verschwiegen. Doch mit derselben überzeugenden Beschönigungskunst, mit der er die Wandlung im Gemüthe seines Romanhelden und sein eigenes unmännliches Verhalten als die nothwendige Folge einer inneren Entwickelungsphase darzustellen verstand, hatte er sich auch selbst zu vertheidigen gewußt. Und Konstanze war der Gewalt seiner Worte, dem Zauber seines Wesens alsbald erlegen. Schließlich fand sie es trotz heimlichen Bangens begreiflich, daß er sich durch seine unbefriedigte Ehe heftig nach einem ächten Herzensbunde sehnte und der Frau nicht lange nachtrauern wollte, die ihn nie verstanden und ihm das Leben zur Qual gemacht hatte. Doch, — Konstanze wußte es jetzt —, ihr guter Genius hatte über ihr gewacht, als sie dennoch auf ihrem Verlangen bestand und den Platz der Verstorbenen durchaus nicht allzuschnell einnehmen wollte.

Dunkle Gluth schoß in das Antlitz der Künstlerin, indeß sich ihre schönen Züge in dem Ausdruck grollender Bitterkeit verhärteten. Mit einer Lüge fing er einst ihr Herz, durch eine Lüge hatte er sich wieder von ihr frei gemacht! Die arme Frau, die er verleumdete, um sein Ziel zu erreichen, war gerächt. Was sie still ertragen mußte, legte jetzt das Schicksal als Sühne auch der gefürchteten Nebenbuhlerin auf. Denn, wenn Konstanze ihn auch verachtete und sich glücklich pries, daß es anders gekommen war, wie sie gehofft, so vermochte sie doch ein Gefühl nicht aus ihrem Herzen zu reißen, das unter schweren Kämpfen darin so tiefe Wurzel geschlagen hatte. Konstanze haßte Derwall und liebte ihn dennoch mehr als zuvor. Sie schämte sich dieser Empfindung und konnte sie doch nicht unterdrücken. Obwohl sie voll Reue an die Qualen des armen, verkannten Weibes dachte, flüchtete sie sich trotzdem in bodenlosem Weh in die Zeit, da ihr sein Herz wirklich ganz zu gehören schien. Belügen konnte sie sich nicht, selbst in dieser schweren Stunde mußte sie sich ehrlich eingestehen, wie sehr sie ihn geliebt hatte, wie heiß sie ihn noch liebte. Diese Enttäuschung hatte eine Kluft in ihr Inneres gerissen, die jenen Umwälzungen vulkanischer Erdstöße in der Natur glich, deren Gewalt eine ganze Gegend im Nu verändert, ohne deshalb ihrem Boden einen anderen Gehalt zu geben. — Wie im Garten und in den Gefilden ringsum war es auch Abend für Konstanze geworden. Was nach dem Tode der geliebten Eltern ihr das Leben wieder werth machen und verschönen sollte, war plötzlich versunken wie dort das scheidende Licht hinter dem Gebirge. Aber Niemand sollte erfahren, was sie bei diesem Erlebniß empfand, am wenigsten er, der sie nie ganz gekannt, der überhaupt von der Tiefe und Kraft einer großen Leidenschaft keine Ahnung hatte. Nur vor etwas bangte ihr noch, vor einer dunklen Gewißheit, die auch jetzt wieder

den Feuerbrand in ihr wundes Herz schleuderte und viele schmerzliche Fragen und Gedanken entfachte. — —

Leises Flüstern schreckte Konstanze aus tiefem Sinnen auf. Sie hob den Kopf und sah in die Landstraße hinunter. Da schritt eben ein Paar, zärtlich an einander geschmiegt, langsam aufwärts. Bei diesem Anblick stand ihr das Herz in ungeheuerem Entsetzen stille. Es war ihr, als ob sie ein Faustschlag treffe und der Boden unter ihren Füßen hinweggezogen würde. Dennoch erhob sie sich und sah durch eine Oeffnung der Laube dem ganz in sein Glück versunkenen Paare starren Blickes so lange nach, bis die dunklen Schatten alter Bäume dessen Gestalten ihren Augen entzogen. Aus der Ferne klang aber noch das silberhelle lustige Kichern einer melodischen Mädchenstimme deutlich durch den Frieden der Dämmerung leise zu ihr herüber.

Längst war es dunkel und kühl geworden, doch noch immer dachte Konstanze nicht an die Mahnung der mütterlichen Freundin. In Gedanken versunken saß sie in der Laube. Endlich erhob sie sich und schritt die Stufen zu der Villa hinan. Ringsum herrschte todtenhaftes Schweigen. Nur der leise Gesang eines halbverschlafenen Vogels traf ihr Ohr, und ein feuchter Hauch wehte von den Feldern an sie heran und kühlte ihr heißes Gesicht. Weiße Nebel wallten zitternd über den Wiesen im Grunde, die Bäume des Gartens rauschten geheimnißvoll; auf den Wipfeln des nahen Waldes wölbte sich der dunkelblaue, von zahllosen Sternen übersäte Himmel. Bei diesem Anblick kam wieder Friede in Konstanzens erregte Seele. Sie blieb einen Augenblick stehen, sah in den stillen Abend hinaus und sprach leise vor sich hin, als ob sie zu einer anderen Person rede: „Ja, wenn die Sonne sinkt, dann wird es kühl und sterben die Farben! Aber im Dunkel da naht der Friede, da gehen die Sterne auf und leuchten! — Nein, ich bin nicht unglücklich und verlassen! — Stehe ich auch ganz allein, so habe ich doch meine Kunst, sie soll mir helfen, sie wird mir helfen!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Heil'ge Armuth.

Heil'ge Armuth, weltverschmähte, die sich tröstend Gott erwählte,
Die er in Judäas Bergen selig lächelnd sich vermählte,
Die er aus dem Staub der Demuth zur Gefährtin sich erhoben,
Deren tiefgebeugtes Antlitz er mit gold'nem Schein umwoben —,
Wo Du gehst auf dieser Erde mit den wundgerieb'nen Füßen,
Mit dem Staub auf Deinem Kleide —, laß Dich ehren, laß Dich grüßen:
Ob Du aus der Klosterpforte trittst am thaubeglänzten Morgen
Und mit gottgegeb'nem Herzen Dich beläd'st mit fremden Sorgen,
Ob Du wohnst im ernsten Geiste eines Mannes, der da kannte
Jede Nichtigkeit des Lebens und Dich dreimal selig nannte,
Ob Du stehst an Kirchenthüren, auf dem Antlitz sanfte Trauer,
Und Dich, scheu vor hartem Worte, an die Steine drängst der Mauer,
Ob Du alt und einsam wanderst an dem Krückstock auf den Wegen
Und dem kargen Geber wünschest tausendfachen Gottessegen,
Ob im kurzen Kinderröckchen und mit nackten kleinen Füßen
Blutend gehst auf harten Steinen, um mit Veilchen uns zu grüßen,
Ob Du dumpf, verweinten Auges starrst durch's Fenster Deiner Hütte, —
Ach, kein Stücklein Brod im Kasten, keine Decke auf der Schütte! —,
Ob verschämt und in Ergebung Du Dich plagst die langen Nächte,
Träumend von dem Tag der Sonne, der auch Dir Erlösung brachte.
Ob im Schooß der Riesenstädte, hungernd, müde und verloren,
Du in kalten Winternächten seufzest: „Wär' ich nie geboren!“ —,
Ob Du im Maschinensaale, halberstickt vom heißen Staube,
Ferne hörst der Bäche Rieseln, ferne siehst des Waldes Laube,
Ob im Massengrab des Friedhofs eine Nummer nur den Todten
Seiner blassen Waise anzeigt, weil zu theuer Grund und Boden,
Oder ob ein Kreuz am Wege sagt: Hier ist er hingesunken,

Da er Holz gefällt im Walde; Erde hat sein
Blut getrunken —,
Ob der dichte Kirchhofsrasen seines Dörfchens
deckt mit Frieden
Einen treuen Mann der Arbeit, namenlos dahin=
geschieden,
Ob Du mit der Mutter wanderst, die ihr Kind,
in Schmerz geboren,
Meilenweit zum Arzte hinträgt, daß er sagt:
„Es ist verloren!" —,
Ob das Stundenglas in Händen Du am Bette
weilst des Kranken,
Der die Seinen läßt im Elend und sich martert
in Gedanken,
Oder ob mit leichten Schritten froh Du wanderst
durch die Auen,
Weil Dir wohl wird in der Freiheit, unter'm
Himmelsdom, dem blauen,
Weil für Dich die wilden Blumen droben wachsen
auf der Halde,
Weil für Dich die wilden Wasser rauschend
singen tief im Walde,
Weil für Dich den sel'gen Glauben, abgetrag'nes
Kleid der Reichen,
Gottes Liebe aufbehalten, als sein bestes Gnaden=
zeichen.
In den Kirchen, wo die Mutter lächelt mit dem
süßen Kinde,
Lächeln heut' noch Deine Greise, wohnt Dein
großes Zugesinde,
Das Dich liebt und ehrt im Geiste. Um das
Kreuz des ewig Einen
Drängen sie sich noch in Schaaren, um zu beten
und zu weinen.
Was der Welt ein Traum geworden, ist Dir
noch die sel'ge Wahrheit,
Was wir nur durch Nebel sehen, liegt für Dich
in sonn'ger Klarheit.

M. Herbert.

Märchen.

Es war die stumme Sommernacht
So mondenhell und lau,
Im Schilfe sang ihr schönstes Lied
Die schönste Wasserfrau.

Fortuna stand am Uferrand
Und lauschte — wie im Traum;
Der kühle Thau benetzte sanft
Des Duftgewandes Saum.

Es sang die junge Wasserfrau
So wundersam und weich —,
Die Göttin schaute weltentrückt
Wohl in den grünen Teich.

Da schmolz ihr Herz, da schmolz ihr Sinn,
Sie weinte tiefgerührt:
„Auf welche Bahnen hast Du mich,
O Zauberbild, geführt!

Viel' armen Wesen hab' ich heut'
Den höchsten Wunsch versagt:
Ich weiß, daß manches schlaflos liegt
Und heimlich um mich klagt." —

Sie hob ihr goldnes Flügelpaar,
Das schimmernde, ganz sacht. — — —
Am Morgen hat sie reiches Glück
Den Sehnenden gebracht.

Sascha Elsa.

Wärest Du die blaue Fulde!

Wärest Du die blaue Fulde
Und der Werrastrom wär' ich,
Strömt' ich zu Dir, meine Hulde,
Und nähm' in die Arme Dich.

Brust zu Brüsten dann jetzunder
Und im Vollgenuß des Seins
Schwämmen wir zum Meer hinunter,
Als die Weser — eins in eins.

Ludwig Mohr.

Aus alter und neuer Zeit.

Heute Landgraf oder keiner mehr. Es war am 23. Juli 1427, da war der vierundzwanzig=jährige Ludwig I. Landgraf des Hessenlandes. Damals hatte der Erzbischof Konrad, ein Wild=graf bei Rhein, den erzbischöflichen Stuhl in Mainz inne. Konrad hatte zu Fritzlar bedeutenden Land=besitz und suchte auf Kosten des Landgrafen diesen noch mehr auszudehnen. Dieser aber dachte nicht daran, sich seine Rechte im Geringsten schmälern zu lassen, sondern bot alle waffenfähigen hessischen Männer auf, um die unbilligen Forderungen des streitbaren Erzbischofs mit Waffengewalt zurückzuweisen. Ob=wohl nun die Mainzischen den Hessen an Zahl weit überlegen waren, so vertraute der Landgraf doch auf die Tapferkeit und Treue seiner Hessen und sprach, im festen Vertrauen auf sein gutes

Recht, zu ihnen: „Sie haben meinen Vater nicht in Frieden gelassen, der war ihnen zu fromm; gewohnten sie das an mir, so müßte ich ihnen ein Zinsmeier sein und meine armen Unterthanen müßten sie nähren und keinen Frieden dazu haben. Heute Landgraf oder keiner mehr! Und wer ein getreuer Hesse sein will, der folge mir.“ Darauf sprengte er auf seinem Schlachtroß gegen die Mainzischen, und mit Ungestüm folgten ihm alle seine Mannen, schlugen die Feinde in die Flucht von Englis bis in die Gegend von Jesberg, erbeuteten 400 gesattelte Pferde und nahmen 200 Reisige des Erzbischofs gefangen.

Das geschah vor 500 Jahren und soll uns eine Mahnung sein, über die Siege der Neuzeit unserer glorreichen hessischen Kriegsgeschichte nicht zu vergessen.

Sch.

Landgraf Philipp's Rückkehr. Den 11. September 1552, auf einen Sonntag, zog der Landgraf Philipp, aus seiner Gefangenschaft zu Mecheln befreit, in seinem lieben Kassel wieder ein. Darüber lautet der Bericht eines Chronisten: „Als die Leute in der Neustadt, die eben in der Kirche waren, des Fürsten Ankunft vernahmen, sind sie Alle aus der Kirche gelaufen und ihm nachgefolget bis in die Kirche St. Martini, da er sich vor dem Chor, allwo seine Frau Gemahlin begraben liegt, geknieet und so knieend die ganze Predigt über gesessen; darauf das te deum laudamus gesungen. Als ihn seine Herrn Söhne am Rhein empfangen, ist ein solch' Weinen gewesen, auch noch im Fortreiten, daß die Kammerdiener je zuweilen reine und trockene Schnupftücher geben müssen.“

S.

Eschweger Brunnenfahrten. Noch vor wenigen Jahren waren die Bewohner Eschweges darauf angewiesen, ihren Bedarf an Trinkwasser gegrabenen Brunnen zu entnehmen, deren Pumpen man überall in den Straßen wahrnehmen konnte. In den heißen Tagen des Sommers, um St. Johannis herum, fand alljährlich die Reinigung dieser Brunnen unter hergebrachten Bräuchen statt, deren Ursprung sich in grauer Vorzeit verliert und die unter dem Namen „Brunnenfahrten“ bekannt sind. Jeder Brunnen hatte seine eigene Brunnenfahrt. Keine war in der Wahl des Tages von der anderen abhängig. Bei der Reinigung betheiligte sich die sämmtliche Brunnengemeinde, d. h. die Umwohnerschaft, welche ihren Wasserbedarf aus dem Brunnen zu decken pflegte, durch Ziehen an dem Seile, welches die gefüllten Kübel aus der Tiefe heraufwand. Wer nicht selbst erschien, war durch Bedienstete vertreten, und die liebe Jugend zeichnete sich, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, vor Allen dabei aus. Ein guter Schluck würzte jederzeit die Arbeit. War der Brunnen von Wasser und Schlamm entleert, schritt der Brunnenmeister der Stadt zum Salzen desselben, wozu jedes Brunnengemeinde-Mitglied sein Theil Salz beisteuerte. War dies geschehen, wurde die Pumpe wieder eingesetzt, in Gang gebracht und von dem jungen Volk mit Blumengewinden bekränzt. Nach der Bekränzung fand unter dem Vorantritt der Eschweger Stadtkapelle unter Musik und Gesang ein Rundgang um dieselbe statt, an welchem sich Alt und Jung betheiligte. Abends gab es Tanz, entweder auf dem Leichberge oder in einem der vielen Säle der Stadt. Die Kosten der Musik wurden durch freiwillige Zeichnungen gedeckt. Vor Beginn des Tanzes aber fand die Neuwahl eines Bürgermeisters und Schulzen statt, denen angeblich für das nächste Jahr die Brunnenverwaltung oblag; in Wirklichkeit aber waren dieselben nur verpflichtet, das herkömmliche Einstandsfäßchen der Brunnengemeinde zum Besten zu geben. Die Dienstboten waren bei dem Tanze nicht minder vertreten, wie die Herrschaften. Auch kam nicht selten der Fall vor, daß die Eschweger, die ja zu leben wissen, mit dem einen Abend nicht genug hatten und daß das Vergnügen nach acht oder vierzehn Tagen sich in einer Nachkirmeß wiederholte; absonderlich war das der Fall, wenn die Zeichungen ausgiebig ausgefallen waren. Nachdem die Stadt sich neuerdings mit einer Wasserleitung versehen hat, und die Brunnen dadurch überflüssig geworden sind, wird das Verschwinden dieser Brunnenfahrten wohl nur noch eine Frage der Zeit sein. —

†

Aus Heimath und Fremde.

Die 45. Jahresversammlung und die 50jährige Jubelfeier des Hessen-Kassel'schen Hauptvereins der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung hat am 28. und 29. August unter zahlreicher Betheiligung zu Homberg stattgefunden.

Am 3. September fand durch den Staatskonservator Geh. Oberregierungsrath Persius aus dem Kultusministerium im Beisein verschiedener Herren eine Besichtigung der Gruft in der St. Martins-

kirche zu Kassel statt, in der die hessischen Landgrafen beigesetzt sind. Es handelt sich um eine Erweiterung und würdigere Herstellung der Gruft, in der die Sarkophage eine geeignetere Aufstellung finden können. Die Besichtigung hat die technische Ausführbarkeit des Projektes ergeben. — In Hersfeld hat der Staatskonservator die Stadtkirche besichtigt und verfügt, daß die geplanten Aenderungen im Innern zu unterbleiben haben, bis der betreffende Entwurf von einem bewährten Kirchenbautechniker geprüft sein würde.

In einem ihrer Berichte über die pharmazeutische Ausstellung, die mit dem in Kassel im August abgehaltenen deutschen Apothekertage verbunden war, bemerkt die „Apothekerzeitung“: „Kassel hat von jeher auf dem Gebiete der Fabrikation von Kartonnagen, Etiketten und ähnlichen Apothekerbedarfs eine führende Stellung eingenommen und nicht wenig dazu beigetragen, daß die bescheidene Ausstattung der früheren Zeit mehr und mehr eine reichere und vor Allem kunstvollere geworden ist. Es war denn auch zu erwarten, daß gelegentlich einer pharmazeutischen Ausstellung in Kassel das Vollendetste auf diesen Gebieten geboten werden würde, und wir sind in unseren Erwartungen nicht getäuscht worden. An die Namen Wenderoth und Faubel reihte sich gleichwürdig die Kartonnagen- und Papierwaarenfabrik Becker & Marxhausen in Kassel an.“

Aus Rotenburg a. F. gedenkt man einen Luftkurort zu machen. Es hat sich bereits ein Ausschuß gebildet, der die Sache in die Hand nehmen wird.

Am 1. August hat unser hessischer Landsmann Dr. Otto Braun in München seinen 70. Geburtstag gefeiert. Ein Leben reich an Schaffen und an Erfolgen liegt hinter ihm, doch nicht abgeschlossen; denn der verdienstvolle Jubilar ist heute noch in hervorragendem Maße literarisch thätig. Möge uns noch manche Gabe seines Geistes beschieert werden.

Im Anfang dieses Monats beging Professor Dr. Wilhelm Seelig zu Kiel sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Er ist geboren am 21. Juni 1821 in Kassel, trat 1835 in die Tertia des dasigen Gymnasiums ein, legte Ostern 1839 die Abiturientenprüfung ab und studirte dann Staatswissenschaften in Göttingen. Hier promovirte er 1844, wurde 1845 Privatdozent für Nationalökonomie und 1852 außerordentlicher Professor. Nachdem er von 1853 bis 1854 eine Professur in Freiburg bekleidet hatte, folgte er Michaelis 1854 einem Rufe zum ordentlichen Professor der Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik an die Universität Kiel, welcher er nunmehr 40 Jahre ununterbrochen angehört. Wir rufen unserm hochangesehenen und allverehrten Landsmann ein schallendes in multos annos! zu.

—nn.

Universitätsnachrichten. Professor Fränkel in Marburg, bekanntlich eine Autorität auf dem Gebiete der Hygieine, hat der „O. Z.“ zufolge den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Halle a. S. angenommen und gedenkt im nächsten Sommersemester in seinen neuen Wirkungskreis überzusiedeln.

In Alleghany-Pittsburgh in Pennsylvanien feierten am 7. August d. J. Gottfried Stöhr und seine Gattin Wilhelmine geb. Prophet, beide aus Rosenthal in Kurhessen gebürtig, unter großer Betheiligung von Verwandten und Freunden das Fest der goldnen Hochzeit. — In Paris starb im hohen Alter von 87 Jahren Herr J. Rothschild, aus Hofgeismar gebürtig. Seit 1828 in der Hauptstadt Frankreichs thätig, hatte Rothschild sich aus kleinen Anfängen heraus zu einem angesehenen Industriellen emporgeschwungen; er hinterläßt eine der bedeutendsten Wagenfabriken Frankreichs.

Personalien.

Ernannt: Gymnasialdirektor Dr. Robert Paehler in Wiesbaden zum Provinzial-Schulrath und dem Provinzial-Schulkollegium in Kassel überwiesen; Gerichtsassessor Strothmann zum Amtsrichter bei dem Amtsgericht in Sontra; zu Mitgliedern der kaiserlichen Disziplinarkammer in Kassel der Oberpostdirektor Tomforde in Frankfurt a. M. und der königlich preußische Militärintendanturrath Gescke in Kassel.

Beauftragt: Die Pfarrer Limbert in Ostheim, Kreis Hanau, mit Versehung der Metropolitanatsgeschäfte der Klasse Windecken und Henß in Windecken mit Mitversehung der ersten Pfarrstelle daselbst.

Verliehen: Den Kreisbauinspektoren v. d. Bercken in Homberg und vom Dahl in Marburg der Charakter als Baurath; dem Oberpostsekretär a. D. Emil Müller in Kassel der Rothe Adlerorden 4. Klasse und dem Postverwalter a. D. Heerdt zu Meerholz der königliche Kronenorden 4. Klasse.

Versetzt: Amtsrichter Fuchs in Niederaula als Landrichter an das Landgericht in Limburg a. d. L.

Pensionirt: Polizeisekretär Göbel bei der königlichen Polizeidirektion in Kassel vom 1. Oktober d. J. ab.

Geboren: Dem Regierungsrath a. D. Studnitz, Trachenberge, ein Sohn.

Vermählt: Karl Theilkuhl, Rittergutspächter und Secondlieutenant der Landwehr, und Marie Theilkuhl, geb. Wickert (Homberg).

Gestorben: Direktor Gerhard Lebebur, 51 Jahre alt (Ostritz, 22. August); August v. Linsingen (Marburg, 24. August); Postassistent Rudolf Kregelius (Kassel, 26. August); Gerta Trömner, 7 Jahre alt (Kassel, 31. August); Hans Walrab v. Keudell, Söhnchen des königl. Landraths A. v. Keudell und Frau Luise, geb. Henschel, 2 Jahre alt (Eschwege, 31. August); Regierungsrath Eugen Wilke (Pontresina, 2. September); Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrath Hermann Dahlmann, 73 Jahre alt (Bad Nassau, 3. September); Privatmann August Hartdegen, 66 Jahre alt (Kassel, 4. September); königl. Theaterfriseur Louis Berg (Kassel, 6. September); Bertha Ringeling (Kassel, 8. September); Zahnarzt Ferdinand Pflüger (Kassel, 9. September); Generallieutenant z. D. Freiherr Bernhard von dem Bussche-Haddenhausen, 71 Jahre alt (Kassel, 9. September); Kaufmann und Handelsrichter Hugo Pischon, 52 Jahre alt (Berlin, 9. September); Professor Dr. Karl Krause (Zerbst); Frau Elise Gonnermann, geb. Wollenhaupt, 71 Jahre alt (Kassel, 9. September); Frau Anna Doehlert, geb. Meyer, 24 Jahre alt (Kassel, 10. September).

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

E. S. in Haina. Sobald als es nur der Raum gestattet, wird der Abdruck erfolgen. Ein klein wenig Geduld müssen Sie schon noch haben.

Pfarrer K. in Hundelshausen bei Witzenhausen. Senden Sie gefälligst die in Ihrem Briefe erwähnten Manuskripte ein.

Frln. Fr. St. in Kassel. „Waidmannsheil" empfangen; vorläufig unsern Dank.

L. M. in Eschwege; A. W. in Oberleimbachshof bei Hünfeld; W. K. in Frankfurt a. M. Sendungen erhalten.

Anzeigen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 19. Kassel, 3. Oktober 1894.

Das „Hessenland“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Enttäuscht.

Auf sonnenlichten, gold'nen Wogen
War einst das Glück auch meinem Pfad
In Herrscherpracht vorbeigezogen
Und hatte huldvoll sich genaht.

Es riß mich fort das wilde Jagen,
Das keinen Blick zur Seite wand,
Wenn von dem schätzereichen Wagen
Austheilte eine volle Hand.

Und Mancher hat sich scheu geborgen,
Was And're gierig sich errafft,
Und jagte dann voll neuer Sorgen
Und kämpfte wie mit Narrenkraft. . . .

Auch mir gab von des Mantels Säumen
Die Göttin einen in die Hand;
Von selt'nem Glück durft' ich nun träumen,
Wie ich bisher es nie gekannt.

Doch endlich schritt mein Fuß nicht weiter,
Auf grauer Heide hielt ich an:
Fern irrte nur ein fingerbreiter
Herbstfaden über meine Bahn.

Rauschenberg. **Valentin Traudt.**



Meine Reise nach Stettin im Jahre 1866.*)

Sonntag den 24. Juni faßte ich den Entschluß, nach Wilhelmshöhe zu reisen, und da wir wenig von der dortigen trostlosen Lage wußten, so hoffte ich, ohne Hinderniß bei Papa sein zu können. Ich fuhr**) nach Frankfurt a. M. zu dem französischen Gesandten, le Comte de Riculot, und ersuchte ihn, mir behülflich zu sein, um mit Sicherheit reisen zu können, und sehr zuvorkommend versprach er, die geeigneten Schritte zu thun. Den folgenden Tag erkundigte ich mich nach dem Erfolg seiner Bemühungen und hörte durch ihn und den holländischen Gesandten von Schaaf, daß ich wahrscheinlich mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, um bis nach Wilhelmshöhe zu gelangen. So entschloß ich mich, an den König von Preußen direkt zu telegraphiren, um mir seine Genehmigung für mein Ziel einzuholen. Die deutschen Telegraphenlinien waren jedoch zerstört, das Telegramm mußte seinen Weg über Paris und Brüssel nehmen, und da die Antwort voraussichtlich lange ausbleiben würde, wollte ich dieselbe nicht abwarten, sondern nach Kassel abreisen und sie mir dorthin nachsenden lassen. Mit Senator Bernus†) fuhr ich zu dem englischen Gesandten Sir Alexander Malet und bat um einen Paß, den er mir mit größter Bereitwilligkeit ausfertigte; darauf kehrte ich Nachmittags nach Hanau zurück, ließ einen Reisewagen packen, nahm Abschied von den Meinigen und reiste Abends 8 Uhr ab. Nach 11 Uhr war ich in Wächtersbach, wo ich meine schlafenden Kinder küßte, einige Anordnungen traf, um nach einer Stunde meine Reise fortzusetzen. In zwei Stunden war ich in Birstein, blieb leider länger als ich wollte bei den Damen dort, da es lange dauerte, bis ich Pferde bekam. Nun ging es über den Vogelsberg nach Lauterbach, Alsfeld, und um 12 Uhr den 26. Mittags kam ich in Ziegenhain an; ich fuhr an das Haus der alten Dreydorfs*), und dort erfuhr ich, daß Papa schon den Sonnabend vorher Wilhelmshöhe als Gefangener hatte verlassen müssen. Es hieß, er sei nach Küstrin gebracht, und nicht einmal konnte man mir sagen, wer ihn von seiner Umgebung begleitet habe. Mein Entschluß, ihm zu folgen, schwankte keinen Augenblick. Ich schrieb an Ferdinand**), ersuchte den Landrath***), den Brief in schnellster Weise zu befördern, und so bald ich Pferde hatte, die der Domainenpächter mir freundlich anbot, reiste ich weiter über Wabern nach Kassel. Auf dem ganzen Weg waren keine Soldaten zu sehen gewesen, im Dorfe Niederzwehren fand ich die ersten. Ich passirte diese sowie die Wache am Frankfurter Thore, ohne angehalten zu werden, und fuhr um 7 Uhr durch die Friedrichsstraße an das Hofthor des Fürstenhauses, wo ich aus dem Wagen sprang und zu Herrn von Heeringen†) eilte. Bei ihm erfuhr ich die widerrechtliche, schmähliche Behandlung††), die Papa und seine Umgebung hatte ertragen müssen, schweige aber über die Einzelheiten, da schon andere Federn dieselben niedergeschrieben haben. Ich ließ Oberstallmeister von Eschwege bitten, zu kommen, und er besorgte mir einen Paß des französischen Gesandten Grafen Bondy nach Stettin, wohin man, wie ich jetzt hörte, Papa gebracht habe.

*) Die im Jahre 1887 verstorbene Verfasserin, Ihre Durchlaucht die Fürstin Auguste von Ysenburg und Büdingen in Wächtersbach, die älteste Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., hat diese Reisebeschreibung in Urschrift mit der Bestimmung in vertraute Hände gelegt, sie s. Zt. zu veröffentlichen. Von dieser unserm Blatte befreundeten Seite wurde sie uns zur Verfügung gestellt, und wir machen von der Erlaubniß der Veröffentlichung um so lieber Gebrauch, als es sich um einen Beitrag zu einer historisch wichtigen Epoche unserer vaterländischen Geschichte handelte. An einzelnen Stellen haben wir den Inhalt ergänzende Anmerkungen hinzugefügt.
D. Red.

**) Die Fürstin hielt sich damals in Hanau auf.

†) Freiherr von Bernus in Frankfurt.

*) Bürgermeister von Ziegenhain.

**) Gemahl der Fürstin, den noch jetzt regierenden Fürsten.

***) Otto von Gehren.

†) Damals Oberhofmarschall.

††) Hier ist offenbar die Behandlung seitens eines preußischen Hauptmanns v. L. gemeint, die damals in Kassel vielfach besprochen wurde und selbst den Unwillen des preußischen Gesandten, Generallieutenants von Roeder, erregte.

Die Herren fürchteten trotz des Passes, daß meiner Weiterreise Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden könnten, und von Eschwege schlug mir vor, unter der Maske einer Augenkranken angeblich nach Berlin zu reisen, was ich den andern Morgen, nachdem ich wenige Stunden bei Elisabeth*), die ich sehr krank fand, geruht hatte, glücklich durchführte. Mit Hofrath Dr. Schotten**) hatte ich Verabredung genommen, daß er mich den 27. Morgens in seinem Wagen abholen und zur Eisenbahn geleiten sollte; um 6 Uhr sollte der Zug nach Berlin abgehen, und ich erwartete Hofrath Schotten im Tuch und Kapothut mit dichtem blauen Schleier von Fräulein Weever***), welchem Kostüm er noch eine blaue Brille zufügte. Meine Kammerfrau war allein mit einem kleinen Koffer zur Bahn gegangen, ebenso der Laquai mit dem Reisesack, jedes selbstständig für sich. Am Bahnhof angekommen, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß es noch unsicher sei, ob der Zug abgehen würde, und ich blieb deshalb, in die Ecke meines Wagens gedrückt, sitzen, bis sich die Sache günstig entschieden hatte. Hofrath Schotten löste mein Billet, und an seinem Arm durchschritt ich den Wartesaal. Er erkannte in einem der Waggons die Familie Thüngen†) und den Grafen Paar††), und nachdem er mich ihnen genannt hatte, fand ich einen Platz bei ihnen. Sie waren auf der Reise nach Frankfurt begriffen, und so konnte ich durch sie Nachrichten an die Meinigen gelangen lassen. Bis kurz vor Holzminden blieben wir zusammen, dann setzte ich meinen Weg allein fort, und nach verschiedenen Aufenthalten kam ich um ³/₄10 Uhr in Berlin an. Mit einem Briefe des Grafen Bondy fuhr ich direkt vor das Hôtel des französischen Gesandten Mr. Benedetti und bat ihn, mir mit Rathschlägen behilflich zu sein, wie ich mich nach meiner Ankunft in Stettin zu verhalten habe, um zu Papa zu gelangen, denn ich hatte keine Vorstellung, in welcher Weise seine Gefangenschaft gehalten würde. —

Mr. Benedetti erbot sich zu Bismarck zu fahren und versprach mir, noch denselben Abend Nachricht in das Gasthaus zu bringen, in dem ich absteigen würde. Ich nannte Hôtel du Nord, und nach einer halben Stunde erschien dort der Gesandte mit verzweifelnden Nachrichten. Graf Bismarck hatte erklärt, daß er mich unter keiner Bedingung zu Papa lassen würde, denn der antipreußische Einfluß, den ich auf ihn ausübe, sei so bekannt, — daß er von meiner Ankunft benachrichtigt sei und Befehl gegeben habe, mich in Stettin zu arretiren. Mr. Benedetti rieth, daß ich meine Absicht aufgeben möchte, denn der Willen Bismarck's sei eisern, aber hierzu wollte ich mich nicht verstehen, sondern Alles daran setzen, um mein Ziel zu erreichen. Als es am nächsten Morgen, den 28., endlich 9 Uhr war, schrieb ich an die Gräfin Oriola, setzte ihr mit kurzen Worten den Grund meiner Anwesenheit auseinander und bat sie, mich um 11 Uhr zu empfangen, um ihr das Nähere mitzutheilen. Anstatt dessen kam sie selbst um diese Stunde zu mir, hatte aber keinen Trost für mich, indem sie versicherte, die Königin, um deren Vermittlung ich bat, bliebe allem Politischen fern. So beschloß ich denn, an den König zu schreiben, und bat die Gräfin, den Grafen Perponcher zu bitten, mich aufzusuchen. Nach kurzer Zeit kamen Beide zusammen, und zu meiner Freude und meiner Verwunderung zeigte Perponcher mir mein Telegramm an den König, unter das er mit eigener Hand folgende Worte geschrieben hatte:

„Da der Kurfürst sich, durch die politischen Verhältnisse veranlaßt, seit gestern in Stettin in meinen Staaten residirt, so steht nichts entgegen, daß die Frau Fürstin sich dorthin begibt, was ich sogar sehr gern sehe, damit Ihrem Herrn Vater jede Annehmlichkeit widerfahre. Wilhelm Rex."

Ich theilte Perponcher den Ausspruch Bismarck's mit, den er nicht glauben wollte, aber ich bat ihn dennoch, sich nach der Sachlage vor meiner Abreise zu erkundigen. Der nächste Zug ging um ³/₄1 Uhr, ich hoffte denselben benutzen zu können, aber eine halbe Stunde vorher fuhr Perponcher wieder vor und ließ mir sagen, ich möchte meine Abreise bis Abends 7 Uhr verschieben. Endlich nach Stunden, die nicht enden wollten, erschien er und hatte meinen französischen Paß von dem Oberhofmarschall Grafen Pückler visiren lassen. Es stand auf dem Paß, daß ich die Erlaubniß habe, mich für einige Tage nach Stettin zu begeben.*) Perponcher,

---

*) Prinzessin Wilhelm von Hanau.
**) Hofmedikus.
***) Gesellschaftsdame der Prinzessin Elisabeth.
†) Bayerischer Gesandter in Kassel.
††) Oesterreichischer Gesandter.

*) Der Paß hat folgenden Wortlaut: „Au nom de S. M. Napoléon III empereur des français. Nous, Ministre plénipotentiaire de France près S. A. R. l'électeur de Hesse prions les autorités civiles et militaires chargées de maintenir l'ordre public dans l'intérieur de l'empire et dans les pays amis ou alliés de la France de laisser librement passer et circuler Son Altesse la Princesse Ysenburg-Wächtersbach allant à Stettin. Cassel, le 26 Juin 1866. Le Ministe de France. Comte de Bondy." Der Zusatz

der sich in ritterlichster Weise gegen mich benahm, gestand mir, daß Bismarck mich nicht habe reisen lassen wollen und der König nur mit Mühe dahin gelangt sei, mir sein Wort zu halten, weshalb auch die Klausel: „einige Tage" eingeschoben wurde. — Um 7 Uhr war ich auf dem Zug nach Stettin, und um ½11 Uhr empfing mich Papa mit Major von Eschwege*) auf dem Bahnhof daselbst. Er begleitete mich in das Hôtel de Prusse, wo vom König Wohnung für mich bestellt war und blieb noch längere Zeit bei mir, um endlich nach langen, traurigen Tagen Nachrichten aus der Heimath zu bekommen. — Papa wohnt im Schloß, in schönen luftigen Räumen, gothisch gewölbt, aber geschmacklos in pompejanischer Weise bemalt. Er hält sich in seinem Schlafzimmer auf, daneben im Salon frühstücken wir allein um 12 Uhr, und im anstoßenden Saal, den eine starke Säule in der Mitte trägt, wird dinirt. An der Mittagstafel nehmen Theil die sechs Herren im Gefolge: Major von Eschwege, Rittmeister von Verschuer, Hauptmann von Baumbach, Hauptmann Brack, Lieutenant von Lengerke, Geh. Hofrath Dr. Bunsen*) und außerdem der zugetheilte preußische General von Natzmer. Die Hofhaltung ist königlich, gute Küche, große Dienerschaft, zwei Wagen und sechs Pferde. Unsere Tageseintheilung ist, daß Papa mich um 10 Uhr zum Spaziergang abholt, der Adjutant vom Dienst begleitet uns, und wir gehen gewöhnlich auf die Wälle; nach ungefähr 1½ Stunde gehen wir in's Schloß, frühstücken, und um 1 Uhr kehre ich bis zur Tafelzeit, 4 Uhr, in mein Hôtel zurück. Nach Tafel Spazierfahrt, bei der ausgestiegen und gegangen wird; um ½8 Uhr Thee bei mir, Papa allein, dann Dominospiel, und um 9 Uhr geht er, abgeholt vom Adjutanten, in's Schloß zurück.

des Grafen Pückler lautet: „Auf allerhöchsten Befehl des Königs erhalten die Frau Fürstin von Ysenburg-Wächtersbach, Durchlaucht, die Erlaubniß, nach Stettin reisen und sich daselbst einige Tage aufhalten zu dürfen. Berlin, den 28. Juni 1866. Oberhofmarschall Sr. Majestät des Königs. Graf Pückler."

*) Flügeladjutant Ludwig von Eschwege.

*) Leibarzt des Kurfürsten.

Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Die schwere Stellung der evangelischen, stark gefährdeten Partei erforderte die größte Aufmerksamkeit ihrer Anhänger, so auch des Landgrafen Philipp, zunächst gegenüber seinem Schwiegervater Georg von Sachsen. Durch mehrere Handlungen hatte derselbe seinen Widerwillen gegen die neue Lehre offenbart. In Dresden erhielt Philipp durch den Vizekanzler Georg's, Otto von Pack, Doktor der Rechte, eine mit des Herzogs Petschaft versehene Abschrift eines angeblich geschlossenen Bündnisses. Der Inhalt der Schrift, soweit sie den Landgrafen Philipp anging, war der, daß der Landgraf sammt seinen Kindern, wenn er in der Ketzerei verharre, seines Landes auf ewige Zeit entsetzt werden sollte; sein Land sollte dann dem Herzog Georg übergeben werden, doch wollte man ihm in Anbetracht seiner Jugend und seiner Gemahlin Zeit lassen, zur alten Lehre zurückzukehren, und in diesem Falle sein Land ihm zurückstellen. Von diesem Schriftstück nahm der Landgraf Abschrift und versprach, die Sache einstweilen geheim zu halten. Alsbald aber erbat er sich die Zustellung des Originals, indem er dem Uebergeber, falls derselbe seine Stelle und Lehngüter verliere, aus eigenem Antriebe seinen Schutz und 10 000 Gulden als Ersatz versprach. Das Dokument gab Philipp zurück. Mit dem Kurfürsten erneuerte Philipp sein Bündniß zu Weimar; beide Fürsten verabredeten sich, 26 000 Mann und 60 000 Gulden bereit zu halten, um gegen den Urheber der Urkunde vorzugehen. Mit nahen und fernen Fürsten wurden Unterhandlungen angeknüpft. Zusagen erhielten die beiden Verbündeten vom Herzog Albrecht von Preußen, dem König Friedrich I. von Dänemark, dem Gegenkönig von Ungarn, Johann Zapolia von Siebenbürgen, und den Reichsstädten Magdeburg und Ulm. Die Truppen, 4 000 Reiter und

14 000 Fußgänger, wurden bei Herrenbreitungen a. d. Werra zusammengezogen. An seinen Schwiegervater Georg sandte Philipp ein Schreiben, in welchem er seine Betrübniß über dessen Theilnahme an dem Bündniß gegen die neue Religion aussprach. Hierauf wurde Philipp die Antwort, daß der Verfertiger der Schrift ein Betrüger sei. Auch die übrigen befragten Fürsten stellten ihre Mitwissenschaft und Theilnahme an dem angeblichem Bündnisse in Abrede. Erst als unter Vermittelung der Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und Richard von Trier zu Schmalkalden und Gelnhausen die Bischöfe Konrad von Thungen zu Würzburg 40 000, Wigand von Redwitz zu Bamberg 20 000 und Albrecht zu Mainz 40 000 Gulden Kriegskosten zu bezahlen versprachen, legte Philipp die Waffen nieder. Otto von Pack, der die Urkunde des Bündnisses nicht liefern konnte, wurde über die Echtheit derselben in Kassel verhört. Bei diesem Verhör erschienen für den König Ferdinand Treusch von Buttlar, Regent in Würtemberg, und Dr. Hemminger; für den Kurfürsten von Brandenburg Eustachius von Schlieben und Dr. Lorenz Starck; für den Herzog Georg von Sachsen Graf Hoyer von Mansfeld, Ernst von Schönburg, Christoph von Taubenheim und als der heftigste von allen der Kanzler Simon Pistoris. Bei dem Verhör behauptete Otto von Pack, die von ihm zufällig entdeckte Abschrift sei echt. Der vom Herzog Georg verlangten Auslieferung Pack's leistete Landgraf Philipp keine Folge, der Angeschuldigte blieb vielmehr ein Jahr lang, bis zum 16. Juni 1529, zu Kassel. Aus seiner Haft entlassen gegen die schriftliche Versicherung, sich erforderlichen Falls vor Gericht zu stellen, und auch weil ihn der Landgraf als Hinderniß der Aussöhnung mit den betheiligten Fürsten nicht länger beherbergen konnte, wurde Pack aus Kassel ausgewiesen und irrte dann flüchtig umher. Später auf Antreiben seines Feindes Georg verhaftet, wurde er, nachdem er unter der Folter gestanden hatte, daß eine wenn auch nicht von ihm herrührende Fälschung vorliege, zu Antwerpen enthauptet und geviertheilt.

Obgleich diese Angelegenheit bald beigelegt war, nahm der Zwiespalt im Reiche der Reformation wegen immer zu. Auf einem Reichstage zu Speyer wurde von der Mehrzahl der Stände folgender Beschluß gefaßt: „Nicht nur solle bis zum General-Konzilium oder einer National-Versammlung jener so vielfach mißverstandene und gemißbrauchte Hauptartikel des vorigen Reichstags (welcher die evangelischen Stände unter eine allgemeine Verantwortlichkeit vor Gott und dem Kaiser gestellt) aufgehoben, sondern auch das Wormser Edikt bei denjenigen, welche bisher bei demselben geblieben, ferner gehandhabt und ihre Unterthanen dazu gehalten, bei den andern, wo die neue Lehre entstanden und zum Theil ohne Aufruhr und Gefährde nicht wieder abgeschafft werden könnte, jede Neuerung verhütet, die heilige Messe nicht abgethan noch verboten noch verhindert, endlich die dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi widerwärtige Lehre verworfen werden." Gegen diesen gefaßten Beschluß setzten die evangelischen Fürsten — an ihrer Spitze Landgraf Philipp, der Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach-Jägerndorf, die Herzöge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg und der Fürst Wolfgang von Anhalt — ihre Protestation auf, von der die Partei den Namen „Protestanten" erhalten hat. Der Inhalt der Protestation war, daß sie das begonnene Werk der Reformation fortsetzen wollten, und daß sie sich ferner nach dem früheren einhelligen Beschluß bis zu einer allgemeinen freien Kirchenversammlung so halten wollten, wie sie es vor Gott und dem Kaiser verantworten könnten. Nach der Rückkehr in sein Land ließ der Landgraf seine Protestation durch den Druck bekannt machen.

Die Gründe der Protestation wurden dem Kaiser durch eine Gesandtschaft der evangelischen Fürsten zugleich mit der Absicht, seine Gesinnung zu erforschen und ihn, wenn irgend möglich, günstig zu stimmen, vorgelegt. Als Gesandten wurden abgesandt Ehmeyer, Bürgermeister von Memmingen, Alexis Frauentraut, Sekretär des Markgrafen Georg, Meister Michael von Kaden, Syndikus von Nürnberg. Dieselben konnten aber nichts ausrichten, es wurde ihnen vielmehr abschlägiger Bescheid vom Kaiser.

Auf dem Reichstag zu Speyer hatte Philipp den Entschluß gefaßt, eine Versammlung der Häupter der evangelischen Lehre zu veranstalten, damit womöglich der Streit über die Abendmahlslehre zu Ende geführt würde. Das Gespräch sollte ein freundliches, undisputirliches sein. Als Ort der Versammlung gab das Einladungsschreiben Marburg an. Während sich Zwingli sofort zu einer Zusammenkunft bereit erklärte, waren Luther und Melanchthon anfangs abgeneigt. Unter der Begleitung Eberhard's von der Tann, Amtmanns zur Wartburg, kamen die beiden, Luther und Melanchthon, nach Kreuzburg a. d. Werra, wo sie blieben, bis ihnen Landgraf Philipp noch ein besonderes schriftliches Geleit zusandte. Hierauf erhielt Philipp folgendes Schreiben:

„Gnad' und Friede ynn Christo. Durchleuchtiger Hochgeborner Fürst, gnediger Herr. Das E. F. G. unser beiden Schrifft empfangen

und darauff fürder bestehet, das wir gen Marckburg komen sollen, guter Hoffnung es solle Eintrechtigkeit daraus folgen, so wollen wir auch gerne und geneigtes Willens das unser dazu thuen, und nach Gottes Gnaden auf bedeüte Zeit, so wir gesund und leben, zu Marckburg erscheinen. Der Vater aller Barmherzickeit und Einickeit gebe seinen Geist, das wir ja nicht umsonst, sondern zu Nutz und nicht zu Schaden zu samen komen Amen. Christus sey E. F. G. Regierer und Leiter Amen.

VIII. Julii 1529.

unterthenige
Martinus Luther.
Philippus Melanchthon.

Dem durchleuchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrenn Philipps Landgraven zu Heßen, Graven zu Catzenelnbogen, Ziegenhayn, Dietz und Nidda, meynem gnedigen Herrn."

Zwingli war von Zürich über Basel und Straßburg, wo sich Oekolampadius, Bucer, Hedio und Jakob Sturm ihm anschlossen, über St. Goar in Marburg angelangt. Wohnung war den Geladenen auf dem Schlosse eingeräumt worden.

In Gegenwart des Landgrafen, des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg, der Gesandten des Kurfürsten von Sachsen, der Theologen der Universität und anderer vornehmer Herren fand das Gespräch über den streitigen Punkt der Abendmahlslehre im Schloßsaale statt. Die Versammlung eröffnete der Kanzler von Hessen, Johann Feige; er setzte den Wunsch des Landgrafen, Einigkeit der Lutheraner und Zwinglianer in der Lehre vom Abendmahl, auseinander. Hierauf begann die dreitägige Verhandlung, ohne in Sachen des streitigen Punktes zur Einigung zu führen. Zum Schluß unterschrieben alle sächsischen und schweizerischen Gottesgelehrten, unter ihnen auch Luther, nach vierzehn einstimmig gebilligten Glaubensartikeln, folgende Worte: „Zum funfzehnten glauben und halten wir alle von dem nachtmahle unsers lieben Herrn Jesu Christi, das man beide gestaldt nach der einsatzung Christi prauchen solle, das auch das Sacrament des Altars Jhesu Christi und die geistliche nießung desselbigen leibs und bluts einem jden Christenn fürnemblich vonnöthen, deßgleichen der Brauch des Sacraments wie das wortt von Gott dem Allmechtigenn gegeben und geordnet sey, damit die schwacheren gewissenn zu glaubenn zu bewegen durch den heiligenn gaist, und wiewohl aber wir unns, ob der war leib und blutt Christi leiblich im Brott undt wein sey, dießer zeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein theil jegenn dem anderen christliche liebe so fer Jdes gewissenn Immer leidenn kann, ertzeigen, unndt bede theil Gott dem Almechtigen vleissigk bittenn, das er uns durch seinen gaist denn rechtenn Verstandt bestettigen wolle, Amen." Nachdem die Versammelten noch ein vom Landgrafen gegebenes Gastmahl vereinigt hatte, gingen sie, einander segnend, auseinander.

Von Bologna aus berief Kaiser Karl V. einen Reichstag nach **Augsburg** in Sachen der Religion, auf welchem alle evangelischen Fürsten, unter ihnen auch Landgraf Philipp, erschienen. Am 12. Mai ritt er, nach Voraussendung des Kanzlers Johann Feige, des Hofpredigers Erhard Schnepf und des Grafen Philipp von Waldeck, an der Spitze von 120 Reitern in Augsburg ein. Mit Urbanus Regius hielt er eine Unterredung über die Abendmahlslehre und brachte dem sächsischen Theologen noch einmal die Grundsätze der Reformation in Erinnerung, die sie hinsichtlich der Schweizer vergessen hatten. Am 20. Juni fand die Eröffnung des Reichstags statt. Auf ihm wurde das öffentliche Bekenntniß des evangelischen Glaubens nach mannigfachem Streite zugelassen, das Melanchthon in einfacher Kürze und mit großer Mäßigung aufgesetzt und der Landgraf, unter der ausdrücklichen Erklärung, daß ihm der Artikel vom Abendmahl nicht genug scheine, unterschrieben hatte. Vorgelesen wurde dieses Bekenntniß in deutscher Sprache auf Antrag des Landgrafen am 25. Juni in einer Versammlung von zweihundert Reichsgliedern in der Kapelle der bischöflichen Pfalz. Ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Exemplar des Bekenntnisses wurde in der Versammlung dem Kaiser übergeben, das ihn so bewegte, daß er dem Vermittelungsvorschlag Gehör gab, wodurch das Abendmahl in beiderlei Gestalten, die Ehe der Priester und die Freiheit der Fasten zugelassen wurde; von Granvella und Campeggi aber wurde die Einführung hintertrieben. Das evangelische Glaubensbekenntniß wurde an neunzehn Theologen zur Beurtheilung und Widerlegung vom Kaiser übergeben. Diese Widerlegung fiel so heftig aus, daß der Kaiser selbst Milderung gebot.

Bezüglich des Landgrafen Philipp hatte der Kaiser sich vorgenommen, ihn selbst zu prüfen und wegen früherer Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen. Als Philipp von diesem Vorhaben erfuhr, meldete er sich selbst beim Kaiser. Wegen vier Handlungen sollte der Landgraf vernommen werden: freventliche Handlung gegen das Wormser Edikt; Empörung und auswärtige Bündnisse, die er während des Kaisers Abwesenheit angefangen

haben sollte; Verachtung des Artikels vom Sakrament; Verletzung der Hoheit des Kaisers durch Zusendung eines Religionsbüchleins nach Italien. Ueber diese Anklagepunkte rechtfertigte sich Philipp auf das Beste. Den Evangelischen wurde vom Kaiser die Annahme einer sogenannten Widerlegung ohne weitere Antwort geboten und eine Friedenskommission eingesetzt. Der Landgraf, der den trostlosen Ausgang des Reichstages voraussah, kam um seine Entlassung ein auf Grund von Briefen, worin die Krankheit der Landgräfin angezeigt und er deshalb zur Abreise gedrängt wurde. Auch gab Philipp als Grund seiner nachgesuchten Entlassung an, daß er, als einer der Jüngsten und am Verstand der Geringste, dem Kaiser doch nichts nützen könne. Auf dieses Gesuch wurde keine Antwort und so zog der Landgraf ohne Urlaub fort. Zurückgelassen wurden mit Weisungen bezüglich ihres Verhaltens vom Landgrafen Friedrich Trott von Sulz, Georg Nußbicker, Nikolaus Mayer, Erhard Schnepf und der Kanzler Johann Feige. Karl V. nahm die Apologie der Evangelischen nicht an, verband sich öffentlich mit den Anhängern des alten Glaubens, legte einstweilen ein Interdikt auf die ganze evangelische Sekte (wie sie genannt wurde) und gab ihr eine Frist bis zum 15. April des folgenden Jahres mit dem Bedeuten, daß, wenn sie diesen Abschied nicht annehme, er seine weltliche Macht gebrauchen werde.

Schon gelegentlich des Religionsgesprächs zu Marburg war ein Bündniß des Landgrafen mit den evangelischen Schweizern beschlossen worden. Gegen die Anhänger des Evangeliums hatten sich die fünf katholischen Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern mit Erzherzog Ferdinand verbunden. Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und Mülhausen im Elsaß standen an der Spitze der Reformirten, ebenso Glarus, Appenzell, St. Gallen. Zur Förderung göttlicher freier Lehre und eines christlichen, einhelligen Wesens, zum gegenseitigen Schutz der Unterthanen gegen Gewalt oder Verführung wurde zu Basel durch die Abgesandten Philipp's, Siegmund von Boyneburg und Georg von Kollmatsch, mit Zürich, Bern, Basel und Straßburg ein Religionsbündniß verabredet und auf sechs Jahre geschlossen. Vom Papst unterstützt, griffen die katholischen Orte zu den Waffen (1531). In der Nähe von Kappel stießen die Gegner auf einander. Zwingli, der sich bei den Zürichern befand, wurde tödtlich verwundet, sein Leichnam verstümmelt und verbrannt. Luzern erfocht noch einmal einen Sieg über die Verbündeten, da nahm Zürich den gebotenen Frieden an, ihm folgte Bern. Beim Friedensschluß wurden die alten Bünde der Eidgenossen erneuert, die Religionsfreiheit festgestellt, die neuen Burgrechte und Einigungen mit ausländischen Städten und Herren abgethan, die Urkunden des Landgrafen nach abgerissenem Siegel durchschnitten und überliefert. Auch Basel schloß einen Frieden.

Im Dezember 1530 hielt der Landgraf mit dem Kurfürsten und anderen evangelischen Ständen eine Zusammenkunft zu Schmalkalden. Hierzu sandten Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg ihre Bevollmächtigten, auch die von Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen, Ulm, Biberach, Magdeburg, Bremen erschienen auf Bitten des Landgrafen. Hier wurde beschlossen, dem Kaiser Vorstellung zu machen wegen des auf dem letzten Reichstage gegen die Evangelischen aufgebotenen Reichsbeschlusses. Sollten die Kammergerichts-Prozesse in Religionssachen fortschreiten, dann wolle man sich gegenseitige Hilfe leisten. Abgeordnete wurden an den Kaiser gesandt, um demselben Vorstellung zu machen gegen die Aufbietung des Reichsfiskals. Karl V. entließ die Abgeordneten ohne Antwort, begab sich nach Brabant und warb dort Truppen, von denen man nicht wußte, ob sie gegen die Evangelischen bestimmt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Familie Hille.

Von Dr. med. Friedr. Hille.

(Schluß.)

36. Auguste Karoline Wilhelmine Emilie Hille, geb. den 1. April 1815 zu Marburg. Pathen waren Frau Advokat Sippel, die Ehegattin des Amtmanns Hille des Jüngern Jungfrau Strack und Frau Referendar Obergethmann. Vermählte sich 1845 mit dem ~~Rentner~~

~~Wilhelm~~ Barkhausen zu Detmold. Sie starb den 8. Januar 1892 als Wittwe in Kassel. Ihre Ehe war mit vier Kindern gesegnet:

a. Emilie Friederike Luise Barkhausen, geb. den 29. Mai 1846 zu Detmold. Pathen waren Prinzessin Luise und Prinzessin Friederike zu Lippe-Detmold. Verheirathet mit Dr. August Althaus zu Berlin.

b. Erwin Karl Wilhelm Barkhausen, geb. den 6. Februar 1848 zu Detmold. Pathe war Karl Hille, Hauptmann a. D. Verheirathet zu Koburg.

c. Theo Bertha Helene Barkhausen, geb. den 14. August 1850 zu Detmold. Pathin war Helene Hille zu Detmold. Verheirathet gewesen mit Rechtsanwalt Albrecht Caspari in Münster, lebt in Kassel.

d. Martha Luise Mathilde Emma Barkhausen, geb. den 21. Juli 1853 zu Detmold. Pathen waren Frau Professor Emma Winckelblech in Kassel und Frau Luise von Borries. Vermählt mit Dr. med. Haltenhof in Genf.

37. Wilhelm Karl Hille, geb. 1817 zu Marburg; den 29. Januar 1823 zu Wetter gestorben.

38. Heinrich Ludwig Reinhard Hille, geb. den 22. September 1818 zu Marburg, gestorben im Oktober 1850 zu Naumburg in Hessen.

39. Hermann Hille, zu Marburg geb. den 19. März 1820, wurde am 4. Juni desselben Jahres getauft, Pathen waren Oberbaurath Georg Moller in Darmstadt, Advokat Karl Kümmel in Wetter und Kaufmann Wilhelm Eckmann in Lübeck. Er wurde Oekonom, folgte seinem ältern Bruder Julius nach Surinam in Westindien und starb daselbst am 28. Februar 1845 auf der Plantage Sardam.

40. Friedrich Karl Hille, zu Marburg am 21. April 1821 geboren. Er studierte Medizin zu Gießen und Marburg von 1840 bis 1844, erwarb zu Würzburg 1845 den Doktorgrad, ging ebenfalls in holländische Dienste, diente mehrere Jahre als Schiffsarzt in der holländischen Marine, ließ sich späterhin als Arzt in Mirador bei St. Autonio Huatusco in Mexiko nieder und starb dortselbst am 28. Oktober 1860. Er hatte sich 1852 mit Mathilde Meyer von Darmstadt vermählt, welche am 3. Juni 1859 in Huatusco starb. Aus der Ehe sind vier Kinder entsprossen (s. 54—57).

41. Luise Mathilde Karoline Hille, geb. den 25. August 1822 zu Marburg; gestorben den 21. Juli 1877 zu Thun in der Schweiz. Vermählte sich 1859 mit dem Gymnasial-Professor Horrer zu Thun, welcher dortselbst am 3. Februar 1894 starb. Ihre Ehe war kinderlos.

42—49 siehe unten.

50. Luise Hille, geb. den 28. Oktober 1842 zu Surinam; blieb unvermählt und lebt in Messina auf Sizilien.

51. Friedrich Bertram Ludwig Emil Johann Hille, geb. den 12. Juli 1845 zu Surinam, gestorben den 26. Mai 1864 zu Münster.

53. Mathilde Hille, geb. 1847 zu Surinam; vermählte sich 1876 mit Friedrich Moller, Premierlieutenant a. D. (s. 42b) und Amtmann zu Ahaus in Westfalen. Zwei Söhne aus dieser Ehe befinden sich im Kadettenkorps.

53. Julius Hille, geb. den 26. Oktober 1849 zu Curaçao; machte als Portépée-Fähnrich im 2. Nassauischen Infanterieregiment Nr. 88 den Feldzug von 1870 mit, erkrankte und mußte zu Vouziers in Feindesland zurückbleiben, wurde später zu seiner völligen Erholung dem Ersatzbataillon zu Frankfurt a. M. zugetheilt und starb am 7. Mai 1871 zu Münster.

54. Jose de Jesu Albert Hille, geb. den 25. Dezember 1853 zu Huatusco in Mexiko, gestorben den 2. August 1894. Er studierte in Marburg und Tübingen Medizin, doktorirte zu Marburg, ließ sich als praktischer Arzt in Brandoberndorf bei Wetzlar und späterhin als solcher in Grünberg in Hessen nieder. Aus seiner Ehe mit Elisabeth Scharch stammen drei Kinder.

55. Hermann Hille, geb. den 19. Mai 1854 in Huatusco in Mexiko; ist Buchhändler in Zabern im Elsaß. Er vermählte sich am 24. Mai 1881 mit Klara Root. Der Ehe entsprossen drei Kinder, wovon eins sehr jung starb. Am Leben sind zwei Töchter, Hedwig und Helene.

56. Ida Luise Hille, geb. den 7. Januar 1856 zu Huatusco zu Mexiko; ist vermählt mit Ingenieur Paul Hessemer und hat drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

57. Kind, ungetauft, geboren und gestorben am 3. Juni 1859 zu Huatusco zu Mexiko.

42. Karoline Magdalena Friederike Luise Wilhelmine Hille, geb. den 14. Februar 1810 zu Marburg. Pathen waren die Väter väterlicher und mütterlicher Seits, die Urgroßmutter väterlicher Seits, Frau Forstrath Follenius zu Romrod, der Urgroßvater mütterlicher Seits, Bürgermeister Hessemer zu Darmstadt, und der Großvater väterlicher Seits, Oberschultheiß Hille. Sie vermählte sich mit dem

Oberbaudirektor Georg Moller zu Darmstadt, welcher in erster Ehe mit Amalie Hessemer, der Witwe des bei Austerlitz gebliebenen Kapitäns Merk, verheirathet gewesen war. Sie starb am 13. August 1873. Der Ehe entsprossen drei Kinder.

a. Karoline Moller, vermählt mit dem Chemiker Dr. Wilhelm Merck zu Darmstadt. Aus der Ehe stammen zwei Söhne.

b. Friedrich Moller, geb. zu Darmstadt; widmete sich dem Militärstände, trat Oktober 1856 in die österreichische Militär-Ingenieurschule zu Znaym in Mähren ein, machte als Portépée-Fähnrich den Feldzug in Italien gegen Frankreich mit, wurde nach der Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859 gefangen und auf der Insel Friaul bei Marseille internirt. Er schied 1873 aus der österreischen Armee aus, trat in preußische Dienste über und stand als Premierlieutenant in dem westfälischen Infanterieregiment Nr. 53. Er vermählte sich 1876 mit Mathilde Hille (s. 52).

c. Amalie Moller, geb. zu Darmstadt; vermählte sich 1874 mit dem österreichischen Major Hermann von Follenius. Der Ehe entsproß ein Sohn, welcher ebenfalls im österreichischen Militärdienst ist.

43. Karl Friedrich Hille, geb. den 14. August 1811 zu Marburg, am 31. August von Pfarrer Schlarbaum getauft. Pathen waren Oberschultheiß Hille und Hofrath Follenius. Er widmete sich dem Reitfach, wurde Schüler der Universitäts-Reitschule zu Marburg, 1827 bis 1829 Scholar bei der Manège zu Kassel, ging 1830 zu seiner Ausbildung nach Berlin, kehrte von dort nach Hessen zurück und wurde als Bereiter der Universitätsschule zu Marburg angestellt. Er erhielt 1836 bis 1843 zu seiner weiteren Ausbildung einen längeren Urlaub in's Ausland, begab sich nach Wien und wurde Stallmeister bei Baron von Kiß, welcher nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes im Jahre 1849 von Seiten der Oesterreicher erschossen wurde. Er machte durch die weit ausgedehnten Güter dieses Herrn von Kiß große Reisen, so nach Mailand, Galizien und Ungarn, welche er in zahlreichen Briefen beschrieb. Im Mai 1843 kehrte er zurück und erhielt in Folge seiner erworbenen Kenntnisse eine Bereiterstelle zu Kassel. Beim Reiten erhielt er 1849 durch einen Unglücksfall eine schwere Brustverletzung, welcher er am 22. Juli 1851 in Hanau erlag. Er war seit 1845 vermählt mit Auguste Klingelhöfer von Kassel und hatte vier Kinder (s. 58 bis 61).

44. Maria Amalie Susette Friederike Hille, zu Marburg den 20. Oktober 1812 geboren, gestorben den 5. Mai 1871. Sie war vermählt mit Prorektor Dr. Friedrich Karl Reinhard Ritter zu Marburg. Aus dieser Ehe stammen sechs Kinder.

a. Friedrich Ritter, Kaufmann in Mexiko, verheirathet, hat Kinder.

b. Karoline Ritter, unverheirathet, wohnt zu Dresden.

c. Hermann Georg Ritter, Oekonom, ermordet in Mexiko.

d. Wilhelm Ritter, Maler, verheirathet in Dresden, kinderlos.

e. Helene Ritter, unverheirathet, wohnt in Dresden.

f. Marie Ritter, verheirathet mit Dr. med. Schürmann in Chile, hat Kinder.

45. Georg Wilhelm Hille, geb. den 8. April 1814 zu Marburg, studierte die Rechtswissenschaften zu Marburg und Göttingen, war nach Absolvirung seiner Examina Referendar zu Hanau, wurde später Obergerichtsanwalt und Notar zu Marburg. Am 13. November 1854 wurde er zum Oberbürgermeister von Hanau erwählt, verzichtete jedoch auf die Annahme dieser Stelle. Er vermählte sich mit Maria Luise Klingelhöffer, Tochter des Metropolitans Friedrich Wilhelm Klingelhöffer und dessen Frau Luise Eleonore Magdalena, geb. Günste, zu Treis a. d. L. am 1. Dezember 1847. Aus seiner Ehe entsprossen sieben Kinder (s. 62 bis 68).

46. Heinrich Christian Karl Ludwig Hille, geb. den 19. Juli 1815 zu Marburg, gestorben den 12. Mai 1816.

47. Ludwig Karl Reinhard Gottfried Hille, geb. den 9. Dezember 1820 zu Marburg, studierte daselbst und zu Würzburg Pharmazie, doktorirte zu Jena, lebte von 1848 bis 1867 in Hanau, von da ab bis zu seinem am 8. Oktober 1889 erfolgten Tode in Marburg. Er war vermählt mit Karoline Dercum, welche am 15. August 1825 zu Kirchheimbolanden in der Pfalz geboren wurde und ihm fünf Kinder schenkte (s. 69 bis 73).

48. Gustav Karl Wilhelm Christian Hille, geb. den 25. September 1822 zu Marburg, gestorben den 3. November desselben Jahres.

49. Hugo Hille, geboren und gestorben 1825 zu Marburg.

58. Friedrich Hille, geb. zu Kassel den 19. Februar 1846; machte den Feldzug 1870/71 mit und schilderte seine Feldzugserlebnisse, besonders die Belagerung von Paris und den Einzug in diese Stadt, in vielen Briefen. Jetzt in Amerika.

59. Luise Hille, geb. zu Kassel 1847; unverheirathet, lebt in Newyork.

60. Staats Karl Hille, geb. zu Kassel den 27. Juli 1848; ebenfalls in Newyork.

61. Ludwig Hille, geb. den 14. Juni 1850; Kaufmann zu Limburg a. d. Lahn, verheirathet, hat Kinder.

62. Luise Karoline Hille, geb. zu Marburg den 25. Dezember 1848 und am 11. Februar 1849 getauft. Pathen waren Frau Luise Klingelhöffer, geb. Günste, zu Treis a. d. L., Karoline Hille, geb. Follenius, zu Marburg, Jungfrau Luise Theobald zu Darmstadt, Louis Klingelhöffer, stud. juris, Bruder ihrer Mutter, Jungfrau Luise Decher zu Pfungstadt. Gestorben den 2. September 1882 zu Ludwigsluft in Mecklenburg. Sie war seit dem 25. Dezember 1868 mit dem Dr. phil. Auffarth in Ludwigsluft vermählt. Der Ehe entstammen zwei Töchter, Olga und Hertha Auffarth.

63. Friedrich Wilhelm Hille, den 6. Juli 1850 zu Marburg geboren, am 11. August daselbst getauft. Pathen waren Friedrich Wilhelm Klingelhöffer, Metropolitan zu Treis a. d. L., und Friedrich Wilhelm, Landgerichtsrath zu Marburg. Apotheker zu Weehawken, New-Jersey in Nordamerika, vermählte sich am 22. August 1881 mit Christine Frick, welche am 31. März 1859 zu Weehawken geboren wurde, und hat drei Kinder (s. 74 bis 76).

64. Ludwig Karl Hille, geb. zu Marburg den 17. April 1852, am 9. Juni getauft. Pathen waren Ludwig Hille zu Hanau und Bergeleve Karl Klingelhöffer. Kaufmann in Newyork, unvermählt.

65. Christian Ludwig Hille, am 6. Juli 1854 zu Marburg geboren und daselbst am 23. August getauft. Kaufmann in Valparaiso in Chile, unvermählt.

66. Karl Ernst Hille, geb. den 11. Oktober 1855, am 25. November getauft, Pathen waren Gymnasiallehrer Dr. Karl Ritter zu Marburg und Pfarrer Ernst Neuber zu Wolfhagen. Kaufmann in Osorno in Chile. Vermählte sich daselbst am 26. Mai 1888 mit Emma Röstel. Aus dieser Ehe stammt ein Sohn: Hans Hille, geb. 6. Mai 1889 zu Osorno.

67. Ferdinande Karoline Mathilde Jeanette Sophie Amalie Marie Hille, geb. zu Marburg den 11. April 1858, getauft daselbst am 6. Juni; vermählte sich am 14. Mai 1881 mit Friedrich Hille (s. 72).

68. Anna Karoline Luise Emilie Reinhardine Hille, geb. den 2. Juli 1865 zu Marburg, daselbst gestorben den 27. April 1867.

69. Karoline Elisabetha Friederika Hille, geb. den 28. Juli 1843 zu Hadamar, starb unvermählt den 3. Juni 1890 zu Marburg.

70. Friedrich Wilhelm Viktor Hille, geb. zu Hanau den 26. März 1849, daselbst gestorben den 9. Mai 1849.

71. Sohn, ungetauft, geboren und gestorben den 7. Februar 1850 zu Hanau.

72. Friedrich Wilhelm Hille, zu Hanau den 18. Mai 1851 geboren; studierte zu Marburg Medizin von 1872 bis 1876, doktorirte Oktober 1877 ebenda, ließ sich in demselben Jahre als Arzt in Straßburg im Elsaß nieder, vermählte sich am 14. Mai 1881 mit Ferdinande Hille (s. 68). Der Ehe entstammen sechs Kinder (s. 77 bis 82).

73. Julie Karoline Amalie Hille, geb. zu Hanau den 5. Februar 1856, den 24. März desselben Jahres getauft und am 18. Juni 1856 gestorben.

74. Anna Katharina Hille, geb. zu Weehawken den 18. Mai 1882.

75. Wilhelm Georg Hille, geb. zu Weehawken am 10. April 1884.

76. Emma Friederike Hille, ebenda geboren den 3. Januar 1888.

77. Ludwig Wilhelm Berthold Hille, geb. zu Straßburg den 2. Juli 1882.

78. Karl Wilhelm Hermann Otto Hille, ebenda geboren den 26. Oktober 1883, den 11. Januar 1884 gestorben.

79. Karoline Auguste Sidonia Hille, geb. den 14. April 1885 zu Straßburg, gestorben den 7. April 1886 ebenda, Zwilling mit

80. Luise Ferdinande Marie Hille, geb. den 14. April 1885 zu Straßburg.

81. Friedrich Karl Theodor Hille, geb. den 5. Mai 1888 zu Straßburg.

82. Sidonia Karoline Reinhardine Friederike Hille, geb. den 20. September 1889 zu Straßburg.

Die beiden jetzt noch vorhandenen hessischen Zweige von 1781—1894.

24 — 25 — 26 27 28

32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 a b c d e f

50 51 52 53 a b c d 54 55 56 57 a b c 58 59 60 61 a b c d e f 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73

74 75 76 77 78 79 80 81 82

Wenn die Sonne sinkt.

Novellette von E. Mentzel.

(Schluß.)

Als Doktor Ernst Derwall am anderen Morgen schon in aller Frühe die Landstraße hinanging, um seine Braut zum Morgenspaziergang abzuholen, flatterte von dem Heckenzaun eines Gartens etwas Weißes vor ihm nieder. Hastig hob er das Couvert, das wirklich seine Adresse trug, vom Boden und öffnete es schnell. Der Brief enthielt nur die kurze Erklärung, Konstanze habe nicht geahnt, daß sie ihn hier wiedersehen würde, könne auch, um Aufsehen zu vermeiden, vor dem Verlauf einiger Tage nicht abreisen. Darunter stand der letzte Satz aus Derwall's neuem Roman „Ein Wahn", jedoch in folgender Abänderung: „Da sich die zwei Menschen früher wie erwartet unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersahen, konnten sie gar nicht anders, als sich beim gegenseitigen Erblicken ohne Haß und Bitterkeit wie vollständig Fremde zu begegnen. Sie fühlten, daß sie der thörichten Verirrung ihrer leichtentzündbaren Künstlerherzen diese Rücksicht schuldig waren, dankten aber dem Zufall, der sie beide von einem Wahn befreit und vor großer Gefahr behütet hatte."

Derwall entfärbte sich, während er diese Zeilen überflog. Dann bohrte sich sein stahlgraues Auge forschend in das Blättergewinde der Laube. Als sich nichts regte, Alles still blieb wie zuvor, malte sich bittere Enttäuschung in seinem männlich schönen Gesicht, während über die Züge Konstanzens, die gleich einem Steinbilde in einem Winkel der Laube stand, ein Lächeln stolzer Befriedigung glitt. — — —

Nachdem Derwall's Verlobung mit dem reizenden Goldfisch unter den Sommerfrischlern bekannt geworden war, hatte Konstanze ihre liebe Noth, um die Generalin von einem gewagten Schritt zurückzuhalten. An ihrer Seite begegnete sie auch dem glücklichen Brautpaare und fand die Kraft, ihren Lippen einen Glückwunsch abzuringen, als das anmuthige Mädchen strahlend auf sie zukam und mit dem Stolze harmloser Jugend den beiden Damen ihren Verlobten vorstellte. Kein Zucken einer Wimper verrieth, was in Konstanze vorging. Sie hatte diesen Augenblick seit gestern zu vielmal in Gedanken durchlebt, um nicht vollkommen Meisterin über sich zu sein. Derwall machte einige Augenblicke den Eindruck eines hilflosen Kindes. Nicht nur das Wiedersehen mit diesem seltenen Weibe, dessen Geist dem seinen mindestens ebenbürtig war, beklemmte ihm die Brust, auch Konstanzens ruhiges Verhalten verwirrte ihn. Sie nahm also nicht in gekränktem Stolz zu einer Nothlüge ihre Zuflucht, sie war wirklich auch erlöst von einem Wahn und hatte vielleicht schon einen besseren Halt gefunden.

Während sich der sonst sehr gewandte Mann etwas linkisch vor den beiden Damen verbeugte, durchzuckte ihn der Wunsch, nur einen Augenblick die Gabe eines Sehers zu besitzen. Quälte es ihn doch nicht wenig, daß Konstanze so leicht über das hinweggekommen war, was ihn immerhin viele schlaflose Nächte gekostet und seine Feder in den Dienst der Lüge gezwungen hatte.

Als das Brautpaar nach dem Walde gewandert war, sagte die Generalin noch immer erregt: „Sehen Sie, liebes Fräulein, so verfolgen den Menschen die Gespenster seiner Schuld. Haben Sie bemerkt, daß der berühmte Mann bei meinem Anblick die Farbe wechselte?"

„Ja, Excellenz, ich sah, wie er bleich wurde", versetzte Konstanze in herbem Tone.

„Und was wird erst in seinem Innern vorgegangen sein!" fuhr die alte Dame erregt fort. „Er weiß ja, wie ich mit seiner Frau stand, und kann sich vorstellen, welche Gedanken der Anblick des unschuldigen jungen Dings in mir erweckte! Gott gebe, daß sie glücklicher wird, als wir annehmen können."

„Ja, das wünsche ich auch!" wiederholte Konstanze ernst. „Sie ist ein kindlich reines Geschöpf, es wäre hart, zu hart, wenn auch sie noch an der Schuld schleppen sollte, für die seine verlassene Geliebte zweifellos schon schwer genug büßen muß!" —

„Die Aermste, an sie habe ich gar nicht mehr gedacht! Wie wird sie sich in diesen Wandel der Verhältnisse finden!"

„Vielleicht besser, als man denkt, Excellenz", meinte Konstanze mit erzwungener Ruhe. „Falls wirklich ein Funken ächten Künstlergeistes in ihr lebt, muß sie jetzt zeigen, daß eine bittere Erfahrung ihn nicht ersticken kann. Der Gedanke, sich an Edles anklammern zu können, bleibt doch bei inneren Stürmen der beste Schutz!"

Die Generalin sagte kein Wort mehr, doch eine dunkle Vermuthung, die schon gestern plötzlich in ihr aufgestiegen war, gewann immer mehr Raum in ihrem Herzen und ließ Vieles, was Konstanze

seither gesprochen und gethan, in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Zwar hatte die Künstlerin Derwall's Geliebte mit keinem Worte vertheidigt, allein die alte Dame wußte nun, daß diese nicht so schuldig, vielmehr ein Opfer jenes dämonischen Menschen war wie auch seine verstorbene Frau und das harmlose Kind, das er jetzt an sich gefesselt hatte.

Obwohl sich die Generalin nicht das Geringste merken ließ, nagte doch das Bewußtsein an ihrem inneren Frieden, daß sie durch ihre Mittheilungen und ihr hartes Urtheil dem ohnehin in tiefes Leid versenkten Mädchen doppelt wehe gethan habe. Sie suchte dies deshalb in anderer Form wieder gut zu machen. Wann und wo es nur ging, besonders bei ihrer Abreise, zeichnete sie Konstanze durch allerlei zarte Aufmerksamkeiten aus. Trotzdem sie sich nicht ganz wohl fühlte, brachte sie ihr noch einen Strauß an die Bahn und gab ihr im letzten Augenblick noch durch ein paar Worte zu verstehen, daß sie ihr Geheimniß durchschaut, doch nichts von dem Glauben an die Reinheit ihres Wollens in Vergangenheit und Zukunft eingebüßt habe. Mit dem Wunsche, ein großer künstlerischer Erfolg möge einigermaßen ausgleichen, was das Leben an ihr gesündigt, schied die alte Dame von Konstanze. Dann warf sie beim Umwenden dem zufällig in ihrer Nähe stehenden Schriftsteller Derwall einen offenen Blick ehrlichen Widerwillens zu.

— — — — — — — — — —

„Ach, sieh doch, welch' ein schönes Bild, lieber Ernst", sagte Frau Doktor Derwall zu ihrem Manne, als beide ein Jahr später die Kunstausstellung in Berlin durchwanderten.

Schon oft hatte sich der Letztere darüber gefreut, daß seine schöne junge Frau als ächtes Naturkind ein so feines Verständniß für landschaftliche Darstellungen besaß. Auch während er das fein ausgeführte, stimmungsvolle Bild betrachtete, erkannte er dies unwillkürlich wieder an. — Ueber einer weiten, von fernen Höhen begrenzten Landschaft sank die Sonne. Zwischen den Wipfeln hoher Bäume flatterten bereits neblige Dämmerschleier, da und dort lagen schon auf den Aeckern und Rasen graue Schatten. Ein kühles Lüftchen schien das Gras und die Ranken wie mit Geisterhand zu bewegen. Ueber den Wiesen schwebte feuchter Duft und der Himmel zeigte jenes verschleierte tiefe Blau, hinter dem sich die Sterne noch kurze Weile verbergen. Ein eigener Zauber war über die Landschaft gebreitet, deren Eindruck durch keine störende Staffage geschwächt wurde. Mit ungewöhnlicher poetischer Kraft und Phantasie hatte der Maler stimmungsvoll an einem Stückchen Natur veranschaulicht, daß, wenn das Licht der Sonne und mit ihm der Glanz und die Farben verschwunden sind, die sanften Töne des Abends und die noch verschleierten Sterne allgemach Frieden und Ruhe verkündigen.

Die junge Frau schlug den Katalog auf, machte ein erstauntes Gesicht und sagte zu ihrem Manne: „Das Bild heißt ‚Wenn die Sonne sinkt'. Es ist mit der goldnen Medaille gekrönt worden."

„Das kann ich mir denken", erwiderte Derwall. „Der Maler dieses Bildes ist auch wirklich ein Meister ersten Ranges. Er besitzt nicht nur eine ausgebildete künstlerische Technik, sondern auch die feinste Naturempfindung. Es fehlt ihm dabei nicht das Vermögen, einen Gedanken durch die Wirkung landschaftlicher Poesie stimmungsvoll zum Ausdruck zu bringen."

„Weißt Du, wer der Meister ist?"

„Nein, ich kann den Namen nicht lesen, er ist zu sehr beschattet."

„Nun, so höre und staune", fuhr die junge Frau lebhaft fort. „Der Schöpfer dieses Bildes ist die interessante Malerin, die ich Dir voriges Jahr bei unserer Verlobung in Dornheim vorstellte. Weißt Du, die große schlanke Dame mit dem feinen Gesicht und den wunderschönen ernsten Augen!"

„Ja, ja, ich erinnere mich", erwiderte Derwall etwas verwirrt. Die Worte seiner schönen jungen Frau hatten ihn wieder einmal ganz in die Vergangenheit versetzt. Mit heimlicher Wonne und doch nicht ohne bitteren Groll gegen sich selbst dachte er daran, daß die große Seele, der diese herrliche Kunstschöpfung entquoll, einmal ganz sein eigen gewesen war. Er liebte seine anmuthige Gattin, er war unter ihrem milden Einfluß nach allen Stürmen der Jugend ein anderer Mensch geworden, aber Lilli blieb doch nur für ihn der milde Abendstern, der über seinem Leben aufging, als das glühende allbelebende Tagesgestirn hinter Wolken versank. Jenes Prüfungsjahr, das Konstanze ihm nach dem Tode der Gattin auferlegte, war eine unselige Zeit für ihn gewesen. Damals erschien ihm die Liebe eines kindlichen Wesens wie ein Rettungsanker aus inneren Wirren. So weit war er gekommen, für einen Wahn zu halten, was sein eigentliches Glück ausmachte. Er konnte sich zufrieden geben, daß er nicht schlimmer bestraft wurde und wenigstens an ein edles Wesen gefesselt blieb. Aus tiefem Sinnen weckten ihn verschiedene Vorübergehende, welche lobende Bemerkungen über das Bild fallen ließen, aber auch die wunderschöne junge Frau

bewunderten, deren Blicke wie andächtig an demselben hingen. —

Der Zufall wollte es, daß auch die noch immer mit Konstanze herzlich befreundete Generalin mit ihrer Schwester auf der Durchreise die Kunstausstellung besuchte. Als beide Damen nach dem Durchwandern derselben nochmals zu dem preisgekrönten Bilde der Künstlerin zurückkehrten, bemerkten sie, welches Aufsehen die liebreizende junge Frau, deren Gesicht ihnen nicht ganz zugewandt war, bei den ziemlich zahlreichen Besuchern des Saales erregte. Gleichzeitig erkannten sie Doktor Derwall, der ihnen aber weiter keine Aufmerksamkeit schenkte, weil er augenscheinlich ganz in Gedanken versunken war.

„Daß dieser Mensch nach einem solchen Vorleben noch so glücklich werden muß!“ sagte die Generalin und trat in den nächsten Saal, um eine Begegnung mit Derwall zu vermeiden. „Man könnte wirklich an der ewigen Gerechtigkeit verzweifeln!“

„Ja, liebe Marie,“ meinte die ihr folgende Schwester, „das Leben ist eben kein Dichter, den das Kunstgesetz zwingt, der Schuld auch die Sühne folgen zu lassen. Wenn es kein inneres Gericht gäbe, könnte man freilich oft an dem Walten einer höheren Macht verzweifeln.“

„Für diesen Mann giebt es aber kein solches. Er hat gar kein Gewissen und steht immer ganz im Banne des Augenblicks.“

„Das möchte ich denn doch bezweifeln“, gab die Andere entschieden zurück. „Vorhin habe ich einen Blick auf das Bild von ihm aufgefangen, der viel errathen ließ.“

„Du glaubst doch nicht, daß er bei einer so bildschönen Frau noch an Konstanze denkt?“ fragte die Generalin betroffen.

„Ganz bestimmt glaube ich das. Er ist ja viel zu eitel, um sich nicht einzugestehen, welchen Glanz eine Frau wie Konstanze seinem Namen hätte verleihen können. Dann mag es ihn auch im Stillen ärgern und reizen, daß sie sich scheinbar so leicht mit den Thatsachen abfinden konnte.“

„Da kannst Du allerdings recht haben“, gab die Generalin zu. „Es ist nur ein Glück, daß er nichts von den Kämpfen ahnt, die das arme Ding seinetwegen durchmachte. Jetzt aber ist sie wirklich wieder zu innerem Frieden gelangt. Du glaubst doch auch an ihre heitere Ruhe.“

„O gewiß“, versetzte die Angeredete zuversichtlich. „In dem Bilde dort hat sie sich alles geheime Weh vom Herzen gemalt. Diese unselige Leidenschaft ist wirklich für sie versunken und verglüht wie die Sonne auf dem Gemälde dort. Konstanze ist eine durch und durch gesunde Natur. Sie wird wohl auch wieder bei Männern an wahre Empfindungen glauben lernen, jedoch sicher niemals mehr eine ihr entgegengebrachte Neigung erwidern. Der beste Beweis hierfür scheint mir ihr Verhalten gegenüber Baron von Firnstetten zu sein. Sein treues Gefühl, das selbst durch ihre Leidenschaft für Derwall nichts von seiner Stärke einbüßte, müßte Konstanze rühren, wenn sie ihr Herz der Liebe nicht für immer verschlossen hätte.“

„Und ist diese innere Unzugänglichkeit nicht ein großer Zug ihres Wesens?“ fiel die Generalin schnell ein. „Man muß ihn um so höher an ihr schätzen, weil sie es doch für das höchste Glück hält, Frau und Mutter zu werden. Aber, was Konstanze ist, das ist sie auch ganz. Die Künstlerin hat wirklich in ihr gesiegt; wir haben noch Großes von ihr zu erwarten und wollen uns freuen, daß sie durch solche Anerkennung mehr und mehr zu neuem Streben angespornt wird.“

„Gewiß,“ stimmte die Andere bei. „Doch nicht allein um ihrer selbst willen, sondern auch wegen des berühmten Mannes dorten wollen wir ihr Glück in der Kunst wünschen. Ihre Erfolge werden ja auch ihre wirksamsten Rächer sein; denn Derwall wird es nie verwinden, daß sie es ohne ihn so weit gebracht hat.“

Herbst.

Ihre allerletzten Knospen
Will die Rose nicht erschließen,
Denn die Sonne steht schon ferne,
Und der Nebel deckt die Wiesen.
In den Nächten, sturmgetragen,
Weinen schon die armen Seelen,
Unerlöste, müde Schatten,
Die sich noch mit Räthseln quälen.
Aber auf des Tages Höhe
Ist ein Stündchen Sonnenfrieden
Eine kurze, heiße Stunde
Der verträumten Welt beschieden.
Halberstarrte Falter steigen
Flatternd aufwärts in die Sonne;
In des Sterbekleides Schleiern
Denkt die Welt an Liebeswonne.
Noch ein langer Kuß —, dann Scheiden,
Einmal noch ein Rausch der Farben,
Leidenschaft des letzten Blickes,
Und dann — graues Winterdarben.

Therese Keiter.

Waldmädchens Morgenlied.

Ihr Vögelein
Im Frührothschein,
Wie hell und klar
Singt eure Schaar
An Gottes großem Weihaltar!

Ihr Blümlein auch
Im Morgenhauch,
Schaut nur empor
Zum Himmelsthor,
Draus zieht die gold'ne Sonne vor!

Was lebt im Wald
Gar mannigfalt,
So groß wie klein,
Es lobt allein
Des Herrgotts Huld im lichten Mai'n.

Auch du, mein Herz,
Schweb' himmelwärts
Im Jubelchor
Durch's gold'ne Thor
Zu Gottes heil'gem Thron empor!

Wilhelm Bennecke.

Aus alter und neuer Zeit.

Die lebendige Mauer. Als Kaiser Friedrich der Rothbart das vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen 1170 errichtete Schloß Naumburg besuchte, rühmte er diesen Bau in vollem Maße, konnte aber nicht verschweigen, daß es einem Angriff nicht widerstehen würde, weil es zu seinem Schutz keine festen Mauern habe. Diesem Mangel versprach der Landgraf binnen dreien Tagen abzuhelfen, in welcher Zeit eine widerstandsfähige Mauer dem Kaiser hingestellt sein würde. „Unmöglich", sprach der Kaiser, „und wenn auch der Landgraf alle Maurer des Deutschen Reiches aufbieten würde". Indeß ließ der Landgraf sich nicht irre machen und schritt an die Ausführung seines Planes. Er forderte nämlich alle Ritter und Lehnsgrafen alsbald auf, so schnell wie nur möglich mit ihren Mannen wohlbewehrt am dritten Tage im Morgengrauen nach der Burg Naumburg zu kommen. Und sie kamen Alle, Alle. Darauf läßt der kluge Landgraf die Mannen gleich einer Mauer dergestalt um das Schloß Aufstellung nehmen, daß an der Stelle, an welcher ein Thurm sich befinden sollte, ein Ritter, ein Schlachtschwert in der Hand, mit dem Panier stand. Als nun diese lebende Mauer wohlgeordnet und fest gefügt um das Schloß geführt war, fragt der Landgraf an, ob die kaiserliche Majestät sich überzeugen wollte, daß das Versprechen innerhalb der festgesetzten Frist gehalten sei. Obwohl er das Ganze nur für einen Scherz hält, entschließt sich der Kaiser doch zu einer Besichtigung der Mauer. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er diese Ritter mit ihren Reisigen in Wehr und Waffen sieht, und verwundert rief er aus, alle Tage seines Lebens habe er keine so zierliche, theuere und starke Mauer gesehen. Mit kaiserlichem Dank für die ihm vor Augen geführte lebendige schied er vom Landgrafen. — Die hier geschilderte Handlung wird irrthümlich nach Naumburg an der Saale verlegt. Aber ihr Schauplatz ist Naumburg an dem Flüßchen Elbe im Kreis Wolfhagen.

Aus Heimath und Fremde.

Der Kommunallandtag wird voraussichtlich am 27. Oktober in Kassel zusammentreten.

In Fulda steht die Gründung eines „Fuldaer Geschichtsvereins" bevor. Der Gedanke findet in denjenigen Fuldaer Kreisen, die sich für die Geschichte der alten Bischofsstadt interessiren, großen Anklang. — Mit dem Plane, Rotenburg a. F. zum Luftkurort zu machen, geht es vorwärts. Es ist zur Anlage eines Kurhauses der sogenannte Höberück ausersehen und von einer dem Unternehmen geneigten Seite bereits ein Platz unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden.

Einige Einwohner der Stadt Kassel haben, wie wir der „K. Allg. Ztg." entnehmen, an die Stadtverwaltung die Bitte gerichtet, die in der Altstadt so vielfach bestehenden Straßennamen mit „Gasse" in solche mit „Straße" umzuändern, da die Bezeichnung „Gasse" den modernen Verhältnissen nicht mehr entspreche und die betreffende Straße in dem allgemeinen Ansehen herabsetze. Die Stadtverwaltung hat dies Ansinnen abgelehnt und sich auf den Standpunkt gestellt, daß es durchaus wünschenswerth sei, die seit Jahrhunderten bestehenden altehrwürdigen und historischen Straßennamen unverändert beizubehalten, zumal das gutdeutsche alte Wort Gasse die Werthschätzung für eine Straße gewiß nicht vermindern könne. Auch in anderen deutschen Städten sei man bestrebt, die alten Straßennamen beizubehalten.

Die Auswahl der abzuändernden Straßennamen wäre übrigens auch nicht leicht, manche Umtaufungen, z. B. Oberstegasse in Oberste Straße, würden sich auch schwerlich einbürgern können. — Wir können der Entscheidung der städtischen Behörden nur beipflichten. Wo noch alte Namen in Geltung sind, hat man allen Grund, sie zu erhalten und sie nicht einer ganz unberechtigten Geschmacksrichtung zu opfern. Früher ist in dieser Beziehung an vielen Orten arg gesündigt worden; an Stelle eingewurzelter und sinnvoller Namen sind vielfach Bezeichnungen getreten, die auf reiner Willkür beruhen; jetzt ist der historische Sinn glücklicher Weise wieder so stark, daß solche Mißgriffe nicht mehr oder doch nur selten vorkommen. Auch bei der Benennung neuer Straßen sollte man immer bemüht sein, Namen zu wählen, die in einem inneren Zusammenhang mit dem stehen, was sie bezeichnen sollen. — In Anknüpfung hieran sei mitgetheilt, daß der zur Freilegung der Kasseler Martinskirche herzustellende Platz die Bezeichnung „Landgraf Philipp-Platz“ und die von hier nach der Königsstraße zu führende Straße den Namen „Philippstraße“ führen wird.

Universitätsnachrichten. Aus Marburg wird berichtet: Professor Richard Barth, der hiesige Universitäts-Musikdirektor, ist zur Leitung der Philharmonischen Gesellschaft in Hamburg, die in dem kommenden Winter ihr 70jähriges Bestehen feiert, als Nachfolger des zurücktretenden Professors von Bernuth berufen worden. Herr Professor Barth gedenkt diesem Ruf, der für ihn einen großen Fortschritt in seiner Karrière bedeutet, zu folgen. Hoffentlich gelingt es unserer Universitätsverwaltung, recht bald einen Ersatz für Herrn Professor Barth zu gewinnen.

Im hohen Alter von 82 Jahren verschied in Kassel in der Frühe des 24. September nach langem Leiden der Metropolitan a. D. August Friedrich Karff. Derselbe war am 21. März 1812 zu Kassel geboren, studirte, wie wir dem „Kass. Tagebl.“ entnehmen, 1831 bis 1833 Theologie an der Universität Marburg, war dann in Kassel zunächst als Lehrer und sodann vom Jahre 1836 bis zum Jahre 1846 als Pfarrverweser thätig. Im Jahre 1846 wurde ihm von dem zuständigen Patronate die erledigte Pfarrstelle in Obermeiser übertragen, welche er bis zum Jahre 1892 verwaltete. 1868 mit Versehung des Metropolitanats der Klasse Zierenberg beauftragt und später, im Jahre 1873, zum Metropolitan definitiv bestellt, ist Karff während der ganzen Zeit seiner Anstellung im Pfarramte auch im Schulaufsichtsdienste thätig gewesen. Der Verstorbene gehörte der ersten außerordentlichen Synode vom Jahre 1884 in Kassel an, welche den Zweck hatte, die jetzige Presbyterial- und Synodalordnung vorzubereiten. Am 11. November 1886 vollendete derselbe in voller geistiger und körperlicher Frische und getragen von der Liebe und Verehrung seiner Gemeinde eine ununterbrochene fünfzigjährige Amtsthätigkeit. Aus Anlaß dieses seltenen Jubiläums wurde ihm der Kronenorden III. Klasse mit der Zahl 50 verliehen. Nachdem er 1892 in den Ruhestand getreten war, zog er nach Kassel. Der Verblichene hat stets mit Hingebung seines Amtes gewaltet und sich die Verehrung und Liebe der ihm anvertrauten Gemeinde und der ihm unterstellten Geistlichen erworben. Einem Wunsche des Entschlafenen zufolge fand die Beerdigung in Obermeiser statt. — Am 22. September starb ebenfalls in Kassel in Folge eines Schlaganfalls der Amtsrichter a. D. Reinhard Dietz im 72. Lebensjahre. Derselbe war zu Schmalkalden am 12. Juni 1823 geboren, hatte in Marburg die Universität besucht und war in verschiedenen hessischen Städten, wie Hersfeld, Fritzlar, Großalmerode, Meerholz 2c., als Richter thätig gewesen, bis er vor einigen Jahren in den Ruhestand trat und seinen ständigen Aufenthalt in Kassel nahm. — Der am 27. September im 79. Lebensjahre verstorbene Geheime Rechnungsrath Heinrich Gunkel wurde am 11. April 1816 zu Hanau geboren, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dem Studium der Rechte an der Landesuniversität Marburg. Nach Absolvirung seiner akademischen Studien bestand Gunkel im September des Jahres 1838 die juristische Staatsprüfung mit Auszeichnung und wurde im November desselben Jahres als Rechtspraktikant in den kurhessischen Justizdienst aufgenommen. April 1840 erfolgte seine Ernennung zum Obergerichtsreferendar in Kassel, und nachdem er seit 1846 als Sekretariatsgehülfe bei dem Obergericht thätig gewesen war, wurde er im Mai 1849 zum Sekretär bei der Staatsprokuratur in Kassel berufen. Wegen seiner Schwerhörigkeit hat der Verstorbene von seiner Verwendung im Richterdienst absehen müssen. Er verblieb in seiner Stellung als Sekretär der Staatsprokuratur bis zum Jahre 1867. Bei der Organisation in diesem Jahre wurde Gunkel zum Appellationsgerichts-Sekretär in Kassel ernannt. Dann einige Jahre der Oberstaatsanwaltschaft überwiesen, war Gunkel seit April 1885 bei dem Oberlandesgericht thätig, woselbst er als Bibliothekar fungirte. Bis vor wenigen Wochen hat der Verstorbene seines Amtes mit treuer Pflicht-

erfüllung gewaltet. 1880 wurde ihm der rothe Adlerorden IV. Klasse verliehen, 1885 erhielt er den Charakter als Rechnungsrath, und bei dem am 21. Februar 1889 festlich begangenen Jubiläum seiner 50jährigen Thätigkeit wurde Gunkel zum Geheimen Rechnungsrath ernannt. — Am Morgen des 30. September verschied zu Kassel in Folge von Herzlähmung der Major a. D. Friedrich Engelhardt. Im Jahre 1818 daselbst als der fünfte Sohn des kurhessischen Oberstlieutenants Joh. Engelhardt geboren, widmete sich Friedrich Engelhardt der militärischen Laufbahn. 1839 wurde er zum Sekondlieutenant im damaligen 1. kurhessischen Infanterie-Regiment ernannt. 1847 zum Leibgarde-Regiment versetzt, machte er 1849 den Feldzug nach Schleswig mit, nachdem er im Jahre zuvor bei verschiedenen Détachements nach Karlsruhe, Wetter, Frankfurt ꝛc. kommandirt war. 1850 erfolgte seine Ernennung zum Premierlieutenant, und im Jahre 1859 wurde Engelhardt zum Hauptmann befördert. 1866 wurde er bei der Einverleibung Hessens als Hauptmann und Kompagniechef in das Regiment Nr. 81 nach Mainz versetzt. Bereits in dem darauf folgenden Jahre erhielt der Verstorbene seine Beförderung zum etatsmäßigen Major in das 6. ostpreußische Infanterie-Regiment Nr. 43 in Königsberg. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn jedoch, im Jahre 1869 seinen Abschied zu nehmen, und er verlegte wieder seinen Wohnsitz in seine Heimathstadt Kassel. Längere Jahre hindurch fungirte später Friedrich Engelhardt dann noch bei der dortigen Ersatzkommission.

Personalien.

Beauftragt: Pfarrer Wiegand in Trendelburg mit Versehung der Metropolitanatsgeschäfte der Klasse Trendelburg.

Entlassen: Regierungs-Referendar Graf Hermann zu Waldeck und Pyrmont aus dem Staatsdienst.

Verliehen: dem Pfarrer und Metropolitan Manger in Rosenthal die dritte lutherische Pfarrstelle (Archidiakonat) in Marburg, dem Pfarrer Wiegand in Niederelsungen die Pfarrstelle in Trendelburg, dem außerordentlichen Pfarrer Lucke in Hess.-Lichtenau die Pfarrstelle in Niederelsungen.

Geboren: Ein Knabe: dem Gerichtsassessor Dr. Karl Köhler und Frau Elfriede, geb. Weise (Melsungen); dem Sekondlieutenant Schröder im Inf.-Regt. Nr. 140 und Frau Johanne, geb. Goecke (Inowrazlaw); eine Tochter: dem prakt. Arzt Dr. Schaumlöffel und Frau in Kassel.

Vermählt: Bernhard Ganse, Apotheker, und Nanny geb. Hüser (Marktzeula, Oberfranken, 12. September).

Gestorben: Frau Friedrich Schmidt, geb. Leonhardi, Domänenpächterswittwe (Kassel, 14. September); Rechnungsrath Johann Klug, 74 Jahre alt (Kassel, 16. September.); Oberstlieutenant z. D. Karl von Starck, 69 Jahre alt (Hann.-Münden, 17. September); Reichsbankbeamter August Brethauer, 20 Jahre alt (Kassel, 17. September); Oberst z. D. Hugo von Goddäus, (Kassel, 20. September); Freifrau Bertha Rau von und zu Holzhausen, geb. Lenz, 70 Jahre alt (Marburg, 20. September); Eisenbahnbetriebskontroleur Reinhold Walther (Kassel, 21. September); Rentner Ferdinand Wolff, 65 Jahre alt (Kassel, 22. September); Landeskreditkassen-Probatur-Vorstand a. D. Heinrich Staub, 73 Jahre alt (Kassel, 21. September); Amtsrichter a. D. Reinhard Dietz, 71 Jahre alt (Kassel, 22. September); Metropolitan a. D. August Friedrich Karff, 81 Jahre alt (Kassel, 24. September); Hauptlehrer Robert Friedel, 39 Jahre alt (Hilden, 26. September); Willy Brock (Los Angelos in Kalifornien, 28. August); Professor Charles Hinkel aus Hanau, 77 Jahre alt (Newyork City); Geh. Rechnungsrath Heinrich Gunkel, 78 Jahre alt (Wehlheiden, 27. September); Major a. D. Friedrich Engelhardt, 76 Jahre alt (Kassel, 30. September); Privatmann Jean Brenssell (Kassel, 1. Oktober).

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel Schloßplatz 4.

Stud. hist. C. K. in Kassel. Besten Dank für die Anregung. Die Sache wird entsprechend erledigt werden.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 20. **Kassel, 17. Oktober 1894.**

Das **„Hessenland“** erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Kinder-Reigen.

Es sprang die junge Adelheid
Im Reigen,
Sie sprang so hoch, sie sprang so weit,
Vor allen Leuten weit und breit
Gedacht' sie sich zu zeigen.
Sie sang: Jetzt hüpf' ich her und hin,
Dieweil ich jung und lustig bin!
Adelheid, Adelheid, Adelheid die kleine.

Wer zieht so hell und warm durch's Land
Im Freien?
Der wirft uns Blumen in die Hand,
Den hat der liebe Gott gesandt,
Das ist der Monat Maien!
D'rum lacht so froh im Veilchenkranz,
Drum jubelt, singt und springt im Tanz
Adelheid, Adelheid, Adelheid, die kleine.





Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Am 27. Februar 1531 wurde zum Schutze aller gegenwärtigen und noch künftig hinzutretenden Anhänger des Evangeliums ein Bund zu Schmalkalden auf sechs Jahre geschlossen. Auf mehreren Zusammenkünften in anderen Städten, unter ihnen auch Frankfurt a. M., wurde der Bund genauer geordnet, und in letzterer Stadt insbesondere fand die Ernennung des Landgrafen und des Kurfürsten von Sachsen zu Oberhauptleuten statt, der erstere erhielt den oberdeutschen, letzterer den niederdeutschen Kreis. Ein Bundes- und Kriegsrath wurde den beiden Fürsten beigeordnet, der nach Ehre, Eid und Gewissen über die Kriegshilfe und deren Verwendung entscheiden sollte. Vom Landgrafen Philipp wurde die Aufnahme der reformirten Schweizer in den Bund beantragt, derselben aber widersetzte sich im Auftrage des Kurfürsten von Sachsen dessen anwesender Bevollmächtigter, indem er erklärte, sein Herr könne keine Verbindung mit den Eidgenossen eingehen, da diese in der Lehre vom Abendmahl abwichen, auf ihre weltliche Macht dürfe man nicht sehen, denn die heilige Schrift verkünde denen einen unglücklichen Ausgang, die sich auf solche Stützen verließen.

Verschiedene drohende Gefahren, unter ihnen das Anrücken der Türken in die Erbländer an der Donau, verhinderten den Kaiser, seine zu Augsburg ausgesprochene Drohung zu vollziehen. Im Gegentheil suchte er die Eintracht der deutschen Stände herbeizuführen und sah sich in Folge dessen gezwungen, eine mildere Haltung einzunehmen. Als Vermittler des Kaisers bei den Protestanten boten sich die Kurfürsten Albrecht von Mainz und Ludwig der Friedsame von der Pfalz an und setzten den Landgrafen sowie den Kurfürsten von Sachsen von den Entschlüssen des Kaisers in Kenntniß. Vorläufig nahm Karl V. die gestellte Bedingung, Aufhebung der fiskalischen Kammergerichtsprozesse in Glaubenssachen, neben noch anderen Forderungen an, ließ aber im Geheimen so viele und große Dinge mit solcher Eile betreiben, daß die Protestanten, unter ihnen der Landgraf, Verdacht schöpften. In Folge dessen erschienen auch Philipp und der Kurfürst von Sachsen auf einem nach Regensburg ausgeschriebenem Reichstage nicht. Hierüber bestürzt in Anbetracht der drohenden Gefahr, gab der Kaiser neue Zugeständnisse. Zu Schweinfurt wurden die Unterhandlungen eröffnet, allwo im Namen des Landgrafen Johann Feige erschien, zu Nürnberg wurden sie fortgesetzt und durch den „Nürnberger Interimsfrieden“ geschlossen. Laut dieses Friedens wurde bestimmt, daß bis zur Entscheidung einer künftigen Kirchenversammlung, oder, falls eine solche binnen Jahresfrist nicht gehalten werden sollte, bis zu einem Reichstagsbeschluß ein allgemeiner Friede im Reiche zu halten und Niemand um der Religion willen zu beschweren sei, daß alle fiskalischen und den Glauben betreffenden Prozesse einzustellen und sieben protestantische Fürsten und dreiundzwanzig protestantische Städte zum Gehorsam gegen den Kaiser und zur Türkenhilfe verpflichtet seien. Die hessischen Gesandten Johann Feige, Siegmund von Boyneburg, Johann Walter nahmen diesen Frieden nicht an. Erst, nachdem alle Anderen unterzeichnet hatten, gab der Landgraf seine Einwilligung, verhehlte aber auch seinen Unwillen nicht (13. August 1531).

Behufs Ausschreibung einer Landsteuer zur Hilfe gegen die Türken, wozu sich die Fürsten in Nürnberg verpflichtet hatten, berief der Landgraf seine Landstände nach Homberg und einigte sich mit ihnen in einem Landtagsabschied über die Steuer (12. Juli 1532). Es mußten an Steuern entrichtet werden von den Stiftern, Klöstern und anderen geistlichen Gütern im Lande ein Viertheil, von ausländischen, in Hessen begüterten, geistlichen Korporationen ein Dritttheil des jähr-

lichen Einkommens. Ein Sechstheil ihres Einkommens hatte die Ritterschaft zu entrichten und mußte sich außerdem zu Ritterdiensten mit den Ihrigen bereit halten. Bei den Unterthanen und Bürgern bestand die Steuer in Zahlung eines halben Albus von einem jeden Gulden ihres Einkommens. Erhoben und aufbewahrt sollte die Steuer von sechs Rittern und Bürgermeistern werden. Bezüglich eines sich vielleicht bei der Rechnungsablegung nach geschlossenem Frieden ergebenden Ueberschusses über die Ausgaben wurde die Bestimmung getroffen, daß dieser Ueberschuß entweder an die einzelnen Zahler nach Verhältniß ihres geleisteten Beitrags zurückgegeben oder zum Schutz des Landes aufbewahrt werden sollte. Ueber die bisher noch niemals ergangene Auferlegung einer solchen Steuer beschwerte sich der Adel. Der Landgraf stellte ihm zur Beruhigung folgende Versicherung aus: „die vom Adell vndt Vntersaßen hinfuhro zu ewigen Zeittenn, außerhalb dißem Fall, mit keiner Newrung, Schatzung, Stewr, oder Anlage beschweren, sondern sie vndt die Ihren bey ihrem altem Herkommen vndt den Ritterdiensten, in allermaßen sie hiebevor geweßen sein, gnediglich bleiben vndt darüber in keinem Weg nit beschweren lassen."

Obgleich von Seiten der katholischen Partei der Reformation kräftiger Widerstand geleistet wurde, so verbreitete sich dieselbe trotzdem durch das thatkräftige Vorgehen des Landgrafen weiter. Durch ausgesandte Prediger ließ er die neue Lehre in den Gebieten anderer Reichsstände, namentlich in den Hessen lehnspflichtigen Gebieten der Grafen von Waldeck, Wittgenstein, Hoya, Lippe und Rittberg, einführen.

Durch Aufnahme neuer Mitglieder wurde der Schmalkaldische Bund verstärkt. An der Werbung für denselben betheiligte sich Philipp rege. Neu aufgenommen wurden Ulrich von Württemberg, Barnim und Philipp von Pommern, Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, Christian von Schleswig und Holstein, Heinrich von Sachsen, Heinrich von Mecklenburg, Rupprecht von Zweibrücken, Johann Georg und Joachim von Anhalt, Friedrich von Liegnitz, die Grafen Heinrich von Schwarzburg, Philipp von Nassau-Saarbrücken, Wilhelm von Nassau-Dillenburg, Konrad von Tecklenburg; die Städte Braunschweig, Goslar, Einbeck, Göttingen, Eßlingen, Augsburg, Kempten, Hamburg, Hannover, Hameln, Minden, Schwäbisch-Hall, Heilbronn und Riga. Noch bevor die Frist des auf sechs Jahre geschlossenen Bundes abgelaufen war, wurde von Johann Friedrich, Philipp und den Vertretern der Städte Straßburg, Ulm, Magdeburg und Bremen eine Verlängerung desselben auf zehn Jahre, im Falle eines Religionskrieges bis zur Beendigung desselben, beantragt. Unter dem Vorsitze des Kurfürsten von Sachsen wurde in Koburg, wo sich der Landgraf durch Johann Feige und Hermann von der Malsburg vertreten ließ, die Aufstellung eines Bundesheeres, bestehend aus 20000 Fußgängern und 4000 Reitern mit dem nöthigen Geschütz, beschlossen, falls eine vom Kammergericht ausgesprochene Reichsacht in Religionssachen durch katholisches Kriegsvolk vollzogen werden sollte.

An der Unterdrückung der in Münster aufgetretenen Wiedertäufer nahm der Landgraf regen Antheil. Mit ihm hatte der Bischof Franz von Waldeck namentlich gegen Bernhard Rothmann eine Einigung und ein Vertheidigungsbündniß abgeschlossen und ihn um seine Vermittlung ersucht. Von Philipp wurden die Räthe Jakob von Taubenheim, Johann Walther, genannt Fischer, und Georg Nußbicker nach Münster gesandt. Diese brachten einen Vertrag zu Stande, nach welchem der Bischof und das Domkapitel im Besitz ihrer Güter und Rechte verblieben, in der Domkirche nichts geändert wurde, dagegen sechs Kirchen zur evangelischen Predigt eingeräumt werden sollten (14. März 1533). Auf ein Schreiben des Landgrafen an die Münsterer erfolgte eine trotzige Antwort mit einer Darstellung des Systems der Wiedertäufer, von Rothmann verfaßt. Dem Bischof sandte der Landgraf darauf 3000 Fußgänger, ein Geschwader Reiter, sowie zwei Karthaunen zu Hülfe. Münster wurde erobert und dem Bischof zurückgegeben.

„Für Münster der Landgraf auch sendt
Sein Hülf gantz willig und behendt.
Die Statt man da erobert hat
Wieder der Wiedertäuffer Rott." (1535.)

Kurz bevor die Zeit abgelaufen war, auf welche der schwäbische Bund geschlossen war, schloß Landgraf Philipp mit einigen rheinischen Fürsten ein Bündniß. Da der schwäbische Bund meistens aus katholischen Fürsten, vielen Bischöfen und Prälaten zusammengesetzt war und deshalb der evangelischen Sache schaden konnte, war Philipp's Augenmerk auf Auflösung dieses Bundes gerichtet. Zu diesem Zwecke suchte er die oberländischen Städte zu gewinnen, die sich, in der Hoffnung, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe abzuschütteln, bereit erklärten. Der König von Frankreich, dem die wachsende Uebermacht des Kaisers im südlichen Deutschland ein Dorn im Auge war, gab seine Zustimmung. Außerdem hatte der Landgraf den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, den Erzbischof Albrecht von Mainz und den Bischof

von Würzburg, Konrad von Thungen, dazu gebracht, daß sie in das Fortbestehen des Bundes nicht mehr einwilligten. Mit allen diesen Fürsten, sowie mit dem Erzbischof von Trier, Johann von Metzenhausen, schloß Philipp einen zwanzigjährigen Verein, der ihnen alle Vortheile des schwäbischen Bundes, gegenseitigen Schutz, freien Verkehr ihrer Länder und Unterthanen und im Falle einer Vergewaltigung nachbarliche Hilfe, versicherte. (Rheinische Einigung, 8. November 1532.)

Die Herzöge von Bayern wünschten, trotzdem sie nicht mit der Auflösung des schwäbischen Bundes einverstanden waren, dennoch Württemberg, wennn auch nicht ihrem Schwager, dem vertriebenen Herzoge, so doch dessen Sohne, Christoph, wiederzuverschaffen, um das Land den Händen Ferdinand's von Oesterreich zu entreißen. Christoph kam von Innsbruck, wo er unter Aufsicht gehalten war, zu seinem Oheim Ludwig nach Landshut und bat von hier aus brieflich den Landgrafen Philipp, sich seiner Sache anzunehmen. „Er", so schrieb Christoph, „möge sich des elenden, erbärmlichen und unerhörten Falles, so seinem Vater ihm ihren Nachkommen begegne, erbarmen lassen, und bedenken, daß bei diesen unersättigen Leuten nicht anders gedacht würde, denn alle deutschen Lande zu ihrem Willen zu bringen, und was allenthalben im Reiche allen fürstlichen Namen und Stämmen künftig bevorstehe." (8. September 1533.) Für Christoph's Sache wandte sich der Landgraf an viele deutsche und ausländische Fürsten, so auch an den König von Frankreich. Der Gesandte desselben, Guillaume de Bellay-Langhey, bot gelegentlich der letzten Zusammenkunft des schwäbischen Bundes zu Augsburg (2. Dezember 1533) Alles auf, um die Sache für Christoph günstig zu gestalten, aber vergebens. Nunmehr faßte Philipp den Beschluß, in dieser Angelegenheit Gewalt zu gebrauchen. Mit Heinrich von Braunschweig, den Herzogen von Bayern und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen knüpfte er Unterhandlungen an und gewann diese für seinen Zweck. In Bar le Duc (27. Januar 1534) kam der Landgraf mit dem König von Frankreich zusammen und unterhandelte mit ihm über eine zu leistende Geldunterstützung; Philipp erhielt eine solche in Aussicht gestellt, ebenso lieh ihm Christian von Holstein 10000 Gulden, und noch von mehreren anderen Fürsten wurden kleinere oder größere Beträge bewilligt. Ulrich, der vertriebene Herzog von Württemberg, stellte zu Kassel eine Urkunde aus, durch die er sich verpflichtete, alle Unkosten, die zum Zwecke der Wiedereinsetzung aufgewendet würden, zu ersetzen. Bevor der Landgraf zum Kampfe ausrückte, berief er seine Stände und die Ritterschaft nach Kassel. Hier legte er den Ständen seine Verfügungen über die Vormundschaft und Regierung vor, falls er getödtet oder gefangen genommen werden sollte, ernannte zu Verwesern der Regierung den Statthalter zu Kassel, Adolf Rau, den zu Marburg, Georg von Kolmatsch, seinen Kanzler Johann Feige, den Amtmann zu Trendelburg, Burkard von Kram, Tile Wolf von Gudensberg, den Oberamtmann zu Rheinfels, Helwig von Lehrbach, und empfing das Versprechen, daß die erlegte Türkensteuer zum Schutze des Landes verwendet werden sollte. Am 23. April 1534 brach der Landgraf mit Ulrich, der niederhessischen Ritterschaft und einigen Fähnlein Landsknechten aus Kassel auf. Diesen gesellten sich unterwegs noch 4000 Reiter und 20000 Fußgänger aus den verschiedenen Theilen des deutschen Landes zu. An der Spitze dieses trefflichen Heeres stand die hessische Ritterschaft, die gräflichen Vasallen, die Erbbeamten, der Freiherr von Plesse, der Landkomthur von Marburg, Wolfgang Schutzbar von Milchling, Heinze von Lüder, viele Amtmänner der hessischen Städte, die landgräflichen Räthe und Kammerjunkern, Werner von Wallenstein, Kurt Diede, Friedrich von Keudell, Konrad von Frankenstein, Eitel von Löwenstein, Hermann von Hundelshausen. Otto Hund und Hartmann Schlegerein waren Proviantmeister. Musterherrn waren Siegmund von Boyneburg, Eberhard von Bischoffrode, Max Lesch von Voitsberg bei Gießen. Unter den zweiundzwanzig Rittmeistern der Kürassiere waren zwei dem Landgrafen verwandte Grafen, Konrad von Tecklenburg und Graf Georg Ernst von Henneberg, die übrigen zwanzig Rittmeister waren Johann von Hertingshausen, Georg von Dalwigk, Wiegerich von Stein, Hermann von Hatzfeld, Sylvester von der Malsburg, Emmerich von Diez, Knipping und Hermann von Viermünden, Lippold von Stockheim, Philipp von Rüdigheim, Hektor Böhm von Mörle, Ascha von Kram, Braun von Bothmer, Johann von Manhanstein, Georg Mengersen Georg Brede, Alhard von Hörda, Johann von Beuern, Johann Kessel, Christoph von Steinberg, Jost von Steinberg. Auch viele Ausländer von hohem Adel fanden sich im Heere des Landgrafen. Jede nachgesuchte Unterhandlung Ferdinand's verweigerte Philipp, bevor Ulrich im Besitz seines Landes sei. Von Kassel aus ging der Heereszug über Felsberg, Marburg, Gießen, Butzbach, Niedereschenbach nach Frankfurt a. M., von hier aus durch den Odenwald über Erbach und Fürstenau nach dem Neckar. Am 13. Mai kam es zu einer Schlacht bei Laufen zwischen Philipp

und Ferdinand, die für letzteren ungünstig ausfiel. Auf Ferdinand's Seite fielen mehrere Hundert, der Rest wurde versprengt. In die Hände Philipp's fielen die Kanzlei und die geheimen Briefschaften Ferdinand's, ein Theil der Artillerie, das ganze Hebzeug zum groben Geschütz, sechzig Wagen Lebensmittel und Munition. Der Verlust Philipp's belief sich auf einen Hauptmann, Christoph Fuchs, Erbherrn auf Wallenburg, einen Kürassier und einen Trompeter. Von Laufen aus ging der Zug nach Stuttgart, das alsbald die Thore öffnete und Erbhuldigung leistete. Auf einer nach Cannstatt zu gelegenen Wiese nahm der Herzog die Stadtschlüssel in Empfang und bestätigte den Tübinger Freiheitsbrief. Der Unterwerfung von Stuttgart folgte bald die der anderen Städte und Burgen. Erst nach der Uebergabe von Hohenasperg (2. Juni 1534) war die Zurückeroberung des Herzogthums Württemberg vollendet. Nunmehr wurden die Friedensverhandlungen eingeleitet, bei denen außer der württembergischen Angelegenheit auch allgemeinere Sachen zur Sprache kamen. Am 29. Juni 1534 kam der Vertrag zu Cadan in Böhmen zu Stande. Hauptbedingungen desselben waren folgende: Bestätigung des Nürnberger Religionsfriedens, Versprechung der Einstellung der Prozesse am Reichskammergericht gegen die Protestanten, Anerkennuug Ferdinand's als römischen König, Zurückgabe Württembergs, als oesterreichischen Afterlehns, an Ulrich, mit der Bedingung des Rückfalls bei dem Ausgange des Mannesstammes. Ungern, aber nothgedrungen nahm Philipp den Frieden an. Hierauf kehrte der Landgraf nach Kassel zurück und meldete dem Kaiser seinen Beitritt zum Vertrag. Vom Kaiser erhielt er eine versöhnende Antwort aus Valencia und reiste am 22. März 1535 nach Wien zu Ferdinand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Schrift aus westfälischer Zeit.

Von G. Th. D.

Vor etwa 60 Jahren vernahm ich, es existire ein um das Jahr 1806 gedrucktes Schriftchen, das den damaligen Kurfürsten Wilhelm I. und dessen Regierung sehr ungünstig kritisirte und für dessen Verfasser der in Homberg lebende Advokat Sigmund Peter Martin angesehen würde. In neuester Zeit ist mir dieses Schriftchen näher bekannt geworden, und da ich mich nicht erinnere, je im „Hessenland" über dasselbe etwas gefunden und gelesen zu haben, möchte es für die Leser unserer Zeitschrift von Interesse sein, es jetzt ein wenig kennen zu lernen.

Ueber den Verfasser ist in neuer Zeit mehrfach gestritten worden; auf der einen Seite wurde Sigmund Peter Martin unbezweifelt als Autor angesehen, auf der anderen aber diese Unterstellung nicht ohne Gründe angefochten. Zu denjenigen, die Martin's Verhalten in der ganzen Insurrektionsangelegenheit vom April 1809, dem Dörnberg'schen Aufstand, an dem sich Martin sehr energisch betheiligte, vertheidigten, gehört insbesondere ein Enkel des S. P. Martin, nämlich der jetzige Seminardirektor in Eisleben Friedrich Martin, dessen Aufsatz: „Zur Ehrenrettung S. P. Martin's" (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, Bd. XVIII) folgende bemerkenswerthe Exposition enthält: Einer der Anklagepunkte Lynker's gegen Martin — und zwar ein solcher, auf den Lynker großes Gewicht legt, ist die von L. angenommene Herausgabe der Schrift „Hessen vor dem 1. November 1806" *) durch Martin. So heißt's bei Lynker: „Es lastete auf M. noch ein besonderer Verdacht. Zu jener Zeit, als Napoleon's Befehl die tapfere hessische Armee zu schimpflicher Auflösung verdammt hatte, erschien zu Leipzig eine anonyme Schrift, welche statt lindernden Balsams Gift in die Wunden träufelte. Es war eine kleine, von blinder Leidenschaftlichkeit diktirte, aus gemeinen Schimpfereien und lächerlichen Uebertreibungen zusammengesetzte Broschüre, in welcher die althessische Armee und besonders der Offiziersstand (sage: der Adel!) arg mitgenommen wurde. Man hat nie erfahren können, wer der Verfasser war: daß es ein hessischer Kapitän gewesen, wie der Titel angiebt,

*) Hessen vor dem 1. November 1806. Von einem ehemaligen hessischen Capitain. Leipzig 1807, bei Wilhelm Rein u. Comp.

wird durch den Inhalt der Schrift selbst unwahrscheinlich gemacht. Die entlassenen hessischen Offiziere hatten Martin im Verdacht. Ein solcher Verdacht hätte nicht aufkommen können, wenn Martin's Vergangenheit ihn nicht rechtfertigte, auch hat die spätere Zeit denselben nicht nur nicht entkräftet, sondern vielmehr befestigt und Martin selbst hat ihn nie widerlegt."

Goede-Ilgen schreibt flott weg: „Ein Mann, der im Jahre 1806 eine der ungerechtfertigsten Schmähungen gegen das hessische Militär veröffentlichte" u. s. w.

Soviel ist gewiß, daß man gegen Martin nur den Verdacht haben kann, er sei der Autor gewesen; der Beweis ist nicht geliefert worden. Der Inhalt der Schmähschrift spricht keineswegs für die Verfasserschaft Martin's, vielmehr für einen wirklichen Militär, der nicht bloß eine umfassende Personalkenntniß besaß, sondern auch genau mit dem Militärwesen in technischer Hinsicht Bescheid wußte. Friedrich Martin führt über das Schriftchen eine von Vilmar herrührende Stelle an, die mir den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint: „Das Schriftchen ist mit Geschick geschrieben und enthält neben zahlreichen Uebertreibungen und bei großer Einseitigkeit und Gehässigkeit manches Wahre." Besser wäre noch gesagt viel Wahres. Der Schreiber dieser Zeilen hat mit Vilmar in Marburg dreizehn Jahre lang auch gesellig verkehrt und hat gestaunt über sein bis in's Kleine herabgehendes Wissen. Er war kein Mann, der in seinem Urtheil über Personen zurückhielt, vielmehr sich offen und frei aussprach, er hat, wenn auf ältere Zustände die Rede kam, nie in meinem Beisein ein Urtheil über Martin gefällt. Vilmar hat Martin 1832 in Homberg besucht und Martin ist 1834 bei Vilmar in Marburg gewesen. Hätte Vilmar in Martin den Verfasser jenes Schriftchens gekannt, gewiß hätten die mit ihm Verkehrenden es gehört.

Wenn der Anonymus hart über althessische Zustände, namentlich des hessischen Militärs, urtheilt, so hat er, wie mir aus den Zeiten des Kurfürsten Wilhelm I. erinnerlich ist, das nicht allein gethan.

„Ein abgelebter Greis, — so heißt es von Kurhessen in dem Schriftchen —, widersteht nicht einem kraftvollen Jüngling, ein Greis, der ohne äußern Angriff durch gänzliches Aufreiben seiner Kräfte und Zerstörung der Maschine ohnehin bald dahinsterben muß". Dieser Vergleich erscheint doch nicht als berechtigt. Der Kurfürst hatte in seinen Diensten manchen ausgezeichneten Mann, der von großem Einfluß war und dem das Wohl des Landes am Herzen lag. Es dünkt dem Verfasser „ein kleinlicher und nichtswürdiger Patriotismus, das Fehlerhafte verbergen und der Welt weiß machen zu wollen, wie schön, wie gut und wie vortrefflich das Unsrige sei oder gewesen sei". Darin stimmt ihm gewiß jeder Verständige bei. Jederzeit hat es Männer gegeben, denen Wahrheit das oberste Gesetz war, die weder nach oben noch nach unten heuchelten, wie einen Jeremias bei den Israeliten, einen Demosthenes bei den Athenern.

„Die Geschichte scheint zu beweisen, daß das durchlauchtige, das hoch- und hochwohlgeborene Blut wie jede stehende Flüssigkeit durch die Länge der Zeit in einen trüben Sumpf verwandelt wird." Das geht auf den Adel, den der Verfasser sehr gering schätzt. „Preußischer Seits haben sich im Kriege allein ausgezeichnet der Rittmeister Eisenhard, der Lieutenant Hellwig und der entlassene Lieutenant Schill, und die waren Unadelige."

(Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Schinderhannesgeschichte.

Von Justus Führer.

Bei der großen Zahl der im Umlauf befindlichen, mehr oder weniger frei erfundenen Schinderhannesgeschichten dürfte die Leser des „Hessenlandes" folgende, in ihren Hauptzügen wenigstens, „wirklich passirte" Begebenheit interessiren, die ich auf Grund von Mittheilungen eines Onkels aus der Erinnerung hier wiedergebe.

Es war um das Jahr 1800, als mein Urgroßvater — Großvater meines Vaters mütterlicherseits — Wendelin Dorn, kurmainzischer Oberamtsvogt und zugleich höherer Forstbeamter zu Orb, einen Inspektionsritt durch den nahegelegenen Staatswald machte. Der Weg führte ihn an einer einsam gelegenen Schlosserei vorüber, der er einige Tage vorher ein Paar Reiterpistolen zur Reparatur übergeben hatte. Als Dorn, um nach den Pistolen zu sehen, in das Waldhaus eintrat, fiel ihm sofort das sonderbare Benehmen

der ihm hastig entgegeneilenden Frau des Schlossermeisters auf. Ihr Mann sei soeben fortgegangen, sagte sie. Wenn der Herr Oberamtsvogt sich beeile, könne er ihn noch einholen. Dorn beeilte sich denn auch, aber nicht, dem „soeben fortgegangenen" Schlossermeister nachzusetzen, vielmehr, der ihm in den Weg tretenden Frau in der Erreichung der im Hinterhause gelegenen Werkstatt zuvorzukommen. Die Thür fand er allerdings verschlossen, allein sein Verdacht steigerte sich, als hinter der Thür das Flüstern verschiedener Stimmen deutlich vernehmbar wurde. Auch hinderte ihn die Aufmerksamkeit, die er den Vorgängen im Inneren der Werkstatt einen Augenblick schenkte, keineswegs, zu bemerken, wie die vorsorgliche Frau des Hauses bemüht war, von der nach dem Vorderhause zu gelegenen Wand der Werkstatt eine Leiter möglichst geräuschlos zu entfernen. Dorn machte bei näherer Besichtigung die Entdeckung, daß sich daselbst in einiger Höhe eine Oeffnung befand, gerade groß genug, um einen Mann hindurchzulassen. Der vor Schreck und Staunen sprach- und willenlosen Frau die Leiter aus der Hand nehmen und wieder ansetzen, war das Werk eines Augenblicks. Schnell, aber ohne Geräusch, war sie erklommen, und die Oeffnung ermöglichte nun den gewünschten Einblick in's Innere der „Werkstatt." Einer Werkstatt freilich sah das wenig ähnlich, was sich hier den erstaunten Blicken des Oberamtsvogts darbot. Eher konnte man es eine Räuberhöhle nennen. Einen weniger unerschrockenen Mann hätte jedenfalls der Anblick der wild aussehenden Kerle erzittern machen, die da, etwa ein Dutzend an der Zahl, jeder eine „Knarre" auf dem Rücken, um einen mächtigen Krug mit Bier, — oder was er sonst enthalten mochte —, herum hockten und den Würfelbecher kreisen ließen. Die Unterhaltung wurde in gedämpftem Tone geführt. Doch war man so vertieft in das Spiel, daß Dorn's Anwesenheit nicht sofort bemerkt wurde und dieser so Gelegenheit fand, die Gesellschaft da unten eine Zeit lang, ohne selbst gesehen zu werden, zu beobachten. Und siehe da: lauter alte Bekannte. Alle hatten sie schon, zum mindesten einmal, meist aber zu wiederholten Malen, in wesentlich anderer Situation freilich, dem gestrengen Herrn Oberamtsvogt gegenüber gestanden. Der dort mit dem langen schwarzen Vollbart und den unheimlich rollenden Augen war erst kürzlich aus dem Gefängniß entlassen, das er wegen Wilddieberei im Wiederholungsfalle dies Mal längere Zeit mit seiner Anwesenheit hatte beehren müssen. Das junge siebenzehnjährige Bürschchen rechts daneben hatte, ebenfalls vor noch nicht langer Zeit, wegen Verdachts der Wilddieberei vor den Schranken des Orber Amtsgerichts gestanden. Dorn mußte ihn damals „wegen Mangels an Beweisen" freisprechen. Der Alte ihm gegenüber, der mit so gierigen Blicken dem Rollen der Würfel folgt, er hatte, freilich vor schon geraumer Zeit, eine längere Freiheitsstrafe wegen schweren Einbruchs verbüßt. Beinahe gebrochen und scheinbar gebessert war er der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben. Weit mehr noch als dieser interessirt aber den Beobachter der verwegene Geselle, der soeben wegen eines unglücklichen Wurfs, alle Vorsicht vergessend, den lauten Fluch ausstößt. Er hatte vor Jahresfrist einen Raubmord begangen. Ueberall wurde seitdem nach ihm gesucht, nur hier nicht. Doch ich fürchte den Leser zu ermüden mit dem Aufzählen all' der verschiedenen Sündenregister. Genug, daß keiner unter der Gesellschaft sich befand, der nicht mindestens im Verdacht irgend eines Verbrechens oder schwereren Vergehens gestanden hätte. Und mitten unter ihnen der „biedere" Schlossermeister. Ihm hätte man solchen Verkehr nicht zugetraut. Doch sieh! Wer taucht denn da soeben noch, sich reckend und die Augen reibend, aus dem Hintergrunde auf? Dorn erinnert sich nicht, ihn je gesehen zu haben, den hochgewachsenen, wettergebräunten Burschen in dem phantastischen Aufzuge. Die Andern, so wenig Vertrauen erweckend ihr Aeußeres auch war, sie trugen doch Alle noch die eine oder andere Spur bürgerlichen Lebens an sich. An ihm, dem Unbekannten, schien jede derartige Spur verwischt. Mit dem bürgerlichen Leben, — das sah man auf den ersten Blick —, hatte dieser gänzlich abgeschlossen, ja, man mochte zweifeln, ob er je darin gestanden. Er war — und das ein jeder Zoll an ihm — ein Räuber. Und doch lag wieder etwas in dieser Erscheinung, in dem ganzen Auftreten des Burschen, was gegen das Gebahren der Uebrigen nicht unvortheilhaft abstach. Trotz aller Wildheit verriethen seine Züge einen nicht geringen Grad von Intelligenz, und in Miene und Haltung gab sich deutlich das Bewußtsein der Ueberlegenheit über die Genossen kund. Er schien denn auch eine Art gebietender Stellung unter diesen einzunehmen, denn das Rollen der Würfel verstummte einen Augenblick, und Alles wandte sich, wie unwillkürlich, nach dem langsam Herzutretenden um. Der Oberamtsvogt hatte genug gesehen und wollte nun, ebenso unbemerkt, wie er gekommen, sich von seinem Lauscherposten wieder entfernen. Doch der Unbekannte bemerkt ihn. Ein Pfiff — und die ganze Gesellschaft steht auf den Beinen. „Guten Tag, Herr Schlosser-

meister!“ ertönt es keck von oben, „sind die Pistolen noch nicht fertig?“

„Ja — eh — nein“, lautet die in weniger zuversichtlichem Tone gegebene Antwort, indeß die andern sich einen Augenblick betroffen ansehen. Aber nun wird es höchste Zeit! Der Unbekannte gewinnt zuerst die Fassung wieder und schreitet schon, die Uebrigen bei Seite drängend, mit raschen Schritten auf die verschlossene Thür zu. Dorn ist mit einem Satze wieder unten und gewinnt, die Frau, die im Begriffe ist, die Hausthür zu verriegeln, unsanft bei Seite schiebend, schnell das Freie. Ein scharfer Ritt bringt ihn bald in wohlthuende Entfernung von dem unheimlichen Waldhause. Doch da strauchelt plötzlich das Pferd und ist nicht wieder auf die Beine zu bringen. Kein Wunder, da es eins derselben gebrochen. Dorn selbst hat glücklicherweise keinen Schaden genommen, muß aber das Pferd im Stich lassen und seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Schon bricht die Dunkelheit herein. Da horch! ein bekannter Pfiff. Im Walde rechts und links beginnt es sich zu regen. Ein zweiter Pfiff und gleich darauf ein Schuß! Zwei Schüsse zu gleicher Zeit! Dorn glaubt das Einschlagen der einen Kugel in den Steinhaufen neben ihm deutlich zu vernehmen. Er rafft alle Kraft zusammen und läuft, was er kann. Doch der Vorsprung vor seinen zum Theil noch jugendlichen Verfolgern wird immer kleiner. Ueberzeugt, daß ihnen ihr Opfer binnen Kurzem in die Hände fallen muß, stellen sie das Schießen ein. Da tönt ein mächtiges Brausen an das Ohr des Verfolgten. Ein heller Streifen wird hier und dort zwischen Bäumen und Buschwerk sichtbar. Es ist die hochangeschwollene Kinzig. Die Verfolger erheben ein Freudengeheul. Denn nun bleibt dem Flüchtling nur noch die Wahl zwischen Gefangenschaft oder Tod in den Wellen. Er scheint das letztere zu wählen. Ein kühner Sprung — und die Fluthen des wild tosenden Baches rauschen über ihn hinweg. Doch nicht lange dauert es, und etwas weiter abwärts am anderen Ufer taucht er wieder auf, ergreift einen in das Wasser herabhängenden Strauch, zieht sich daran empor und ist gerettet. Von den Verfolger wagt keiner den Sprung, auch der Unbekannte nicht. Ein paar Schüsse senden sie dem kühnen Schwimmer noch nach und, als auch das nichts hilft, ein paar — Flüche. Dorn wirft den dunklen Gestalten da drüben noch einen triumphirenden Blick zu und legt dann den Rest des Heimwegs ohne weiteren Zwischenfall zurück.

Wie es nun den Uebelthätern erging, in welcher Gestalt und ob überhaupt die rächende Nemesis sie ereilte, darüber fehlt leider jede Mittheilung. Doch scheint es damals, wie der geneigte Leser gleich sehen wird, zum Mindesten einem Theil derselben gelungen zu sein, sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen.

Dorn wurde im Jahre 1802 in gleicher Eigenschaft nach Amöneburg versetzt. Ein Jahrzehnt mochte seit jenem Vorfalle verflossen sein, als er eines Abends spät sich auf dem Rückweg von einer auswärtigen Tour befand. Schon lagen die schroffen Basaltfelsen der Amöneburg in deutlichen Umkreisen vor ihm. Da ertönt wiederum, in dem einsamen Wanderer nicht die angenehmsten Empfindungen weckend, in unmittelbarer Nähe ein schriller Pfiff. Mit einer Deutlichkeit, als sei es gestern erst gewesen, steht ihm mit einem Male jenes schon halb vergessene Erlebniß wieder vor Augen. Doch er findet nicht Zeit, lange über die Situation nachzudenken. Noch hört und sieht er etwa ein halbes Dutzend dunkler Gestalten auf sich zukommmen. Da fühlt er einen heftigen Schlag, und seine Besinnung ist geschwunden.

Hier fehlt es wieder an weiteren Mittheilungen. Thatsache ist, daß Dorn im Jahre 1813 am 5. November an den Folgen jenes Schlages verschieden ist.

Und der Thäter? Es war, wie sich später herausstellte, kein Anderer als jener räthselhafte Unbekannte und dieser kein Anderer als der später und auch heute noch so viel genannte — Schinderhannes.

Armuth.

Von Heinrich Förster.

Im Frühling war ich Leiter einer Zeitung. Es giebt wenige Orte, von denen aus man so tief in das Leben blicken kann als vom Redaktionstische. Ich will aber heute nichts erzählen von den interessanten und berühmten Persönlichkeiten, welche ich damals kennen lernte, und nichts von hundert humoristischen Szenen, die sich innerhalb der Wände meines Arbeits-

zimmers abspielten, sondern nur eine kurze, einfache Geschichte; sie handelt von einer edlen, unglücklichen Frau, einer Frau, wie man sie heutzutage selten trifft.

Eine vornehme Eigenart in ihrem Wesen, eine anmuthige Bildung des Geistes und Herzens waren es, welche sofort für sie gewannen. Sie, die einst mit tausend berechtigten Hoffnungen in die Welt getreten war, hatte in ihr nichts gefunden als ebenso viele herbe, bittere Enttäuschungen, Täuschungen des Lebens, Täuschungen des Herzens. Mit ergrauenden Haaren, mit vergrämten Zügen, mit einer edlen, aber wie gebrochenen Haltung kehrte die in der Mitte der Vierziger Stehende in die Heimath zurück. Aus einer unglücklichen, schmachvollen Ehe brachte sie zwei Kinder mit: einen Sohn und eine Tochter. Aber das Unglück ließ nicht von ihr. Es saß fest mit der grausamen Zähigkeit, die ihm eigen. Sie wohnte kaum ein halbes Jahr, still zurückgezogen, fast ohne auszugehen, in der Heimathsstadt, fürlieb nehmend mit dem Wenigen, was ihr geblieben, als der Sohn, der kaum eben Offizier geworden war, Schulden halber aus dem Heere ausscheiden mußte und, anstatt durch ein neues, tüchtiges Leben gut zu machen, was gut zu machen war, den leichteren Ausweg feigen Selbstmords vorzog.

Dieser neue Schlag knickte die arme, einsame Frau fast ganz. Wenn ihre Tochter nicht gewesen wäre, hätte sie dem Tod am gebrochenen Herzen, dem Tod aus Kummer nicht widerstanden. Aber der Gedanke, die eben Konfirmirte allein in der Welt zurücklassen zu müssen, arm, hilflos, zart und fein, wie sie es war, in einer Welt, die so grausam selbstsüchtig war —, der Gedanke hielt sie aufrecht. Was sie aber nur irgend noch geben konnte, gab sie hin, um des Leichtsinns Schulden zu decken. Ihr blieb so gut wie nichts.

Dazu trieb sie nun ihr edles, vornehmes Pflichtgefühl, der Tochter jetzt neben einer guten Ausbildung ein bischen von dem Sonnenschein zu geben, welchen die Jugend haben muß, soll sie nicht verkümmern und verbittern. Eine Bekannte aus besseren Tagen hielt in einer Provinzstadt ein als vorzüglich bekanntes Mädchenpensionat. Dort sollte die Tochter Aufnahme finden; und ob man auch der unglücklichen Frau weit entgegengekommen war, das Pensionsgeld sowie die Ausstattungskosten waren trotzdem zu hoch, um von ihr ohne Weiteres bestritten werden zu können.

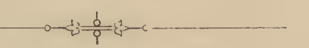
Da kam sie zu mir. Ich kannte sie von früher. Sie konnte bei mir ein aus Verehrung und Freundschaft gemischtes Wohlwollen voraussetzen. Sie fing ganz in ihrer ruhigen, vornehmen Art an, ihre Verhältnisse kurz darzulegen und mir von ihrem Vorhaben zu sagen, die Tochter in eine Pension zu geben. — Da sie aber hierzu nicht die Mittel habe, müsse sie . . . .

Hier hörte sie plötzlich auf zu sprechen und wandte sich gegen das Fenster. Ich fühlte, wie sie mit den Thränen kämpfte und sich zum Weiterreden zwingen wollte. Aber die Thränen ließen sich nicht bannen —, und mit einem Male legte sie das Gesicht in die Hände und schluchzte laut auf. Sie weinte in jener erschütternden Art des Weinens, der man das Beiwort „bitterlich“ zu geben pflegt, so, daß dem, der es hört, selbst die Augen feucht werden.

Mir schien jedes Wort des Trostes hier banal und roh. Doch aber trat ich zu ihr. Und wie uns oft in den ernstesten und feierlichsten Augenblicken nur die alltäglichsten Worte zur Verfügung stehen, sagte ich: „Gnädige Frau . . .“ Ich muß es wohl aber weich und mitleidsvoll gesprochen haben, in einem Ton, in dem all' meine Ergriffenheit widerklang, denn plötzlich hob sie den Kopf, und während die Augen noch in Thränen perlten, die Wangen noch feucht waren, lachte sie. Es war ein Lachen, wie es die Jugend hat, naiv, kindlich, heiter, eigene Thorheit verspottend, melodisch. Es war vielleicht das Einzige, was ihr von ihrer verlorene Jugend geblieben war. Und über ihr Antlitz zauberte dies Lachen fast auch wieder Jugend und Jugendschönheit zurück —, etwas Sonniges war's — sekundenlang.

„Wie dumm! Wie kindisch ich bin!“ sagte sie, „ich muß arbeiten! Ist da etwas dabei! Arbeit adelt ja nur! Und ich wollte Sie bitten, mir eine Anzeige aufzusetzen, — Sie haben ja die Erfahrung —, und mir zu sagen, in welchem Blatt der größte Erfolg zu erhoffen ist! In das Ihrige und in eine Zeitung der Residenz dachte ich. — Ich möchte also — als Hilfe der Hausfrau — natürlich in einer gebildeten Familie . . . . .“ Da erstickte ihre Stimme wieder. Ihr ganzes Wesen, ihre vornehme Eigenart lehnte sich gegen ihren Entschluß auf. Ja, sie *wollte* eine Stelle haben, sie *wollte* arbeiten, sie *wollte* es, wie man nur wollen kann, aber ihrem innersten Empfinden dünkte es eine Erniedrigung —, es wurde ihr schwer, unsagbar schwer — nicht, zu arbeiten überhaupt, sondern es sich und Anderen eingestehen zu müssen, daß ihr Weg so weit hinuntergeführt vor den sonnigen Höhen jugendlichen Hoffens und einstigen vornehmen Lebensgenusses zu den finsteren Thälern ringender Arbeit und unendlicher Mühen. — — —

Es war mir schwer um's Herz noch lange, nachdem ich die unglückliche Frau bis zur Thüre begleitet hatte. Und am Abend ertappte ich mich über stillem Philosophieren. Ich hatte den Fluch der Armuth gesehen. Ja, es ist heute — leider Gottes — ein Fluch, arm zu sein, ein doppelter Fluch für den, dessen Geist und Herz gebildet ist. —



Philosophenleben.

Hast Du am Sternenhimmel je gelesen,
Daß über uns ein mächt'ger Gott gebeut,
Daß ein Geschlecht von geistbegabten Wesen,
Ein Heer von Welten sich im Raum zerstreut;

Hast Du des Raums Unendlichkeit gemessen,
Hast Du die Ewigkeit der Zeit bedacht —,
Dann kehrst Du um zu ruhigem Vergessen
Deß, was die Zeit auch Schlimmes Dir gebracht.

Dich kümmert nicht das Loos der rauhen Tage,
Dich kümmert nicht der ruhmbedeckte Held,
Dich kümmert nicht des Volkes laute Klage
Nach Brot und Gleichheit, Freiheit und nach Geld.

Du lebst ein eigen, abgeschloss'nes Leben,
Ein höher Ziel erwies Dir Dein Beruf —,
Du fragst: Wer hat das Leben mir gegeben?
Wer war der Mächtige, der mich erschuf?

Hans von Ellern.

Erwartung.

Auf weißem Zelter, im schattigen Wald,
Da macht mein Liebchen Rast und Halt. —
Sie lauschet dem Hufschlag von meinem Pferd,
Erwartet mich sehnlichst, — bin ihr so werth.

Und im scharfen Trab eil' ich mit dem Thier
Zur heimlichen Stelle, bin nun bei ihr,
Und überglücklich in seliger Lust
Ist uns're Umarmung, Brust an Brust. —

Der Abend schon naht; die Dämm'rung zieht ein;
Die Nachtigall singt im Buchenhain. —
Die Rosse stampfen, das Spiel ist aus. —
Gott, führe mein Liebchen wohl nach Haus!

Carl Weber.

Aus alter und neuer Zeit.

Rothschild und der hessische Hof. Die Rothschild'sche öffentliche Bibliothek in Frankfurt a. M. kam in den Besitz eines Sammelbandes, der, — wie man der „Frankfurter Zeitung" mittheilt —, u. A. neun numismatische Kataloge von M. A. Rothschild enthält. Von diesen Katalogen tragen zwei die Jahreszahl 1783, welche einmal mit Tinte in 1784 geändert ist. Diese beiden geben am Schluß die Adresse: Mayer Amschel Rothschild, Hoch=Fürstl. Hessen=Hanauischer Hof=Factor, wohnhaft in Frankfurt am Mayn. Ein Katalog trägt die Jahreszahl 1786 und giebt am Schluß die Adresse: Mayer Amschel Rothschild, Hoch=Fürstlich Hessen=Casselischer Hof=Factor, wohnhaft in Frankfurt am Mayn. Rothschild war also bereits im Jahre 1783 Hoffaktor des späteren Landgrafen Wilhelm IX., welcher im Jahre 1785 seinem Vater in der Regierung von Hessen=Kassel folgte, aber bereits seit 1760 die Grafschaft Hanau besaß. Der Katalog aus der pfälzischen Bibliothek ist undatirt. Rothschild bezeichnet sich indes dorten als Hochfürstl. Hessen=Hanauischer Hof=Factor. Demnach dürfte dieser Katalog vor dem 31. Oktober 1785, dem Todestag des Landgrafen Friedrich II., des Vaters Wilhelm IX., gedruckt sein. Die sechs übrigen Kataloge sind undatirt und tragen die Adresse des Verkäufers nicht wie jene vier in fetten Lettern am Ende, sondern in kleiner Fraktur beim Kopftitel, unter der einfachen Bezeichnung: „zu haben bei M. A. Rothschild". Da nicht anzunehmen ist, daß Rothschild sich des ihm zukommenden Hoftitels nicht überall, sondern nur hier und dort bediente, zumal dieser Titel damals noch eine viel größere Empfehlung bedeutete als ähnliche Titel von heute, so darf man wohl vermuthen, daß Rothschild, als er diese sechs Kataloge drucken ließ, noch nicht den Titel eines Hoffaktors hatte, daß die Kataloge mithin älter sind als der älteste datirte Katalog, älter auch als derjenige aus der pfälzischen Bibliothek. Der Umfang der sechs Kataloge ohne Hoftitel schwankt zwischen 8 und 11 Seiten, derjenige der vier übrigen zwischen

11 und 16 Seiten. Bei Gelegenheit des Erwerbs obiger Bücher erhielt die Bibliothek zwei interessante ebenfalls auf M. A. Rothschild bezügliche Schriftstücke als Geschenk. Das eine, datirt Rendsburg, den 19. April 1807, enthält den Auftrag des nunmehrigen Kurfürsten Wilhelm I. an seinen Oberhofagenten, das in den Händen der Franzosen befindliche Medaillenkabinet des Kurfürsten für den letzteren zurückzukaufen. Das zweite Schreiben, datirt Itzehoe, den 26. Februar 1808, enthält die Anweisung des Kurfürsten auf Zahlung des für das zurückerstattete Medaillenkabinet zugesicherten Kaufpreises, welcher 23053 Gulden und 20 Kreuzer betrug.

Aus Heimath und Fremde.

Im vorigen Jahre wurden auf einem in der Nähe der Steinbrüche bei Flörsheim gelegenen Acker Bruchstücke von römischen Ziegeln ausgeackert, auf welchem der Stempel LG XXII CY zu entziffern war. Thurmuhrenfabrikant J. Höckel schickte dieselben an Herrn Oberst von Cohausen in Wiesbaden, der sie dem Museum daselbst einverleibte. Da Ziegeln mit solchem Stempel nur bei Worms, nirgends aber östlich von Castel und Wiesbaden aufgefunden wurden, so vermuthete man an dem genannten Orte eine der ältesten römischen Ansiedelungen. Unter Leitung des Herrn Professors Wolff aus Frankfurt a. M. wurden am 22. September an dieser Stelle Ausgrabungen vorgenommen, deren Ergebniß die Vermuthungen vollständig bestätigte. Nachdem man eine Menge Falz-, Hohl- und Plafond-Ziegeln mit dem erwähnten Stempel zu Tage gefördert, stieß man auf die Grundmauern eines römischen Hauses, die zum Theil schon bloßgelegt sind. Die Mauern sind ein Meter dick und aus Kalkstein, wie sie die hiesigen Steinbrüche liefern, ausgeführt. Aus verschiedenen Fundstücken zu schließen, war das Haus mit einer Luftheizungsanlage versehen. Der Bau der Ansiedelung datirt nach Ansicht des Herrn Professors Wolff in die Zeit von 50—70 n. Chr. Da man in der Nähe ein römisches Kastell vermuthet, so sollen die Ausgrabungen nach der vollständigen Bloßlegung des Hauses an verschiedenen Stellen fortgesetzt werden.

Der serbische Gelehrte Vuk Karadschitsch, dessen literarischer Nachlaß gegenwärtig in Belgrad geordnet wird, hat zahlreiche Briefe der Gebrüder Grimm, mit denen er eng befreundet war und in wissenschaftlichem Verkehr stand, hinterlassen. Karadschitsch war Sprachgelehrter und Ethnograph und hat als solcher zur Förderung der Literatur seines Vaterlandes außerordentlich viel beigetragen. Mit dem hessischen Brüderpaar verband ihn das gleiche Streben, in den Geist der vaterländischen Sprache einzudringen.

Aus der Berliner Gesellschaft wird uns geschrieben: Gräfin Ilse Wedel hat sich mit dem Legationssekretär Grafen Botho Wedel verlobt. Dies Familienereigniß dürfte auch in Hessen Interesse erwecken. Gräfin von der Gröben, die Mutter der Braut, die in erster Ehe mit dem Grafen Wedel vermählt war, ist die einzige Tochter des von Vielen unvergessenen Oberstallmeisters von Eschwege, dessen schöne, ritterliche Erscheinung und liebenswürdiges Wesen jedem bekannt war, der den kurfürstlichen Hof kannte. Zugleich ist die Gräfin die einzige Nichte und Verwandte des wohlbekannten, erst im vorigen Jahr in Kassel verstorbenen Oberstlieutenants von Heathcôte. Der Stiefvater der jungen Braut, Generallieutenant Graf von der Gröben, steht ebenfalls Hessen nahe, ist er doch ein Enkel des in den Freiheitskriegen so bekannt gewordenen tapfern Obersten von Dörnberg.

Am 4. Oktober verschied in Melsungen nach längerem Leiden der Amtswundarzt Armin Kollmar im 80. Lebensjahre. 1814 als Sohn des Arztes Dr. Kollmar zu Spangenberg geboren, hatte er in Marburg Medizin studirt, wurde später Kreiswundarzt in Lichtenau, wo er bis 1866 blieb, worauf er die Kreiswundarztstelle in Melsungen erhielt. Er war ein stets hilfsbereiter, pflichttreuer Arzt, den Armen und Bedrängten ein selbstloser Helfer und Wohlthäter. Bei Allen war er geachtet und geehrt. Auf chirurgischem Gebiete hatte er s. Z. in der Verbesserung von Bandagen verschiedenes Neue eingeführt, was von dem berühmten Chirurgen Roser in Marburg besonders anerkannt wurde. Dem Heimgegangenen ist es vergönnt gewesen, das Fest seines 50jährigen Dienstjubiläums und seiner goldenen Hochzeit zu begehen.

Personalien.

Ernannt: Justizrath Caspari in Kassel zum Notar; Rechtskandidat Stöcke daselbst zum Referendar; Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums in Goslar Lic. Dr. Karl Ludwig Leimbach (aus Marburg) zum Provinzialschulrath unter Ueberweisung an das Provinzialschulkollegium in Breslau.

Verliehen: Dem Pfarrer Gerlach in Pfieffe die Pfarrstelle in Besse.

Versetzt: Oberförster Tiebel in Neuhäusel zur Oberförsterei Wanfried.

Uebernommen: Referendar Ziemßen aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts Stettin in den zu Kassel.

Ausgeschieden: Die Gerichtsassessoren Günther und Wilhelm Hahn II und der Referendar von Eschwege aus dem Justizdienste behufs Uebertritts des rc. Günther zur landwirthschaftlichen, des rc. Hahn II zur Kommunal- und des rc. von Eschwege zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Pensionirt: Der Strafanstalts-Inspektor Engelhardt in Ziegenhain vom 1. Oktober d. J. ab.

Geboren: Ein Mädchen: dem Stabsarzt Dr. Weniger und Frau Lina, geb. Müller, in Oranienstein; dem Oberlehrer Heydenreich und Frau in Kassel; dem Hauptmann a. D. v. Mettler und Frau Julie, geb. Böttcher, in Kassel.

Gestorben: Frau Generalarzt Sackfofsky, geb. Schreiber (Kassel, 1. Oktober); Regierungsassessor Freiherr v. Böselager (Kassel, 29. September): Amtswundarzt Armin Kollmar, 79 Jahre alt (Melsungen, 4. Oktober); Fräulein Minna v. Bardeleben (Kassel, 6. Oktober); Intendantur-Kanzleisekretär a. D. Heinrich Wolf, 83 Jahre alt (Kassel, 7. Oktober).

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel Schloßplatz 4.

Dr. J. R. in Berlin. Wir freuen uns sehr der gegebenen Zusage! Möchte die Erfüllung eine recht baldige sein.

J. F. in Wolfhagen. Sofort verwandt und Weiteres willkommen.

W. B. in Kassel. Sendungen empfangen und mit Dank angenommen.

K. M. in Marburg. Es ist nicht unseres Amtes, derartiges Geschreibsel zu widerlegen; wir müssen das anderen Blättern, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, überlassen. Die Einbildung und die Unwissenheit reichen sich in dem von Ihnen erwähnten Elaborat die Hände. Ein paar Lektionen hessischer Geschichte sollte immerhin derjenige genommen haben, der in Hessen über hessische Dinge schreibt.

W. J. in F. Gegen Nachdruck mit Quellenangabe haben wir nichts einzuwenden. Handelt es sich um den Abdruck größerer Artikel, so sollte vorher eine Anfrage bei der Redaktion des „Hessenlandes" erfolgen.

Th. K. in Regensburg. Also abgemacht!

Wir danken freundlichst für die Predigt,
Die Sache ist damit erledigt;
Zwar ging ein kleines Wetter nieder,
Doch scheint die liebe Sonne wieder.

Wenn uns der Weg einmal in Ihre Nähe führen sollte, werden wir gewiß anklopfen. Herzlichen Gruß!

L. M. in Eschwege; J. Sch. in Frankfurt a. M. Unsere Mappe ist wieder leer, sodaß wir einen hoffentlich nicht vergeblichen Bittgang antreten müssen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 21. Kassel, 3. November 1894.

Das „Hessenland“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Mäje, Dü satt mer die Wätsche nür seng.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Setz mer Dü, Stammeng[2]), de Krüs[3]) net so hin!
Läß doch de Flejel schie dräuß i dr Schin[4])!
Brengst Dü mer Wing[5]), sah frengdlich[6]) mich o!
Setzt Dü de Krüs mer so schwapp ver die Nos[7]),
Driewt[8]) sich dr kęstlichste Wing mer im Glos. —

Elsche, schie Mäje, bos stetst[9]) Dü do dräuß?
Komm doch nür rie[10])! Sei die Sonn hei im Häus!
Mök[11]) so kin Wät[12]) bi des Stammenges Knorz!
Bann ich is Ööj[13]) Der, is blore[14]), nur gück,
Schmäckt mer bie Hünk[15]) äus dem Glos glich dr Schlück.

Mäje, drem satt Dü die Wätsche mer seng.
Elsche, liew Elsche, ee kęstliches Deng[16])
Es ee schie Mäje, ee Lied ö in Wing.
Mäje, ich schänk Der ee Lied ö in Reng[17]),
Schänk mer nür i, ö sei dofer meng!

Kurt Nuhn.

---

[1]) Mädchen, Du sollst mir die Wirthin nur sein, [2]) Stammende, [3]) Krug, [4]) Scheune, [5]) Wein, [6]) sieh freundlich, [7]) Nase, [8]) trübt, [9]) stehst, [10]) herein, [11]) mag, [12]) Wirth, [13]) Auge, [14]) blaue, [15]) Honig, [16]) Ding, [17]) Ring.



Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen. 1504—1567.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Kurz nachdem Kaiser Karl V. den afrikanischen Krieg beendet hatte, trat sein Vizekanzler Held kraft einer Vollmacht seines Herrn in Unterhandlungen mit den eifrigsten katholischen Fürsten, den Herzögen von Bayern, Georg von Sachsen, Heinrich und Erich I. von Braunschweig, den Erzbischöfen von Salzburg und Mainz. Auf einer Zusammenkunft zu Nürnberg (10.—12. Juni 1538) wurde von den Genannten ein Bündniß geschlossen, „die christliche Einigung". Zweck dieses Bundes war die Handhabung der wahren christlichen Religion, die Vollziehung aller kaiserlichen und Reichstags-Abschiede, der der Religion halber gegebenen Gebote und Verbote. Die Oberhauptmannschaft in diesem Bunde übernahmen Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig; der eine erhielt den oberländischen, der andere den sächsischen Kreis zugetheilt. Von Toledo aus genehmigte der Kaiser dieses Bündniß mit dem Versprechen, daß er sowohl wie sein Bruder den vierten Theil der Kosten dieses Bundes tragen wollten; den übrigen Theil mußten die Bundesglieder tragen (20. Mai 1539). Zugleich mit der Genehmigung sandte der Kaiser 50000 Gulden.

Obgleich der Bund geheim gehalten werden sollte, so erhielt dennoch Landgraf Philipp alsbald Kunde von dem Bestehen desselben. In seiner ersten Zornesaufwallung besetzte Philipp sofort die Mainzischen Aemter Amöneburg, Neustadt und Fritzlar, gab dieselben aber alsbald wieder frei. An Stelle Held's, der seine ihm aufgetragenen Befugnisse überschritten hatte, sandte der Kaiser, dem die Erhaltung des Friedens in Deutschland sehr am Herzen lag, als seinen Bevollmächtigten den ehemaligen Erzbischof von Lunden, Johannes Wessel. Besonders dem Landgrafen bewies dieser die günstigsten Gesinnungen. Die Verhandlungen mit Wessel übernahmen die Kurfürsten von Brandeuburg und von der Pfalz; sie brachten zu Frankfurt, wo auch der Landgraf trotz seiner Krankheit erschien, den sogenannten „Frankfurter Anstand" zu Stande (19. April 1539). Auf Grund dieses Vertrags sollte der Nürnberger Religionsfrieden bestätigt und die Kammergerichtsprozesse in Kirchensachen eingestellt werden. Zu Frankfurt wandte sich auch der König von Polen, Sigmund II., in seinem und im Namen des Königs von Ungarn an den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen, um von ihnen Hilfe gegen die Türken zu erlangen.

Ohne jegliche Bestätigung des Frankfurter Friedens erließ der Kaiser eine Einladung zu einem Religionsgespräch nach Speyer ergehen, aber alsbald wurde statt dieses Orts Hagenau i. E. bestimmt. Als seine Bevollmächtigten sandte der Landgraf den Vizekanzler Johann Nußbicker, der zu Hagenau starb, Dr. Walter, Rudolf Schenck, Gerhard Noviomagus von Marburg, sowie Johann Pistorius, Pfarrer zu Nidda. Das Gespräch gelangte zu keinem Ziel. Zu Worms wurde dasselbe fortgesetzt. Bevor hier die Verhandlung über den Hauptpunkt begann, vergingen erst zwei Monate mit einem Streit um Nebenpunkte. Vergebens drang der Landgraf auf Nachgiebigkeit in allen unwesentlichen Punkten. Auf Veranlassung Philipp's trat eine geistliche Konferenz zusammen, die das Regensburger Interim vorbereitete. Bucerus hielt mit Gropper und anderen gemäßigten Katholiken diese Konferenz.

Auf einem Reichstage zu Regensburg kündigte Karl V. seine persönliche Ankunft und die Fortsetzung des Religionsgesprächs an. Gleich nachdem er zu Regensburg angekommen war (10. März), sandte er dem Landgrafen eine unbedingte Abzugsfreiheit vom bevorstehenden Reichstage zu. Ausgestellt war dieses Schriftstück am 3. Januar 1541 zu Lützelburg i. Lothr. Nach Regensburg sandte Philipp seinen Kanzler Johann Feige,

seinen Vizekanzler Dr. Walter, die Theologen Korvinus, Kymeus, Draconites, Meleander und Bucer. Von 300 Reitern umgeben ritt er selbst von Marburg aus über Würzburg und Nürnberg nach Regensburg. Im Namen des Kaisers wurde der Landgraf empfangen von Granvella, Naves und dem Herrn von Breda. Von Seiten des Kaisers wurden zu dem theologischen Gespräch gesandt die Katholiken Johannes Eck, Johannes Gropper und Julius von Pflug, drei Evangelische, Melanchthon, Bucer und Pistorius von Nidda. Dem Gespräch ließ der Kaiser eine christliche und vermittelnde Darstellung zu Grunde legen. Auf diesem Reichstage hatte Philipp öfters Unterredungen mit dem Kaiser, wobei er dem Kaiser rieth, die verglichenen und die unverglichenen Artikel den Reichsständen vorzulegen. Drei vermittelnde Gutachten der Kurfürsten, der Städte und der protestantischen Stände verwarf der Kaiser. Im Reichstagsabschied verwies er die streitigen Punkte sammt der ganzen Religionsverhandlung auf ein allgemeines oder Nation-Konzilium, mit der Bestimmung, daß, wenn binnen 18 Monaten kein Konzilium zu Stande kommen würde, die Sache auf einem Reichstag verhandelt werden sollte. Der Nürnberger Friede erhielt die Bestätigung des Kaisers, die Aufhebung der Achtserklärung gegen Minden und Goslar wurde bestätigt, eine gleichmäßige Besetzung und unparteiische Visitation des Reichskammergerichts verheißen, die Protestanten zur Reform ihrer Stifter und zur Aufnahme von Proselyten ermächtigt und ihnen der ungestörte Besitz der geistlichen Renten, Zinsen und Gülten gesichert. Philipp erwarb auch auf diesem Reichstage die kaiserlichen Privilegien für die neugestiftete Universität Marburg.

Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte die Rechte der Stadt Braunschweig verletzt und die Vollziehung der Acht, die vom Reichskammergericht über die Stadt Goslar ausgesprochen, aber vom Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg aufgehoben war, fortgesetzt. Auf Bitten dieser beiden Städte kamen die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes zu Eisenach zusammen (13. Juli 1542). Hier verabredeten sie sich wegen der gegen Herzog Heinrich zu ergreifenden Maßregeln und beschlossen gegen denselben vorzugehen. Mit 2500 Mann wurde Bernhard von Mila nach Braunschweig gesandt, der Landgraf sowie der Kurfürst von Sachsen folgten mit 4000 Reitern und 15000 Fußgängern. Philipp nahm seinen Weg von Marburg aus über Beverungen, Höxter, Holzminden. Das Land, mit Ausnahme der Festen Schöningen, Steinbrück und Wolfenbüttel, eroberten sie innerhalb vierzehn Tagen. Heinrich floh mit seinem Kanzler nach Landshut. Nach und nach wurden auch die drei genannten Festen eingenommen. Die vor zehn Jahren unterbrochenen evangelischen Unterhandlungen mit Hildesheim knüpfte Philipp wieder an, durch Buchenhagen und Korvin reformirt, trat die Stadt dem Schmalkaldischen Bunde bei. In Wolfenbüttel wurde Beutegroschen ausgetheilt. Auf den Siegesmünzen des Landgrafen, die aus den Einkünften der herzoglich Goslar'schen Bergwerke geschlagen wurden, standen die Worte: Parcere subjectis et debellare superbos. Auf des Kurfürsten Siegesmünzen standen die Worte: Soli deo victoria.

Auf einem Reichstage zu Worms stellte der Schmalkaldische Bund das eroberte Herzogthum Braunschweig vorläufig unter die Hand des Kaisers. Dem Herzog wurde vom Kaiser befohlen, sich den getroffenen Maßregeln zu fügen. Von König Franz I. von Frankreich erschlich sich der Herzog mehrere tausend Goldgulden, mit denen er ein Heer warb von 8000 Landsknechten und 1500 Reitern. Mit diesen erschien er plötzlich im Lande Hadeln und im Gebiete seines Bruders, des Erzbischofs von Bremen und Verden. Nachdem sich ihm die Feste Steinbrück ergeben hatte stießen Graf Otto von Rittberg, ein abtrünniger Vasall des Landgrafen Philipp, und Alhard von Hörde mit 3000 Fußgängern und 1000 Reitern zum Herzog. Der Herzog rückte vor Wolfenbüttel. Gegen ihn zog, mit Genehmigung des Bundes, der Landgraf an der Spitze von 7000 Hessen, drei Fähnlein besoldeter Landsknechte, 1600 Reitern, 23 Stücken schwerer und leichter Artillerie.

In dem Medemer Feld stieß im Namen des Kurfürsten von Sachsen der junge Herzog Ernst, der Sohn Philipp's von Braunschweig-Grubenhagen, mit Truppen zu ihm. Herzog Moritz stand mit 1000 Reitern und 5000 Landsknechten in Mühlhausen. Am 16. Oktober 1545 kam es zum Zusammenstoß mit Heinrich bei Nordheim und nach mehrfachen Unterhandlungen, die sich jedoch zerschlugen, am 21. Oktober zur Schlacht bei Kahlfeld. Die Schlacht endete mit der Gefangennahme des Herzogs Heinrich nebst seinem Sohne.

„. . . . Und als der Hertzog wieder kam
Ueber drey Jahr mit einem Heer,
Wolt seines Landts nicht sein flüchtig mehr,
Sondern das haben mit eim Streit,
Landgraf Philipp ward bald bereit,
Mit seinen Hessen kam zur Statt,
Den Vatter und Sohn gefangen hat,

Sein Bunds-Genossen ihm stunden bey
Allmal der Churfürst half ihm frey."

Der Herzog wurde in Ziegenhain internirt, sein Sohn blieb in Kassel. Philipp selbst zog an die Weser, um seine abtrünnigen Vasallen zu bestrafen. Graf Johann von Schaumburg wurde der Feste Bückeburg entsetzt und diese bis zum endlichen Vertrage seinem Bruder Otto übergeben. Sodann rückte der Landgraf vor die Feste Rittberg, die er einnahm. (Fortsetzung folgt.)

Auch eine Reise in's mittägige Frankreich.

Von Otto Gerland.

Jeannette Philippine Le Clerc, geb. Du Ry, ein Mitglied der bekannten Architektenfamilie Du Ry zu Kassel, machte in den Jahren 1773 bis 1775 mit ihrem Gatten eine Reise von Kassel bis an den Fuß der Pyrenäen und hat darüber sehr ausführliche, auf gründlicher Beobachtung beruhende Berichte hinterlassen. Es mag im Nachfolgenden daraus das mitgetheilt werden, was uns zeigt, wie man damals zu reisen pflegte, was damals der Besichtigung und Beachtung werth gehalten wurde, wie es in dem am Vorabend der Revolution stehenden Frankreich aussah, und welches Bild auch insbesondere die damals noch nicht gesetzlich anerkannten reformirten Gemeinden in Frankreich boten, Dinge, die wohl ein allgemeineres Interesse voraussetzen können.

Die Reise ging von Kassel über Frankfurt, Darmstadt, wo nur das drei Jahre zuvor erbaute, berühmte große Exerzierhaus mit seinen 16 Oefen und 136 Fenstern die Aufmerksamkeit der Reisenden erregte, und die ungemein „artige Stadt" Mannheim nach Speyer. „Beim Abendessen sagte man uns hier," erzählt die Berichterstatterin, „daß wir durch einen großen Wald fahren müßten, der nicht zu den sichersten gehöre, dort seien vor Kurzem ein Postillon ermordet und die Postreisenden beraubt worden. Weil aber der Mörder ergriffen und gerädert war, wir bei hellem Tag hindurchreisten und unsere Reisegesellschaft aus acht Personen bestand, so machte ich gute Miene zum bösen Spiel, und wir begaben uns vergnügt auf den Weg. Herr B. und einer unserer Kutscher bildeten zu Fuß die Vorhut, dann kam der Haupttrupp, bestehend aus Herrn K., meinem Mann und mir, die Nachhut bildeten ein Schweizer Offizier, der in russischen Diensten stand und von dort mit Herrn G. und seinem Kutscher kam. Beim Ausmarsch aus Speyer wurde unsere Karavane noch durch zwei Fußreisende vergrößert, die denselben Weg wie wir machten, bald voraus, bald zur Seite und bald hinterher gingen. Nachdem wir auf diese Weise zwei Stunden lang beschleunigt marschirt und einem Trupp sogenannter Handwerksburschen begegnet waren, die wir im Holz in einiger Entfernung von der Straße sitzen sahen, kamen wir nach Germersheim, wovon der gefährliche Wald seinen Namen hat." Bei der Fahrt in einem eigens gemietheten Wagen von Straßburg aus durch Lothringen auf bewunderungswürdig schön angelegten Straßen wurden die Reisenden von der Sauberkeit der Arbeitsmädchen entzückt, die alle in Weiß gekleidet waren, wie denn die Lothringerinnen allgemein leinene Kleider von blendender Weiße trugen; alle Männer erschienen anmuthig und von angenehmen Gesichtszügen, die Frauen in ihrer Jugend artig und wohlgestaltet, im Alter abschreckend und wie Hexen. In Luneville traf man am Mittagstisch Reiteroffiziere, welche Alle im siebenjährigen Krieg in Kassel gewesen waren. Nancy mit seinem Stanislausplatz erregte natürlich das Entzücken der Reisenden, in Vitry fiel ihnen zweierlei auf, was uns jetzt als selbstverständlich erscheinen würde, daß nämlich die Straßennamen an den Ecken angegeben und an der Kirche Verbote gegen die Verunreinigung des Platzes angebracht waren. So kamen die Reisenden voll Freude über die schönen durchreisten Gegenden in die Nähe von Paris. „Zwei Meilen von Paris", wird uns erzählt, „wurden zwei meiner Sinne sehr verschieden berührt. Mein Gesicht konnte sich nicht sättigen, ich hätte Argusaugen haben mögen, aber mein Geruch, mein armer Geruch, wurde lebhaft durch einen Gestank verletzt, den ich nicht anders beschreiben kann, als wenn ich sage, es roch wie in den schmutzigsten Häusern der elendesten Armuth. Dieser Eindruck verfolgte mich bis zu dem (in der Nähe der Schlächtereien belegenen) Gasthaus, oder vielmehr, er schien sich dort zu vermehren, und ich wäre sicher krank geworden, wenn ich längere Zeit in der Umgebung der Schlächtereien geblieben wäre." Die Klagen

über den Pariser Schmutz kehren noch öfters wieder.

Wir übergehen die Schilderungen der Pariser Moden und wenden uns zum Besuch des reformirten Gottesdienstes. Dieser war damals noch in ganz Frankreich verboten, die Kapelle des niederländischen Gesandten diente aber in Paris ganz öffentlich und mit nicht gar zu vielen Belästigungen auch den einheimischen Reformirten als Versammlungsort. „Sonntag den 1. August waren wir im Holländischen Hof. Als mein Mann den Fiaker bestieg, sagte er zum Kutscher, er solle uns in den Holländischen Hof fahren. ‚Wollen Sie zur Predigt?‘ fragte der Kutscher. ‚Wird dort gepredigt‘, fragte ich meinerseits. ‚Jawohl, Madame,‘ sagte der Kutscher, ‚nur zu, wir sind in einer guten halben Stunde dort.‘ Wir fanden für uns Plätze in einem der drei Zimmer, welche die Zuhörer einnahmen. Ein dicker Vorleser und Kantor las gerade in näselndem Tone vor, als wir eintraten, seine Stimme suchte er zwar zu verändern, sie war aber von einer unerträglichen Eintönigkeit. Zufrieden war ich mit seinem Gesang. Man singt sehr gut im Holländischen Hof und mit einem Eifer, der leider bei uns unbekannt ist; fast Jeder weiß die Psalmen auswendig und braucht kein Gesangbuch. Orgeln giebt's nicht. Der Pfarrer erschien gegen 11 Uhr. Er nahm seinen Text aus der Offenbarung: Ich bin das A und O; und das, was er sagte, seine ganz abstrakte metaphysische Predigt, war gewiß für sieben Achtel seiner Zuhörer hebräisch, aber seine salbungsvollen Gebete entschädigten für die Trockenheit seiner Predigt. Ich war außerordentlich überrascht, die Damen bei der Predigt mit rother Schminke zu sehen, das paßt für den Spaziergang, aber nicht für die Predigt. O Zeiten, o Sitten! Ich habe die Familie Calas*) im Holländischen Hof gesehen; eine Dame, die neben mir saß, zeigte sie mir. Ich hatte schon zwei dieser Damen bemerkt, denen man viel Ehrerbietung erwies und die ihren Platz zu Füßen des Predigtstuhls hatten. Die eine war die Mutter, die Wittwe des Herrn Calas, eine starke Frau, sehr sauber gekleidet, 60 Jahre alt, in einem schwarzen Kleid mit einem schwarzen Band und einem Rohrstock in der Hand. Die andere war ihre älteste Tochter, klein, schlank, mit schwarzen Augen, mit einem melancholischen Zug im Gesicht, übrigens sehr gewählt gekleidet und roth geschminkt. Meine Nachbarin sagte mir, daß die andere Tochter an einen Herrn Du Voisin verheirathet sei, den Geistlichen, der gerade predigte. Dieser Herr ist sehr beliebt, und man erstickt in Folge der vielen Kirchengänger an den Tagen, an welchen er predigt. Frau Du Voisin sitzt als Gattin des Geistlichen im Parket.*) Ich habe sie auf den Spaziergängen mit ihrem Manne gesehen, sie ist größer und jünger als ihre Schwester, von einer recht angenehmen Gestalt und wie jene sehr gut gekleidet. Der Gottesdienst wird abgehalten wie bei uns, aber es ist mehr Eifer und Aufmerksamkeit dabei. Etwas, was mir eigenthümlich vorkam, war, daß man dem öffentlichen und dem Privatgebet das bevorstehende Urtheil in einem in Wahrheit für das Schicksal einer Familie entscheidenden Prozeß empfahl und für die Gewinnung des Prozesses am folgenden Sonntag Dank sagte, während die Betheiligten gegenwärtig waren.“

Eine merkwürdige Beschreibung erhalten wir über ein Kloster. „Mir gegenüber habe ich das Kloster der Karmeliter. Diese Herren haben sehr artige Zimmer mit getäfelten und gebohnten Fußböden, Tapeten, Vorhängen und Balkonen vor den Fenstern. Einer von ihnen malt; ich habe ihn ein Bild über einen Kamin malen sehen; einer ist musikalisch und spielt alle Abend die Flöte; er spielt aber nicht fromme Weisen, sondern die neuesten Operetten. Dann ist noch ein Bruder Apotheker da, den ich alle Tage sein Zimmer kehren und bohnen sehe, und endlich ein anderer, der ein geschickter Tischler sein soll, der aber so schmutzig ist, wie man nur Jemanden sehen kann, und der schon mehr Trunkenbold ist.“

---

*) Jean Calas, ein allgemein geachteter reformirter Kaufmann zu Toulouse, wurde aus religiösem Fanatismus angeklagt, seinen ältesten Sohn erdrosselt zu haben, durch ein parteiisches Gericht auf Grund falscher Zeugenaussagen zum Tod verurtheilt und 1762 gerädert. Voltaire nahm sich des Andenkens des Unschuldigen an und bewirkte die Wiederaufnahme des Prozesses, in Folge deren 1765 das Urtheil vernichtet und Calas und seine Familie für unschuldig erklärt wurden. Der König suchte darauf der Familie Calas durch Freigebigkeit ihre Verluste zu ersetzen, und die Personen der ersten Stände wetteiferten darin, ihre Lage zu erleichtern.

*) Das Parket ist der in den reformirten Kirchen Frankreichs den Aeltesten der Gemeinde und sonstigen hervorragenden Personen vorbehaltene Platz um den Altartisch.

Waidmannsheil!

Von Frida Storck.

Es war zu der Zeit, da die Eisenbahnen noch nicht lange das Land durchkreuzten. Auf dem stattlichen Bahnhof der Residenzstadt Kassel hastete eine ältliche Dame ängstlich von einem Wagen zum andern. Hinter ihr, mit übermüthig lächelndem Angesicht, ward ihre Nichte Gertrud sichtbar, die Fräulein Walburg, ehr- und tugendsame Schwester des Forstinspektors Eichner, laut Gelöbniß unversehrt an Leib und Seele im heimischen Forsthof abzuliefern hatte.

„Nein, ist das eine Ungemüthlichkeit, Kind. Mit dieser Eisenbahnfahrerei kann ich mich mein Lebtag nicht befreunden", jammerte Fräulein Walburg. „Und Du sollst sehen, es passirt auch ein Unglück. Freitag soll man nicht reisen."

„Einsteigen, bitte einsteigen!" rief der Schaffner dringend und schob die alte Dame in den Wagen hinein. „Sie fahren doch dritter Klasse?" fragt er noch, als Walburg schon auf die Bank hingesunken ist.

„Leider ja", seufzt das alte Fräulein, dem die Angst vor dem nahenden Unglück Kopfschmerzen macht.

Gerta ist sehr vergnügt und meint, während sie den Schirm und eine Schachtel auf das obere Brett legt: „Ich freue mich doch, daß ich es mit der dritten Klasse durchsetzte. Gieb acht, das wird sehr lustig! Auf der Herreise habe ich mich in der leeren zweiten Klasse halb todt gegähnt."

In diesem Augenblick klimmt ein hagerer Mensch mit Hutschachtel und Regenschirm in das Coupé. Gerta taxirt ihn sofort für einen nach Anstellung im Pfarramt schmachtenden Hauslehrer. Bescheidentlich drückt er sich in die fernste Ecke, denn es nahen drei Männer mit Büchsen und Jagdranzen. Sonntagsjäger, wie Gerta konstatirt. Drei Jagdgewehre, in unheimlich bedrohlicher Nähe —, Walburg überläuft eine Gänsehaut. Sie macht stets einen Bogen um des Forstmeisters Gewehrschrank. Gerta ringt tapfer gegen einen Lachkrampf. Die Gesichter der Tante und des Kandidaten sind urkomisch in ihrer Todesangst. Erstere macht sich endlich Luft gegen ihren Nachbar.

„Bitte! Ihr Gewehr—, es passirt doch nichts?" stammelt sie scheuen Blicks.

„Keine Bange, meine Dame! Es geht nichts los, denn es ist nichts d'rin", lacht der Jäger.

Inzwischen halten Gerta's Augen Personalmusterung. Papa würde sich köstlich amüsiren über dieses Kleeblatt. Tantens Nachbar in froschgrünem, strapazirtem Rock, verwitterter Schirmmütze und ledernen, über die Beinkleider geschnürten Gamaschen, sieht besonders abenteuerlich aus. Er ist stark gebräunt, hat funkelnd schwarze Augen und einen Kinnbart à la Wallenstein, das giebt ihm etwas Verwegenes. Die Anderen nennen ihn Major. Sein Gegenüber beseitigt eben seine steife Halsbinde und läßt sie, aufathmend, in die Tasche der ausgewaschenen Joppe gleiten. Dieser in Damengesellschaft befremdliche Toilettenwechsel wird seitens des Majors lobend anerkannt.

„Recht so, lieber Rath! Steife Kragen hindern die Bewegung. Besonders beim scharfen Zielen sollte der Hals nie beengt sein. Halten Sie nur immer auf's Blatt. Das heißt mehr nach dem Hals hin, so." Er hebt die Büchse, auf die rechte Hand Walburg's zielend, die, Halt suchend, den Fensterriemen umklammert. Entsetzlich! Sie ist mit Gerta und der ganzen Welt zerfallen und sinkt resignirt in ihre Ecke. Da ertönt neben Gerta die Stimme des Dritten: „Aber Herr Major, Sie erschrecken die Damen."

„Den Teufel auch, Assessor! Der Schießprügel ist ja leer. Denken wohl, ich vergeude mein kostbares Blei? Hab' ohnehin nur zwei Kugeln und drei Schrotpatronen."

„Vielleicht kann der Krämer in Baumbach aushelfen."

„Hahaha! Assessor, Sie sind naiv! Danke schön für die Sorte. Das knallt überhaupt nicht los. Pscht! Pscht! schleicht das so in aller Gemüthlichkeit aus dem Lauf und schlängelt sich wie'n Feuerwerkskörper durch die Atmosphäre. Die Kreatur äßt dabei ruhig weiter. So'n Dings schadet nicht, das kennt so'n alter Bock schon aus Erfahrung. Haha!"

Der jugendliche Assessor, in normaler Kleidung wie andere Sterbliche, scheint wenig Verständniß und mangelhafte Begeisterung für diesen Jagdzug zu haben. Seine braunen Augen sind vielmehr beharrlich auf dem Anstand — nach einen Blick seiner hübschen Nachbarin, die wiederum angelegentlich die fernste Ecke, mithin den Kandidaten, fixirt.

„Wo stellen Sie mich nun an, Major, und wo soll Erich stehen?" forscht der Rath interessirt. Erich, der Assessor, ist sein Neffe.

„Na, Sie werden staunen! Hochinteressanter Stand. Fünf, sechs Böcke geh'n da sicher 'raus.

Haben müssen wir einen. Wissen Sie, meine Frau rechnet bestimmt auf die Keule — für Sonntag."

„Unbesorgt! Werd' schon tüchtig d'raufhalten. Hab' meiner Alten ja den Ziemer fest zugesagt."

„Zeug giebt's da genug. Wenn nur die verd. . . . . . Bauern nicht Alles abschießen wollten! Nichts als die Spießböcke lassen sie laufen."

„Wie wär's, wenn wir an der Staatsgrenze Posto faßten. Der Forstmeister Eichner will vor Mitte Juni nichts schießen. Da fühlt sich das Rehzeug sicher, wie in Abraham's Schoß."

„Hahaha! Wär' ein Hauptspaß, dem Herrn Nachbar so'n paar Ueberläufer fortzuputzen!" lacht der Major.

Gilt das blitzartige Aufleuchten in Gerta's Augen dem Kandidaten? Walburg wirft einen entsetzten Blick auf die lachenden Gesellen. So also sehen Wilddiebe aus! Sie wird dem Bruder sofort Meldung machen.

Der Assessor schreckt aus seinen Profilstudien auf bei des Majors Frage: „Die Damen gestatten wohl, daß wir rauchen?"

Walburg graut vor dem Frager. Um keinen Preis möchte sie solch' wüsten Menschen reizen. „Sie werden uns ja nicht im Rauch ersticken wollen", meint sie, ein Lächeln erzwingend.

„Tante, im Rauch konservirt man sich gut", lacht Gerta.

„Hoffentlich haben Sie ein aromatisches Kraut mit?" fragt Erich.

„Na, eine echt Importirte gerade nicht. Das Wild ist an kräftige Gerüche gewöhnt, und auf Damen war ich nicht vorbereitet. Na, zum Henker! Jetzt hab' ich kein Feuerzeug." Die Zigarre bereits im Mund, durchwühlt er die Taschen des grünen Röckleins. „Assessor, haben Sie Zündhölzer?"

„Bedaure, nein!"

Auch der gleichfalls rauchbereite Rath konstatirt verdrossen, daß er nicht versehen ist. Worauf er sich mit verbindlichem Grinsen zu den Damen wendet: „Hätten vielleicht, zufällig, die Damen Feuerzeug?"

Gerta platzt silberhell auflachend heraus: „Bedaure, wir rauchen nicht!"

„Siehst Du, Onkel, das Fräulein beliebt Dich auszulachen", spottet Erich, das lachende, rosige Mädchen unverhohlen bewundernd.

Versagtes reizt doppelt. Der Rath durchstöbert nun sein Gepäck. Man will die Nacht in der Dorfschenke bleiben, sollte die fürsorgliche Räthin nicht Feuerzeug beigepackt haben? „Ah!" Ein Freudenschein zieht gleich der Morgenröthe über seine feisten Wangen, er fand das Gesuchte, eine ganze Schachtel.

„Ah", triumphirt auch der Major. „Das Rauchopfer beginne!"

Plötzlich schwirrt es dünn und heiser, wie die verstimmte Saite einer Guitarre, aus der schwarzen Binde des Kandidaten herüber: „Ich muß ergebenst bitten, nicht zu rauchen. Ich bin nämlich halsleidend. Selbstrauchen ist aber kaum so schädlich, als Sitzen im Rauch." Allgemeine Verblüfftheit. Die Hand des Raths sinkt mit dem aufflammenden Hölzchen herab, indeß der Major ingrimmig brummt: „Verdammtes Pech heute! Mich soll der Teufel frikassiren, falls ich wieder in solchen Kasten steige, wo man nicht 'mal rauchen kann."

„Ist's denn so furchtbar schlimm, 'mal nicht rauchen zu dürfen?" fragt Gerta belustigt.

„Na ob!" stöhnt der Grüne, während Erich die Gelegenheit zu der kühnen Phrase nutzt: „In solcher Gesellschaft bringt man aber jedes Opfer gern und leicht."

Walburg gönnt dieser einzigen fühlenden Brust einen dankbaren Blick. Die wüsten Gesellen traktiren sich nun mit dem abenteuerlichsten Jägerlatein, dem Halsleidenden verächtlich den Rücken kehrend. Wie mag ein junger Kerl das Rauchen nicht vertragen können. Jammervolle Jugend heute!

Walburg vernimmt nothgedrungen alle Details einer verunglückten Fuchsjagd. Die Bestie hatte sich regungslos im Sande verscharrt, alle Mühe der dreistündigen Belagerung blieb erfolglos. Gestikulirend fährt der Major vor Walburg hin und her, um dem andächtig lauschenden Rath die Situation zu schildern. Sie versinkt völlig in ihrer Ecke hinter dem Redelustigen. Ergebungsvoll vernimmt sie, daß der Rath unlängst einen Kapitalhirsch mit Schrot geschossen, weil er keine Kugel mitgehabt, daß der Major einst einen sich am Wege sonnenden Fuchs vom Wagen herab erlegt. Daß der Rath in einem Treiben vier Hasen zur Strecke gebracht, wundert sie schon gar nicht mehr, hätte er einen Eisbären mit Vogeldunst geschossen, es hätte sie kaum noch erregen können.

Auch Gerta achtet dieser Münchhausen'schen Abenteuer nicht. Unmerklich, durch Frage und Antwort hat der Assessor eine Konversation mit ihr angebahnt. Der schüchterne Kandidat gestattet sich ob dieser Thatsache eine eifersüchtige Regung. Warum auch hatte er sich in diese entlegene Ecke geflüchtet?

„Na," meint der Major, „wenn wir nur erst

unsern Bock haben, eh's ein Donnerwetter giebt! Ueberm Wald sieht's höllisch munkelig aus."

„Ich danke! Mit solchem Blitzableiter in der Faust am Waldrande sitzen, ist ein schlechter Spaß", seufzt der Rath.

„Baumbach! Eine halbe Minute!" Der Schaffner reißt die Thür auf.

„Alle Hagel, da sind wir ja! Wünschen Sie uns um Gottes Willen kein Glück, meine Damen, lieber Arm- und Beinbruch!" schreit der Major. Walburg überläuft eine Gänsehaut ob solchen Frevels. Gerta aber sagt lachend:

„Im Gegentheil, wir wünschen Waidmannsheil!"

„Ah! Das Fräulein kennen den Jagdkomment?" fragt der Assessor erstaunt.

„Schnell, schnell!" drängt der Schaffner. Die Thür schlägt zu, die Maschine stampft weiter.

Der Kandidat ergeht sich in erbitterten Sticheleien über Jagdfanatismus und Rücksichtslosigkeit. Walburg assistirt getreulich. Gerta blickt sinnend nach den Waldbergen. Noch wenig Minuten, und die Damen steigen aus, um mit des Forstmeisters harrendem Jagdwagen in den sommerlichen Wald zu fahren. — — —

(Schluß folgt.)

Der Hessen Weibertreue.

Singt immer Bürger's Hochgesang
Der Weibertreu in Schwaben;
Auch einen Ruf vom besten Klang
Die Hessenfrauen haben,
Der dauern wird, so lang ein Stein
Der Weidelsburg wird übrig sein.

Es schwur im Zorn der Hessen Fürst:
„Willst Du Dich nicht ergeben,
Dann, Reinhard, merk' es Dir, Du wirst
Mir's büßen mit dem Leben.
Die Weidelsburg zerbrech' ich schier
Zu abertausend Stücken Dir."

„„Hoho!"" rief da vom Thurme der,
„„Du willst die Burg mir brechen,
Du blinder Hess'? Laß Dir vorher
Den Staar der Augen stechen.
Auch denk' an Nürnberg, an die Stadt,
Die keinen hängt, den sie nicht hat!""

So zankten sich die Herren aus,
Die wuthentbrannt in Fehde;
Der Landgraf vor dem festen Haus,
D'rauf Dallwigk's Fähnlein wehte,
Des Ed'len, der ein Feuerbrand
Und Schrecken war dem Hessenland.

D'rauf schloß der Landgraf und sein Heer
Noch enger ein die Feste,
So daß nicht Korn und Klaue mehr
Gekonnt zum Felsenneste,
Darinnen Durst und Hungersnoth
Mehr würgten, als der Schlachtentod.

Als nun das letzte Mehl zu Brot
Vom Boden war verbacken,
Und auch der Speicher nichts mehr bot
Zu beißen und zu knacken;
Der Rauchfang lag, als wie gekehrt,
Und auch der Keller war geleert:

Sprach ernst der Reinhard: „„Liebe Frau,
Was nützt dies Lungerleben?
Das Korn ist all', der Himmel blau
Und will kein Wasser geben.
Entzieh'n wir uns der schweren Noth
Und Knechtschaft durch vereinten Tod!""

„Vereinten Tod?" frug derb die Frau,
„Wenn Du sprichst, wie im Spittel
Ein Weib, das altersschwach und grau,
Schwatzt von dem Sterbekittel;
Dann, nimm's nicht krumm, thu' ich dem Herrn,
Wie Judith einst an Holofern."

Gesagt, gethan. — Sie ging zur Truh
Und nahm die Prachtgeschmeide
Aus ihrer jahrelangen Ruh'
Zusammt dem besten Kleide.
Das war das stolze Brautgewand,
In dem sie vor dem Altar stand.

Dann fügte sie das Seidenhaar
Zu losen, leichten Ringen,
Die auf den Nacken wunderbar
Wie güld'ne Schlänglein hingen,
Die Schultern hüllte sie in Flor
Und schritt so aus dem dunk'len Thor.

Hinab schritt sie vom Berg den Pfad
Und mit gewandtem Schritte
Zum Fürstenzelte, wo gerad'
In seiner Ritter Mitte
Der Landgraf saß nach leck'rem Mahl
In Weineslaune beim Pokal.

Wie der die schöne Freifrau sah,
Der lebensfrohe Zecher,
Rief laut er aus: „Viktoria!"
Und schwenkte hoch den Becher:
„Wir hatten Bacchus und Apoll,
Schaut, Amor macht das Kleeblatt voll!"

Und damit schlug er Arm und Hand
Der Freifrau um das Mieder
Und bog, zur Sträubenden gewandt,
Das bärt'ge Haupt hernieder:
„Gewährt sei Deine Bitte Dir;
Giebst Du ein Mäulchen mir dafür!"

Gesagt, da brannte schon ihr Kuß
Auf seinen bärt'gen Lippen,
Und trieb das Blut ihm, Schuß auf Schuß,
Heißpochend an die Rippen,
Indeß das Weib sich zog zurück,
Unnahbar in Gestalt und Blick:

„Nicht für den Reinhard bitte ich,
Den hast Du ja verschworen;
Unschuld'ge Weiber haben mich
Als Sendling auserkoren.
Mit ihnen laß, o Fürst, mich zieh'n
Um's allernächste Morgenglüh'n.

Und will sich Deine hohe Gunst
Des Weitern noch bequemen,
Laß uns, woran das Herz in Brunst
Hängt, mit von dannen nehmen.
Hat doch oft Tand, als größter Schatz,
Im Frauenherz den Vorderplatz."

Da lacht der Fürst: „Du hast mein Wort!
Zieht frei, wenn's nächst will tagen;
Auch nehmt an Schätzen mit Euch fort,
Was Ihr vermögt zu tragen.
Ihr seht, ich nehm's nicht so genau;
Grüßt mir den Reinhard, schöne Frau!" — —

Der Morgen kommt, die Nacht entflieht,
Im Purpur prangt der Osten,
Da steh'n im Thale — Glied an Glied —
Die Hessen schon auf Posten.
Und aus der Burg wallt es gedrang
Wie Prozession und Kirchengang.

Und als es näher kommt heran,
Was stellt sich dar den Blicken?
Die Burgfrau stolz dem Zug voran,
Den Reinhard auf dem Rücken,
Und hinterher — in Treuen echt —
Die Weiblein all' mit Knapp' und Knecht.

Der Landgraf sieht's, der Landgraf lacht:
„Ein echtes Frauenstückchen!
Gottsmarter, wenn ich je gedacht
So 'was ein Augenblickchen.
Doch Wort ist Wort, wenn's auch apart
Von Weiberlist gedeutelt ward."

Und als sie all' sind defilirt
Und, ihrer Lasten ledig,
In schmucker Reihe aufmarschirt,
War er noch äußerst gnädig.
Der Pfeiferrotte winkte er:
„Frisch mit dem besten Walzer her!"

Und als er mit der Freifrau d'rauf
Gewalzt vorauf den Andern,
Spricht er zum Reinhard: „Herr, Glückauf!
Könnt frei nach Hause wandern;
Dankt's Ihrem Kuß, und daß, trotz Staar,
Ich köstlich fand, was Euer war."

Den Reinhard hat das nicht verletzt,
Er wußt' sich zu bescheiden,
Er sprach und hat sein Weib geherzt
Wie in vergang'nen Zeiten:
„„In Ehren, Herr, schad't nie ein Kuß;
Man nehm's nur, wie man's nehmen muß.""

Und Amen! Amen! So soll's sein!
Komm, schlankes Hessenmädchen,
Und laß uns Kuß an Küsse reih'n,
Wie Perlen auf ein Fädchen!
Ich geb Dir auch, als meinem Schatz,
Im Herzen schönst den Vorderplatz!

Ludwig Mohr.

Aus alter und neuer Zeit.

Adalbert III. von Harstall. Der 5. Oktober 1814 ist der Todestag des 86. und letzten in der Reihe der geistlichen Fürsten von Fulda, Adalbert's III. von Harstall. Er wurde am 28. November 1788 einstimmig zum Fürstbischof gewählt und regierte, bis er am 22. Oktober 1802 vom Prinzen Wilhelm von Oranien aus seinem fürstlichen Amte verdrängt wurde. Ohne sich auf ein Kompromiß einzulassen, wich er nur der Gewalt. Nachdem er vom nordwestlichen Eckfenster des Schlosses die Vereidigung seiner Beamten durch die Eindringlinge mit angesehen, verließ er am genannten Tage, alles Geld und alle Schätze zurücklassend, durch die erst viele Jahre nachher wieder geöffnete Thüre des Schloßgartens seine Fürstenwohnung und begab sich in das gegenüberliegende, von ihm aus Privatmitteln erworbene Gebäude, das jetzige Damenstift, und widmete sich mit rastlosem Eifer dem geistlichen Regimente der Diözese Fulda. Von hier aus sah er nicht nur das oranische Fürstenthum Fulda, sondern auch die französische Administration und das Großherzogthum Frankfurt zusammenbrechen. 14 Jahre lang blieb nach seinem Tode der bischöfliche Stuhl von Fulda unbesetzt. J. S.

Aus Heimath und Fremde.

Aus Kassel berichtet das „Kasseler Tageblatt": Unsere Gemäldegalerie ist vor einiger Zeit durch die Munificenz eines Deutschland und insbesondere der Kasseler Galerie wohlgeneigten Holländers, des berühmten Urkundenforschers und Kenners altholländischer Malerei und Ehrendoktors der Universität Gießen Abraham Bredius, Direktors der königlichen Galerie im Mauritshuis im Haag, mit einem ungemein werthvollen Geschenk bedacht worden. Es ist dies ein durch Reichthum und Feinheit der Farbe gleich ausgezeichnetes Werk des seltenen Malers Adriach Brouwer, eine ländliche Kneipe mit trinkenden und rauchenden Bauern. Dieser Zuwachs für unsere Galerie war eine um so willkommenere Gabe, als unsere beiden früher sogenannten Brouwer sich im Lichte der Forschung vor einigen Jahren in Teniers verwandelt hatten. Das Bildchen hängt in dem ehemals Habich'schen Zimmer, das durch Einverleibung einer Reihe der schönsten Rembrandts zu einer Art kleiner Tribuna, d. h. zu einem künstlerischen Festraum geworden ist. Das Werk eines der intimsten Koloristen aller Zeiten, wie es eben Brouwer war, selbst neben einem Rembrandt Stand haltend, ist geeignet, dem Raum eine noch höhere Weihe zu geben.

Notizen. Am 22. Oktober wurde in Karlshafen a. W. die neue prächtige Weserbrücke eingeweiht. — Am 29. Oktober hielt der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde seine Monatsversammlung ab. Der Vorsitzende Dr. Brunner berichtete über die Erlebnisse des Vereins im verflossenen Sommer, und Oberlehrer Dr. Eigenbrot hielt einen Vortrag über „Lambert von Hersfeld, den Geschichtsschreiber Kaiser Heinrich's IV".

Aus Wächtersbach, den 27. Oktober, schreibt man uns: Heute starb dahier im Alter von 95 Jahren ein Fräulein, das für Kassel gewissermaßen zu einer historischen Persönlichkeit wurde. Im Jahre 1825 siedelte ein junges Fräulein, Stina Senechaute, aus Bonn nach Kassel über, wurde später bei dem ersten Kinde des Kurprinzen Friedrich Wilhelm als Kindermädchen angenommen und versah diese Stelle dann bei allen neun Kindern des Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten, die sämmtlich bis in die neueste Zeit eine rührende Anhänglichkeit an die „alte Stina" an den Tag legten, denn es verging kein Geburtstag, ohne daß nicht von allen Kindern des Kurfürsten Geschenke und Gratulationen eingingen. Die älteste Tochter des Kurfürsten, Fürstin Auguste zu Ysenburg und Büdingen (s. „Hessenland" Nr. 19), nahm sie im Jahre 1866 zu sich nach Wächtersbach und vermachte im Jahre 1887 die Sorge um ihre alte gute Stina testamentarisch ihrem Gemahl, dem regierenden Fürsten. Der Fürst machte der alten Stina, wie die hingeschiedene Gemahlin, in seinem Schlosse alltäglich Mittags und Abends einen Besuch, und wenn Prinzen oder Prinzessinnen von Hanau am hiesigen Hofe verweilten, so sprach sie mit diesen noch so, wie in ihrer Kinderzeit. Fräulein Senechaute genoß eine kurfürstliche, nachmals von Preußen ausgezahlte Pension von jährlich 720 Mark, sie war am 1. November 1799 geboren und interessirte sich lebhaft für alle Nachrichten aus Kassel, die sie aus dem „Kasseler Tageblatt" schöpfte, wobei sie aber ihre Bekannten oft mit deren Kinder und Enkeln verwechselte. Und sonderbar, aber wahr: sie machte in ihrem hohen Alter noch vor zwei Jahren eine Erbschaft aus Bonn, wohin sie nie wieder gekommen war. Ihr Tod war ein höchst sanfter, denn als sie wohl und munter sich heute früh erheben und ankleiden wollte, wobei ihr eine Dienerin behilflich war, sank sie in die Kissen zurück und war eine Leiche.

Personalien.

Ernannt: Pfarrer extr. Lange zum Hilfspfarrer in Sooden a. W.; Gerichtsreferendar von Eschwege zum

Regierungsreferendar bei der Regierung in Kassel; Referendar von Byren zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Krebs und von Christen zu Referendaren.

Beauftragt: der Pfarrer Most in Allendorf a. d. W. mit Versehung der Metropolitanatsgeschäfte der Klasse Allendorf.

Uebertragen: dem Postmeister Dörnte in Witzenhausen die Vorsteherstelle des Postamts I in Hechingen.

Versetzt: Postdirektor Schlitter von Mühlheim (Ruhr) nach Marburg; Postmeister Schönknecht von Ziegenhain nach Witzenhausen; Gymnasialdirektor Dr. Heldmann von Bückeburg nach Rinteln.

Verliehen: Dem Privatdozenten in der theologischen Fakultät der Universität Marburg Lic. Dr. Johannes Werner das Prädikat „Professor".

Wiederaufgenommen: Referendar Goebels in den Justizdienst.

Entlassen: Notar Dr. jur. Wolter in Rinteln aus dem Amte als Notar; Schatzzahlmeister Klöpfer bei der Landesdirektion; die Oberförster Wachsmuth in Dodenhausen und von Stiernberg in Haina.

Geboren: Ein Sohn: Herrn L. Schomburg und Frau Anna, geb. Flacke, in Halle a. S.

Verlobt: Frl. Marie Wichmann (Salzwedel) mit Architekt Jean Spindler (Kassel).

Vermählt: Dr. med. Gg. Siemon, prakt. Arzt, mit Dora, geb. Kratz (Wildungen).

Gestorben: Privatmann Karl Warnstorff (Kassel, 10. Oktober); Cäcilie Schultze, geb. von Heppe, Gattin des Oberlandesgerichtsrath Alexander Schultze (Kassel, 10. Oktober); Rechnungsrathswittwe Luise Heer, 67 Jahre alt (Kassel, 11. Oktober); Regierungs- und Baurath a. D. Wilhelm Landgrebe, 91 Jahre alt (Kassel, 12. Oktober); Forstreferendar Karl Coester (Hann. Münden, 13. Oktober); Rentmeister z. D. Wilhelm Reinhard Hassel, 88 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); Anna Dorothea Gertrud von Harlem, Gattin des Landraths Dietrich von Harlem (Ottweiler, 17. Oktober); Christine Hassenpflug, geb. von Todenwarth, Wittwe des Professors Hassenpflug (Kassel, 18. Oktober); Apotheker Georg Stamm, 46 Jahre alt (Glauchau, 22. Oktober); Valeska Hartmann, geb. Eylenstein, Gattin des königl. Kammermusikers Wilhelm Hartmann (Kassel, 23. Oktober); Wilhelm Krapf, Einjährig-Freiwilliger, 18 Jahre alt (Wehlheiden, 23. Oktober); Karl Katzenstein, 40 Jahre alt (Carnarvon in Südafrika, 24. Oktober); königl. Baurath a. D. Kullmann (Rinteln, 24. Oktober); Henry Moesta, aus Kassel gebürtig, 66 Jahre alt (Detroit, Mich., 1. Oktober).

Hessische Bücherschau.

William Pierson, Preußische Geschichte. Berlin (Gebr. Paetel.) — Bd. II, 1894.

Von Seite 374 an hat der Verfasser diesem Bande seiner preußischen Geschichte eine „Uebersicht der Geschichte der neuen Provinzen" angehangen; Hessen wird daselbst von Seite 403 bis 412 abgehandelt. Was Unkenntniß und Anmaßung zu leisten im Stande sind, ist hier geleistet. Von den Landgrafen Karl, Friedrich I., Wilhelm VIII. und Friedrich II. weiß der Verfasser nichts weiter als den Soldatenhandel zu berichten, ob dessen er sich über die vier um das Hessenland so hochverdienten Fürsten in den gröbsten Schmähungen ergeht. Ein jeder Hesse weiß, welche Fürsorge Landgraf Karl während seiner fast sechszigjährigen Regierung seinem Lande zu Theil werden ließ, wie er unausgesetzt auf Verbesserung der Verwaltung, Hebung der Industrie, der Landwirthschaft u. s. w. bedacht war. Wer es nicht weiß, der werfe einen Blick in Bd. 3 der hessischen Landesordnungen, wo die von Landgraf Karl erlassenen 1006 Verordnungen und Gesetze ein schönes Denkmal seiner landesväterlichen Thätigkeit bilden. Von diesem trefflichsten Fürsten seiner Zeit, der noch jetzt im lebendigen Andenken aller Hessen steht, sagt der preußische Geschichtsschreiber, — zu seiner Ehre sei es bekannt, daß er sein Werk nur aus Quellen dritter und vierter Hand aufbaut, — Folgendes: „Die Gelder, welche Landgraf Karl aus diesem Geschäft (dem Soldatenhandel) bezog, vergeudete er größtentheils in Prachtbauten und für Gunstdamen; Nützliches ward nur wenig geschaffen, wie der Bau von Karlshafen, die Ansiedelung verjagter Hugenotten u. a. Noch weniger (!) leistete dem Lande sein Sohn und Nachfolger Friedrich I. u. s. w." — Von dem menschenfreundlichen und milden, der Wissenschaft und Kunst huldigenden, auch dem Subsidienvertrage mit England durchaus abgeneigten Landgrafen Friedrich II. weiß Herr Pierson nur zu berichten, daß er seinen Vater Wilhelm VIII. noch an nichtswürdiger Tyrannei überboten habe! — jenen Wilhelm VIII., der im Verein mit seinem Bruder Friedrich sein Land durch die im Jahre 1739 erlassene „Grebenordnung" zu einer Zeit „tyrannisirte", wo man in andern Ländern von einer Gemeindeverfassung noch keine Ahnung hatte; jenen Wilhelm VIII., von dem Friedrich der Große bei der Nachricht von dessen Tode sagte, daß er seinen besten Freund und Deutschland einen seiner trefflichsten Fürsten verloren habe.

In dem geschilderten Tone geht die Sudelei weiter. Kurfürst Wilhelm I. ist der „böse" Kurfürst, der „Landesvater mit dem dicken Kopf und langen Zopf", den die Bauern wieder haben wollten, trotzdem er „ein alter Esel" war. Und dies Alles wagt man dem preußischen Volke als hessische Geschichte aufzutischen. Gewiß wird das Buch viel gekauft und viel gelesen werden. Trösten wir uns mit der Thatsache, daß im Lande des Soldatenhandels der „böse" Kurfürst Wilhelm I., als er im Jahre 1814 seine Landstände einberief und auch die Bauern als vierten Stand mit hinzuzog, um aus freien Stücken den Entwurf einer Landesverfassung vorzulegen, feststellen konnte, daß

die Leibeigenschaft, die vor Jahrhunderten diesen Stand von den Landtagsverhandlungen ausschloß, in Hessen längst beseitigt und unbekannt sei.
H. Br.

Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen von Friedrich Pecht. München, 1894. 2 Bde.

Wir lesen auf S. 169 des ersten Bandes: „Als ich (Pecht) die französische Grenze überschritt, kam ich von Baden, das von Franzosen wimmelte, die sich da als vollständige Herren gerirten, mit jenem Uebermuth und jener Verachtung der jeweiligen Landesart, die sie überall bald verhaßt macht. . . Drinnen in den Spielsälen erfreute mich dann der Anblick jenes musterhaften deutschen Landesvaters, des **fortgejagten** alten Kurfürsten von Hessen, der mitten unter den Croupiers und Spielern sitzend, das Gold verspielte, was er seinen Unterthanen abgepreßt. Eine mächtige Gestalt mit schneeweißem Bart, hatte er große Haufen Gold und Banknoten vor sich, die er mit einer gewissen Wuth auf die verschiedensten Karten setzte. Bald hatte er Alles verloren und lief nun brummend fort, um nach einiger Zeit mit frisch gefüllten Taschen wieder anzukommen. Und dafür wurden die armen hessischen Bauern bis auf's Blut ausgesogen!"

Von diesen Angaben ist zunächst die falsch, daß Kurfürst Wilhelm II. fortgejagt sei. Er hat freiwillig seine Residenz verlassen, tief verletzt durch das taktlose Benehmen der hauptstädtischen Bevölkerung, und keine Deputationen vermochten den sonst so weichherzigen Mann, wieder zurückzukehren. Weiter ist unrichtig, daß Wilhelm II. eine „mächtige" Gestalt gewesen sei. Er war eher klein und dick. Endlich vergleiche man obige Darstellung mit derjenigen, welche Jakob Hoffmeister in den im Jahre 1882 erschienenen „Hessischen Erinnerungen" auf S. 90 ff. von seinen Eindrücken in Baden-Baden giebt. Der Kurfürst spielte diesem Beobachter zufolge durchaus leidenschaftslos und gleichmüthig, auch im Allgemeinen mit vielem Glück, indem er sogar einige Male die Bank sprengte. Da er seine Civilliste bezog und mit dieser ebenso wie mit seinem Privatvermögen machen konnte, was er wollte, und da er andererseits verfassungsmäßig außer Stande war, den „armen" hessischen Bauern auch nur einen Pfennig mehr abzunehmen, als was diese seine Civilliste betrug, so verdient Herr Friedrich Pecht wegen derartiger falscher und thörichter Behauptungen, wie er sie zum besseren Aufputz seines Werkes ohne jegliche Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse aufgestellt hat, von jedem Hessen energisch zurechtgewiesen zu werden. Die hessischen Bauern sind von keinem ihrer Fürsten „bis auf's Blut ausgesogen worden", am wenigsten von Kurfürst Wilhelm II., und ganz so arm, wie Herr Friedrich Pecht glaubt, sind sie auch nicht.

Wenn des Verfassers Lebenserinnerungen im Uebrigen nicht zuverlässiger und genauer sind, als die auf S. 169 f. produzirten, so ist die deutsche Memoirenliteratur nicht sonderlich bereichert worden.
H. Br.

Im 5. Jahrgang ist der Cotta'sche Musenalmanach wieder erschienen, herausgegeben von unseren Landsmann Otto Braun. Diese feinsinnige Auslese zeitgenössischer Lyrik, die auch äußerlich in prächtigem Gewande erscheint, wird ein willkommenes Festgeschenk sein. Von hessischen Dichtern sind H. Keller-Jordan, Richard Jordan, Julius Rodenberg und Daniel Saul vertreten.

Richtigstellung. Von Herrn Dr. med. Friedrich Hille in Straßburg i. E. erhalten wir folgende Zuschrift:

„In meinen Artikel „Geschichte der Familie Hille" haben sich in Nr. 19 einige Unrichtigkeiten eingeschlichen, die ich in der nächsten Nummer gefälligst zu berichtigen bitte:

1) S. 255. Auguste Karoline Wilhelmine Emilie Hille war nicht verheirathet mit dem Rentner Wilhelm Barkhausen in Detmold, sondern mit dem Architekten Konrad Barkhausen daselbst;

2) a. Emilie Friederike Luise Barkhausen war verheirathet mit dem Oberlehrer Dr. August Althaus in Berlin und ist daselbst mit Hinterlassung von zwei Kindern gestorben;

3) c. Theo Bertha Helene Mathilde Barkhausen ist seit 1872 verheirathet mit dem Rechtsanwalt und Notar Justizrath Albrecht Caspari in Kassel."

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

G. Th. D. in Marburg. Wir werden Ihnen ausführlich schreiben.

Fräulein H. B. in R. bei Hanau; C. P. in Wächtersbach; O. G. in Hildesheim; Frau S. J. in Gotha; Dr. W. S. in Fulda; J. S. in Frankfurt; L. M. in Eschwege; Pfarrer J. in Preungesheim. Für die erhaltenen Briefe und Beiträge sagen wir einstweilen unter Empfangsbestätigung besten Dank.

H. R. in Frankfurt a. M. Aufsatz über das von Ihnen berührte Thema wird in Bälde im „Hessenland" erscheinen. Nur ein wenig Geduld!

K. W. in Kassel. Der „Kinder-Reigen" (Leitgedicht in Nr. 20 des „Hessenland") rührt von unserm Landsmanne, dem Dichter Gustav Kastropp in Hannover her; leider ist in Folge eines Versehens beim Abdruck der Name des Autors ausgefallen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 17. November 1894.

Das „Hessenland“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Aufklärung.

Sagt nicht, mein still zurückgezog'nes Leben,
Mein Hang zur Einsamkeit, das sei nur Stolz;
Sagt nicht, daß mir der Freundschaft heil'ges Streben,
Wie Harz am Stamm im Sonnenbrand, zerschmolz.

Es glüht die Brust für alles ernste Ringen,
Das eines Mannes Leben ehrt und schmückt;
Noch trägt der Seele Flug auf mächt'gen Schwingen
Der Freundschaft Treue, die mein Herz beglückt.

Den Zukunftswerken gilt die Schaffensliebe
Noch fort und fort, und ohne Gram und Geiz;
Noch hat das wunderliche Weltgetriebe,
Verloren nicht bei mir den alten Reiz.

Indeß — mich ekelt der Parteien wüster,
Nur im Zerstören großer, Kampfessinn,
Denn durch die Massen schreitet wild und düster
Mit ihm der Geist verrohter Halbheit hin.

Man höhnt mir ungestraft den heil'gen Glauben,
Den ich im Sturm des Lebens mir erkämpft;
Der gold'ne Zeitgeist legt sich auf das Rauben,
Und Blendwerk hat den Geist des Volks gedämpft.

Das könnt Ihr mir, das kann ich Euch nicht ändern,
D'rum überlaßt mich meiner Einsamkeit; —
Ich bin die Fichte an den Felsenrändern,
Hoch trotzend allen Stürmen ihrer Zeit.

Wächtersbach.

Carl Preser.





Auch eine Reise in's mittägige Frankreich.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Von den Pariser Sehenswürdigkeiten folgen wir unsern Reisenden nur zu dem Denkmal des Marschalls von Sachsen; es stand damals noch in der Werkstatt seines Verfertigers, des Bildhauers Pigalle, und man wußte nicht, wohin man mit dem Kunstwerk sollte; denn da der Marschall Hugenott war, so wollte man das Denkmal nicht in eine Kirche setzen. Man half sich später und stellte es in der protestantischen Thomaskirche zu Straßburg auf. Der Künstler zeigte damals das Werk in seiner Werkstatt gegen Erhebung eines Eintrittsgeldes. Den Ausflug nach Versailles mitzumachen, können wir uns aber nicht versagen.

„Herr Y. gab uns einen Brief an Frau v. M., Beschließerin des Hôtels de Soubise daselbst mit dem Auftrag an diese mit, uns Betten herzurichten, falls wir dort schlafen wollten, und einen andern an Herrn C., Kammerdiener und Leib-Perrückier des Herrn Grafen von Provence, in welchem er diesen bat, uns Gelegenheit zu verschaffen, den Hof von Versailles zu sehen; wir fuhren mit Herrn und Frau F. Wir kamen um 11 Uhr an und stiegen im Hôtel de Soubise ab, waren aber noch nicht in unser Zimmer hinaufgestiegen, als Herr C. schon ankam. Nicht zufrieden, uns einen Empfehlungsbrief mitgegeben zu haben, hatte Herr Y. noch selbst mit ihm gesprochen. Wir mußten unsere Kleider wechseln, beschlossen, uns in der Kapelle des Königs zu treffen, und machten uns langsam auf den Weg. Wir kamen an den Amtsräumen der auswärtigen Angelegenheiten vorbei; Herr F. hatte dort Bekanntschaften, sagte, er müsse dort vorsprechen, wir gingen mit hinein, und ich habe nicht bereut, daß wir es gethan haben. Man sieht dort eine stolze Reihe Schränke, alle mit karmoisinrothen Damast und feinen, kaum sichtbaren Vergitterungen umschlossen, und die Bilder aller regierenden Potentaten in ovalen Goldrahmen. Ich sah Ganganelli*), Mustapha, aber nicht sah ich den Landgrafen von Hessen. Man versicherte mir, er würde auch bald vorhanden sein, und ich sah wirklich seinen Namen in einem leeren Rahmen, deren sieben oder acht da waren, die man, bevor man die Bilder dazu erlangt hatte, mit dem Namen des Herrschers ausfüllte. Als wir in das Schloß von Versailles kamen, erfuhren wir, daß die Messe des Königs zu Ende gehe; wir begaben uns daher auf den Weg, den er kommen mußte; Herr C. kam zu uns und stellte uns so auf, daß wir ihn gut sehen konnten. Gleich darauf kam er vorüber, gefolgt von Seiner Königlichen Hoheit dem Dauphin und dem Herrn Grafen von Provence. Der König trug einen Rock von grünem Moiré, die Haare ziemlich vernachlässigt; die beiden Prinzen waren in Grau gekleidet. Als sie vorüber waren, traten wir in die Kapelle und besahen dann die große Galerie. Dort sind alle Menschen gleich wie in einer andern Welt. Ich bewegte mich mit einem Gefühl vollster Sicherheit durch eine Menge von blauen Ordensbändern**), Bischöfen, Erzbischöfen, Damen und Herren, ein einfacher Ludwigsritter ist nur ein Atom, kurz, in der Galerie von Versailles sind die Großen recht klein. Wir stiegen wieder zum Hofe hinab, um den König zur Jagd abfahren zu sehen; durch die Fürsorge des Herrn C. waren wir vortheilhaft aufgestellt. Der König hatte die Kleidung gewechselt, er trug einen Rock von grünem Tuch mit Goldbesatz, graue Gamaschen und war gepudert. Ich fand ihn heiter aussehend. Er bestieg einen achtspännigen Wagen. Der Dauphin und der Graf von Porvence bestiegen gleichfalls einen achtspännigen Wagen."

Von den Merkwürdigkeiten im Schlosse mag

*) Papst Clemens XIV. aus dem Hause Ganganelli, der kurz vorher die Jesuiten unterdrückt hatte.

**) Dies war das Baud des damals so hoch geschätzten Ludwigsordens.

nur eine für die Eitelkeit Ludwig's XIV. charakteristische Stutzuhr erwähnt werden: ehe sie die Stunde schlug, bewegte ein kleiner Hahn die goldenen Flügel, krähte dreimal, und dann öffnete sich ein zweiflügeliges goldenes Thor, aus dem Ludwig XIV. zu Pferd herauskam, über ihm schwebend der ihn krönende Ruhm, dann schlug die Uhr, und es ertönte ein Glockenspiel.

Dann waren die Reisenden beim Mittagsmahl des Grafen von Artois, der Frau Dauphine*) und einiger Prinzessinnen zugegen. „Das der Frau Gräfin von Provence versäumten wir, aber bei ihrer Rückkehr vom Speisen ging sie so nahe an uns vorüber, daß wir Zeit hatten, sie bequem zu sehen. Die Frau Dauphine ist Alles, was man Liebenswürdiges und Anmuthiges sehen kann, mehr artig als schön, sie hat einen interessanten, jedermann zusagenden Gesichtsausdruck. Als wir von da wieder in den Hof hinabstiegen, sahen wir Madame Du Barry, die sich in ihren Neubau tragen ließ, um dessen Fortschritte zu sehen." Die Reisenden besahen dann noch die übrigen Sehenswürdigkeiten, auch das nach der Angabe der Marquise von Pompadour erbaute Wachthaus der Schweizergarde, das in seinem Aeußeren ein blau und weiß gestreiftes Zelt nachahmte, begegneten auch nochmals die Frau Dauphine, welche in eine rosa Pekesche gekleidet und mit einem Rohrstock in der Hand ihren Arm dem eben von der Jagd zurückgekehrten Grafen von Provence gegeben hatte. Der allgemeine Eindruck von Versailles war kein günstiger: „man läßt an diesem schönen Ort Alles verkommen, man macht kaum die gröbsten Ausbesserungen. Die Bäume der Orangerie haben ein gelbes und krankes Aussehen. Jedermann ohne Ausnahme, Stiefelputzer, Mägde, Kinder, Alles hat Zutritt zu den Versailler Gärten, fast jeder hat Schlüssel zu den Bosquets und dem Labyrinth, und die Freundinnen gehen mit ihren Arbeiten hin, indem sie die Kinder beaufsichtigen. Die Schildwachen sagen niemals: es kommt niemand durch; alle Welt geht dort spazieren, man hält das für selbstverständlich."

Während unsere Berichterstatterin in Paris kaum auf die Straße gehen konnte, ohne deutsch sprechen zu hören, fürchtete sie nun mit Recht, als die Weiterreise nach dem Süden angetreten werden sollte, ihre Muttersprache nur noch dann reden zu hören, wenn sie selbst sie spreche. Die Reisenden kauften sich ein leichtes Kabriolet, vor welches Postpferde gespannt wurden, und nahmen nur das nöthigste Handgepäck mit. Die Koffer wurden der Frachtpost übergeben, welche für die Fahrt vierzehn Tage gebrauchte, während die Reisenden selbst höchstens eine Woche nöthig hatten, um ihr Ziel zu erreichen.

Am Eingang zum Forst von Orleans erblickten sie erst Räder, auf deren jedem ein Geradbrechter lag; zur Sicherung der Landstraße waren auf jeder Seite der Straße die Bäume 300 Schritt weit abgehauen. Wir folgen dann unseren Reisenden eine lange Strecke lang durch Orte, welche durch die Heldenthaten unserer Brüder im Jahre 1870 geweiht sind, und hören die Namen Orleans, Gien, Chatillon, Blois, Romorantin, La Ferté, Vierzon. In Orleans bewunderten sie die zu der Loirebrücke, damals der größten und schönsten in Frankreich, führende Königstraße, an welcher der König jederseits eine Reihe von Häuserfassaden, „im Stile von Badepavillons", im Erdgeschoß mit Bogengängen und eigens zu Läden eingerichtet, erbaut und dann den Leuten, welche die dahinter liegenden Häuser kaufen wollten, geschenkt hatte. In La Ferté sahen sie ein schönes Schloß mit einer Zugbrücke und einem mit Bildsäulen, Vasen und Buchenhecken verzierten Garten. Hinter Vierzon führte der Weg durch die vollständig unangebaute, selbst baumlose Ebene von Vatan, dann auf schlechten Wegen durch einen Theil des Poitou, wo die Reisenden die Richtigkeit der Redeweise kennen lernten, die der Franzose gebraucht, um anzudeuten, daß er Jemandem nicht das geben wolle, um was er bittet, indem er sagt: Ich will Dir das Poitou geben.

In der Provinz Limousin bewiesen die Landstraßen die treffliche Verwaltung des Intendanten der Provinz, Turgot, die so sehr aller Augen auf diesen Mann zog, daß er später Finanzminister wurde, weil ganz Frankreich auf ihn die größten, wenn auch unter den damaligen Verhältnissen vergeblichen Hoffnungen setzte. Durch zum Theil fast unbewohnte Gegenden, über steile Berge und durch tiefe Thäler, die breiten Ströme mittels Fähren übersetzend, gelangten sie bei dem in einem tiefen Thalkessel liegenden Cahors in die Weinbau treibenden Gegenden und erreichten endlich, nachdem sie lange Strecken eintöniger Felder durchfahren hatten, in welchen nur einzelne zerstreute Meiereien lagen, ihr erstes Reiseziel, Montauban, wo sie sich aber zunächst nicht lange aufhielten, weil dort ein heftiges Faulfieber herrschte; die nicht geringe Sterblichkeit, verbunden mit der Sitte, um die entferntesten Verwandten und Verschwägerten, z. B. die Schwägerin des Schwagers, und dann drei Jahre lang Trauer anzulegen, ließen den größten Theil der

*) Marie Antoinette.

Einwohner in Trauerkleidung gehüllt einhergehen, und der Gemüthszustand unserer Reisenden wurde noch niedergedrückter, als am Tag nach ihrer Ankunft ihre Gastfreundin, wenn auch an einer anderen Krankheit, so heftig erkrankte, daß der Arzt sie zunächst aufgab. Sie reisten daher auch ziemlich bald weiter, um zunächst auch die Hauptstadt der Gascogne zu besuchen. Jenseits der bald nach der Abreise von Montauban überschrittenen Garonne wehte eine bessere Luft als in der von allen möglichen Gerüchen durchströmten Stadt. Auch eine andere Landschaft zeigte sich den Augen. „Die Gegend ist hier mannigfaltig, man sieht Wiesen und Weinberge, Hohes und Niedriges, wie im menschlichen Leben. Die Taubenhäuser, der schönste und schmuckste Theil der Wohnungen, glänzen nach allen Richtungen, zum Theil in Gesellschaft von Windmühlen. Eine Meierei bildet ein sehr artiges landschaftliches Bild. Das Haus ist gewöhnlich sehr niedrig gebaut wie eine Klause, meistens aus Bruch- oder Backsteinen; der Taubenschlag, hundert Schritte entfernt, beworfen und geweißt, ist wie ein Thurm gebaut; die Mühlen stehen in gleicher Entfernung, dazu kommen Ländereien, Wiesen, Weinberge und eine keine Zahl von Ulmen und Eichen, zwar etwas schmächtig, aber doch genügend für die Beheizung der Bewohner dieser Heimstätten; fügen wir noch einen Küchen- und Obstgarten mit einem Springbrunnen hinzu, dessen Wasser frisch und von gutem Geschmack ist, so haben wir ein landschaftliches Bild, das mit seinen etwas vom Haus entfernt liegenden Heu- und Strohschobern gewiß in Natur und im Bild gefallen wird. Wenn der Eigenthümer dieser Meierei selbst sie bewohnt, so ist gewönlich auch ein kleines Wohnhaus vorhanden, etwas größer als das Haus des Meiers, aber immer sehr bescheiden. Die Nüstlöchern gleichenden schlechten Lichtöffnungen sind gewöhnlich nach Norden gerichtet; Fenster kann ich diese Löcher nicht nennen, durch welche nur eine Ahnung von Tag in die 20—30 Fuß im Quadrat haltenden Zimmer eindringt. Man könnte, ohne Baukünstler zu sein, bloß mit seinem geringen Verstand das verbessern, was diese beschränkten Leute der alten Zeit, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Vorurtheil, so schlecht eingerichtet haben, aber ihre Nachkommen, ihnen gleichend, sagen: mein Vater, Großvater und Urgroßvater haben gut darin gewohnt, so werde ich auch gut darin wohnen, und die Häuser bleiben die alten Gefängnisse."

Im Verlauf der Reise traten die Pyrenäen in den Gesichtskreis, deren Schneeberge einen eigenthümlichen Gegensatz zu der starken und unerträglichen Hitze bildeten, unter der die Reisenden seufzten, und in Folge deren während der Weinernte noch in allen Gärten die köstlichsten Blumen blühten und dufteten, gleich als wenn sie eben erst aufgeblüht gewesen wären. In dem amphitheatralisch gelegenen Auch waren zwei Gebäude von hervorragender Bedeutung, die Kathedrale und das erzbischöfliche Palais. In ersterer galten die gemalten gothischen Fenster für eine besondere Merkwürdigkeit. „Sie sind", sagt unsere Erzählerin, „mit den lebhaften und glänzenden Farben gemalt, deren Geheimniß in den letzten Zeiten verloren gegangen sein soll; ich glaube aber vielmehr, daß man es wegen des gothischen Charakters, den es den Gebäuden giebt, vernachlässigt hat; denn man besitzt heute noch dasselbe Geschick wie vor 500 oder 600 Jahren. In der Nähe der Kirche liegt die Wohnung des Erzbischofs. Als wir sie uns von außen betrachteten, fragte uns ein berittener Polizeibeamter, ob wir nicht auch die Zimmer sehen wollten, und da wir erwiderten, daß uns dies Vergnügen machen würde, rief er den Zimmerbohner herbei, der uns überall herumführte und uns Zimmer zeigte, wie wir sie in einer solch abgelegenen Provinz nicht vermuthet hätten. Obgleich sie gut und selbst reich ausgestattet waren, so war doch über Alles ein Schimmer von Bescheidenheit ausgegossen. So stellten z. B. in einem Zimmer die Bilder über den Thüren die vier Jahreszeiten vor, aber alle Figuren sind bekleidet, nichts Wollüstiges ist in den Darstellungen des Frühlings und des Sommers. Dazu sind nur zwei Farben angewandt, violett und blau mit ihren verschiedenen Schattirungen. In einem Zimmer, das als Betzimmer diente, war nur ein Betstuhl von karmoisinrothem Sammet unter einem großen goldnen Kreuz und das Bild eines gekreuzigten Christus in Lebensgröße, so weit ich es beurtheilen kann, ein gutes Bild; das war Alles. Einige wenige Bilder von Heiligen und der Jungfrau, die Tapisserien und die Spiegel bilden den Hauptschmuck dieses Schlosses, von dem die Bewohner der Provinz glauben, daß es das schönste auf der Welt übertreffe. Ein Edelmann Namens d'Uzés, von gutem Aeußern und guter Redeweise, der mit uns das gleiche Gasthaus (‚Zum französischen Wappen') bewohnte, machte uns nach unserem Spaziergang einen Besuch mit einem Advokaten, der Paris gesehen hatte; der Edelmann ist nie aus der Proviuz herausgekommen. Er fragte mich, ob ich schon jemals etwas so Schönes wie das Schloß des Erzbischofs gesehen hätte. Ich erwiderte ihm, ich hätte schon Besseres als das gesehen, ehe ich von meiner Heimath abgereist wäre, daß ich dann

aber in Paris und Versailles gewesen wäre und daß also das Schloß des Erzbischofs, so schön es sei, nichts böte, was mich hätte überraschen können als der Umstand, daß es zu Auch erbaut sei. Der Advokat lachte, und Herr von Uzés schwieg. Dennoch ist es wahr, daß man nichts Freundlicheres und Angenehmeres sehen kann, als das Schloß von der Seite der Landschaft aus."

Sehr bald ging die Reise nach Montauban zurück, bei welcher Gelegenheit die Reisenden einen Wald durchfuhren, der von Wölfen unsicher gemacht wurde, von denen aber keiner zum Vorschein kam. Hören wir nun die Beschreibung der Stadt Montauban und der dort herrschenden Sitten. „Es ist eine verräucherte Stadt, erbaut aus Backsteinen, die sich zwar durch ihre Dauerhaftigkeit auszeichnen, aber, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit roth gemalt werden, allmälig eine schwarze Farbe annehmen. Außer den neueren sind wenige Häuser getüncht oder geweißt. Die Erdgeschosse sind unbewohnt und dienen zu Läden oder Küchen; gewöhnlich enthalten die Häuser nur zwei Wohnungen. Die Straßen sind meist eng und von einer Gosse durchschnitten, die alle Ausflüsse aus den Häusern aufnimmt, die man nie ausfegt und in die man mit Behagen das Geflügel rupfen und die Abfälle von Kohl, Salat, Lauch, Sellerie u. dgl. werfen sieht. Umsonst ist der mit Trompetengeschmetter und lauter Stimme ausgerufene Befehl, die Gosse täglich zu fegen, er läßt sich jeden Morgen von Neuem vernehmen, ohne daß man sich über die Polizei lustig macht. Man thut nichts, oder, wenn man durch den Unrathhaufen vor der Thür zu sehr belästigt wird, dann legt man Hand an den Besen, d. h. an einen der hier üblichen Schilfbesen, der weiter nichts leistet, als sanft über die spitzen Kieselsteine, mit denen die Straßen gepflastert sind, hinzugleiten, ohne aber je den Schmutz vom Grund der Gossen zu beseitigen. Es sieht aus, als wenn die Gossen nie gefegt wären, wodurch das Wasser schwarz und faulig wird; man wirft auch den Kehricht aus den Häusern in diese Gossen. Ist es da erstaunlich, daß die Stadt übel riecht, und daß man dort so viel Knoblauch ißt, namentlich während einer ansteckenden Krankheit und während der Weinlese? Ich möchte glauben, alle Wohlgerüche Europas könnten diesen übeln Geruch nicht beseitigen. Das Innere der Häuser ist ‚besenrein‘, und das ist Alles; sämmtliche Zimmer sind mit großen Ziegelsteinen belegt, die man täglich vor dem Auskehren anfeuchtet. Sie bilden einen lächerlichen Gegensatz zu dem Grün, mit dem alle Wände tapezirt sind, und den Spiegeln mit vergoldeten Rahmen. Die Tisch-, Bett- und Leibwäsche ist sehr rein und weiß. Wer ein Landhaus hat, zieht sich einen guten Theil des Sommers dahin zurück und kommt erst nach Martini oder selbst nach Weihnachten in die Stadt zurück. Ich halte es für sehr vernünftig wegzugehen, um reine Luft zu athmen. Die Landhäuser liegen so nahe bei einander, daß man Gesellschaft haben kann, so oft man will."

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Schrift aus westfälischer Zeit.

Von G. Th. D.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser prophezeit noch gewaltigere Stürme, nach denen „der höchste und hohe Adel, dem wir allein die jetzige Katastrophe verdanken, kraftvolleren und edleren Stämmen das Feld, das er nicht mehr behaupten kann, räumen muß". (Es ist zu bezweifeln, daß Martin so geschrieben hätte.)

Landgraf Friedrich II. wird beschuldigt, eine asiatische Ueppigkeit und eine Sittenverderbniß wie zu Sodom und Gomorrha verursacht zu haben. Armuth des Landes war die Folge des siebenjährigen Kriegs. Aus dem Seelenverkauf (!) für Englands amerikanischen Krieg flossen unermeßliche Summen in den Säckel des Fürsten. Aber nichts davon ward für das Wohl der Unterthanen verwendet, kein Ackerbau befördert, keinen Fabriken aufgeholfen, keine Schulden der Gemeinden bezahlt. Unter seinem Sohn und Nachfolger folgte Sparsamkeit und Zusammenscharren! Ueberall Plusmacherei für den Landesherrn, der gewiß über 50 Millionen Thaler gebot. — Diese Behauptung möchte doch übertrieben sein. 40 Millionen gab man als seinen Schatz um das Jahr 1820 an.

Auch Kritik anderer Art übt der Verfasser. Es gab Husaren zu Fuß, die Pferde kamen erst lange nachher, Landregimenter wurden zu Garnisonsregimentern gemacht, die Offiziere erhielten ein geringes Traktament. Man hing gleichsam einem Buckligen einen schönen Mantel um.

Der Landgraf Wilhelm IX. hatte einen Haß gegen Frankreich und Alles, was französisch war. Runde Hüte, Backenbärte und lange Hosen zu tragen war verboten. Gleichermaßen hegte der Regent bitiern Haß gegen Napoleon.

Mitunter gab es kleine Komödien, z. B. als im Jahr 1805 Bernadotte mit seinem Korps aus dem Hanauischen durch Hessen marschieren wollte, that man hier zwei Tage gewaltig grimmig. Beurlaubte wurden einberufen, Kanonen auf die Wälle gefahren, Befehle an alle Kommandirenden ertheilt, sich bis auf den letzten Mann zu wehren u. dergl. Nach zwei Tagen war die Komödie aus, die Einberufenen gingen wieder nach Haus. Bald darauf wurde hessisches und preußisches Militär mobil gemacht. Man irrte mit Sack und Pack umher ohne allen Zweck und zog, ohne Pulver gerochen zu haben, wieder heim. Diese Kampagne wurde die „Dreckkampagne" genannt.

Eher kann man wohl dem Verfasser Recht geben, wenn er den Versuch des Kurfürsten, im Jahre 1806 neutral zu bleiben, verurtheilt. Er hält diesen Versuch für Thorheit und Unsinn. Allein, da er selbst keine hohe Meinung von dem preußischen Heer hatte und eine noch geringere von dem hessischen, konnte er den ungünstigen Ausgang trotz des Zusammengehens mit Preußen voraussehen. Die Entscheidung war also eine sehr schwierige. Auf der einen Seite voraussichtlich Niederlage, auf der anderen zwar Sieg, aber zugleich Schimpf und Schande. Wir sind auch nur zu sehr geneigt, einen eingeschlagenen Weg nach dem Erfolg zu beurtheilen. Immerhin ist es bemerkenswerth, was der Verfasser bezüglich eines entschlossenen Widerstandes sagt: „Was würde ich als Minister gethan haben? ‚Jetzt, Eure kurfürstliche Durchlaucht, ist der Zeitpunkt da,' würde ich gesagt haben, ‚wo man der Nachwelt beweisen kann, daß noch nicht aller Muth, alle Entschlossenheit im Anfang des 19. Jahrhunderts aus Deutschland verbannt war. Auf, wir wollen versammeln, was wir versammeln können! Wir sind in einer verzweiflungsvollen Lage, lassen Sie uns auch wie Verzweifelte handeln! Es ist möglich noch etwas zu gewinnen, und wenn auch nicht, so ist ein ehrenvoller Tod einem schimpflichen Leben vorzuziehen.'" Er meint, die nöthige Zahl Truppen wäre in Eile zusammenzubringen gewesen. „Mortier müßte nicht bloß geschlagen, er müßte aufgefressen werden." Auch mit den aus Norden anrückenden Holländern wäre man fertig geworden.

„Hessische Männer! (Die Soldaten waren sonst gewohnt zu hören: Verdammter Kerl! oder: Verfluchter Kerl, was hat er wieder für einen Zopf!) „ich habe Alles gethan, meinem Lande den Frieden zu sichern. Allein Alles ist umsonst gewesen. Auf, laßt uns zeigen, daß wir noch die Nachkommen jener heldenmüthigen Hessen sind, die im siebenjährigen Krieg und in Amerika der Schrecken Frankreichs waren. Wir können fallen. Allein, was ist besser und wünschenswerther, nach jahrelanger Knechtschaft dahinschmachten oder jetzt auf dem Schlachtfeld für Ehre und Freiheit rühmlich zu verbluten? — Kein Prinz von Hessen wird das Land unserer Väter verlassen. Hier wollen wir begraben sein — oder siegen. Unser Blut, unser Leben gehört dem Vaterland, dem wir unsern Glanz verdanken. Auf! und wenn wir alle fallen, ein ewiger Ruhm, der Hessen schönster Lohn, ist unser Theil." Das wäre ein ehrenvoller Ausgang gewesen nach dem Urtheil des Verfassers. Statt dessen eilige Flucht aus dem Lande.

An den Kaiser Napoleon hat sich der Kurfürst gleich schriftlich gewandt und um Wiedereinsetzung in sein Land gebeten. Eine Antwort darauf ist nicht erfolgt.

Wieviel hätte der Kurfürst mit dem hessischen Militär ausrichten können, wenn er nicht den Gamaschendienst zur Hauptsache gemacht hätte. Der Verfasser spendet den hessischen Truppen, die in fast allen Kriegen der großen Mächte seit Jahrhunderten mitgekämpft haben, das gebührende Lob: „Sie haben sich stets brav gehalten und die Achtung der ganzen Welt erworben. Das hessische Militär war verhältnißmäßig ungeheuer stark, sodaß aus den geringeren Ständen beinahe jeder, der kein Krüppel war, Soldat werden mußte. Selten fand man einen Bürger oder Bauer, der nicht in seinen früheren Jahren Feldzüge mitgemacht hatte. Durch das Andenken an ruhmvolle Thaten, durch die Erzählung von Schlachten und Siegen, die der Knabe schon in zarter Jugend aus dem Munde seines Vaters oder Großvaters, der selbst dabei gewesen war und mitgefochten, der sich daran mit leuchtenden Augen, mit geheimem Stolz erinnerte, besonders wenn er in einer Narbe ein Ehrendenkmal aufzeigen konnte, vernahm, hatte sich der ganzen Nation ein kriegerischer Geist im höchsten Grade mitgetheilt. Die Buben, sobald sie laufen konnten, spielten Soldaten. Ein hölzerner Säbel, eine Flinte, Trompete, Trommel u. dergl. war das liebste Christtagsgeschenk, eine Grenadier- oder Husarenkappe von Zuckerpapier die schönste Zierde. Ueberdies war das hessische Volk ein gesunder und starker Menschenschlag, durch frühe Arbeit und Entbehrung abgehärtet und daher zu den Strapazen des Krieges sehr geschickt. Hier fand

sich der Stoff zum gemeinen Soldaten, wie man sich ihn nur wünschen konnte.

Seit Wackenitz und Schlieffen aber ist nicht nur nichts geschehen, das Militär zu verbessern, sondern Alles, um es zu verschlechtern. Der Kurfürst hatte eine Vorliebe für Gamaschendienst, für Paradekram und für den Adel. Er haßte Alles, was aus Frankreich kam, er wollte eine Nation nicht als Lehrmeisterin anerkennen, die so Vieles zertrümmert hatte, wobei man sich so wohl befand, die aber Ideen in Umlauf brachte, die man wohl benutzen konnte, und so kam es, daß je mehr Fortschritte die französische Armee zum Guten machte, um so mehr sich die hessische verschlechterte. In der ganzen hessischen Armee war Kleinigkeitskrämerei, in hohem Werthe und Ehren standen Exerziermeister, die den Paradeunfug im Puppenspiel sich recht geläufig gemacht hatten. Nur der flache Kopf ward ausgezeichnet, Talente konnten ihre Anlagen nicht entwickeln, nur wenige intelligente Offiziere konnten sich geltend machen, fanden am Militärdienst ein Wohlgefallen. Die sich auszeichneten, wurden weggeschickt zu einem Landregiment oder zu einer Wegekommissariatstelle, in der sie gar verkümmerten. Bessere Köpfe verließen den hessischen Dienst. Huth, Staatsminister und General nahm seinen Abschied, Ewald ging nach Dänemark, Wiederhold nach Portugal (1787), Bödicker bekam einen Ruf in badische Dienste, sie Alle waren unadelig. Wackenitz und Schlieffen wurden nach Ableben Friedrich's II. übel behandelt, sodaß sie sich zurückzogen. Wenige waren lernbegierig, meist waren die Offiziere Subjekte, deren Unwissenheit unglaublich war. In deren Gesellschaft hörte man Fluchen, Zoten u. s. w.

(Schluß folgt.)

Waidmannsheil!

Von Frida Storck.

(Schluß.)

Die Sparöllampe im Wohnzimmer des Forsthauses wirft ihr Licht auf den Theetisch. Walburg erholt sich, bei lebhafter Aussprache mit der Schwägerin, allmälig von den Aufregungen des Tages. Gerta fröhnt in Haus und Hof der Wiedersehensfreude mit lebendem und todtem Hausinventar.

Das vom Major vorahnend geweissagte Gewitter zieht herauf. Grelle Blitze fahren nieder, der Donner weckt dröhnend das Echo der Berge. Zwei Männer betreten den Forsthof, ein graubärtiger Forstlaufer und an seiner Seite — Assessor Erich Ebert. Walburg's konfuser Bericht über sträfliche Attentatspläne auf des Forstmeisters geschonten Wildstand haben doch zu ernsten Maßnahmen geführt.

Leider gelang es dem pflichttreuen Unterbeamten nur, diesen einen Frevler zu ertappen, der sich nicht einmal durch Waffenschein legitimiren konnte, obgleich er sehr zuversichtlich in allen Taschen nach diesem wichtigen Aktenstück wühlte. Der schlaue Forstlaufer ließ sich keineswegs durch solches Scheinmanöver verblüffen. Der Mann hatte über die Grenze hinaus einen Bock gefehlt und konnte sich nicht einmal ausweisen, mithin transportirte man ihn zum Forsthause, damit der Vorgesetzte selbst entscheide.

Die lächerliche Behauptung des Arrestanten, er sei Gerichtsassessor, geruhte der Alte zu ignoriren. Der Sturm toste im Hochwald, das war nicht einladend zu einer zwecklosen Plauderei.

„Forstlaufer Werner möchte den Herrn Forstmeister sprechen", meldet die Magd.

„Soll nur hier 'reinkommen", befiehlt Eichner.

Und herein tritt straff der Wackere, den Delinquenten vorausschiebend. Erich hat sich längst mit Galgenhumor in die Situation gefunden. Als er jetzt Walburg's triumphirendem Blick begegnet, blitzen seine Augen auf.

„Der Herr Forstmeister hatten befohlen, die Jagdgrenze abzugehen. Da fand ich diesen Schützen, wie er gerade einen Bock fehlte, und ausweisen kann er sich auch nicht. Wollen der Herr —"

Erich exekutirt seine eleganteste Salonverbeugung und unterbricht den Alten heiter: „Herr Forstmeister, meine Damen, ich habe die Ehre mich vorzustellen: Gerichtsassessor Erich Ebert aus Kassel. Leider steckt mein Waffenschein noch in Onkels Tasche, doch bin ich gern bereit, mich in die übliche Strafe nehmen zu lassen, bitte sehr um Nachsicht, daß mich dieser wackere Biedermann so spät in Ihren Burgfrieden schleppte." Und sich zu Walburg wendend, nach einem

suchenden Blick durch das Gemach, fragt er: „Unsere gemeinsame Fahrt ist Ihnen doch gut bekommen, meine Gnädige?“

Eichner hat sich mit ernster Miene erhoben. Walburg thut desgleichen und schwebt, ohne eine Antwort auf solch' unerhörte Frechheit, aus dem Gemach. Die Forstmeisterin, offenbar nicht orientirt, blickt fragend auf den Fremden.

„Ich bedauere, junger Mann, daß Sie sich so leichtsinnig in Gefahr begaben“, sagt Eichner, dem nun doch Zweifel an der Ruchlosigkeit dieses Wilderers aufsteigen. „Wie konnten Sie sich verleiten lassen, ohne Schein und ohne alle Berechtigung auf fremdem Gebiet zu jagen? Sind Sie wirklich Jurist, um so schlimmer für Sie.“

„Ja, zweifeln Sie denn an meiner Aussage? Und ohne Berechtigung sagen Sie? Onkel Regierungsrath hat mit dem Major die Feldjagd der Gemarkung Baumbach gepachtet, folglich hat er unbestrittenes Recht, seinen leiblichen Neffen dort jagen zu lassen. Die Herren sind zweifellos im Wirthshaus zu Baumbach — vielleicht ohne Jagdbeute wie ich — gelandet, denn das Wetter drohte längst loszubrechen.“

In der That folgt nun Schlag auf Schlag, und der Regen strömt plötzlich wolkenbruchartig. Schaurig heult der Sturm um das einsame Forsthaus.

„Allerdings ein böses Wetter“, meint Eichner. „Nehmen Sie einstweilen Platz, so können Sie nicht hinaus.“

Erich sitzt noch nicht auf dem gebotenen Stuhl, als die Thür auffliegt und Gerta, umkreist von zwei Jagdhunden, hereinstürzt. Da stehen sie sich, Aug' in Auge, gegenüber. Sie noch lieblicher, in dem hellen Hauskleid und der mädchenhaften Verwirrung bei seinem unerwarteten Anblick, er freudig erregt, einen Schritt ihr entgegenthuend.

Dann wird ihm das Fatale seiner Lage fühlbar. Gleichzeitig regt sich aber auch die Kühnheit jugendlichen Wagemuths.

„Ihr Waidmannsheil!, verehrtes Fräulein, brachte mir Glück. Man schleppte mich als Arrestanten hierher, damit ich Sie wiedersehen sollte. Hoffentlich haben Sie eine bessere Meinung von mir, als der Herr Forstmeister, der mich auf Grund der Indizienbeweise für einen abgefeimten Gauner hält.“

Verrätherisch zuckt es um die frischen Mädchenlippen, und dann lacht sie hell auf: „Köstlich! Das hat natürlich Tante Schuld, sie wittert stets Unheil.“

Die Forstmeisterin hält es ihrerseits für gerathen, handelnd einzugreifen und Gerta das Ungebührliche ihrer Heiterkeit darzuthun.

Der Assessor intervenirt jedoch: „Bitte gnädige Frau. Die Sache ist wirklich sehr komisch. Ich danke dem Geschick, das so viel reiselustige Menschheit in die dritte Klasse trieb.“

— — — — — — — — — —

Gerta und der Assessor hatten sich schon auf der Fahrt klaglos in die Schicksalsfügung ergeben. Sie fanden sich, am nächsten Morgen, sogar mit dem ersten Kuß und der Versicherung ewiger Liebe zurecht. Dieses geschah folgendermaßen.

Erich, nach Austoben des Wetters durch den alten Werner nach Baumbach eskortirt, hatte auf Ehrenwort gelobt, seine Legitimation schnellstens zu bewirken.

Früh Morgens nun steckte Gerta, in breiter Wirthschaftsschürze, zwischen den Gemüsebeeten. Während sie die Markerbsen zum Mittagstisch bricht, weilen ihre Gedanken, absonderlicher Weise, bei dem Assessor. Sie bedarf keines schriftlichen Nachweises, obgleich Tante noch eben behauptet, sie sei eine Menschenkennerin par excellence und die drei Jäger seien Schwindler der gefährlichsten Sorte.

Da klirrt die Pforte zum Walde, und es erscheint lupus in fabula, der Assessor. Er stürmt über die Erbsenbeete und schwenkt vor der hellen Gestalt nicht nur triumphirend seinen polizeilich gestempelten Waffenschein, sondern auch ein mit blauem Kanzleisiegel geschlossen gewesenes Schreiben.

„Lesen Sie, bitte, lesen Sie!“ verlangt er.

Und die bestürzte Gerta liest, daß, laut dieses Dekrets, der Gerichtsassessor Erich Ebert an's Oberappellationsgericht berufen ist.

„Glauben Sie nun, daß ich's bin, oder glauben Sie's nicht? Mama schickt mir das eben nach.“ Er hält ihre Hand und schaut fragend, bittend, in ihre sonnigen Augen, die sich plötzlich senken.

„Ich hab's doch aber gleich geglaubt. Tante meinte nur, weil die Herren Papas Wild fortschießen wollten, Sie seien —“ Die Vertheidigungsrede wird sehr verwirrt.

Der Morgenwind spielt in den Zweigen, übertönt das Flüstern zweier Menschenkinder und wirft Thauperlen in Gerta's Flechten. Nicht lange, so naht Arm in Arm durch den Gartenpfad ein seliges Paar. Tante Walburg sieht's vom Flur und ihrer Hand entgleitet das Tablett mit Frühstücksgeschirr, daß es klirrend zerschellt.

„Gerta! Unglückskind!“ ruft sie entsetzt. „Was wird Dein Vater sagen?“

„Hoffentlich Ja und Amen“, lacht Gerta.

Versöhnt und gerührt ist Tante Walburg erst, als beim Mittagstisch der nunmehrige Neffe sie als die eigentliche Stifterin seines Glückes preist. — — —

Der Major und der Rath konnten und wollten sich im Jagdkostüm nicht präsentiren. Sie fuhren in gedrückter Stimmung allein heim und gelobten sich hoch und theuer, niemals wieder mit einem verliebten Assessor zur Jagd auszuziehen, waren auch der Ansicht, auf das „Waidmannsheil" eines übermüthigen Backfisches sei kein Verlaß. Man hatte ja nur einen Bock geschossen, nämlich den, daß man Erich mitgenommen hatte. Erich selbst verzichtete fernerhin auf alle Jagdfahrten, obgleich sein Schwiegervater sich wacker mühte, einen Nimrod aus ihm zu erziehen. Der Major und der Rath haben aber noch manchen Bock gemeinschaftlich mit dem Forstmeister erlegt.

Aus alter und neuer Zeit.

Staufenberg. Wie allgemein bekannt, ist Bilstein ein sehr häufig vorkommender Bergname in Hessen und den Nachbarländern (vgl. „Hessenland", Jahrg. 1888, S. 139). Ein nicht minder sich wiederholender Name ist Staufenberg oder Staufen, und eine Zusammenstellung möchte nicht unwillkommen sein:

1) im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen, dem Regierungsbezirke Kassel:
   a. Staufenberg (daneben Stahlberg) zwischen den Dörfern Heckershausen und Mönchehof im Landkreise Kassel;
   b. Staufenberg im Reinhardswalde, nördlich von Veckerhagen, im Kreise Hofgeismar;
   c. Staufenbühl, Berg und Wüstung bei der blauen Kuppe nach Langenhain, im Kreise Eschwege (s. Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch., VII. Suppl.: Beschreibung der wüsten Ortschaften von G. Landau, S. 319;
2) im ehemaligen Herzogthum Nassau, dem Regierungsbezirk Wiesbaden: Stauffen, Gipfel des Taunus, südlich von Königsstein;
3) im Großherzogthum Hessen: Staufenberg, ein hochgelegener Ort mit ansehnlichen Burgtrümmern, zwischen den Bahnstationen Lollar und Fronhausen, eine alte Ziegenhain'sche Besitzung, (s. Landau, Wüste Ortschaften, S. 192; ders., Hess. Ritterburgen, Bd. III, S. 187 flg.);
4) im ehemaligen Königreich, der jetzigen Provinz Hannover:
   a. großer und kleiner Staufenberg, zwischen Landwehrhagen und Lutternberg;
   b. Staufenküppel bei Hannoverisch Münden;
5) im Herzogthum Braunschweig im Harze:
   a. im Zorgethal, südlich von Zorge und nördlich von Walkenried, mit seinem berühmten Cisterzienserstifte: großer und kleiner Staufenberg, auf letzterem die im Jahr 1243 von dem Grafen von Hohnstein erbaute und im Jahr 1253 wieder niedergerissene Burg Staufenberg;
   b. Staufenberg, nordwestlich von Blankenburg über den Ziegenkopf hinaus;
   c. Staufenburg bei Grund, vom Grafen von Kätlenburg erbaut, dann im Besitze Kaiser Lothar's III. (1130) und darauf der Welfen;
6) im Großherzogthum Baden im Schwarzwalde:
   a. großer und kleiner Stauffen, ersterer auch Merkuriusberg genannt, weil oben ein Votivstein dieses Gottes gefunden, bei Baden-Baden;
   b. Staufenberg, zwischen Appenweier und Offenburg, auf welchem das wohlerhaltene großherzogliche Schloß Staufenberg, im 11. Jahrhundert von Otto von Hohenstaufen, Bischof von Straßburg, erbaut;
   c. Staufenburg, an dessen Fuß das Dorf Staufen, Sitz eines im Jahre 1602 ausgestorbenen Geschlechts, im Münsterthale;
7) im Königreiche Würtemberg in der schwäbischen Alp:
   a. der Staufen oder Hohenstaufen, der Rest der Stammburg des berühmten Kaiserhauses, am Fuße das Dorf Hohenstaufen, nicht weit von Göppingen, die verlassene und verfallene Burg im Bauernkrig (1525) zerstört;
   b. die Ruine Staufeneck, südlich davon;
8) im Königreich Baiern: Stauf oder Donaustauf, unweit Regensburg, steiler Kalkfels mit Trümmern eines von den Schweden im dreißigjährigen Kriege (1634) zerstörten Schlosses;
9) im Kaiserthum Oesterreich:
   a. im Erzherzogthum Oesterreich: Stauf, Schloßruine bei Linz an der Donau;
   b. im Salzkammergut:
      aa. das Stauffengebirge, nördlich von Reichenhall, mit den Gipfeln: Zwiesel, Hohe Stauffen (1813 m) und Stauffeneck, worauf eine Burgruine gleichen Namens;
      bb. die Stauffenwand bei Traunstein am Traunsee.

Ob damit die Staufenberge u. s. w. erschöpft sind, soll dahingestellt bleiben. Es dürfen aber noch hierher gerechnet werden:

10) der Stubenberg (281 m) im nordöstlichen Harz über Gernrode im Fürstenthum Anhalt, ein herrlicher Aussichtspunkt.
11) die Stubbenkammer (128 m) auf der Nordostseite der Insel Rügen, eine unmittelbar aus der Ostsee steil aufsteigende, vielfach zerklüftete Kreidewand.

Wie ist nun diese so häufig und in verschiedenen Gegenden vorkommende Bezeichnung zu deuten?

Früher liebte man eine Anlehnung an einen der Götter Deutschlands und leitete Staufenberg, insbesondere aber den Stubenberg im Harze, vom Gotte Stuffo ab, ähnlich wie man anderwärts Bilstein (oder Bielstein) und Bielshöhle mit einem Gotte Biel in Verbindung brachte. In der an Alterthümern so reichen Domkapelle der alten Reichsstadt Goslar zeigt man auch zwei Stücke, welche lange Zeit, das eine für ein Bild des Götzen Stuffo, das andere für einen Altar des Gottes Krodo erklärt wurden.

Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie (2. Ausg., Berlin 1875, Band I, S. 170 und 205), bemerkt, daß nach einer alten Sachsenchronik Karl der Große im Jahre 780 auf der Hartesburg (Harzburg) einen Götzen Krodo niedergeworfen habe, der dem römischen Gotte Saturn ähnlich gesehen, daß sonst derselbe nirgends erwähnt werde.

Aus diesem Grunde ist die Ableitung der Staufenberge von einem Gotte allgemein aufgegeben, z. B. von unserem berühmten Literarhistoriker Vilmar (vgl. dessen Abhandlung: Die Ortsnamen in Kurhessen in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, alte Folge, Band I [Kassel 1837], S. 251: „Das Hirngespinnst Stuffo ist mit seinen Verwandten Biel, Krodo, Püstrich u. s. w. verschwunden.")

Eine andere Ableitung ist von Stufen, und davon sind die gedachten Höhen als stufenförmig aufsteigende zu deuten. Die zu Nr. 11 aufgeführte Stubbenkammer wird als slavisches Wort bezeichnet, zusammengesetzt aus stopien (Stufen) und kamien (Fels). Diese Ableitung paßt aber nicht auf verschiedene der angegebenen Berge, welche nicht stufenförmig aufsteigen, sondern sich als Felsmassen darstellen, wie z. B. der Hohenstaufen im Schwabenlande. Es muß deshalb der dritten Ableitung der Vorzug gegeben werden, wonach das Wort Stauf oder Stouf = lat. cautes oder rupes soviel wie wie Fels bedeutet, also Staufenberg: Felsberg (ein freilich ebenfalls viel vorkommender Name) (vgl. Vilmar a. a. O., ders. Idiotikon von Kurhessen, beim Worte Stauf [S. 396]; Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, S. 333, 342). Diese Deutung paßt zu den meisten der aufgeführten Höhen und hat trotz dieser scheinbaren Allgemeinheit nichts Auffallendes, da sich in der Bergbezeichnung so manche Namen unter verschiedenen Verhältnissen und in verschiedenen Gegenden wiederfinden. C. N.

Ein Nachhall aus hessischem Feldlagerleben. Da, wo die Mauern, welche das Städtchen Homberg in zwei Stadttheile, die Oberstadt und die Unterstadt, theilt, durchbrochen ist, befindet sich das „Neue Thor", welches bis in die Neuzeit hin überbaut war. Hier führt der Weg von der Ober- nach der Unterstadt, der sogenannten Freiheit, steil ab. An dieser Stelle fand in meiner Knabenzeit, — und heute wird dasselbe wohl noch der Fall sein —, für gewöhnlich das Schneeballen im Winter zwischen den Knaben der Oberstadt, den „Knochenschneppern", und denen der Freiheit, den „Kohlochsen", statt. Eigentlich theilten sich die Knaben der Stadt in drei große Gruppen, in die schon erwähnten Knochenschnepper und Kohlochsen und als die dritten im Bunde, in die „Berghasen" aus dem am Schloßberg belegenen Stadttheil; doch kamen die letzteren bei Ausfechtung der Winterkriege weniger in Betracht. Ging bei dem Schneeballen die eine oder andere Partei darauf los, so geschah dies stets mit dem lauten Rufe: Allah! zu! Tausendmal habe ich, als wilder Range, den Ruf ausgestoßen, ohne mir dabei das Mindeste zu denken. Einstmals aber vernahm ich aus dem Munde eines greisen Präzeptors, der im großelterlichen Hause Gast war, wie er bei dem Rufe Allah! zu! zu meinem Großvater sagte: „Gevatter, weißt Du, den Ruf haben unsere Alten mit aus Ungarn gebracht und den Türken vor Belgrad abgelernt. Es ist kaum glaublich, wie sich so etwas bei dem Volke erhält." Abends kam die Unterhaltung noch einmal auf den Ruf zurück. Leider ist meinem Gedächtniß von den Auseinandersetzungen des ehrwürdigen Herrn nichts verblieben. Aber beim Draufgehen während des nächsten Schneeballens habe ich mich als echter Türke gefühlt und noch einmal so laut geschrieen: „Allah! zu!" †

Aus Heimath und Fremde.

Am 20. Oktober, früh 7½ Uhr, wurde zu Schloß Rumpenheim die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, die Prinzessin Margarethe, jüngste Tochter der Kaiserin Friedrich, von einem äußerst kräftigen, gesunden Prinzen, dem zweiten Sohn, glücklich entbunden. Der kleine Prinz und seine hohe Mutter erfreuen sich besten Wohlseins.

Gebrüder Grimm-Denkmal in Hanau. Das große Comité für das Grimm-Denkmal war am 29. Oktober Abends im oberen Rathhaussaale zu einer Sitzung einberufen, um den Bericht der Vertrauensmänner und des technischen Ausschusses entgegenzunehmen und über deren Anträge Beschluß zu fassen. Die zahlreich erschienenen Comitémitglieder wurden vom Vorsitzenden, Herrn Schuldirektor Junghenn, begrüßt, der für den regen Besuch gebührend dankte und dann ausführte, daß die Denkmalsangelegenheit einen erheblichen Schritt näher gerückt sei. Das Hilfsmodell des Herrn Professors Eberle sei fertig und von den Vertrauensmännern, den Herren Professoren Herrmann Grimm, Ofterdinger und Schulz, geprüft und auf das Günstigste beurtheilt worden. Nachdem hierauf Herr Maler Schulz das Gutachten der Vertrauensmänner vorgetragen hatte, legte Herr Justizrath Osius die in seiner letzten Sitzung gefaßten Beschlüsse des technischen Ausschusses dar. Der technische Ausschuß hat darnach beschlossen, dem Comité zu empfehlen, den Bronzeschmuck des Sockels, Schild und zwei Basreliefs an den Seiten in Beziehung auf die wissenschaftliche und volksthümliche Thätigkeit der beiden Brüder, sowie einen an der Vorderseite anzubringenden Schrift-Epitaph mit leichtem figürlichem Schmuck zu genehmigen und weiter auch die von den Herren Vertrauensmännern vertretenen Ansichten in Bezug auf die Platzfrage, daß das Denkmal nicht auf die Mitte des Neustädter Marktplatzes, sondern näher dem Rathhause aufgestellt werden müßte. Der Herr Redner bringt eine weitere Zustimmung des Herrn Professors Grimm zur Kenntniß, der in einem Brief vom 16. Oktober d. J. seine volle Uebereinstimmung mit dem zu erkennen giebt, was in dem Gutachten der Vertrauensmänner sowohl über des Modell, als über die zukünftige Aufstellung der Statue ausgesprochen worden ist. Wie Herr Justizrath Osius weiter ausführte, ist Herr Professor Eberle kontraktlich verpflichtet, das Denkmal 9 Monate nach Abnahme durch die Vertrauensmänner, also am 1. Juli 1895, gußfertig herzustellen, bei welcher Gelegenheit ihm eine Abschlagszahlung von 29000 Mark zu leisten ist, nach weiteren 6 Monaten, also am 1. Januar 1896, aber fertig abzuliefern. Da man jedoch im Winter nicht bauen könne, so dürfte das Denkmal wohl am 1. März 1896 fertig dastehen. Die technische Abnahme habe nur durch die Vertrauensmänner zu erfolgen. Auf die Geldfrage übergehend, wird nach Aufstellungen des Herrn Schatzmeisters Limbert bis zu diesem Termine an Kapital und Zinsen, den Kurswerth zum heutigen Stand angenommen, und nach Abrechnung oben erwähnter 29000 Mark noch ein disponibler Fonds von rund 62131 Mark vorhanden sein. Es würden dann noch rund 5000 Mark einschließlich der Kosten für die Aufstellung fehlen, doch könne dieser verhältnißmäßig kleine Fehlbetrag die Entschließungen für den reicheren Sockel um so weniger beeinflussen, als gegründete Aussicht vorhanden sei, daß derselbe anderweit gedeckt werde. Das große Grimm-Comité beschloß nach diesen Ausführungen einstimmig, den Anträgen des technischen Ausschusses und der Vertrauensmänner zuzustimmen.

Universitätsnachrichten. Aus Marburg, 5. November, schreibt man der „K. A. Ztg.": Heute wurde in der Universitätsaula die Immatrikulation der für das laufende Wintersemester neu inskribirten Studirenden von dem Rektor, Herrn Professor Dr. Theobald Fischer, vorgenommen. Im Ganzen wurden 243 Studirende immatrikulirt. Davon waren 28 Theologen, 82 Juristen, 64 Mediziner und 69 gehören zur philosophischen Fakultät. Es wird also der Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch noch mit Genehmigung des Kurators einige Nach-Immatrikulationen erfolgen sollten, das jetzige Semester eines der am schwächsten besuchten der letzten Jahre werden, da im letzten Sommersemester 365, im vorigen Winter 262 und im Sommersemester 1893 424 Studirende neu immatrikulirt wurden. — Von einer Berufung des Professors Dr. Behring an die Universität Marburg ist zufolge der „O. Ztg." an zuständiger Stelle nichts bekannt.

Professor Geheimrath Dr. Seelig (vergl. Hessenlund S. 247) in Kiel ist für das Jahr 1895 bis 1896 zum Universitätsrektor gewählt worden.

Eduard Dunker. Vor Kurzem verstarb zu Halle a. S. in hohem Alter unser Landsmann Bergrath Eduard Dunker, ein Vetter des am 13. März 1885 verstorbenen Marburger Professors Geh. Bergraths Wilhelm Dunker. In dem Nachruf, welchen Professor Dr. Kirchhoff in dem Verein für Erdkunde zu Halle dem Verstorbenen widmete, feierte er diesen als den bedeutendsten Forscher der Gegenwart auf dem Gebiete der Flußgeologie. Er war der Erste, der die unrichtige Theorie über die ungleichmäßige Abnagung der Flüsse auf andere Wirkungen zurückführte als auf die der Erdrotation. Dieses bestrickendste aller Pseudogesetze aus der Wissenschaft für immer ausgemerzt zu haben, ist das hohe Verdienst des Verstorbenen, das ihm für alle Zeiten einen Namen in der wissenschaftlichen Welt sichern wird. Dunker war seit den 50er Jahren Mitglied des Vereins für Naturkunde zu Kassel und hat in dessen Jahresberichten einige sehr interessante, natur-

wissenschaftliche Aufsätze publizirt, so noch in dem 1891er Bericht eine Abhandlung „über ein Vorkommen von Bergkrystallen in der Keuperformation“ (den sogen. Schaumburger Diamanten). **A.**

Am Sonntag, 11. November, ward in Kassel, wie wir dem „K. T.“ entnehmen, der im 84. Lebensjahre nach kurzem Leiden aus dem Leben geschiedene königliche Forstmeister a. D. Ludwig Wilhelm Dehnert zu Grabe getragen. Der Verstorbene wurde am 27. Mai 1811 zu Röddenau im Kreise Frankenberg geboren. Nachdem er die Forstlehranstalt in Melsungen besucht hatte, trat Dehnert am 1. April 1830 als Jäger in das kurhessische Jägerbataillon. Nach Absolvirung dieses Kursus war derselbe von 1834 bis 1835 Forstgeometer, dann Forstaccessist und vom Jahre 1848 bis 1861 Revierförster in Bieber, Kreis Hünfeld. Am 1. April 1861 wurde Dehnert zum Oberförster und Forstinspektionsverweser zu Marburg ernannt und am 20. Mai 1869 erfolgte seine Ernennung zum Forstmeister und Mitglied der Königlichen Regierung zu Kassel. In dieser Stellung verblieb Dehnert bis zu seiner am 1. April 1887 erfolgten Versetzung in den Ruhestand. 52 Jahre hat der Verstorbene dem Staate treue Dienste geleistet und sich um die Forstkultur in unserem Heimathlande verdient gemacht.

Der Redaktion gingen zu:

Unter König Jérôme. Historische Erzählung aus der Zeit vor den Freiheitskriegen. Von H. Brand. 1. u. 2. Tausend. Berlin, E. H. Moritz. 1895.

Blumen am Wege. Gesammelte Gedichte von Hermann Haase, Marburg. Druck und Verlag der Universitätsbuchdruckerei von Joh. Aug. Koch. 1894.

Besprechungen folgen in der nächsten Nummer.

Personalien.

Ernannt: Außerordentlicher Pfarrer Mainz zum Pfarrvikar in Lischeid; Pfarramtskandidat Pöppler zum Gehilfen des Pfarrers Knierim in Grebenstein; Referendar Otto Müller zum Gerichtsassessor; Rechtskandidat Loof zum Referendar; die Gerichtsassessoren Baier zum Amtsrichter bei dem Amtsgericht in Niederaula und Riehl zum Amtsrichter bei dem Amtsgericht in Wolfhagen; der Hülfspfarrer Gerlach in Lischeid zum Verweser der Pfarrei Pfieffe; der Pfarramtskandidat Eisenberg zum Predigergehilfen des Metropolitans Brauns in Sontra; der Rechtskandidat Kuhlmey aus Hannover zum Referendar bei dem Amtsgericht in Rinteln.

Verliehen: dem Pfarrer Fritsch in Unterreichenbach die Pfarrstelle in Fechenheim; dem Professor der Medizin Dr. Ahlfeld in Marburg der Charakter als Geheimer Medizinalrath; den Pfarrern Superintendenten Pfeiffer in Meerholz die erste Pfarrstelle an der Johanniskirche in Hanau, Werner in Schweinsberg die Pfarrstelle in Cappel, Klasse Fronhausen.

Beauftragt: der Pfarrer Schäfer in Gelnhausen mit Versehung des Metropolitanats der Klasse gleichen Namens.

Uebertragen: dem Postsekretär Ritter in Wolfenbüttel die Vorsteherstelle des Postamts II in Treysa (Bez. Kassel).

Ueberwiesen: der Regierungsassessor von Alten der königlichen Regierung in Kassel zur dienstlichen Verwendnng.

Versetzt: der Gerichtsassessor Dr. Max Frohwann I in den Oberlandesgerichtsbezirk zu Breslau; der Postmeister Jonas von Treysa (Bez. Kassel) nach Werden (Ruhr); die Postdirektoren Gregor von Rüdesheim nach Schmalkalden und Schrader von da nach Rüdesheim (Rhein).

Entlassen: der Referendar Freiherr Schenck zu Schweinsberg aus dem Justizdienst behufs Uebertritt zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: Ein Sohn: dem Dr. Karl von Wild und Frau Julie, geb. Meyer, in Kassel; dem Regierungsrath Besser und Frau Marie, geb. Landmann, in Kassel; eine Tochter: dem Amtsrichter Baier und Frau in Eschwege.

Verlobt: Frl. Emma Geiringer mit Max Hahn (Wien); Frl. Anna Gerlach mit Pfarrer Karl Suabedissen (Nassenerfurth).

Gestorben: Alwine Wilhelmy, geb. Muths, Präsidentenwittwe, 66 Jahre alt (Kassel, 26. Oktober); Baurath Wilhelm Dißmann, 58 Jahre alt (Kehlinghausen, 1. November); Frau Christine Dubuisson, geb. Steinmetz, 72 Jahre alt (Kassel, 3. November); Oberpostsekretär a. D. Karl Hitzeroth (Kassel, 5. November); Regierungsrath Neubert (Kassel, 4. November); Pauline Röhling, geb. Grimmel, Gattin des Regimentsthierarztes a. D. L. Röhling (Kassel, 7. November); Katharina Sperber, geb. Kroeschell, Lehrerswittwe (Allendorf, 9. November); Forstmeister a. D. Wilhelm Dehnert, 83 Jahre alt (Kassel, 9. November); Elisabeth Klug, geb. Bottenhorn, Rechnungsrathswittwe, 70 Jahre alt (Kassel, 9. November); Theodor Grebe, 29 Jahre alt (Kassel, 12. November); Kaspar Beyer aus Frankenberg, 80 Jahre alt (17. Oktober in Newyork).

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 23. Kassel, 3. Dezember 1894.

Das „**Hessenland**“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 3031) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezogen werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

An mein Zimmer.

Trautes Zimmer, so bescheiden,
Hast doch dieses mich gelehrt:
Daß, was Menschen nicht beneiden,
Einzig ihres Neides werth!

Von der Stadt nicht allzu ferne,
Doch in Gärten halb versteckt,
Blick' ich hier in's Grüne gerne,
Das die Häusermasse deckt;

Und vom Lärm nicht mehr berühret,
Preis' ich dankbar mein Geschick,
Das der Dichtung Reigen führet,
Sanft begleitet von Musik.

Schweigend grüßen mich die Wände,
Kaum gestreift vom Sonnenschein,
Wo sich Bände dicht an Bände,
Bilder sich an Bilder reih'n.

Und mich grüßen die Genossen,
Eine liebe, stumme Schaar
Aus den Zeiten, die verflossen,
Als noch ringsum Frühling war.

Gleicht die Jugend nicht dem Falter,
Der auf Blumenau'n sich wiegt?
Endlich kommt es doch, das Alter,
Und der holde Traum entfliegt.

Aber gute Mächte gönnen
Uns, wenn wir an sie geglaubt,
Freunde, die nicht sterben können,
Freuden, die kein Herbst entlaubt;

Gönnen uns am frohen Tage
Schaffend unsre Pflicht zu thun,
Und am Abend ohne Klage
Von der Arbeit auszuruh'n.

Julius Rodenberg.



Auch eine Reise in's mittägige Frankreich.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

„Schon am Tag unserer Ankunft war das Haus mit Besuchen überlaufen; man hatte von der Ankunft einer Deutschen gesprochen, nun war sie da, man mußte sie sehen; hat sie wohl eine menschliche Gestalt, wie ist ihr Aeußeres, wie ist sie gekleidet? Endlich geht's los. Ich hatte mich keineswegs zurecht gemacht, als sie kamen, in einem Zug drei Stunden lang am Vormittag, man hatte gar keine Zeit, sich gewählt anzukleiden, und ich hatte auch geglaubt, diesen Tag vom Dekorationswechsel befreit zu sein. Im Reisekleid empfing ich daher die Neugierigen, die, weil sie wußten, daß wir von Paris gekommen waren, die von mir mitgebrachten Hauben und Kleider zu sehen begehrten. Ich glaubte sie zufrieden stellen zu müssen, man wünscht ja das Wohlwollen der Leute zu erwerben, unter denen man einige Zeit verweilen muß, namentlich, wenn es nichts weiter kostet als ein paar Koffer zu öffnen. Beim Anblick meines Mäntelchens schrieen sie Alle laut auf, es wäre nicht lang genug, und man trüge ein derartiges hier nicht. ‚Das kann ja sein, aber das meinige ist zu Paris verfertigt, und Paris giebt den Ton für die Provinzen an.‘ Diese kühl ausgesprochenen Worte machten dem Aburtheilen ein Ende, und so wurden meine Hauben und alles Uebrige als geschmackvoll befunden. Ich entnahm aus den Unterhaltungen mit diesen Damen, daß man spielen müsse, um hier willkommen zu sein. Die Spielwuth hat alle Bewohner Montaubans besessen, vor Allem die Frauen. Die Einwohner zerfallen hier in drei Klassen. Die erste umfaßt die feinste Gesellschaft, das sind die von ihrer Abstammung her vornehmen Familien wie Marquis, Grafen, die Beamten, die Bürgerlichen, welche durch ihre Stellung als Sekretäre des Königs oder Schatzmeister von Frankreich hervorragen, diejenigen, welche von ihrem Vermögen leben, und die Abbés, die sich überall hinzudrängen; diese verschiedenen Stände verkehren mit einander, das Spiel vollendet ihre Verbindung. Dieser Klasse gesellen sich noch die Großkaufleute zu, die aber darin doch immer eine eigene Gesellschaft gegenüber den so viel wie möglich unter sich zusammenhaltenden Beamten bilden. Die zweite Klasse besteht aus den übrigen Geschäftsleuten, die eine Gesellschaft für sich bilden und niemals in der großen Welt, wie man hier sagt, sind, obgleich sie wohl in der Lage wären, die entsprechenden Ausgaben zu bestreiten, und sie auch wirklich machen. Denn sie besitzen besser eingerichtete Häuser und moderner und besser gebaute Landhäuser als die Glieder der ersten Klasse, haben Wagen und Pferde, Schmucksachen u. dgl. Endlich kommt die große Menge der Handwerker, so zahlreich, daß man auf 4000 Einwohner 3800 von ihnen rechnet. Man könnte dreist noch eine vierte Klasse aus den Bettlern und Nichtsthuern beiderlei Geschlechts bilden, von denen alle Spaziergänge und Straßen voll sind, und die die Häuser zu allen Tageszeiten belagern; das hat man aber bis jetzt noch nicht gethan. Die große Welt versammelt sich viermal in der Woche bei einer Frau De la Mothe, welche spielen läßt und aus den Einkünften des Spieltisches ein großes Vermögen gesammelt hat, das sich täglich noch vermehrt. Die Zusammenkünfte nennt man Sümpfe (marais). Die Geschäftsleute haben auch einen derartigen Versammlungsort, den man Ellensumpf (marais de l'anne) nennt. Es giebt noch zwei solche Spielstätten für die große Welt, die man Sümpfchen (marillons) nennt, weil sie nicht so zahlreich wie die erstgenannten sind; den einen unterhält eine Frau Cadas, den andern unterhält eine Frau de Génibrall. Man beschuldigt die hiesigen Damen, beim Spiel etwas spitzbübisch zu sein. Man hat nicht geruht, bis ich in der großen Welt eingeführt war, da ich mich aber nicht leicht ergebe, so wollte ich erst die Personen kennen lernen, ehe ich eine Art von Verbindung einging; was ich aber von den meisten dieser Damen kennen gelernt habe, hat mich bis in's Innerste von ihrer Gesellschaft abgeschreckt. Es ist eine Kleinigkeit für eine Frau der großen Welt, fünf oder sechs Männer auf ihrer Rechnung zu haben, eine Frau mit nur einem „Sigisbée“ ist sehr bescheiden, auch übt sich die Feder der Männer darin, eine solche in Spottliedern, anonymen Briefen und satyrischen Versen zu kritisiren. Die Fremden haben den Vorzug, von den Anekdoten der Stadt besser unterrichtet zu sein, so weiß ich, Gott sei Dank, alle Skandalgeschichten von ganz Montauban auswendig. Man urteile, ob ich bei einer solchen Erkenntniß und bei meiner Abneigung gegen das Spiel wohl versucht war, die große Welt zu sehen, wo man nur wohl aufgenommen ist unter dem Schutz eines Whist oder eines Reversis, Brelan, Piquet oder aus Duldung einer Partie Schach. Unter Führung

der Frau von Genibrall trat ich in die große Welt ein. Ich unterrichtete mich bei verschiedenen Personen, was meine Führerin für eine Frau sei, man erwiderte mir, daß sie in ihren guten Tagen galant gewesen sei, daß sie aber seit 15 oder 16 Jahren nichts mehr auf ihrem Kerbholz habe, daß unter ihren fünf oder sechs Kindern nicht zwei denselben Vater hätten, und was weiß ich noch Alles. Ich weiß zu viel von dieser und von vielen Andern, um meine altertümlichen Vorurtheile schweigen zu lassen, und bleibe lieber zu Haus, als daß ich in schlechter Gesellschaft bin. Gott behüte mich, daß ich allgemein den Lebenswandel aller Frauen der großen Welt für schlecht erkläre, es giebt darunter sehr viele achtungswerthe, ich habe drei oder vier davon besucht, und das genügt mir, denn ich will nicht alle Tage, wie man es hier thut, vier bis fünf Besuche machen und dann in den Sumpf gehen, von dem sich die Spielerinnen schwer abhalten lassen. Einige von ihnen halten sich Portechaisen, in denen die Hühner oft genistet haben, ohne daß sie gereinigt sind, und nehmen sich Träger dazu, von denen etwa der Eine eine rothe, der Andere eine braune Jacke oder auch einen leinenen Kittel hat. Diese Träger werden für drei Monate zu einem sehr billigen Lohn angenommen, weil sie drei oder vier Personen zugleich bedienen. Miethträger kennt man hier nicht. Man kleidet sich hier sehr gut; während der Art von Winter, die es hier giebt, sieht man Damenkleider nur von der schönsten und glänzendsten Seite, Männeranzüge nur von Sammet in allen Farben, goldbetreßt oder einfach. Die Männer der ersten Gesellschaftsklasse unterscheiden sich von den Geschäftsleuten nur dadurch, daß sie Degen tragen; denn dies ist den letzteren nicht erlaubt. Die Damen lassen sich alle Tage frisiren. Zeitungen zu lesen ist hier unmöglich, einige Vornehme lassen zwar solche kommen, aber diese kennen wir nicht. Es giebt auch eine Dame, zu der man geht, um sie zu lesen, da muß man sich aber mit 60 bis 80 Schlingeln zusammenfinden, von denen die Einen singen, die Andern schwätzen, das paßt nicht Jedem.

Am 19. Dezember waren wir zuerst seit unserer Ankunft zum Gottesdienst, à l'assemblée pastorale, wie man hier sagt. Daß wir so lange zögerten hinzugehen, kam daher, daß die Geistlichen seit Michaelis mit den Visitationen und dem Austheilen des Abendmahls in den Dörfern und Flecken der Umgegend beschäftigt waren, sie waren also währenddem nicht hier und vernachlässigten den hiesigen Gottesdienst. Daraus kann man entnehmen, ob die Bewohner dieser Stadt von Eifer für das Haus Gottes verzehrt werden. Diese Versammlung wird in einer Kapelle am äußersten Ende der Vorstadt abgehalten. Solche Versammlungsorte giebt es in allen Vorstädten, der, wo wir waren, vertritt die Stelle der Pfarrkirche. Wir traten in ein kleines Häuschen mit einer engen und niedrigen Thür; ein langer, enger und dunkler Gang führte uns auf einen Theil des Hofes, wo ein Schuppen gebaut ist, der Sonntags als Tempel und außerdem gelegentlich den Händlern mit Geflügel, Tauben u. dgl. zum Lagerraum dient. Dies Gebäude von etwa 150 Fuß Länge und 30 Fuß Breite war schon sehr voll Menschen, meist kleinen Leuten und wenigen von höherem Stand, welche meist Fremde waren. Wir erhielten Platz in dem recht engen Parket, dem einzigen Platz, wo man noch zwei Stühle hinsetzen konnte, ich befand mich am Fuß des Predigtstuhls, der etwa 4 Fuß über dem Fußboden war. Es war 1 Uhr Nachmittags, seit Mittag waren die meisten Plätze besetzt, und es kamen jeden Augenblick noch mehr Leute. Ich war entrüstet über das wenige Zartgefühl welches hier herrschte, man schwätzte ganz laut trotz der Rügen von zwei oder drei Kirchenältesten.

(Fortsetzung folgt.)

Fünfzig Haussprüche aus der Umgegend Marburgs.

Von Dr. Paul Wigand.

A. Lebensweisheit und Lebensregeln.

1. Wo Liebe, Friede, Einigkeit regieret,
Da ist das ganze Haus gezieret.

Münchhausen.

2. Die Männer, die das Feld bebau'n
Und alle Welt ernähren,
Den wackern Männern soll man trau'n
Und halten hoch in Ehren.

Langenstein.

3. Die Leute sprechen immer:
Die Zeiten werden schlimmer,
Die Zeiten bleiben immer,
Die Leute werden schlimmer.
Hachborn.

4. Genieße, was Dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was Du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.
Wehrda.

5. Betrachte nicht mich und die Meinen,
Betrachte nur Dich und die Deinen.
Wenn Du Dich und die Deinen betrachtest,
So wirst Du mich und die Meinen nicht verachten.
Rennertehausen.

6. Ich gieng wohl durch ein fremdes Land,
Da stand geschrieben an der Wand:
Nur still und verschwiegen,
Was nicht Dein ist, das laß liegen.
Langenstein.

7. So wie die liebe Sonne eine Zierde am Himmel ist,
So ist ein tugendsam Weib die Zierde in ihrem Hause.
Baumbach.

8. Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder,
Drum diene Deinem Nächsten gern;
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schafft die Welt nicht nur für mich,
Mein Nächster ist Sein Kind wie ich.
Warzenbach.

9. Ein Stand, ohne den (?) Gefahr
Ist ein guter Ruhm, der wahr ist,
Ein Trunk, der frisch und gesund ist,
Ein Essen, das gut gekocht ist,
Und ein schönes Mädchen, das über 18 Jahr ist
Und von guter Hahr (?) ist,
Und wenn das Alter da ist,
So ist's ein Glück, das rar ist.
Warzenbach.

10. Da es mir wohl gieng auf Erden,
Da wollt' ein jeder mein Freund werden.
Da ich aber kam in Noth,
Da waren alle meine Freunde todt.
Niederwalgern.

11. Wenn einer hätt die ganze Welt,
Silber und Gold und alles Geld
Und auch die Seligkeit dabei,
So weiß ich doch, was besser sei.
Niederweimar.

12. Blumen malen ist gemein,
Den Geruch geben kann Gott allein.
Wohra.

13. Leute, die sich Freunde nennen,
Die muß man erst recht lernen kennen,
Mancher rühmet seine Treu,
Herz und Mund sind zweierlei.
Niederweimar.

14. Es blühen Rosen und Nelken
Und auch Vergißmeinnicht,
Nun aber sie verwelken,
Aber wahre Freundschaft nicht.
Schiffelbach.

15. Der versäumt die Frucht der Erde
Und versäumt die Erntezeit,
Der wird bald zum Bettler werden
Und wird träge Mäßigkeit.
Moischeid.

16. Wenn mich Gott segnet mit einem Pflug,
Dann bin ich reich und hab' genug.
Niederklein.

B. Bibelworte.

17. Rufe mich an in der Noth, so will ich Dich erretten, und Du sollst mich preisen.
Moischeid.

18. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.
Moischeid.

19. Custodi me ad pupillam oculi, in umbra alarum tuarum absconde me.
Marburg.

C. Von Gottes Schutz und Segen.

20. Des Morgens, wenn der Tag anbricht,
Zu Gott ich mein Gebet verricht,
Dann spann' ich meine Pferde an
Und fahre wie ein Ackersmann.
Homberg.

21. Mein Heiland meint es immer gut,
Wenn mir das Kreuz auch wehe tut,
Will er ja doch mein Bestes nur,
Daß ich soll folgen Seiner Spur.
Warzenbach.

22. Muß ich heiße Thränen weinen,
Will der Schmerz zu groß mir scheinen,
Bleibst Du mir mein Glaubenslicht,
Schadet mir das Leiden nicht.
Warzenbach.

23. Gebet und Arbeit bringen Segen
Und müssen stets beisammen stehn,
Sei stets bei mir auf allen Wegen,
Laß mich in Gottes Namen gehn.
Mein Auge heb' ich auf zu Dir,
Wirf einen Blick herab zu mir.
Warzenbach.

24. Der fromme Landmann bringt Dir Dank
Für Deinen milden Segen.
Wir gehn mit frohem Lobgesang
Der Ewigkeit entgegen.
Wir stimmen in ein Lied mit ein
Und wollen Dir, HErr, dankbar sein
Für so viel reiche Gaben.
Sterzhausen.

25. Früh und spät sei Deine Gnade wach,
Segne Alles unter diesem kleinen Dach.
Niederweimar.

26. Was uns Gott der HErr bescheert
Aus der lieben Erde,
Das soll in diese Scheuer
Hineingesammelt werden.
Schiffelbach.

27. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden,
Wer sich verläßt auf Jesum Christ,
Dem muß der Himmel werden.
Moischeid.

28. Wenn Menschengunst will schaden
Und Gott will, kann mir's wohlgerathen.
Erxdorf.

29. Vor Regen und Schnee,
Vor Hitze und Kält',
Schütz' mich, mein Herr,
Auf dieser Welt.
Unterweid.

D. Von des menschlichen Lebens Vergänglichkeit und dem ewigen Leben.

30. Hier will ich noch eine kleine Zeit warten,
Bis mir Gott schenkt die Himmelskrone.
Münchhausen.

31. Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Er zog aus, ich ein.
Wer nach mir kommt, wird's auch so sein.
Schiffelbach.

32. Alle Schönheit geht in's Grab,
Und die Blumen fallen ab.
Schiffelbach.

E. Grüße an die Leser und gute Freunde.

33. Man schaut mich an und thut mich lesen,
Ein altes Haus bin ich gewesen.
Man hat mich aber recht bedacht
Und hat mich wieder neugemacht.
Totenhausen.

34. Alle, die mich kennen
Und meinen Namen nennen,
Denen gebe Gott, was sie mir gönnen.
Münchhausen.

35. 3 4 3 versprech' ich Dir,
3 4 3 das Herz in mir,
Nimm wohl in Acht,
Nimm wohl in Acht,
Was Dir und mir Vergnügen macht.
Hauptschwenda.

36. Gott, seg'ne dieses Haus und einen jeden Stand,
Den Bürger in der Stadt, den Bauer auf dem Land,
Gieb Segen und Gedeihen für ein jedes Wesen,
Besonders noch für den, der diesen Spruch thut lesen.
Warzenbach.

37. Ich habe es gemacht nach meinem Sinn,
Mein Freund, schau' an und gehe hin,
Wenn Dir das nicht gefällt,
So laß Dir's besser machen für Dein Geld.
Hachborn.

38. Pax intrantibus, salus exeuntibus.
Marburg.

F. Gegen Spötter, Neider und falsche Freunde.

39. Ich achte meinen Hasser
Gleichwie das Regenwasser,
Das von dem Dache herabfließt,
Weil Gott mein Helfer ist.
Totenhausen.

40. Es wird kein Ding so schön gemacht,
Es kommt ein Paar, das es tadelt und belacht,
Aber es tadeln und zu belachen
Und es dann nicht besser machen,
Das sind gar schlechte Sachen.
Warzenbach.

41. Nun Ihr Spötter geht vorbei
Und laßt Euer Richten bleiben,
Ihr werdet mich doch nicht
Von diesem Platz vertreiben.
Es wolle Gottes Hand
In Gnaden mich beschützen.
Warzenbach.

42. Das Glück hat viel Neider,
Gott hilft doch immer weiter,
Sind der Neider noch so viel,
Gott macht's doch immer, wie er will.
Niederweimar.

43. Ich frage nichts nach falschen Leuten,
Und wenn mein Herz auf allen Seiten
Von Feinden ganz umgeben ist,
So will ich mich nicht d'rüber kränken;
Sondern wie Goldschmidts Jungen denken.
Niederweimar.

G. Humoristisches.

44. Wenn der Lenz die Blumen bringt
Und die Nachtigallen singt,
Und die Welt und Felder lachen
Und die Vögel Hochzeit machen.

Warzenbach.

45. Als ich in dieses Haus 'nein kam,
Uebernahm mich großes Wunder.
Denn als ich Alles in's Auge nahm,
Da war auch nichts darunter,
Das nicht entzwei, zerrissen war
Und auch beschmutzt ja ganz und gar,
Daß Gott soll sich's erbarmen.

Sterzhausen.

46. Wenn ich wüßte aller Menschen Gedanken
Und könnte heilen alle Kranken,
Aus alten Leuten junge machen,
So wollt' ich die ganze Welt auslachen.

Niederweimar.

47. Ein Felsenkeller zeigt uns an,
Wo früher hier ein Kloster stand.
Ihr Wanderer, kommt All' herein,
Hier giebts 'nen guten Schoppen Wein.

Hachborn.

48. Es war ein Weib, eine schöne Figur,
Sie heirathete, ehe sie war alt, eine Uhr,
Sie gebar, ehe sie war alt ein Jahr,
Und starb, ehe sie geboren war.

Wohra.

49. Schuhmacher braucht man überall
Vom Bettler bis zum Edelmann,
D'rum wer nicht barfuß laufen kann,
Der muß sich bei uns melden an.
Ein Jeder fühlt sich schon beglückt,
Wenn ihn der Schuh so hart nicht drückt.

Schiffelbach.

50. Wenn es wäre Landessitte,
Daß man der H . . . die Nase abschnitte,
Dann würde gewißlich mancher Mann
Seine Frau ohne Nase han.

Schiffelbach.

Doktor Wehn.

Erzählung von D. John.

Der alte Oberst schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß Teller und Gläser, die von dem eben gehaltenen Abendessen noch dastanden, klirrten und schütterten und ein Messerblock sich überschlagend in das Zimmer flog. „Und das sag' ich Dir, Mädel, wenn Du Dir den Gedanken an den Doktor nicht aus dem Kopfe schlägst, sind wir geschiedene Leute. Du weißt, ich scherze nicht. Entweder Du giebst dem Menschen den Abschied — oder ich — verstoße Dich, enterbe Dich."

Letztere fürchterliche Drohung, die der Oberst v. Reinig mit einiger Vorliebe gegen sein Töchterlein auszustoßen pflegte, wenn dasselbe einmal widerspenstig war, war im Grunde genommen doch recht harmlos, denn der Himmel hatte den biedern Kriegsmann nur in sehr bescheidenem Maße mit irdischen Gütern gesegnet. Doch der gewaltige Ernst, mit dem der alte Herr sie aussprach, verfehlte gewöhnlich seine Wirkung nicht auf Luise, der bei solchen harten Worten die schrecklichsten Zukunftsbilder sich zu enthüllen pflegten. Heute aber blieb die Wirkung aus: das Mädchen stand ruhig, selbstbewußt und in straffer Haltung da.

Die Mutter klapperte in der Ofenecke des altmodischen, aber recht wohnlichen Zimmers mit den Stricknadeln, das Auge unverwandt auf Luise geheftet. So hatte sie das Mädchen noch nie gesehen. Welche Entschiedenheit des Ausdrucks und der Bewegung bei ihr, die sonst so stille, fast zaghaft war! Das Mutterauge sieht scharf, und es fand hier richtig heraus, daß die Liebe diese Veränderung hervorgebracht habe. — „Was hast Du zu antworten, Luise?" sagte der Oberst, die eisengrauen Brauen zusammenziehend. Das Mädchen wartete noch einen Augenblick, ehe es antwortete: „Ich kann nicht, Vater. Verlange das nicht! Alles, nur Das nicht." — „Gerade Das verlange ich!" rief der Oberst, der sich mittlerweile seine Meerschaumpfeife angezündet und in dem alten Lehnstuhle Platz genommen hatte. — „Ich will — ich verspreche Dir, ach Vater — —"

Luise wurde bewegt und wollte sich dem alten Herrn nähern, aber er stieß sie rauh zurück. „Dummes Zeug! Heulereien! Damit wollt Ihr Weiber Euch immer im entscheidenden Augenblick salviren. Aber ich falle auf den Schwindel nicht herein!" Er brummte, aufstehend und das Zimmer durchschreitend, noch weitere wenig schmeichelhafte Bemerkungen über das andere Geschlecht in den Bart.

Luise hatte die weiche Stimmung, die sie eben

beschlichen, gewaltsam zurückgedrängt und sah fast trotzig drein. Ihre grauen Augen blickten gerade so fest und furchtlos wie diejenigen des Herrn Papa, als sie sagte: „Ich heule Dir nichts vor und will mich nicht salviren, Vater. Aber ich liebe den Doktor Wehn und werde nicht von ihm lassen."

Der Alte schien nicht recht zu wissen, was er auf diese Bemerkung zu erwidern hatte. Sollte er das Töchterchen wegen der unerhörten Insubordination beim Kragen nehmen und einsperren? Oder sollte er die ganze Geschichte nicht vielmehr ungeheuer lächerlich finden? Das Letztere schien ihm schließlich das Gerathenste, und er schlug eine helle Lache auf. „Sie liebt! Hörst Du's, Alte? Sie liebt." Und da die Frau Oberst nur durch ein verstärktes Klappern der Stricknadeln antwortete, fuhr er in seiner bärbeißigen Ironie fort: „Das Jüngferchen liebt! Ist noch nicht hinter den Ohren trocken, fängt aber schon ein Verhältniß mit einem Herrn Doktor Wehn an. Die göttliche Liebe! Der Vater ist natürlich ein Barbar, weil er die zarten Gefühle des Töchterchens nicht zu würdigen weiß, ein Menschenschinder, ein Caligula, ein Buschiri — nicht wahr? Aber" — und jetzt fiel der Oberst wieder in den früheren Zorn — „meine Geduld ist zu Ende! Ich dulde die Wirthschaft nicht und werde Dich zu Vernunft und Mores mit Gewalt zwingen, wenn's nöthig!"

Luise antwortete nichts. Sie nahm einen Theil der auf dem Tische stehenden Eßgeräthe an sich und verließ das Zimmer. Ihr Antlitz war ruhig, wenn auch von leichter Bläße überzogen, und nur das Wogen ihres hochgewölbten Busens verrieth ihre innere Erregung.

Frau Oberst v. Reinig hatte in die erregte Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter trotz der an sie ergangenen Aufforderung aus zwei Gründen nicht eingegriffen; einmal, weil der Gemahl sie mit „Alte" angeredet hatte, was sie als durchaus taktlos ansah, zweitens aber, weil sie in der peinlichen Angelegenheit sich eine eigene Meinung eigentlich noch nicht gebildet hatte. Sie stammte aus einer verarmten gräflichen Familie und besaß eine gute Summe Adelsstolzes; doch war sie zu einsichtig, um nicht zu wissen, daß sie und ihr Gatte thöricht handeln würden, wollten sie die Bewerbung eines tüchtigen und ehrenhaften Mannes wie des Doktor Wehn zurückweisen. Wenn sie daher die Gründe für und wider diese Heirath abwog, war sie geneigt, den ersteren eine stärkere Bedeutung zu geben. Allein die Heftigkeit ihres Gatten kennend, hatte sie beschlossen, vorläufig sich von jeder Einmischung fernzuhalten, um für gelegenere Zeit ihren versöhnenden Einfluß geltend zu machen.

Am andern Vormittag ging der Oberst im Wohnzimmer auf und ab. Er hatte Kopfweh, Fieber und Schnupfen, litt an Appetitlosigkeit, kurz, er fühlte sich recht unwohl. Anfangs meinte er, daß die Aufregung über das „gottlose Mädchen" ihm geschadet habe, aber er sah bald ein, daß hier thatsächlich ein körperliches Uebelbefinden vorhanden war. Er öffnete die Thür zum Zimmer seiner Frau. „Margaretha!" Ein leises Stöhnen war die Antwort. „Margaretha!" Wieder ein Stöhnen. „Fehlt Dir etwas, Margaretha!" — „O," seufzte die Gattin, „ich habe schlimmes Kopfweh!" — „Das habe ich auch", knurrte der Oberst. — „Und Fieber und Schüttelfrost." — „Stimmt." — „Und Schnupfen." — „Wie bei mir. Was soll Das heißen?" — „Und Gliederschmerzen." — „Ganz mein Fall! Margaretha, ich glaube, —" — „Was meinst Du?" — „— wir sind — vergiftet!"

Die arme Frau Oberst vermochte nur durch ein wiederholtes Stöhnen zu antworten. „Halt, ich hab's!" rief der Oberst. „Ich weiß es! O, die Schwämme von gestern, diese verfluchten Schwämme!"

Das war richtig, wie der Frau Oberst mit Schrecken einfiel. Sie hatte die getrockneten Schwämme zwar sorgfältig durchgemustert, aber eine absolute Sicherheit der Ungefährlichkeit ist eben bei getrockneten Pilzen nicht zu konstatiren. „Ich habe es ja immer gesagt, daß Ihr mit den verfluchten Schwämmen noch ein Unglück anrichtet", sagte der Oberst. Die Pilze waren nämlich seine Lieblingsspeise, und er hatte gestern Abend gewiß drei Viertel derselben verzehrt.

Indem trat Luise in das Wohnzimmer. Ihr Gesicht war blaß, sie war offenbar nicht wohl. „Papa, ich bitte, mich heute von Essen dispensiren zu wollen, mir ist nicht gut, ich — ich muß zu Bette." — „Hörst Du's, Alte," schrie der Oberst, „hörst Du's? Nicht wahr, Kopfweh, Mädel?" fragte er eifrig, und als sie bejahte, fuhr er fort: „Und Fieber? Und Gliederschmerzen? Und Schnupfen?" — „Ja, ja, ja!"

Beinahe triumphirend schrie der Vater in das Wohnzimmer: „Wir sind wahrhaftig vergiftet, Margarethe." — „Vergiftet?" rief erschrocken das Mädchen. — „Ja, Deine Mutter und ich sind unter denselben Symptomen erkrankt wie Du." — „Papa, ich glaube nicht daran, ich glaube es gewiß nicht, Weißt Du was uns fehlt? Wir haben die Influenza. Du liest ja doch jeden Tag in den Zeitungen, welche Fortschritte sie macht. Gerade so tritt sie auf wie hier." — „Dummes Zeug!" brauste der alte Herr auf. „Influenza! Das ist so ein Schwindel, den haben

die Zeitungsschreiber ausgeheckt, die in der stillen Zeit zwischen den Jahren keinen sonstigen Stoff haben!" — „Und doch, es ist die Influenza, ganz sicher, ich weiß es!" beharrte das Mädchen. — „Grünschnabel! Wenn ich, Dein Vater, Dir sage, es ist keine Influenza, so hast Du nicht zu widersprechen." — „Trotzdem sag' ich es, Papa, denn ich weiß es von Jemandem, der das doch besser beurtheilen kann, als selbst Du —" — „Nun und von wem?" — „Von einem Arzte. Ach!"

Das arme Kind hatte sich verplappert. Der einzige Arzt auf mehrere Stunden im Umkreis war Doktor Wehn. „Natürlich! Von dem Doktor Wehn!" schrie der Oberst wüthend, obgleich er im Grunde recht froh war, daß seine Befürchtungen wegen der Pilze grundlos waren. „Der Herr Doktor denkt wohl, mit Hilfe der Influenza sich hier einzunisten, he? Daraus wird nichts. Nicht über die Schwelle kommt er mir." Der alte Herr hatte sich in Wuth geredet und that einen gräßlichen Schwur, das er den Doktor nicht gegen die Influenza holen werde.

Indeß, die Verhältnisse erwiesen sich in diesem Falle stärker als der menschliche Wille. Am nächsten Tage waren Vater, Mutter und Tochter nicht nur erheblich kränker geworden, sondern auch das Dienstpersonal, bestehend in dem alten, steifen Johann und der gleichfalls nicht mehr jugendlichen Babette, war von der tückischen Krankheit befallen worden. Das Reinig'sche Haus glich einem Lazareth. Im Schlafzimmer lag die Frau Oberst im heftigen Fieber, im Eßzimmer hatte sich Luise auf den alten Divan gelegt, im Wohnzimmer saß brummend der Alte im Lehnstuhl. In der Küche hustete Babette, und Johann, der die Influenza durch reichlichen Alkoholgenuß zu bändigen trachtete, hockte halb berauscht in seinem ebenerdig gelegenen Stübchen. So ergab es sich denn schließlich von selbst, daß Doktor Wehn geholt werden mußte, um nach dem Rechten zu sehen. Die Frau Oberst bestand ganz entschieden darauf, und da der alte Herr sich teufelsmäßig schlecht fühlte, war er trotz seiner Einwendungen, Flüche und Redensarten herzlich froh, als man ihm die Einwilligung abgerungen hatte.

Daß Doktor Wehn sich beeilte, dem Rufe Folge zu leisten, ist nicht verwunderlich. Am folgenden Morgen erschien er in aller Frühe. Der Herr Oberst, mit dem er sich zuerst beschäftigte, hielt es für angemessen, dem jungen Arzte gleich den Standpunkt klar zu machen. „Herr Doktor, Sie sollen uns von der niederträchtigen Influenza befreien. Weiter nichts. Ich erwarte, daß sich allein darauf Ihre Thätigkeit in diesem Hause beschränkt." Dabei hatte der alte Soldat den jungen Mann mit einem energischen Blicke angesehen.

Aber der Doktor ließ sich nicht einschüchtern. Ein spöttisches Lächeln flog um seinen Mund, Ohne ein Wort direkt zu erwidern, erfaßte er die Hand des Obersten, fühlte ihm den Puls und sagte dann mit scharfer Betonung: „Wie ich sofort bemerkt habe, Herr Oberst, haben sie starkes Fieber. Sie müssen augenblicklich in's Bett." Der Oberst brummte etwas Unverständliches in den Bart; der Hieb hatte gesessen.

Doktor Wehn begab sich darauf zu der Frau Oberst und zuletzt zu Luise. Luise hatte sich erhoben und ging ihm entgegen, beide Hände ihm entgegenstreckend. Der Doktor zog das Mädchen an sich und küßte es. „Armes Kind! Du bist auch krank!" — „Ach Heinrich," sagte Luise, „das ist das Wenigste, Schlimmeres ist passirt." — „Erschrecke mich nicht, Luise!" — „Höre, Liebster!" Und sie erzählte die heftigen Auftritte, die sie mit dem Vater gehabt; sie zweifele, — so schloß sie —, daß dieser jemals seine Zustimmung geben werde. — „Nur nicht verzagt, mein Lieb," sagte der junge Arzt tröstend. „Wir wollen den Kampf für unser Glück muthig durchkämpfen und wir werden siegen." — „Glaubst Du es, Heinrich?" fragte Luise. Sie sah ihn mit Augen an, die selbst glaubten.

Schon am Abend desselben Tages erschien Doktor Wehn wieder. Und so jeden Tag. Der Oberst hätte lügen müssen, wenn er hätte sagen wollen, daß ihm das unangenehm sei. Nein, er hatte den Doktor bald recht gern. Der erzählte die prächtigsten Anekdoten, und, — was mehr war —, er hörte verständnißvoll zu, wenn der Oberst erzählte. Er gestattete dem Patienten, sein Pfeifchen zu rauchen und sein Glas Bier zu trinken, kurz, er erwies sich als ein durchaus vernünftiger Mensch. Die Frau Oberst schwärmte in aller Kürze für Doktor Wehn, der nicht nur als sorgsamer und gewissenhafter Arzt sich zeigte, sondern auch als ein hochgebildeter und gemüthvoller Mann. Sie hatte sich vorher schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, in Doktor Wehn ihren zukünftigen Schwiegersohn zu erblicken, und jetzt, wo der Doktor täglich um sie war, war sie völlig mit Luise einverstanden. —

Acht Tage sind verflossen seit jenem Abend, an welchem der Oberst sein Töchterchen zu enterben gedroht. Die Influenza ist im Weichen begriffen. Der Alte ist fast ganz wohl, Luise desgleichen. Nur die Frau Oberst leidet noch, hauptsächlich an Gliederschmerzen, die es ihr unmöglich machen, das Bett zu verlassen. Abends tritt Doktor Wehn

ein; er kommt gerade dazu, als Vater und Tochter sich zu dem einfachen Nachtmahl setzen wollen. Der Doktor begrüßt den Oberst höflich und reicht auch Luise die Hand, ohne daß der Papa Einsprache erhebt. — „Nun“, meint im Laufe des Gesprächs der Oberst, „nun, Herr Doktor, jetzt ist ja wohl die verfluchte Influenza überstanden? Und heute Abend erlauben Sie mir, meinen Skattisch im ‚Schwan‘ aufzusuchen?“ — „Das geht nicht“, sagt der Doktor entschieden. „Das dürfen Sie auf keinen Fall.“ — „Aber wenn ich doch gesund bin!“ ruft der Oberst ärgerlich. — „Sie sind Rekonvaleszent, Herr Oberst, und wollen erst gesund werden. Bei dem schneidigen Ostwinde, der draußen weht, wäre es eine Gewissenlosigkeit, würde ich Sie hinauslassen.“

Da half kein Vorstellen und Bitten, Doktor Wehn war unbeugsam. Murrend ergab sich der Oberst in sein Schicksal. „Sie wissen nicht, was Sie mir anthun, Doktor, indem Sie mich um meinen Skat bringen.“ — „Schweren Herzens thue ich's nur, Herr Oberst, denn —“ — „Was meinst Du, Papa,“ fiel Luise ein, „wenn ich Sechsundsechzig mit Dir spiele.“ — „Ein fades Spiel!“ sagte der Oberst verdrießlich. — „Ich kann ja auch ein Bischen Skat“, meinte das Mädchen. — „Schön! Aber woher den dritten Mann nehmen?“ — „Wenn Sie mit mir vorlieb nehmen wollen, Herr Oberst,“ bemerkte hier Doktor Wehn rasch, „so stehe ich zu Ihrer Verfügung. Ich bin ein eifriger Skatspieler, und da ich außerdem meine Krankenrunde beendet habe, habe ich Zeit!“ Der Oberst war hocherfreut, und Luise hatte auch nichts einzuwenden. — „Nun rasch essen“, rief der Alte, der die Skatzeit kaum erwarten konnte. „Sie thun doch mit, Doktorchen. Etwas sehr einfach, Butterbrod, Wurst, Käse, Bier.“ — „Mit Vergnügen, wenn Sie erlauben.“

Bald war das Abendbrod eingenommen, und Babette trug das Tischgeräthe ab. Der Doktor war auf einen Augenblick zur Frau Oberst gegangen, und Luise holte auf des Papas Geheiß Karten, Bier und Cigarren herbei. — „Der Doktor ist wahrhaftig kein übler Mensch“, sagte der Alte halblaut. Aber Luise hatte ihn verstanden und fügte eifrig hinzu: „Siehst Du, Papa? Jetzt lernst Du ihn auch schätzen!“ — „Dummes Mädel, ich habe Dich um Deine Meinung gar nicht gefragt. Außerdem möchte ich mir nachdrücklich verbitten, daß Du dem Herrn Doktor Deine gefühlvollen Blicke zuwirfst. Verstanden?“

Doktor Wehn kam in diesem Augenblicke zurück, und so war Louise jeder Antwort überhoben. Sie hätte auch um eine solche nicht gebangt, denn aus den knurrenden Worten des Vaters ging ja deutlich hervor, daß er keinerlei Abneigung mehr gegen den Doktor hatte. Man setzte sich und fing an zu spielen. Der Oberst, ein eifriger und geschickter Skatmann, hatte alsbald herausgefunden, daß Doktor Wehn ein feiner Spieler sei. „Beim Himmel, Doktorchen,“ rief er, als gerade Luise die Karten mischte, „Sie haben's los. Das war eben ein Spielchen, das sich gewaschen hat.“

Luise war so erfreut über die Fortschritte, die ihr Heinrich in dem Herzen des Papas machte, daß sie — dem ausdrücklichen Verbot zuwider — dem Liebsten einen glückseligen Blick zuwarf, den der Doktor durch ein Kußhändchen erwiderte. — „Aber Doktor, Schellen ist ja Trumpf, was machen Sie denn.“ — „Ach so“, sagte Doktor Wehn phlegmatisch, zog die grüne Zehn, die er irrthümlicherweise dem Gegner „gewimmelt“ hatte, zurück und warf ein kleines Schellen bei.

Nach einer kleinen Weile rief der Oberst plötzlich empört: „Aber zum Teufel, Luise, Du hättest keine Eckern mehr, das ist ja nicht möglich! Aha, sieh da, Jungfer Leichtsinn!“ So ging es fort. Einmal bediente Luise überhaupt nicht, nicht weil sie die Farbe nicht mehr hatte, sondern weil der Doktor ihre Hand festhielt.

Der Oberst hatte es erst bemerkt, als das Spiel eine halbe Minute gestockt hatte. Er blickte über seine Karten und sah, was vorging. „Na, da soll ja doch gleich —, Herr Doktor, wollen Sie augenblicklich die Hand los lassen?“ brauste der alte Herr auf. Doktor Wehn war aufgesprungen, aber er hielt Luisens schmale weiße Rechte noch fest in seinen Händen. „Ich werde“, sagte er, den Obersten ansehend, „nicht nur diese Hand nicht los lassen, sondern ich will Sie zugleich fragen, Herr Oberst, ob Sie mir die Hand und ihre Besitzerin für's Leben anvertrauen wollen?“ Und Luise richtete einen so flehenden Blick auf den alten Herrn und flüsterte schmeichelnd: „O einziger bester Papa!“ daß ihm ganz weich im Gemüth wurde und er schließlich sagte: „Was kann man denn da machen? Nehmen Sie sie hin und behandeln Sie mir das Kind gut. Sonst — —“

Was er weiter sprechen wollte, erstickte, denn Luise war dem Papa in die Arme gefallen und bedeckte sein runzeliges Gesicht mit Küssen. — „Laß mich los“, rief der Oberst endlich. „Geh' zur Mama, da ist das besser angebracht.“ Und Luise lief zur Mutter, um ihren Segen einzuholen. Der Doktor aber füllte die Gläser und stieß mit seinem an dasjenige des Obersten an: „Es lebe die Influenza!“ — „Sie Sakermenter!“ schalt der Alte. „Haben mich richtig drangekriegt.

Aber was wird denn aus unserm Skat?“ — „Den spielen wir ein ander Mal weiter, Herr Oberst,“ sagte der Doktor, „eben ist keine Zeit vorhanden.“ Und das war wahr. Denn im selben Augenblick war Luise zurückgekommen, und der Doktor zog das Mädchen an sich und küßte es auf die frischen Lippen, ohne sich um die übrige Welt, einschließlich des gestrengen Herrn Obersten, im Mindesten zu kümmern.

Verborgenheit.

Die holde Maid
Verborgenheit
Erblüht im dunkeln Waldesraum.
Im tiefen Hag
Sie finden mag
Ein leise streifend Lüftchen kaum.
Es dringt zu der geheimen Stelle
Kein Waidgeselle.

Sie hüllet sich
Gar züchtiglich
In goldnes Haar und grünes Laub.
Ihr Schmuck allein
Der Mondenschein
Und bunter Falter Flügelstaub.
So kauert sie im dunkeln Moose,
Die Gleichenlose.

O holde Maid,
Verborgenheit,
Wie lockst Du süß im Waldesgrund!
Wer je Dich fand,
All' Leid entschwand,
Denn linde Tröstung beut Dein Mund!
Wen je Dein weicher Arm umschlungen,
Hat Ruh' errungen!

Wilhelm Bennecke.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Attilasage im Hessenland. In Udenhausen liegt, — so berichtet die Sage —, das Schwert Attila's vergraben. Das stille Dörfchen Udenhausen liegt inmitten von Wäldern im Amte Grebenau, an der alten Straße, die von Hersfeld über Lauterbach und Herbstein in die Wetterau führt. Wer zuerst die obige Sage uns mittheilte, ist zu meinem großen Leidwesen mir entfallen; es war in der Schulzeit, und zwar in der Zeit, da die Nibelungensage das empfängliche Gemüth bewegte, Siegfried unsere Sympathien, Hagen dagegen unsere ganze Abneigung besaß. Was dem grübelnden Sinn des Schülers ohne die Kenntniß historischer Thatsachen nicht verständlich sein konnte, wurde ohne Prüfung für wahr angenommen, es galt sogar für ausgemacht, daß unmöglich das Schwert Attila's allein dort liegen könne, sondern der Heerführer selbst dort begraben sei —, stand doch König Alarich's Beispiel zu Gunsten unserer Auffassung. — Der der Sage zu Grunde liegende Kern ist folgender: König Heinrich's IV. Regierungszeit war mit Kämpfen aller Art angefüllt, und zu seinen erbittertsten Gegnern gehörten die Sachsen. Im Frühjahr des Jahres 1071 lagen sich die feindlichen Heere in der Kasseler Landschaft gegenüber. Heinrich hatte mit seinen Franken und Schwaben den stattlichen Dörnberg besetzt, der heute noch die Spurlinien der Verschanzungen aus jener fernliegenden Zeit trägt, das Sachsenheer unter Herzog Otto von Northeim hatte dagegen den Hasunger Berg zu einer Festung umgewandelt. Der unvermeidlich scheinende Kampf endete in Folge der diplomatischen Künste Heinrich's mit der Unterwerfung der sächsischen Heerführer unter dem Schiedsspruch eines demnächst abzuhaltenden Fürstengerichts. Hierauf eilte Heinrich nach kurzem Aufenthalte in Goslar, seinem bevorzugten Sitz, nach Mainz, wo die geistlichen Würdenträger eben versammelt waren, um über einen seiner Anhänger, den Bischof von Konstanz, zu Gericht zu sitzen. Es ist leicht erklärlich, daß Heinrich auf dieser Reise Hersfeld, einen seiner Hauptstützpunkte, nicht unberührt ließ und dann auf dem Eingangs geschilderten kürzesten Wege weiter eilte. Eine halbe Tagereise von Hersfeld entfernt liegt nun das Dörfchen Udenhausen, wo für den König und sein stattliches Gefolge das Mittagsmahl bereitet wurde. Beim Wiederaufbruch wollte Luitpold von Merseburg, ein Markgraf aus Sachsen, Anhänger und Günstling des Königs, sein unruhiges Pferd besteigen, kam hierbei zu Fall und verletzte sich so schwer an seinem eigenen Schwert, daß er seiner Wunde erlag. Dieses Schwert nun, wenn wir dem ehrlichen Geschichtsschreiber Lambert von Aschaffenburg Glauben schenken dürfen, ist das Schwert des Hunnenkönigs Attila gewesen, das durch eine ungarische Königin an den Herzog Otto von Baiern und von diesem durch den Markgraf Dedi in den Besitz des Königs gekommen war. Heinrich hatte es seinem begünstigten Liebling Luitpold von Merseburg geschenkt, wahrscheinlich auch in An=

erkennung seiner werthvollen Dienste gegen die Sachsen.

Halten wir nun hiergegen die sagenhafte Ueberlieferung, so sehen wir, daß das Andenken an das Schwert Attila's in dem guten Gedächtniß des Volkes einen Zeitraum von über 800 Jahren überdauert hat, wenn auch die mündliche Ueberlieferung das geschichtliche Ereigniß umgestaltet und dem volksthümlichen Geschmacke mehr angepaßt hat. **Ph. L. W.**

Aus dem Jahre 1806. Der Grenadier Johannes Reuber von Niedervelmar berichtet in seinem Tagebuch über die Auflösung der hessischen Armee im Jahre 1806 wie folgt: Dem zum Gouverneur von Hessen ernannten General La Grange war viel daran gelegen, aus dem trefflichen Material, welches die aufgelöste hessische Armee darbot, für den Dienst seines Kaisers neue Regimenter zu bilden. Am 16. Dezember wurden deshalb die beurlaubten Hessen wieder einberufen, aber es erschien Niemand außer den Alten, oft Fünfzigjährigen, die die Franzosen doch nicht brauchen konnten. Das Garde-Grenadierregiment erhielt seinen Sammelplatz zu Kirchditmold bei Kassel angewiesen. Am folgenden Tag erschien schon La Grange und ließ die wenigen Mannschaften, welche sich gestellt hatten, auf dem Kirchhof antreten, als er aber die alten Leute sah, so schüttelte er den Kopf und ritt wieder nach Hause. Bei dieser Gelegenheit nahm sich einer der Offiziere heraus, einen Unteroffizier, der die Mannschaft nicht schnell genug in Ordnung bringen konnte, zu fuchteln (mit der Degenklinge zu schlagen). General La Grange gab in Folge hiervon den Befehl, daß kein Soldat mehr geschlagen werden sollte, denn im französischen Heer war die körperliche Züchtigung längst abgeschafft. Am 25. Dezember erhielten alle Die, welche sich gemeldet hatten, ihren Abschied und hiermit endete auch die dreißigjährige Dienstzeit des Grenadiers Johannes Reuber. **Z.**

Aus Heimath und Fremde.

Wir erhalten folgende Mittheilung: „Freitag den 23. November Mittags fand auf Schloß Rumpenheim die feierliche Taufe des am 20. Oktober daselbst geborenen zweiten Sohnes des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, Prinzessin Margarethe von Preußen, statt. Von Pathen des erlauchten Täuflings waren anwesend: Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich, Landgräfin-Mutter von Hessen, Erbprinz und Erbprinzessin zu Sachsen-Meiningen, Erbprinzessin Leopold von Anhalt, Prinzessin Sibylle von Hessen, Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe; außerdem zugegen waren: der Landgraf von Hessen, Großherzogin Viktoria Melitta von Hessen, Prinzessin Louise von Preußen und andere hohe Fürstlichkeiten. Von abwesenden Pathen sind zu nennen: Ihre Majestät die Kaiserin Augusta Viktoria, vertreten durch ihren Obersthofmeister von Mirbach; Ihre Majestät die Königin von Dänemark; Ihre Majestät die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland; der Prinz von Wales, vertreten durch den englischen Geschäftsträger am Darmstädter Hofe, Legationssekretär G. W. Buchanan; der Herzog von Cambridge; der Prinz und die Prinzessin Heinrich von Preußen; der Großherzog von Sachsen; der Großherzog von Luxemburg; der Prinz Johann zu Holstein-Glücksburg; der Prinz Maximilian von Baden; der Prinz Eduard von Anhalt. — Der neugeborene Prinz erhielt die Namen: Maximilian Friedrich Wilhelm Georg Eduard."

Notizen. Das Berliner Nationaltheater bringt in dieser Saison das Drama „Konrad von Marburg" von Ludwig Wolff-Kassel, das u. A. vorigen Sommer am Königstädter Theater in Kassel mit Erfolg gegeben wurde, zur Aufführung. — Anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Alterthumsgesellschaft „Prussia" wurde dem Professor Dr. Bezzenberger zu Königsberg (Sohn des am 24. Januar 1892 in Kassel verstorbenen Geheimen Regierungsraths Dr. Bezzenberger [vergl. „Hessenland", VII. Jahrgang, 1892, S. 39]) der Kronenorden III. Klasse verliehen. — Am 19. November Abends wurde von Seiten sämmtlicher studentischen Korporationen der Universität Marburg dem Rektor des abgelaufenen Universitätsjahres und jetzigen Prorektor, Professor Dr. theol. Graf Baudissin ein großartiger Fackelzug gebracht.

Oskar Henschel †. Am Sonntag, den 18. November, Abends 10 Uhr, ist der Chef der weit über Hessens, ja Deutschlands Grenzen hinaus bekannten und berühmten Maschinenfabrik Henschel & Sohn aus dem Leben geschieden.

Oskar Henschel war geboren zu Kassel am 19. Juni 1837. Er genoß seine erste Schulbildung, sowie die Vorbereitung zum technischen Studium auf der alten Kasseler Realschule in der Hedwigstraße, in die er am 15. April 1844 eingetreten war und der er bis Ostern 1852 als Schüler angehört hat. Noch sehr jung an Jahren wurde er in Folge des Verlustes von Vater und Großvater an die Spitze des damals schon recht bedeutenden Etablissements gestellt, das sich unter

ihm zu einem in des Wortes eigentlichster Bedeutung Weltgeschäft entwickelte. Den großartigsten Aufschwung nahm die Fabrik hauptsächlich nach dem Jahre 1866 und dann wieder nach 1871, zu welchen Zeiten die umfangreichsten Aufträge zur Herstellung von Lokomotiven bei ihm einliefen, wurden doch in dem Zeitraum 1865 bis 1873 400 Maschinen abgeliefert, und heute ist die Zahl 4000 weit überschritten.

Den Grund zu der Henschel'schen Maschinenfabrik hat des Verstorbenen Großvater, Karl Anton Henschel, gelegt. Ueber dessen Lebensschicksale mögen hier einige Zeilen eingeschaltet werden. Geboren zu Kassel am 23. April 1780, widmete er sich dem Bergingenieur- und Maschinenfach. In westfälischer Zeit war er als technischer Direktor der Berghauptmannschaft der Weserdivision, dann nach Herstellung des Kurstaates 1814 als Bauinspektor und Baumeister mit dem Wohnsitz in Kassel angestellt. Gleichzeitig erhielt er die Erlaubniß, Bestellungen auf Maschinen auszuführen, wozu ihm die Werkstätten seines Vaters Gelegenheit boten. Eifrig betheiligte er sich auch an der „Hessisch-Waldeckischen Kompagnie zur Gewinnung des Goldes aus dem Edderflusse", die sich auf Anregung des früheren brasilianischen Obersten und Direktors der brasilianischen Goldbergwerke, nachherigen portugiesischen Oberberghauptmannes und Genieobersten Wilhelm Ludwig v. Eschwege (geb. 15. November 1779 zu Aue bei Eschwege, gest. 1. Februar 1855 zu Wolfsanger) gebildet hatte, sich aber wegen schlechter finanzieller Resultate im Mai 1835 wieder auflöste. Anton Henschel und Eschwege waren die Seele dieses Unternehmens. Gegen 1830 vergrößerte sich die Henschel'sche Fabrik und nahm die Firma „Henschel & Sohn" an. Die Inhaber waren Anton Henschel und dessen Vater. Im Juni 1835 starb der alte Oberbergrath Henschel, und Anton's ältester Sohn Karl, der Vater unseres Oskar Henschel, trat mit in das Geschäft ein. Vater und Sohn führten es gemeinsam bis zum Anfang der 60er Jahre. Im März 1860 starb der Sohn Karl (an den Folgen eines in Dresden erlittenen Sturzes) und im Mai 1861 sein Vater Anton. Erbe des Geschäftes wurde des letzteren Enkel Oskar, der mit zwei Schwestern die einzigen Hinterbliebenen bildeten. Ein jüngerer Bruder von Oskar Henschel war bereits 1846 gestorben. Es mag hier daran erinnert werden, daß der bekannte Bildhauer Johann Werner Henschel (geb. 14. Februar 1782 zu Kassel, gest. 15. August 1850 in Rom), u. A. der Schöpfer der Kolossalstatue des Bonifatius, die am 17. August 1842 zur elfhundertjährigen Jubelfeier der Gründung der Stadt Fulda dort aufgestellt worden, der Großonkel unseres Oskar Henschel war.

Vielfache Ehrungen sind dem jüngst Verstorbenen zu Theil geworden. Seine Verdienste in dem Reich der Technik wurden an allerhöchster Stelle dadurch anerkannt, daß er 1868 zum Kommerzienrath ernannt und später, 1875, ihm der Charakter als Geheimer Kommerzienrath verliehen wurde. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm zahlreiche Ehrenstellen: er war mehrere Wahlperioden hindurch Mitglied des Bürgerausschusses, viele Jahre Mitglied der Kuratorien der städtischen höheren Schulen Kassels, gegen 20 Jahre Mitglied der Handelskammer und lange Zeit deren Vorsitzender, endlich Mitglied des Provinzial- und Kommunallandtags, sowie Vorstand der ständischen Schatzkommission.

Der Verblichene hatte allezeit ein warmes Herz und eine offene Hand für seine nach Tausenden zählende Arbeiterschaar. Von den großartigen Spenden, die von seiner Freigebigkeit beredtes Zeugniß ablegen, mögen hier nur zwei Erwähnung finden: die Henschel-Stiftung, die gelegentlich seiner silbernen Hochzeitsfeier gegründet wurde, und der er 100 000 Mark überwies, und die testamentarische Zuweisung von abermals 100 000 Mark an den Invaliden- und Unterstützungsfonds seiner Fabrikarbeiter.

Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt;
Molliter ossa cubent cespite sub viridi!

Dr. A.

Todesfälle. Am 16. November verschied in Kassel der Amtsgerichtsrath Gustav Wilhelm Zimmermann, ein verdienstvoller althessischer Jurist. Zimmermann war am 1. Oktober 1823 in Allendorf a. d. Werra geboren, besuchte das Lyceum Fridericianum in Kassel und studirte in Heidelberg und Marburg die Rechte. Er absolvirte die vorgeschriebene Laufbahn und wurde im Jahre 1862 ordentlicher Assessor, 1867 Amtsrichter, 1874 Oberamtsrichter. Mit ihm ist ein hervorragender Jurist aus dem Leben geschieden, der die Strenge seines Amtes mit einer besonderen Liebenswürdigkeit und einem gleichmäßigen Wohlwollen gegen Alle verband. Auch außer seiner dienstlichen Thätigkeit war der Verblichene u. A. ein eifriges Mitglied des hessischen Geschichtsvereins, bekleidete das Ehrenamt eines Vorstands des Diakonissenhauses zu Treysa und gehörte dem Kirchenvorstand der Oberneustädter Gemeinde an. — Am gleichen Tage starb zu Reichensachsen der Oberförster Friedrich Sackfosky im 61. Lebensjahre, ein geborener Kasselaner, 1861—65 Leibjäger des Kurfürsten, den er u. A. zum Frankfurter Fürsten-

tage begleitete. — An demselben Tage verschied zu Kassel im 83. Lebensjahre der Geheime Sanitätsrath Dr. med. Ludwig Ulrich, geboren am 20. Mai 1812 zu Leipzig als der Sohn einer dorthin ausgewanderten hessischen Familie, die bald darauf nach Hessen (Marburg) zurückkehrte. Seine Hauptwirksamkeit hatte der Verewigte zu Hersfeld, wo er 1843—75 als geschätzter praktischer Arzt thätig war. Seitdem lebte er im Ruhestand zu Kassel. — In Chicago verschied am 4. November Dr. Friedrich Koch, eine unter den dortigen Deutschen wohlbekannte Persönlichkeit. Er war im Jahre 1840 in der Nähe von Kassel als Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers geboren, studirte in Marburg Medizin und ging 1857 nach Mexiko, woselbst er unter Indianern als weithin angesehener „Medizinmann“ lebte. Er siedelte dann nach Texas über und ging beim Ausbruch des Krieges nach dem Norden, um dort als Artillerist in die Bundesarmee einzutreten. Als Mitglied der „Germania“ betheiligte er sich, da er ein ausgezeichneter Bassist war, an den Opern-Aufführungen im alten „Crosby Opera House“.

Hessische Bücherschau.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Mit Illustrationen von P. Grot Johann und R. Leinweber. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein herrliches Weihnachtsgeschenk, wie es sich Groß und Klein nicht schöner wünschen können. Der Preis dieser Prachtausgabe (25 Mark) ist gegen das, was sie bietet, mäßig zu nennen. Ueber den Text brauchen wir kein Wort zu verlieren, aber die Illustratoren, insbesondere der früh verewigte P. Grot Johann, sind verständnißvoll in die Fußstapfen der Brüder Grimm getreten und haben die schönsten Märchen durch prächtige Zeichnungen auch dem Auge nahe gerückt. —a.

Vom Stillen Ozean. Gedichte von Richard Jordan. Verlag von O. Hendel, Halle a. S.

Eine tiefangelegte, ernste, ja schwermüthige Natur spricht aus diesem Bändchen Gedichte. Der Verfasser betitelt sie „Vom Stillen Ozean“. Er ist ein Marburger Kind, durch das Schicksal getrennt von den Lieben in der Heimath, hinausgetrieben über ferne Meere und in entlegene Länder. Trennungsweh und Sehnsucht klingen durch die Mehrzahl der Lieder, eine schmerzvolle, entsagende, oft allzuweiche Sehnsucht. Aber Richard Jordan ist ein wirkliches Talent, eine feingeartete, edelangelegte Dichternatur, ein Poet, an dessen Schmerzen wir innigen Antheil nehmen, und dem wir es gern verzeihen, wenn er seine Leiden wieder und wieder, freilich stets in andern Farben, ausmalt.

Besonders hat mich angesprochen:

Das letzte Mal.

Ein Trunk'ner schwankt' ich durch die dunk'len Gassen.
— Wie klang das Echo meiner Schritte hohl! —
Nun hatte ich, die ich geliebt, verlassen,
Und ohne Segen . . . . ohne Lebewohl!
Nicht spähte ich den Weg zum Thor zu suchen,
Was lag daran, wohin mein Fuß mich trug! —
Ein jeder Platz war ja gleich recht zum Fluchen,
Zum elend sein — ein jeder gut genug.

Mein Aug' sah nichts; und doch fühlt' ich die Wände
Der grauen Häuser neben mir hinziehn.
Sie standen nicht, sie trachteten behende
Vor dem Gezeichneten des Herrn zu flieh'n.
Und jeder Windstoß aus den Mauerlücken,
Schien seinen Ekel mir in's Aug' zu spei'n:
„Kain! Kain! Dein eigen Glück schlugst Du in Stücken!“
Hört' ich ihn ächzend um die Gipfel schrei'n.

Und plötzlich nun fühlt ich den Boden schwanken,
Es rauscht', es brauste unter meinem Fuß . . . . .
Die Brücke war's: . . . Der Strom! — Rettungsgedanken
Deucht' mir zu tragen sein Willkommengruß.
„Hierher! — Zu mir!“ So gurgelten die Wogen, —
Und mich, — mich zog's . . . . Ich schrie: „Gleich komm' ich! Gleich!“
Und doch hielt ich mich fest am Mauerbogen
Und schrie: „Ich komm'!“ Und blieb! . . . Ich war zu feig!

Daß der Verfasser auch in der Ferne ein treu hessisch Herz im Busen trägt, erzählt er uns in dem Gedicht: „Mein Hessenland“, das wie so manches andere seiner Lieder in diesen Blättern veröffentlicht ward, und dessen letzte Strophe lautet:

„Ach, wie an Dir, hängt an der Heimath
Kein Volk der Welt so wunderbar,
Ich glaub' auch nicht, daß je ein Hesse
In fremdem Lande glücklich war.“

Sehnsucht nach Ruhe und Frieden klingt ergreifend in:

Mein Idyll.

Ein Fleckchen Erde möchte ich mein eigen
In einem stillen Thal der Heimath nennen,
Wo rings umher die Tannenwälder schweigen
Und wie ein Eiland von der Welt es trennen.

Kein Schlot dürft' dorten seinen Rauch erheben,
Kein Dampfroß keuchend meinen Frieden stören,
Und keinen Laut, der an den Kampf um's Leben
Erinnern könnte, möcht' ich dorten hören.

Und ringsumher nur Flur und Wald und Wiesen
Und Vogelsang und wilder Blumen Düften
Und Sonnengold im Bache mir zu Füßen
Und Sonnenglitzern in den blauen Lüften.

Dort würd' ich mich in mich zurückversenken,
Vergessen Alles, was mir draußen drohte,
Und meiner todten Träume still gedenken
Und mit den Todten leben — bis zum Tode.

Das Bändchen schließt mit einigen formvollendeten Uebertragungen spanischer Balladen. — Die einfach bescheidene Ausstattung der Gedichte thut einem wohl neben all' dem Prunk der Weihnachtsbücher, die schon in den Schaufenstern die Augen blenden. **J. W.**

Blumen am Wege. Gesammelte Gedichte von Hermann Haase. Marburg. Druck und Verlag der Universitätsbuchdruckerei von Joh. Aug. Koch. 1894.

Die vorliegende Sammlung ist in ihrem Inhalte nicht gleichwerthig. Sie zerfällt, dem Stoffe nach geordnet, in sechs Abtheilungen: Natur, Heimath, Vaterland, Spruchweisheit, Fabeln, Gelegenheitsgedichte. Von diesen enthält die erste die anmuthigsten Stücke; die Frühlings- und Herbstlieder sind da am besten gerathen, wo der Dichter aller Tendenz und allem Lehrhaften aus dem Wege gegangen ist. — Auch in den anderen Abtheilungen findet man Gelungenes, doch läuft auch gereimte Prosa mit unter, und Manches kann eben nur im engsten Kreise interessiren. Gut gefallen hat uns dagegen wieder die Spruchweisheit. Es seien einige der Sprüche hier aufgeführt:

Gar Mancher meisterlich versteht,
Sich durch das Leben durchzulügen,
Bis es mit ihm zu Ende geht, —
Der Tod, der läßt sich nicht betrügen.

* * *

Aus dem Munde Vieler kann man weise Lehren hören,
Doch meist erst dann, wenn sie die Kraft, zu sündigen, entbehren.

* * *

Tröst' Dich in jeder Noth und Pein
Damit — es könnt' noch schlimmer sein.

* * *

Das sind die schlimmsten Schmerzen:
Lachen mit den Augen, weinen mit dem Herzen,

Wir wünschen dem kleinen Buche viele Käufer, schon um deßwillen, weil der Verfasser, der körperlich schwer leidend und von materiellen Sorgen bedrängt ist, durch die Herausgabe der Gedichte, die bisher nur zerstreut in Blättern (auch im „Hessenland") erschienen sind, sein Loos zu erleichtern hofft. Möge die Erwartung nicht getäuscht werden. — a —

Von Erscheinungen, die nicht zur hessischen Litteratur gehören, auf die wir aber gleichwohl unsere Leser aufmerksam machen wollen, seien hier erwähnt: Das „Universum", Illustrirte Familien-Zeitschrift. Dresden und Wien. Verlag von Alfred Hauschild. Die namhaftesten Autoren auf dem Gebiete der Roman- und Novellendichtung, der lyrischen und humoristischen Poesie, sowie des wissenschaftlichen Feuilletons sind vertreten. Vorzügliche Illustrationen und prachtvolle Kunstbeilagen stehen dem Texte würdig zur Seite. In Nr. 1 des eben begonnenen neuen Jahrgangs — des elften — begegnen wir übrigens einem prächtigen, tief empfundenen Gedicht unseres Landsmannes Julius Rodenberg, betitelt: „An die Einsamkeit". — Die von Professor Nägele in Tübingen herausgegebenen „Blätter des Schwäbischen Albvereins" sind eine vortrefflich redigirte, mit reichhaltigem Material und guten Zeichnungen ausgestattete Monatsschrift, die zunächst die touristischen Zwecke zu fördern bestimmt ist, aber darüber hinaus gehend Vieles bringt, was auch von litterarischem Interesse ist. Wir haben manche Anregung durch das Blatt, das ja ebenfalls die Vaterlandskunde pflegt, empfangen.

— a —

Personalien.

Ernannt: Oberregierungsrath von Altenbockum in Kassel zum Direktor des Königlichen Konsistoriums daselbst unter Verleihung des Charakters als Konsistorialpräsident; Landrath Wenderhold in Simmern zum Regierungsrath und Landrath Fliedner in Fulda zum Oberregierungsrath in Kassel; die außerordentlichen Pfarrer Vater zum Pfarrgehilfen des Metropolitans Endemann in Borken und Wittich zum Hilfspfarrer in Niederaula; Forstassessor Rumpel zum Oberförster in Rotenburg-West; Rechtskandidat Paehler zum Referendar.

Verliehen: der Charakter als Landgerichtsrath den Landrichtern Schneider in Kassel und Wurzer in Marburg, der Charakter als Amtsgerichtsrath dem Amtsrichter Schnurre in Gelnhausen; den königlichen Domainenpächtern Johann Pestalozzi zu Domaine Heydau (Kreis Melsungen) und Karl Otto in Blankenheim (Kreis Rotenburg a. F.) der Charakter als „königlicher Oberamtmann".

Versetzt: Gerichtsassessor Bobrik aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts zu Naumburg a. S. in den zu Kassel; der königliche Rentmeister Uffelmann vom 1. Januar 1895 ab von Rodenberg nach Eschwege; Oberförster Baumann in Rengshausen nach Bodland im Regierungsbezirk Oppeln.

Gestattet wurde dem früheren kurhessischen Garnisonsauditeur, Amtsgerichtssekretär a. D. Flohr in Hilders, den Titel „Vormaliger kurhessischer Garnisonsauditeur" zu führen.

Pensionirt: der Forstmeister Suabedissen in Rotenburg vom 1. Januar 1895 ab; der Bergrevierbeamte Oberbergrath Richter in Schmalkalden.

Geboren: Ein Sohn: dem Dr. Fr. Schaumburg und Frau Emmy, geb. Sachs, in Kassel; dem Lehrer C. Wörner und Frau Luise, geb. Vater, in Kassel; dem Amtsrichter Groß und Frau in Großenlüder.

Verlobt: Fräulein Franziska Kaiser mit Herrn Hermann Borchardt (Kassel und Jastrow).

Gestorben: Pfarrer Georg Wilhelm Rothfuchs, 58 Jahre alt (Rodenberg, 13. November); Frau Gabriele Hildmann, geb. Witzel, 39 Jahre alt (Rockensüß, 15. November); königlicher Amtsgerichtsrath Gustav Zimmmermann, 71 Jahre alt (Kassel, 16. November); königlicher Forstmeister Friedrich Sackfofsky, 60 Jahre alt (Reichensachsen, 16. November) Geheimer Sanitätsrath Dr. Ludwig Ulrich, 82 Jahre alt (Kassel, 16. November); Buchhändler Benno Schaake, 30 Jahre alt (Goslar, 22. November); Frau Ottilie Löwenthal, geb. Lutz, Sprachlehrerswittwe, 47 Jahre alt (Kassel, 22. November); Frau Luise Loos, geb. Baumbach, 58 Jahre alt (Kassel, 25. November); Rittergutsbesitzer August Albrecht, 51 Jahre alt (Hambach, 26. November); Hofphotograph, Professor und kaiserlicher Rath Fritz Luckhardt (Wien, 29. November.

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

Pfr. K. in Hundelshausen bei Witzenhausen. Die in Aussicht gestellten Beiträge sind bisher noch nicht eingetroffen.

K. N. in Kesselstadt bei Hanau. Gedicht erhalten, wird nächstens verwandt.

G. F. Hilders. Das Gewünschte soeben abgesandt.

C. N. in Kassel. Sie dürfen überzeugt sein, daß wir, sobald das Manuskript in unseren Händen ist, es Ihnen zusenden werden.

G. Th. D. in Marburg. Kurzer Nekrolog in Prosa wäre angenehm gewesen; das Eingesandte geht mit Dank zurück.

Frau E. S. in H. Ihr Wunsch wird erfüllt; wir hoffen auch bald etwas von Ihnen zu bringen.

Dr. M. in Gießen. Dr. A. in Kassel. Sehr willkommen. Wird nächstens benutzt.

Inhalt des Novemberheftes (Nr. 5 des III. Jahrgangs) der **„Touristischen Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau ꝛc.“**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig: 1. Bieberstein. 2. Berichte. 3. Anzeigen.

Inhalt der Nummer 23 des „Hessenlandes“: „An mein Zimmer“, Gedicht von Julius Rodenberg; „Auch eine Reise in's mittägige Frankreich“, von Otto Gerland (Fortsetzung); „Fünfzig Haussprüche aus der Umgegend Marburgs“, von Dr. Paul Wigand; „Doktor Wehn“, Erzählung von D. John; „Verborgenheit“, Gedicht von Wilhelm Bennecke; Aus alter und neuer Zeit; Aus Heimath und Fremde; Hessische Bücherschau; Personalien; Anzeigen.

Anzeigen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 24. Kassel, 21. Dezember 1894.

Das „Hessenland“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats 1½ bis 2 Bogen stark und kostet vierteljährlich 1 Mark 50 Pf., die einzelne Nummer 30 Pf. Auswärts kann das „Hessenland“ durch die Post (Postzeitungsliste 1895 Nr. 3148) oder durch den Buchhandel oder auch direkt von der Expedition unter Streifband bezog'n werden; in Kassel nimmt die Expedition (Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen entgegen. **Anzeigen** werden mit 20 Pf. für die gespaltene Petitzeile berechnet.

Am Quell.

Von Feodor Löwe. (Aus seinem Nachlaß.)

Bei des Waldes Wipfelrauschen
An den stillsten seiner Stellen
Weil' ich gern, dem Quell zu lauschen
Und dem Singen seiner Wellen,

Die vom Felsenschooß berichten,
Dem krystallhell sie entsprungen,
Draus sie aus der Nacht zum lichten
Tage sich emporgerungen,

Um, aus kühlen Waldesgründen
In die Ferne hingezogen,
Sich dem Strome zu verbünden
Und des Meers bewegten Wogen,

Wo sie, goldnen Glasts umwoben,
Unter glüh'nden Strahlenküssen
Ihrem frühsten Reich enthoben,
Auf zur Sonne wallen müssen,

Ihren Kreislauf so beschließend,
Um ihn wieder zu beginnen
Und aus Wolken niederfließend
In der Erde Brust zu rinnen —,

Wie Gedanken, die wir hegen,
Edle That zu sein begehren
Und gethan, auf Dankeswegen
Und als Segen rückzukehren.



Der Feldzug in Flandern,

nach dem Tagebuch des hessischen Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar

mitgetheilt von W. Junghans.

(Fortsetzung von Nr. 17, S. 223 des Jahrgangs 1893.)

Landgraf Wilhelm IX. hatte gleich nach Beendigung des Feldzugs von 1793 mit der Krone von England einen neuen Vertrag geschlossen, wodurch er derselben ein Heer von 6000 Mann kriegsgeübter Truppen zur Fortsetzung des Kriegs in Flandern überließ.

Am 14. Oktober (1793) wurden diese Truppen von einem englischen Kommissär auf der „Kesselstädter Haide", hinter dem Schloß Philippsruhe gemustert, am 17. marschirte bereits das Grenadierbataillon German über Wiesbaden, Nassau, Koblenz, Bonn, Köln, Jülich und Aachen in das Brabanter Land. Am 11. November langten sie in Löwen, am 12. in Brüssel, am 16. in Tournay an. Hier rückten sie sogleich in die Linie ein. Die Oesterreicher unter dem Herzog von Koburg bildeten den linken, die Engländer unter General York den rechten Flügel. Das Grenadierbataillon von German kam auch gleich auf Vorposten und stand bei Albek den Franzosen gegenüber bis in den Dezember. Von beiden Seiten geschah nichts Bedeutendes, die Engländer zogen sich vielmehr in die Winterquartiere nach Gent zurück, nach Toumhout und Dürmütten(?), wo das German'sche Grenadierbataillon bis zum 1. März ruhig lag. Die in die Stellung der Hessen eingerückten Oesterreicher versahen den Vorpostendienst. Am 21. März setzte sich die Armee wieder in Marsch. Das Grenadierbataillon von German marschirte über Ypern, Mönen (Menin?), Courtray, Tournay bis Valenciennes. Am 14. April erschien der junge Kaiser Franz selbst bei der Armee, um durch seine Gegenwart den Muth der Truppen zu erhöhen und den Krieg nach einem neuen von General Mack entworfenen Plan wieder zu erneuern. Am 17. rückte die gesammte alliirte Armee vorwärts, um die beiden französischen Festungen Cambrais und Landrecies aufzuheben. Deshalb mußte das hessische Korps zur Verstärkung der Kaiserlichen vor Landrecies rücken. Am 24. machten die Franzosen einen gleichzeitigen Ausfall aus beiden Festungen, der aber glücklich abgeschlagen wurde. Am 26. wiederholten sie denselben, wurden aber wiederum mit großem Verlust zurückgetrieben. Die Hessen standen mit zwei Regimentern Engländern und drei ungarischen Grenadierbataillonen im Zentrum, vor der Front der Kaiser und der Herzog von York. Die Franzosen standen in einem Wald, — Reuber nennt ihn den Ameißer Wald, es ist aber der Wald von Arouaiz, zwischen Oisy und Vasigny —, und das Regiment Gardegrenadiere wurde befehligt, sie daraus zu vertreiben. Dies gelang ihnen zwar, aber mit großen Verlusten. Am 27. April machte die ganze Armee ob dieses Erfolges ein Freudenfeuer. Am 30. mußte Landrecies kapituliren. Nichtsdestoweniger trat die Armee am 1. Mai den Rückmarsch nach Tournay an, da die Franzosen Courtray und „Mönen" genommen hatten und dadurch die Flanken der englisch-hessischen Armee bedrohten. Auf dem Rückmarsch kam in stockfinsterer Nacht bei Sturm und Regen die ganze Armee auseinander, sodaß sich die einzelnen Truppentheile erst am Abend des 2. Mai wieder zusammenfanden. Von fünf Bataillonen Hessen waren kaum noch hundert Mann beisammen. Am 3. bezog die Armee ein festes Lager vor Tournay, wo sie täglich von den Franzosen angegriffen wurde. Von hier aus machte man eine Diversion, um das von den Hessen besetzte und hart bedrängte Ypern zu besetzen, aber auf dem Marsche dahin erlitt die alliirte Armee bei Lönneway (Lonnay?) eine

starke Niederlage. Das Grenadierbataillon von German verlor seine Kanonen, das Leibregiment hatte einen Verlust von 14 Offizieren, 1 Feldscheer, 5 Tambouren und 233 Mann. Die Armee kehrte in ihre alte Stellung bei Tournay zurück, wo sie am 22. von Neuem heftig angegriffen wurde, aber die Hannoveraner und Kaiserlichen schlugen den dreimal wiederholten Angriff glücklich zurück.

Am 16. Juni 1794 hatte Prinz Friedrich von Oranien zwischen Mons und Brüssel (bei Charelo) einen bedeutenden Vortheil über die Franzosen gewonnen, 7000 Gefangene gemacht und 20 Kanonen erobert. Zur Feier dieses Sieges wurde am 18. abermals Viktoria geschossen. In derselben Nacht kam Ordre zum Aufbruch, um einen zweiten Versuch zum Entsatz von Ypern zu machen, allein noch ehe der Marsch angetreten war, traf die Nachricht ein, daß Ypern über sei. Es hatte sich nach heldenmüthiger Gegenwehr ergeben müssen.

Am 21. Juni traf auch General von Wurmb, der bei Orche am 15. heftige Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, mit den übrigen Hessen vor Tournay ein. Am 24. wurde Tournay geräumt und der Rückmarsch nach der holländischen Grenze angetreten. Von hier aus bestand sodann der noch übrige Feldzug aus lauter Rückzugsgefechten, die erst in Ostfriesland mit dem Friedensschluß endeten.

Am 27. Juni wurde das Grenadierbataillon German nebst dem Leibregiment nach der kleinen Festung Udenau (Oudenarde) detachirt, um die daselbst liegenden hessischen Jäger und Füsiliere zu unterstützen, am 3. Juli aber wurde Udenau schon wieder geräumt. Die unglückliche Schlacht bei Fleurus, in welcher der Prinz von Koburg von Jourdan geschlagen wurde (26. Juni), nöthigte auch die englisch-hessische Armee bis nach Breda zu retiriren. Auf diesem Rückzug hatte das Bataillon German, welches am 15. November 1794 durch den Wechsel seines Kommandeurs den Namen Löning erhielt, eine Menge hitziger Gefechte zu bestehen, z. B. am 15. Juli bei Mecheln, wo es den Rückzug deckte. Von Breda ging der Marsch am 29. August nach Herzogenbusch, wo man die Maas passirte. Am 25. September kam das Bataillon in die Andreasschanze zwischen Maas und Wal zu liegen, welche es aber schon am 5. Oktober wieder räumte. Nachdem Herzogenbusch durch Verrath gefallen war, zog sich die Armee nach Nymwegen zurück, welches alsbald von den Franzosen belagert und beschossen wurde. Am 6. November eröffneten die Franzosen die Laufgräben. Am 8. wurde es von den alliirten Truppen geräumt bis auf zwei Bataillone Waldecker, welche in holländischen Diensten standen.

Das Bataillon Löning kam nun auf Kommando hinter die Wal. Das Land wurde überall durch Oeffnung der Schleusen unter Wasser gesetzt, sodaß die Franzosen nicht weiter vordringen konnten. Allein in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember trat eine solche Kälte ein, daß alle Flüsse und Kanäle zufroren. Die Franzosen überschritten daher das Eis und zwangen die englisch-hessische Armee immer weiter zu retiriren. Auf dem Marsch litt die schlecht gekleidete und genährte Mannschaft furchtbar von der Kälte. Am 15. Januar allein erfroren auf dem Weg 55 Mann, 3 Weiber und 5 Kinder. Man passirte erst den Rhein, dann die Yssel, fortwährend von den nachdrängenden Franzosen verfolgt. Am 1. März kamen die Hessen in der Grafschaft Bentheim an. Bei Schüttrupp verlor das Bataillon wieder eine von den Kanonen, welche es statt der bei „Lönneway" verlorenen bekommen hatte. Major Leuning aber, sein Kommandeur, wurde verwundet. Am 14. kamen die Hessen nach Meppen, wo sie von den Preußen abgelöst wurden, und bezogen Quartiere in der Umgegend. Hier erreichte sie am 20. April die Nachricht, daß der König von Preußen mit den Franzosen Frieden geschlossen habe und daß die Hessen mit in den Frieden eingeschlossen seien. Dennoch machten die Franzosen an demselben Tag noch einen Angriff auf die Vorposten an der Ems und verwundeten einen Grenadier vom 2. Grenadierbataillon von Baurmeister in die Hand. Am 2. Mai wurde der Rückmarsch in die Heimath angetreten. Am 30. September erhielt das Bataillon neue Uniformen. Es war nöthig, denn der lange Feldzug hatte das Aeußere der Leute sehr reduzirt. Nun ging es über Osnabrück, Paderborn und Arolsen der hessischen Heimath zu. In Zwesten angekommen, wurde die Mannschaft (1. Dezember) bis auf 30 Mann die Kompagnie entlassen. Diese marschirten in die ihnen angewiesene Garnison Ziegenhain.

Auch eine Reise in's mittägige Frankreich.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Ueber die Vorgänge beim Gottesdienst in der Kirche in Montauban berichtet unsere hessische Erzählerin weiter:

„Der Gottesdienst begann mit der Verlesung eines Kapitels; der dienstthuende Vorleser war ein junger Mann in einem grauen Anzug mit einem großen Veilchenstrauß im Knopfloch und wohl frisirt, mit einem Wort, sehr anständig. Der Ton seiner Stimme hatte nichts Angenehmes; er hielt oft an, oder die Stimme versagte ihm. Aber er sprach auch „le peuble d'Iraël“, wobei er das s verschluckte, und nannte den Vater des heiligen Johannes des Täufers „Jacarie“. Darauf folgte vom Vorsitzenden der Aeltesten eine scharfe Rüge über den Mangel an Andacht und die Nachlässigkeit in der Theilnahme am heiligen Abendmahl, verbunden mit einer Mahnung, die Jugend besser zu erziehen, daß sie sich nicht so den Schauspielen und dem Spiel hingäbe, dann ein neues Verbot des Schwätzens, „de faire la belle conversation“, so lauten die Worte, „aber meine Mutter schlägt mich, und ich schlage den Kreisel“, sagt unser Freund Sancho. Die Leute befolgten keineswegs das Gebot zu schweigen, als Schwätzer sind sie geboren, als Schwätzer leben sie, und als Schwätzer sterben sie. Das Vorlesen und der Gesang der Psalmen dauerte bis zur Ankunft des Geistlichen, eines jungen Mannes von 20—30 Jahren, wohl gebaut und mit einem angenehmen Gesicht, Namens Fon Fréde aus der Grafschaft Foix. Ich war von seiner Predigt, die als Vorbereitung für das Weihnachts-Abendmahl*) dienen sollte, sehr befriedigt. Der geringe Anflug von der heimathlichen Mundart, den er sich bewahrt hatte, war nicht gerade unangenehm. Sein Kollege Muralt war an den Blattern erkrankt. Die Fenster des Versammlungsraumes waren mit Vorsetzrahmen verschlossen, und die Hüte der Aeltesten dienten als Klingelbeutel. Die Protestanten von gutem Ton, deren es viele giebt, haben meist den äußern Gottesdienst dem niedern Volk überlassen, sie würden sich zu entwürdigen glauben, wenn sie es veröffentlichen, daß sie Gutes thun, aber sie würden unwiderruflich beschimpft zu sein glauben, wenn sie bei einer Spielpartie oder einem Schauspiel, das, nebenbei bemerkt, recht schlecht ist, fehlten. Die meisten von ihnen gehen weder zur Predigt noch zum Abendmahl (die Katholischen nicht zur Messe), sie fürchten das zu erscheinen, was zu sein sie vorgeben. Einige lassen den Prediger zu sich in's Haus kommen, laden 15 bis 20 Freunde dazu ein, und nachdem sie alle zusammen zu Abend gegessen haben, hält ihnen der Geistliche während der Verdauung eine Predigt und reicht ihnen das Abendmahl. An den Orten der Gemeinde-Versammlungen wird das Abendmahl auch nur Nachmittags ausgetheilt, damit ja nicht der Schlaf der Gläubigen gestört werde. Die Geistlichen werden außerdem verzärtelt, geschont, geliebkost und sagen deshalb auch nur Artigkeiten, man macht es mit ihnen wie die Indianer mit dem Teufel, man beräuchert sie, um nicht von ihnen geschlagen zu werden. Ich gestehe, daß ich von der Art des Landes hier wenig erbaut bin, ich glaube deshalb, daß man in keiner Ecke Europas leichtfertiger lebt.

Auch die Frauen der Handwerker sind zwar sehr artig, aber Alle sehr gefällig, was ihre Haltung niemals verleugnet.

Die Kinder werden noch als Wickelkinder in Pflege außer dem Haus gegeben, das sagt Alles.“

Mitte Februar 1774 verlegte unsere Berichterstatterin ihren Aufenthalt nach Mauvezin, etwas näher an die Pyrenäen heran, deren schneebedeckte Gipfel, von dem Pic du Midi überragt, die Aussicht aus ihren Fenstern bildeten. Hier zeigte sich der Süden nicht nur in der Natur und Pflanzenwelt, sondern auch an den Menschen in unverkennbarster Weise. Die als Volksgenossen des guten Königs Heinrich IV. Theilnahme erweckenden Bewohner der Grafschaft Bearn mit ihrer an das Spanische erinnernden Tracht und Sprache erscheinen täglich als Verkäufer von Lebensmitteln und Leinwand im Hause, die Gesichter der Bewohner sind stark an der Sonne gebräunt, bei den Weibern sogar häufig mit einem mitunter ganz stattlichen Schnurrbart verziert. Das Leben der leicht erregbaren Bewohner spielt sich meist im Freien ab. Doch auch die Abgeschlossenheit vom übrigen Frankreich macht sich geltend und zeigt sich bei Allen, die nicht „die Garonne verlassen und eine weniger warme Luft als die ihrer Heimath geathmet haben“, also namentlich bei dem weiblichen Geschlecht. „Die Frauen

*) Hieran schließt sich die Bitte der Briefschreiberin um Zusendung einer Bescheinigung ihres Heimathsgeistlichen, um diese dem Geistlichen in Montauban zwecks Zulassung zum Abendmahl vorlegen zu können.

stehen in jeder Hinsicht zurück, sie sind linkisch und voll von all' den Kleinigkeiten, die aus dem Fehlen des Geistes und dem Mangel der Erziehung entspringen. Nichts ist langweiliger als ihre Unterhaltung, die sich halb um Feldarbeiten und halb um die Tagesneuigkeiten dreht, z. B. die Heirath eines Maires, die Streitigkeiten in diesem oder jenem Haushalt, den Eintritt eines hugenottischen Fräuleins in ein Kloster, die Frage, ob man seinen katholischen Geliebten heirathen könne. Niemand ist geiziger mit der Zeit als die Leute hier, und Niemand wendet die Zeit, welche die vier Mahlzeiten frei lassen, schlechter an. Man steht mit der Sonne auf, man vertreibt die Zeit, indem man einige Male an einem Strumpf herumstrickt (die Frauen können nur stricken), Sixette oder, wie man hier sagt, Sizette spielt, schwätzt und sich langweilt. Ich höre alle Tage sagen: „Mein Gott, wie sind die Tage lang, es dauert lange, bis es Nacht wird." Leben diese Leute wohl zehn Jahre bei einem Alter von 50—60 Jahren? Abends nach dem Essen kommen die Gevatterinnen von hüben und drüben, — hier ist Alles Gevatter —, nachdem sie den Tag zusammen verbracht haben, nochmals unter den bedeckten Gängen, die der Bauart dieser Gegend entsprechen, zusammen, um zu schwätzen. Es herrscht tiefe Unwissenheit unter ihnen und eine unbescheidene Neugierde. An Sonn- und Festtagen kommen sie vor den Thoren zusammen und spielen Sizette, als Spieltische dienen ihnen Teppiche. Die Männer haben eine Art von Kaffeehaus, wo sie täglich zusammen kommen, wohin sie nach dem Mittagsessen gehen und wohin sie nach dem Abendessen zurückkehren und wo sie spielen und trinken. Dort sind sie von allen Ständen zusammen, der Ludwigsritter und der Schuster, der Beamte und der Schneider, die Müßiggänger, die Bauern, sie kommen zusammen, um Sizette zu spielen, was sie bisweilen bis in den Tag hinein zusammen hält.

Die Umgegend von Mauvezin ist mit Schlössern bedeckt, die zwar sehr alt und schlecht gebaut, aber von gutem Adel bewohnt sind, der sich fast alle Montag, an dem Markttag, in der Stadt versammelt; die Einen kommen, um Frucht, die Andern, um Thiere, Pferde und Maulesel, zu verkaufen. Die Einen reiten auf ihren Zuchtstuten, die Anderen auf sehr artigen Pferden; die Elegants kommen in Kabriolets, die durch einen Diener gefahren und schnell und flink gelenkt werden. Die Damen kommen zu Fuß, zu Pferd (sie reiten sehr gut), auf Mauleseln oder auf Eselinnen. Das ist der schöne Tag; da hatte ich Gelegenheit, eine Menge Offiziere zu sehen, die größtentheils den Feldzug gegen Hessen*) mitgemacht hatten und denen es ebenso großes Vergnügen machte, davon zu reden, als mir selbst, darauf einzugehen. Der Adel der ganzen Umgegend hat mich alsbald nach meiner Ankunft hier besucht; da die Schlösser nicht sehr entfernt sind, so ist es leicht, diese Besuche zu Fuß zu erwidern. Ich fand die Damen sehr liebenswürdig, wohl erzogen, artig, gut gekleidet und roth geschminkt wie zu Paris." Bei einem dieser Spaziergänge besah man eine für die damalige Zeit wunderbare Erfindung eines Seidenfabrikanten, eine Maschine, durch die eine einzige Frau vermittels eines Lederriemens hundert Spulen bewegen und Seide haspeln konnte.

Wie hohl die vornehme Gesellschaft aber bereits war, zeigt außer dem bereits Erzählten eine andere Geschichte. „Ein Herr von F. aus der Familie von Barbazan, genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, ein sehr artiger Herr, verliebte sich in die Tochter eines Buchhändlers in dem benachbarten Toulouse. Sie wurde die Herrin seiner Handlungen oder vielmehr seiner Kassette, die 400,000 Franken oder 100,000 Thaler einschloß. Er hatte eine Anzahl Nebenbuhler, schien aber vor Allen bevorzugt zu sein, nur wollte sich das Fräulein nie erklären. Zwei Jahre lang machte er ihr unausgesetzt den Hof und verschwendete sein Vermögen in großen und kleinen Geschenken. In Verzweiflung über den schlechten Erfolg seiner Liebeswerbung beklagte er sich eines Tages bei einer mit der Grausamen befreundeten Dame; diese empfahl ihm eine Entführung und ergriff mit ihm alle erforderlichen Maßnahmen, damit das Unternehmen glücke. In Folge dessen hielten sich zwei Freunde des Herrn von F. bereit, um sofort mit ihren Dienern Hand anzulegen. Die Dame lud das Fräulein zum Abendessen ein und ebenso den Liebhaber, der nicht verfehlte, ihr den Arm zu bieten, um sie in ihre Wohnung zurückzuführen; aber wenige Schritte vom Haus der Dame setzte man das Fräulein in eine Portechaise, in der sie die genannten Personen geradewegs zu einem der Freunde brachten. Das Fräulein verweigerte, sich zu erklären, und die Freunde halfen dann dem Ritter ohne Furcht und Tadel, dem Fräulein die Schmach anzuthun, die nur durch eine schnelle Heirath gesühnt werden kann." Das Fräulein ergab sich aber doch nicht, ließ sich schleunigst nach Toulouse zurückbringen, heirathete einen anderen Liebhaber und strengte nun gegen die Räuber ihrer Ehre Prozesse an, die zwar für

---

*) Während des siebenjährigen Krieges.

diese sehr nachtheilige Folgen hatten, dem unglücklichen Fräulein aber merkwürdiger Weise die allgemeine Verachtung eintrugen.

Folgen wir nun der Bevölkerung von der Taufe bis zum Grabe.

„Vierundzwanzig Stunden nach der Geburt eines Kindes sorgt eine Magd für die Wiege, mit der das kleine unschuldige Ding verbunden wird, wie die Schildkröte mit der Schale. Das Kind wird in sein Wickelzeug geschnürt, nicht mit Bändern von Leinen oder anderen nachgebenden Stoffen, sondern mit Gurten, wie die der Pferde, und so fest von den Schultern bis zu den Fußgelenken verschnürt, daß man keinen Finger dazwischen stecken kann; dazu würgt man sie noch in eine Wiege hinein, die weiter nichts ist als ein Weidenkorb in der Gestalt einer Mulde, aus denen man sie nur zum Wechseln der Windeln herausnimmt. Sie trinken, essen, schlafen und wachen immer in derselben Lage, und da ist es nicht zu verwundern, daß die zarten Glieder dieser kleinen Unglücklichen durch eine solche Behandlung verdreht oder verschroben werden, weshalb zahlreiche davon für ihr Leben lang hinkend bleiben. Nach Fertigstellung der Wiege macht die Magd ein Kißchen oder einen Kringel vom ersten besten Stück Zeug, das sie findet, legt dies auf den Kopf, setzt darauf die Wiege, und nun geht sie mit schlenkernden Armen zur Kirche, begleitet von der Kinderfrau, gefolgt vom Vater, den Pathen und Pathinnen, sowie einigen zur Taufe geladenen Leuten. Auf dieselbe Weise wird das Kind von der Taufe nach Haus zurückgetragen, wenn die Mutter es aufzieht, außerdem trägt man es stets ein zwei auch drei Lieues auf dem Kopf zu seiner Pflegemutter. Ich habe die ersten Male gezittert, als ich diese kleinen Unglücklichen wie einen Leinenpacken, ohne die geringste Vorsicht, tragen sah.

(Schluß folgt.)

Himmelsrest.

Eine Weihnachtsgeschichte von E. Mentzel.

War's ein Traum oder stand Doktor Hans Lebrecht wirklich auf dem Boden seiner Vaterstadt, den er seit fünfzehn Jahren nicht mehr betrat? — Die Augen des stattlichen Mannes folgten eine Weile der dunklen Schlange des im silbernen Abendnebel verschwindenden Zuges, dann gab er einem Dienstmanne einige Anweisungen über sein Gepäck und trat durch die Vorhalle des Marburger Bahnhofs wieder in's Freie. Das Leben hatte ihn hart gehämmert, er ließ so leicht kein Gefühl Meister über sich werden, aber es fluthete doch heiß in ihm auf und drängte ihm das Feuchte in die Augen, als er die alte Stadt am Berge, von zahllosen Sternen überglänzt, im dichten Schneemantel vor sich liegen sah. Dort oben am Berge, wo die Straßen zum Schlosse emporklettern, stand sein Vaterhaus, vor ihm stiegen die Thürme der alten Elisabethenkirche zum leicht verschleierten Himmel, dort drüben in einem der Gebäude, deren weißer Anstrich auch jetzt noch hell in's Thal niederschimmerte, verlebte er nach dem allzufrühen Tode beider Eltern seine Kindheit und erste Jugend. Wie viele schmerzliche Erinnerungen, wie manche bittere Erfahrung knüpfte sich an seinen Aufenthalt in diesem Hause! Man glaubte das Beste für Hans Lebrecht zu thun, als man ihn in Pflege zu seinen nächsten Verwandten gab und ahnte nicht, daß der arme Junge bei den lieblosen und unbarmherzigen Menschen im Laufe der Zeit eine wahre Leidensschule durchmachte. Nur ein stolzer in sich gefestigter Charakter, nur eine stahlfeste Gesundheit waren im Stande, so viel Demüthigungen und Entbehrungen zu ertragen, ohne geistig oder körperlich davon geschädigt zu werden. Doktor Lebrechts Blick floh wahrhaft von dem stattlichen Gebäude und nahm jetzt die Richtung nach Süden, wo die Straßenzüge der Stadt sich um den Bergrücken wenden. Er sah das Häuschen nicht, in dem er einst die Liebe fand, die er bei seinen Verwandten so schmerzlich vermißte, aber er wußte ungefähr, wo's lag, und ließ lange seine Augen auf dieser Stelle ruhen. Während sich der Mann vorstellte, welche Freude die alte Mamsell Gertrud bei diesem Wiedersehen empfinden würde, klopfte ihm unwillkürlich das Herz lauter wie einem Kinde, das sehnsüchtig Christkindchens Bescheerung erwartet. Da die alte Gertrud mit der Feder nicht auf dem besten Fuße stand und Hans Lebrecht immer nur das Allernothwendigste von ihr erfuhr, plante er längst eine Reise nach der Heimath, doch die Jahre, in denen er das Sanatorium eines alten Kollegen in einem reizenden Städtchen unweit Genua an der Riviera di Levante übernahm, legten ihm viel zu schwere Pflichten auf,

als daß er in jener Zeit an eine Entfernung von seinem Posten hätte denken können. Und dann — ja dann beging er den größten Irrthum seines Lebens und heirathete die bildschöne, aber herzlose Genueserin, die in dem ernsten, aufopferungsreichen Leben eines vielbeschäftigten Arztes ein Hinderniß sah, um so das Dasein genießen zu können, wie es ihrer sinnlich oberflächlichen Natur entsprach. Obwohl ihm die Frau das Schwerste anthat und ihn mit einem faden unbedeutenden Menschen betrog, hatte er ihr doch längst verziehen. Sie mußte ja schwer für ihre Schuld büßen, ging früh an ihrer Leidenschaft zu Grunde, während er nach ihrem und seines heißgeliebten Kindes Tod ein neues, wenn auch vereinsamtes, aber doch friedliches Leben begann.

Doktor Hans Lebrecht täuschte sich zwar nicht darüber, daß er im Rausche der Verblendung, der ihn einst an das reizende Geschöpf kettete, sich selbst und seinen besseren Grundsätzen untreu wurde und das Verhängniß in seiner Ehe mitanbahnen half, allein jene schmerzlichen Enttäuschungen hatten doch einen Rest von Bitterkeit in ihm zurückgelassen, der durch den Verlust des einzigen Kindes keineswegs gemildert, vielmehr oft noch verschärft wurde. Der Mann glaubte an kein dauerndes Glück mehr, es wurde ihm schwer, edle Absichten, augenscheinlich tiefe Gefühle für echt und wahr zu halten. Zwar störte er nie die gute Meinung, den frommen Wahn der Anderen, allein sein Urtheil war sehr skeptisch geworden. Meist mußte er mühsam ein spöttisches Lächeln unterdrücken, wenn man eine glückliche Ehe oder sonstige auf edlen uneigennützigen Empfindungen beruhende Verhältnisse der Menschen zu einander pries. Seine Anhänglichkeit an die alte Mamsell Gertrud, sein unerschütterlicher Glaube an Alles, was sie einst aus mitleidigem guten Herzen an ihm that, war, wie er selbst sagte, der letzte Himmelsrest, der nach allen verflatterten Jugendträumen, nach dem jähen Sturze aus den Wolken trügerischen Glückes in seinem Inneren zurückgeblieben war. — —

Langsam stieg Doktor Hans Lebrecht die Bergstraßen hinan, während die Glocken läuteten und da und dort in den Stuben die Christbäume angezündet wurden. Immer wieder kam es ihm vor, als umfange ihn ein schöner Traum, doch, da er endlich vor dem Häuschen mit dem vorgebauten Giebel stand und auf den blanken Messingknopf der Thür drückte, da durchrauschte ihn das Bewußtsein beseligender Wirklichkeit so wohlig, wie der Frühlingswind Flur und Wald. Der versunkene Himmelsrest begann sich immer mehr in ihm zu beleben. Wie Blüthen erschlossen sich Erinnerungen auf Erinnerungen, wie strahlende Lichter huschten längst verblaßte Bilder an ihm vorüber. Plötzlich sah er auch das arme schlanke Nachbarskind mit dem blassen feinen Gesichtchen und den ernsten schönen Augen wieder vor sich. Gleich ihm selbst, so fand auch einst Klara bei der alten Jungfer eine Zufluchtsstätte, wenn ihr die gemeine Verwandtschaft den Rücken blau geschlagen oder den Stachel der Bosheit in das fein empfindende Gemüth gedrückt hatte. Wo mochte das begabte ernste Kind hingekommen sein? Hatte es sich durchgerungen durch den Schutt, mit dem man sein Wachsthum zu hemmen suchte, oder war es, wie viele solcher armen elternlosen Geschöpfe, an der Bestialität der Menschen zu Grunde gegangen? Lebrecht wunderte sich über sich selbst, daß er im schweren Daseinskampfe Klara's Spur ganz verlor und seit Jahren nicht mehr an sie dachte. Jedes Menschenherz hat eben auch seine Geologie! Es bildet sich Schicht in ihm auf Schicht, und es müssen schon mächtige Erschütterungen stattfinden, ehe versunkene Eindrücke wieder an's Licht steigen können. Wie glücklich war Doktor Hans Lebrecht darüber, seinem Ziel so nahe zu sein und endlich einmal wieder die rechte Antwort auf alle in ihm drängenden und treibenden Fragen erwarten zu dürfen.

* * *

„Sie schläft also fest?“

„Ja, und wecken möchte ich Mamsell Gertrud auch nicht gerne, weil sie in den letzten Nächten kaum ein Auge zuthat.“

„O, daran ist gar nicht zu denken, mein Fräulein“, versetzte Doktor Lebrecht betroffen, dabei die hohe graziöse Gestalt der jungen Dame streifend. „Aber ich darf vielleicht hier verweilen, bis Mamsell Gertrud erwacht?“

„Gewiß, wenn Sie sich mit meiner Gesellschaft begnügen wollen“, gab das Fräulein zurück und bot ihm einen Stuhl an. Dann nahm sie ihm gegenüber Platz und fragte noch lächelnd: „Sie kennen mich wohl nicht wieder, Herr Doktor?“

„Ich besinne mich vergeblich“, entgegnete der Angeredete. Zwar glaubte er in dem schönen durchgeistigten Antlitz Klara's Züge zu erkennen, allein die eleganten Bewegungen der jungen Dame, ihre feine Art und Weise deuteten jedoch auf eine andere Abkunft als diejenige eines armen Kindes aus dem Volke hin.

„Dann muß ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen“, meinte sie liebenswürdig. „Erinnern Sie sich nicht mehr eines kleinen Mädchens aus der Nachbarschaft, das sich bei Mamsell Gertrud Alles

holte, was sonst nirgends für es zu finden war: Trost und Muth, mütterliches Verständniß und werkthätige Liebe!"

„Klara Kortefeld!" rief Doktor Lebrecht und streckte ihr beide Hände entgegen. „Sie sind es also wirklich! Ich wagte gar nicht meinen Augen zu trauen, weil Sie sich in Ihrem Wesen zu sehr verändert haben."

Die junge Dame fühlte sofort heraus, auf was Doktor Lebrecht anspielte. „Ja, zwischen einst und heute liegt auch ein Zeitraum von fünfzehn Jahren", erwiderte sie. „Das Leben hat mich inzwischen in eine strenge Schule genommen."

„In der Sie sehr viel lernten, wie mir scheint, Fräulein Kortefeld. Ich habe Sie ja schon damals für ein ungemein begabtes, willensstarkes Kind gehalten, aber ich bin doch von Ihren Errungenschaften auf's Höchste überrascht."

Klara hob die Rechte, als wolle sie ein unverdientes Kompliment abwehren. „Das kommt jedenfalls daher, weil Sie sehr lange nicht an mich gedacht haben, Herr Doktor. Da ist man bei einem unerwarteten Wiedersehen gewöhnlich sehr überrascht, einen anderen Menschen zu finden, als man sich vorstellte."

„Mag auch sein", gab er etwas verlegen zu; denn es fiel plötzlich wie ein Druck auf ihn, daß er ihre richtige Annahme nicht widerlegen konnte. Aber er wollte nicht zu einer Lüge seine Zuflucht nehmen, vielmehr die unverzeihliche und unbegreifliche Vergeßlichkeit durch einen zweifellos richtigen Hinweis zu mildern suchen. „Es wird Ihnen wohl ähnlich so gegangen sein wie mir, Fräulein Kortefeld", meinte Doktor Lebrecht. „Ich bin wohl auch längst aus Ihrem Gedächtnisse entschwunden und sehe nicht mehr so aus wie das Bild, das Sie in Ihrer Erinnerung von mir bewahrten. Freilich, was Ihnen zum Vortheil gereichte, hat mir nur Nachtheil gebracht. Ich bin ein alter Knabe geworden."

Die junge Dame schüttelte den feinen, von dunkelblondem Haar wellig umrahmten Kopf und sah den Doktor mit den klugen hellen Augen prüfend an. „Sie haben sich sehr wenig verändert", meinte sie ernst und ohne eine Spur von Koketterie. „Auch wenn ich nicht vor einiger Zeit Ihr Bild in einer medizinischen Zeitschrift gesehen hätte, würde ich Sie sofort wieder erkannt haben."

„So? — Aber, wie kam das Bild in Ihre Hände?"

„Ganz einfach. Ich habe Sie nämlich nicht vergessen, wie Sie glauben, Herr Doktor, und mich immer wieder bemüht, von Zeit zu Zeit etwas über Sie zu erfahren. Ich habe an allen Vorkommnissen in Ihrem Leben den wärmsten Antheil genommen und war sehr erfreut, als mir Mamsell Gertrud neulich schrieb, Sie wollten bald einmal hierherkommen. Daß ich Sie wiedersehen würde, ahnte ich freilich damals nicht."

Klara sagte das Alles ganz unbefangen und in schwesterlich vertraulichem Ton. Auf Lebrecht machten aber ihre Worte tiefen Eindruck. Es war ihm zu Muthe wie einem Kinde, dem das Christkind überreiche Gaben bescheert. Bewegt ergriff er ihre Rechte, drückte seine Lippen darauf und sagte: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein! Wie schade, daß ich erst heute etwas von Ihrem freundlichen Gedenken erfahre."

Eben hatte ihr seine Aufrichtigkeit, die lieber unhöflich war, als sich hinter eine Lüge flüchtete, noch große Achtung eingeflößt, jetzt dachte sie, etwas büßte er doch von seiner eckigen Gradheit in Italien ein, er hat gelernt, gegen eine Dame galant zu sein, ob er sich nun viel dabei denkt oder nicht! Unwillkürlich durchflog sie dabei die Frage, wer denn wohl die Glückliche sein möge, die jetzt sein Herz besäße. Erschien es ihr doch ganz natürlich, daß ein so braver und schöner Mann nicht ein ganzes Leben lang einer Enttäuschung nachhängen, sich vielmehr ein neues Glück begründen würde. Während sie mit geneigtem Antlitz dasaß, studirte Lebrecht die feingeschwungenen Linien ihrer Züge, die einst wie heute auf ein stark entwickeltes Empfindungsleben deuteten. Nach längerer Pause unterbrach er dann ihren Gedankengang durch die Frage, welcher glückliche Zufall es gefügt habe, daß sie gerade diese Weihnachten in Marburg zubringe.

Nun erzählte Klara, schon seit Jahren sei es ihre Absicht, einmal wieder einen Weihnachtsabend bei ihrer Wohlthäterin zu verleben, aber sie hätte die leidende alte Dame, bei der sie schon seit langer Zeit die Stellung einer Gesellschafterin bekleide, nie verlassen können. Da aber dieselbe augenblicklich sich ziemlich wohl bei ihrer ältesten Tochter in Frankfurt befinde, habe sie es gewagt, vor der geplanten Reise an die Riviera um einige Tage Urlaub zu bitten. Klara erklärte, als sie gehört habe, wie leidend Mamsell Gertrud seit letzter Zeit sei, hätte sie es kaum noch in ihrer Stellung aushalten können. Wie mit unsichtbaren Seilen habe es immer an ihr gezogen und ihr nirgends Ruhe gelassen. „Und ich glaube, es war das Richtige, daß ich meiner Sehnsucht nachgab," schloß sie bewegt, „denn ich fürchte, ich fürchte, Mamsell Gertrud wird keine Weihnachten mehr erleben. Sie ist sehr elend, viel kränker als sie selbst weiß."

„Wirklich?"

„In der That. Es ist deshalb auch gut, daß sie auf Ihre Ankunft vorbereitet ist, denn eine so große unerwartete Freude könnte ihr krankes Herz wohl kaum noch aushalten. Sobald sie erwacht sein wird, zünde ich dort das Bäumchen an, bereite sie drin erst ein wenig vor und bescheere Sie dann als eben eingetroffenes Christkindchen."

„Ordnen Sie Alles an, wie es Ihnen am besten dünkt", erwiderte Doktor Lebrecht. Dann glitt sein Blick durch das trauliche Stübchen mit den kunstvoll gehäkelten Gardinen, den vielen weißen Deckchen, den alten verblaßten Photographien und den unmodernen, aber glänzend polirten Möbeln, und er setzte noch hinzu: „Jetzt, wo ich nach Jahren einmal wieder in diesem Raume weile, kommt mir Alles, was dazwischen liegt, wie ein Traum vor. Ich habe viel im Leben erfahren und kennen gelernt, habe viel Schönes genossen, aber Besseres, wie mir hier zu Theil wurde, habe ich nie wieder gefunden."

„Ich auch nicht, Herr Doktor, der Gedanke an dies Stübchen und an Mamsell Getrud waren immer ein Stückchen blauen Himmels für mich, wenn sonst trübe Wolken über meinem Leben hingen. Hätte ich mich nicht manchmal in dies Eldorado flüchten können, ich wäre nicht so muthig geblieben und oft im harten Kampf des Daseins flügellahm geworden."

„Es ist Ihnen gerade gegangen wie mir! Auch ich habe mich an die alten Erinnerungen angeklammert und sie nach dem Zusammensturz vieler Ideale meinen letzten Himmelsrest genannt. Wir waren einst beide unglücklich, Jeder von uns in seiner Art, aber hier wurde unseren armen verhungerten Herzen immer wieder Liebe in reichem Maße bescheert. Lassen Sie uns heute gemeinsam recht glückliche Weihnachten feiern, Fräulein Klara! Wir wollen nicht an die trüben Schatten denken, welche die Zukunft vorauswirft, und wieder einmal ein paar harmlose Kinder sein, die noch an Weihnachtswunder glauben."

Er sagte dies in großer Erregung und streckte ihr die Rechte entgegen. Sie legte die ihrige hinein und versetzte mit jener schönen Unbefangenheit, durch die ein selbstloses, von persönlicher Eitelkeit vollkommen freies Gemüth schimmerte: „Ja, das wollen wir, Herr Doktor. Was auch später werden mag, es wird Ihnen in Ihrem reichen Dasein und mir in meinem stillen Wirken eine freundliche Erinnerung bleiben, den Himmelsrest aus der Kindheit noch einmal gemeinsam mit Mamsell Gertrud verlebt zu haben."

— — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später brannte das Bäumchen, in der alterthümlichen kleinen Stube saß eine eingesunkene alte Frau mit unmoderner Falbelhaube, schneeweißen Haaren, doch jugendlich glänzenden Augen neben Doktor Lebrecht auf dem Sopha und schlang ein über's andere Mal die Arme um seine kräftige Gestalt. Als ihn Mamsell Gertrud zuerst nach so langer, langer Zeit wiedersah, wollten ihr die Thränen gewaltsam aus den Augen springen, aber sie kniff sie fest zusammen und schüttelte in innerem Unwillen den Kopf: „Nor kää Geflenn, nor kää Geflenn, Ihr laiwe goute Kinner!" rief sie dann in der nie verleugneten Marburger Mundart. „Merr verderbt säch un Annere die schennste Stunn dermit. Ach, Du laiwes Gottche in Deim Thron, un's Lewe gitt so schnell voriwwer." Heiter verfloß denn auch der Weihnachtsabend, Mamsell Gertrud plauderte lustig wie eine Gesunde und mußte oft ermahnt werden, sich zu schonen und nicht zu sehr anzustrengen. „Loß maich nor gieh, loß maich nor gieh, Hans!" rief sie, als Doktor Lebrecht wieder einmal diese Mahnung besorgt an sie richtete. „Wos leiht dann nu d'ran, ob's e winker fräiher oder später mit merr ze Enn gitt! Ich hab Eich zwää so schen zesamme widder bei merr gehabt, un e greßer Glück kann merr des liewe Chriskinnche nit beschere. Alles Annere denk ich merr, ich sein nit so dumm, wie ich aussehe." Mamsell Gertrud schmunzelte und ließ ihr freundliches Auge so wohlgefällig und bedeutungsvoll von dem Doktor auf das junge Mädchen gleiten, daß ihr dieser, einem heißen Herzensbedürfniß nachgebend, unwillkürlich dankbar die Hand drückte, während Klara zum erstenmale ihre Harmlosigkeit verlor und über und über roth wurde. — — —

Ein Jahr war vergangen. Wieder hielt der heilige Christ den Einzug in die Häuser und in die Herzen, wieder zogen die Gedanken vieler Tausende am heiligen Abend aus der Fremde in die Heimath, in das Vaterhaus und in die Stube, wo ihnen unter'm Weihnachtsbaum die heiligsten Freuden der Kindheit erblühten. Am Fenster einer Villa, deren schönsten Raum das Kerzengeflimmer einer deutschen Tanne durchstrahlte, stand eng verschlungen und in seligem Glück ein junges Paar. Der Abendhauch trug den Duft der Orangen durch die offenen Flügel, Rosen rankten am Spalier des Hauses hinauf, das Meer, von dem tiefblauen Sternenhimmel überwölbt, rauschte leise unter den Fenstern und schillerte weit hinaus wie eine riesige, unter leichter versilberter Hülle melodisch bewegte Fläche. Es war einer jener wunderbaren Abende, wie sie

nur die Küsten der Adria kennen, aber trotz aller Herrlichkeit da draußen und allem Jubel in ihrem Innern, dachten die Gatten an ein einsames Grab in der fernen Vaterstadt, dessen Schneedecke heute mit italienischen Rosen geschmückt war. Auch heute lebte der alte Himmelsrest wieder in ihnen auf, aber er war größer geworden, weiter, und viele helle Sternlein flimmerten daran wie draußen an dem tiefblauen Firmamente.

Christus ist da.

Schalle nur, Glockenklang!
Brause, du Festgesang:
Christus ist da. —
Heilige, stille Nacht,
Hast uns so froh gemacht,
Hast uns das Heil gebracht.
Christus ist da.

Engel verkünden schon:
Kommen ist Gottes Sohn.
Christus ist da. —
Ehre sei Gott dem Herrn,
Er hat die Menschen gern.
Hell strahlt sein Morgenstern:
Christus ist da.

Jauchze nur, Christenheit!
Freude wird alles Leid.
Christus ist da. —
Er, der den Frieden bringt,
Sünde und Tod bezwingt,
Finsterniß niederringt,
Christus ist da.

Kurt Ruhn.

Der Baum im Spätherbst.

O Baum, dein grün und schlicht Gewand,
Wo ist es hingekommen?
Du hast ein Kleid mit Flittertand
Voll eiteln Sinns genommen.

Mit Gold und Grau, mit Roth und Braun,
Mit Litzen und mit Flöcklein,
Doch möcht' ich dich am liebsten schau'n
In deinem Werktagsröcklein.

Da rauscht' der Baum mich an voll Leid
Und thät sich zu mir bücken:
Es ist, o Freund, mein Sterbekleid,
Mit dem sie heut' mich schmücken.

D. Saul.

Aus alter und neuer Zeit.

Kleider machen Leute. Dieses alte Sprichwort bewahrheitet sich bei einer Begebenheit, welche O. Melander in seinem Buche „Jocorum atque seriorum centuriae aliquot, Francofurti 1617“ von Professor Busch in Marburg mittheilt und welche in freier Uebersetzung wie folgt lautet: Nach Mittheilung gelehrter und glaubwürdiger Männer ging der einst sehr berühmte Professor und Dichter Hermann Busch in Marburg an einer großen Anzahl Bürger auf dem Markte vorüber, ohne daß ihm, der im Hauskleid sich auf die Straße begeben hatte, von irgend einem derselben die erforderliche Ehrenbezeigung zu Theil wurde. Als dies Busch wahrnahm, ging er sogleich in seine Wohnung zurück, vertauschte seine bequeme Kleidung mit seiner prächtigen Amtstracht und begab sich alsbald wieder auf den Marktplatz. Dort erhoben sich bei seinem Erscheinen Alle, entblößten ihren Kopf und erzeigten ihm ihre Ehrerbietung. Aber dieser gelehrte Mann achtete nicht auf diese Beweise der Hochachtung, begab sich vielmehr wieder in seine Wohnung zurück. Dort zog er sein Amtskleid aus, warf es auf die Erde, trat mit den Füßen darauf und sprach ärgerlich und aufgeregt durch das eben Vorgefallene: Bist du, Kleid, der Busch oder bin ich es? Aeußerst aufgebracht war der Mann über die von ihm wahrgenommene verkehrte und irrige Ansicht der Leute, nicht dem Manne, sondern der Kleidung kommen die Ehrenbezeigung zu.

(Ludovicus Milichius in oratione contra immoderatum vestitum.)

J. S.

Mundartliches. Die Mundartgrenze zwischen Chatten und Sachsen ist eine außerordentlich scharfe und ausgeprägte. Im Kreise Wolfhagen hat man auf fränkischer Seite für das Plattdeutsch-Sprechen der Sachsen den Spottausdruck „quackeln“, vielleicht ein Onomatopoietikon, gebildet, um das schwer Verständliche des Sächsischen zu bezeichnen. Nichts desto weniger sind im Laufe der Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende manche Einflüsse der einen

Mundart auf die andere zur Geltung gelangt, und besonders in den Grenzorten lassen sich solche in ziemlicher Menge nachweisen. Einige solche aus dem fränkischen Orte Balhorn, der ³/₄ Stunde von dem sächsischen Istha entfernt ist, mögen hier aufgeführt werden. Da ist zunächst die Form blutt (blott) für oberdeutsches bloß. Sie findet sich auffallender Weise auch in Schwaben, z. B. in Reutlingen, ist aber zweifellos niederdeutsch. Das Bruch (Brueсh), gedehnt gesprochen, bedeutet wie im Westfälischen eine sumpfige Wiese (auch in der Wetterau noch gebräuchlich). Soppe (Suppe) hat die oberdeutsche Form „Saufen" verdrängt, letztere ist nur in „Sures Suffen" (d. h. saure Milch) erhalten. Strotte (Gurgel) für Strotze (von strotzen), Schnutte (Schnauze) sind allein herrschend. Litch oder littich hat ebenfalls niederdeutsches Gepräge; die im Oberdeutschen übliche Form hat in tz weiterverschoben (Lützelsachsen). Schrebb (englisch shrew), mager, dürr, hört man öfter als die fränkische Form „schroh". Kreppeln, Verkleinerungswort aus mittelniederdeutsch Krupen, wovon auch Krüppel, ist gleich kriechen, mit der besondern Bedeutung: sich kümmerlich fortbewegen (auch tropisch). Ein kleiner Bauer, der mit Kühen sein kärgliches Anwesen bestellt, heißt ein Kreppelbure. „Kriechen" in eigentlicher Bedeutung ist das oberdeutsche krufen. Das eine oder andere von sächsischer Seite empfangene Wort ließe sich noch anführen. In andern Grenzorten ist zweifellos die gleiche Erscheinung zu beobachten und es wäre angezeigt, wenn von Denjenigen, die Sinn und Verständniß für unsere Stammesmundart haben, solche Ausdrücke gesammelt würden. Die Fachgelehrten auf dem Gebiete der Sprachforschung wie der Geschichte sind ja für derartige Beiträge immer dankbar.

— a —

Etwas von Marie Seebach. Der seiner Zeit vielgenannte Theateragent Heinrich in Berlin erhielt eines Tages von Marie Seebach aus Danzig, wo sie bei Genée engagirt war, einen Brief, worin sie ihren Besuch mit dem Bemerken ankündigte: sie komme, „um endlich (!) das Antlitz des Mannes von Angesicht zu Angesicht zu sehen, in dessen Händen das Schicksal so vieler armer Sterblichen ruhe". Heinrich, der einen besonderen Werth auf seine geschäftliche Verbindung mit dem kurfürstlichen Hoftheater in Kassel legte, empfahl die Seebach unter'm 26. Februar 1850 nach Kassel als ein „talentvolles, junges und hübsches Mädchen". Da jedoch damals Fräulein Lembke, mit einer Gage von 800 Thalern, als „jugendlich erste Liebhaberin" an der kurfürstlichen Hofbühne thätig war, so schrieb Oberinspektor Flach am 13. März nach Berlin zurück, es frage sich vor Allem, ob Marie Seebach im Stande sei, das „jugendlich-naive Element" zu vertreten? Die schon am 17. März erfolgte Antwort lautete dahin: daß Fräulein Seebach in Danzig nicht nur muntere Rollen spiele, sondern auch die der „jugendlich-tragischen Liebhaberinnen". Als Heinrich hierauf lange nichts hörte, wiederholte er seine Empfehlung am 21. April 1850 und bezeichnete die junge Künstlerin als „höchst talentvoll und beachtenswerth". Auch hierauf wartete Heinrich vergebens auf eine Antwort. Da ihm jedoch daran lag, den aufgehenden Stern am dramatischen Himmel in die richtigen Bahnen zu leiten und ihm hierfür das Kasseler Kunstinstitut ganz besonders geeignet erschien, so sandte er Marie Seebach gleich persönlich nach Kassel, mit dem Bemerken, er habe der jungen Künstlerin vier Gastspiele zugesagt. Dem Generalintendanten, Oberhofmarschall von Heeringen war natürlich diese eigenmächtige Zusage seines Agenten sehr befremdend, aber: Marie Seebach kam, sah Herrn von Heeringen und — siegte. Schon am 4., 7., 14. und 16. Mai absolvirte sie ihr Gastspiel, und bereits unterm 17. Mai konnte Herr von Heeringen bei dem Kurfürsten den Antrag stellen, diese „sehr talentvolle und gewandte Schauspielerin" mit einer Gage von 700 Thalern zu engagiren, ein Antrag, der nach den großartigen Erfolgen der jungen Künstlerin sofort genehmigt wurde. Tempora mutantur! Als das in jeder Rolle durchschlagende, strebsame Talent es, trotz aller Unterstützung seitens einer begeisterten Kritik, nicht dahin bringen konnte, sich auch nur ausnahmsweise in geeigneten, tragischen Rollen zu zeigen, was für die Verhältnisse der kurfürstlichen Hofbühne geradezu unbegreiflich klingt, bat Marie Seebach, sie für den 1. Oktober 1852 wieder zu entlassen, und Herr von Heeringen, der sie als „sehr talentvoll" engagiren zu dürfen gebeten hatte, berichtete unter'm 19. April 1852 an den Kurfürsten: Da auf das „Hierbleiben der Bittstellerin während der Monate August und September (d. h. nach den Ferien!) kein großer Werth zu legen sei, so möge man, um die Gage während der Ferienzeit (!) zu ersparen, sie schon am 16. Juni (Beginn der Ferien!) entlassen. Und — Marie Seebach wurde entlassen, weil Herr von Heeringen „keinen großen Werth" auf sie legte. Sie gab doch erst am 28. September 1852 ihre Abschiedsvorstellung, und am 27. September 1854 begeisterte sie schon in dem kaiserlichen Hofburg-Theater ganz Wien mit ihrer Margarethe im „Faust". Durch ganz Deutschland drang die Kunde von ihrem Ruhm.

r.

Das Schwert Karl's des Großen. In dem oberhessischen Städtchen Alsfeld spielte sich Mitte der fünfziger Jahre ein heiterer Vorfall ab, der heute noch im Volksmunde weiterlebt. Besagtem Städtchen war die Ehre eines landesherrlichen Besuches angekündigt worden, und männiglich freute sich darüber. Der Bürgermeister R. hatte an dem festlichen Tage die Ehre, den Großherzog bei der Besichtigung des mittelalterlichen, schönen Rathhauses führen und ihm die daselbst aufbewahrten werthvollen Alterthümer, darunter ein prachtvolles Missale mit herrlichen Initialen und kostbarer Malerei, sowie ein altes Schwert mit seltener Ziselierarbeit, das die Sage Karl dem Großen zuschreibt, vorzeigen zu dürfen. Dieser Stolz der Sammlung bildete auch zugleich den Schluß, und im Gefühle der Bedeutung des Augenblickes zog der Bürgermeister mit den Worten: „Das Schwert Karl's des Großen" kühn die Klinge. Und siehe da! Blank wie ein Spiegel, als hätte es eben die Werkstätte verlassen, leuchtete das zu Ehren des hohen Besuches vorher geschliffene Schwert dem Landesvater entgegen. — „Welcher E. .l hat das Schwert schleifen lassen?" „Ich, königliche Hoheit", war die prompte Antwort des Bürgermeisters. W.

Zu Vorstehendem bemerken wir, daß die Sache historisch ist; sie hat sich unter dem Großherzog Ludwig III. zugetragen und wird von Ferd. Dieffenbach in dessen Werke „Das Großherzogtum Hessen" S. 476 mitgetheilt. Geschichtliche Forscher bezweifeln, daß das Schwert von Karl dem Großen herrühre, führen es vielmehr auf Lothar von Sachsen zurück. Uebrigens wäre später den Alsfeldern beinahe ein noch viel schlimmerer Streich als die Schleifung der Klinge passirt. Sie hatten in den achtziger Jahren den Beschluß gefaßt, ihr Rathhaus, das allerdings starke Spuren des Verfalls zeigte, niederzureißen und einen Neubau an seine Stelle zu setzen. Die Verwaltungsbehörde legte sich in's Mittel, sodaß die Ausführung des Beschlusses unterblieb. Das außen ganz, im Innern theilweise wiederhergestellte alte Rathhaus ist eine Perle mittelalterlicher Holzbaukunst und hat wenige seines Gleichen in Deutschland. Red. d. „H.-L."

Alte Notizen. Ein Freund unseres Blattes schreibt uns: „Auf den freien Blättern einer mir gehörigen Ausgabe der griechischen Anthologie (Venedig 1550) sind von verschiedenen Händen Eintragungen gemacht worden. Dem 17. Jahrhundert, wie ich taxire, gehört die folgende an, deren Schreiber — nach einer anderen Notiz — in Leipzig lebte:

(1.) Es stehet geschrieben
Das ihr sechs oder sieben
Nicht alle auff einen sollen harren
Sondern essen u. des Narren vergessen.

(2.) in Landt Hessen seindt die meile wolgemessen,
und harte betten und wenig zu fressen.

Das letzte der beiden priamelnartigen Gedichte, das allein für die Leser Interesse haben wird, ist inhaltlich mit jetzt noch in Umlauf befindlichen zusammenzustellen, das erste bezieht sich, scheint es, auf einen Schmaus, bei dem man einen der Geladenen vermißt."

Dr. M. R. in Berlin.

Aus Heimath und Fremde.

Am 9. d. M. feierte Dr. Karl Weismann, Oberschulrath und Gymnasialdirektor a. D. zu Koburg, seinen 80. Geburtstag. Ist Weismann auch kein geborener Hesse, lebt er auch seit Aufgehen des Kurstaates in Preußen in dem benachbarten Thüringen, so nehmen wir ihn doch als einen der Unseren, als einen unserer Besten in Anspruch. Denn er hat ein Menschenalter hindurch in hohem Segen im Hessenland gewirkt, vielen Hunderten von Schülern seinen geistvollen Unterricht im Deutschen zu Theil werden lassen, vor Allem aber sie eingeführt in die wunderbaren Schatzkammern der klassischen Literatur. Wer denkt nicht mit Entzücken zurück an die unübertrefflichen Interpretationen und Uebersetzungen der griechischen Dramen, an Weismann's Ajas- und Antigone-Stunden!

Weismann ist geborener Frankfurter. Er studirte von 1832—35 in Marburg, war einige Monate Lehrer an einem Privatinstitut zu Heidelberg, erhielt aber schon Ende 1835 eine Berufung an das Rinteler Gymnasium. Hier wirkte er bis zum Jahre 1846. Seine segensreichste Thätigkeit aber entfaltete er darnach während eines 20jährigen Wirkens am Gymnasium zu Fulda. Er und sein bereits im Jahre 1891 dahingeschiedener Freund Professor Dr. Gies*) waren die weithinstrahlenden Leuchten der alten Rhabanusschule. Auch der in diesen Tagen verstorbene damalige Obergerichtsrath Ganslandt gehörte dem Weismann-Gies'schen Freundeskreise an.

Im Jahre 1866 nach Koburg berufen, erhielt Weismann das Direktorat des alten Gymnasium Casimirianum. Es erfreute sich 21 Jahre lang der Leitung Weismann's und gelangte zu hoher Blüthe. Weismann wurde 1878 durch den Titel

*) Vergl. „Hessenland" 1891, Nr. 5 und 6.

Schulrath, 1884 durch die Charakterisirung als Oberschulrath ausgezeichnet. Am 9. November 1885 beging er sein 50jähriges Amtsjubiläum unter allgemeiner Theilnahme von nah und fern. Am 1. Mai 1887 trat er in den Ruhestand. — Wir machen uns zum Dolmetscher der herzlichsten Geburtstagsgrüße und -Wünsche seiner zahlreichen Verehrer und dankbaren Schüler im Hessenlande.

Dr. A.

Todesfälle. In Ehlen starb am 3. Dezember der frühere Landtags- und Kommunallandtags-Abgeordnete Heinrich Knobel, ein Neffe des bekannten hessischen Verfassungskämpfers. — Am 5. Dezember verschied an den Folgen eines Schlaganfalles eine hessische Schriftstellerin, deren Namen mit Ehren innerhalb und außerhalb unseres engeren Vaterlandes genannt wird, Frau Lilly Wiegand (als Schriftstellerin H. Brand) in Wahlershausen. Aus einer kurhessischen Offiziersfamilie stammend, zu Kassel als die älteste Tochter des verstorbenen Oberstlieutenants Hillebrand geboren, lebte Lilly Hillebrand lange Jahre bei Freifrau von Stein in Berka a. W. Hier empfing die Verewigte die Anregung zu ihrem ersten Werke „Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen“, einer historischen Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, mit der sie eines der besten Erzeugnisse historischer Romanliteratur schuf. Im Laufe der Jahre, nachdem sie die Gattin des Verlagsbuchhändlers Georg H. Wiegand geworden war, folgten ihre historischen Erzählungen aus der hessischen Geschichte „In Lehnspflicht“, „Allzeit getreu“, „Gute Zeit im Lande“, „Vor der Fremdherrschaft“. Ihr letztes Werk, die historische Erzählung „Unter König Jérôme“, ist erst vor Kurzem erschienen und wird auch in diesen Blättern noch eine Würdigung erfahren. — Am gleichen Tage starb in Kassel im 83. Lebensjahre der Geheime Justizrath z. D. Röttger Ganslandt, geboren zu Hanau als der Sohn des Lübecker Senators Ganslandt; nahe verwandt mit dem Dichter Emanuel Geibel, genoß R. Ganslandt seine Erziehung in Lübeck, besuchte das Gymnasium und studirte an den Universitäten Marburg und Heidelberg. Nach glänzend bestandener juristischer Staatsprüfung an der Landesuniversität Marburg wurde der Verstorbene zum Obergerichtsreferendar in Hanau ernannt. Dann einige Jahre als Gerichtsassessor in Rinteln thätig, begleitete R. Ganslandt während der politisch erregten Zeit des Jahre 1848 das Amt des Staatsanwaltes in Fulda. Später erfolgte seine Berufung zum Obergerichtsrath in Fulda. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1869, in welchem er zum Appellationsgerichtsrath in Kassel ernannt wurde. Hier gehörte der Verblichene lange Jahre dem Zivilsenat des Appellationsgerichts an. Bei der Reorganisation des Gerichtswesens im Jahre 1879 wurde R. Ganslandt unter Verleihung des Charakters eines Geheimen Justizraths zur Disposition gestellt. Die hessische Juristenwelt betrauert in dem Verblichenen den Verlust eines ihrer bedeutendsten Vertreter. Ein scharfsinniger, mit hohen Gaben des Geistes und Herzens ausgestatteter Beamter ist mit ihm aus dem Leben geschieden. Seine Verdienste wurden durch Verleihung mehrerer Orden ausgezeichnet. — Am 11. d. M. verschied in Kassel nach langjährigem Leiden der praktische Arzt Dr. med. Ludwig Wachs. Derselbe war geboren zu Hanau 1843, wo sein Vater Landrath war. In Folge dessen Versetzung als Regierungsrath nach Kassel erhielt er seine erste wissenschaftliche Vorbildung (1852—56) auf dem Gymnasium daselbst, um dieselbe von 1856—64 auf dem Gymnasium zu Fulda fortzusetzen, wohin sein Vater inzwischen als Regierungsdirektor versetzt worden war. 1864 bezog er die Universität Marburg, studirte später auch in Würzburg und Berlin. Nachdem er eine Zeit lang am Kasseler Landkrankenhaus eine Assistentenstelle bekleidet, im Kriegsjahr auch ein Feldlazareth geleitet hatte, ließ er sich in Haderau im Holsteinischen als praktischer Arzt nieder. Nach mehrjähriger Praxis daselbst machten seine Gesundheitsverhältnisse die Uebersiedelung in ein wärmeres Klima wünschenswerth. An mehreren Orten Italiens übte er die ärztliche Praxis aus, und wesentlich gekräftigt konnte er im Jahre 1889 nach Kassel zurückkehren und hier seinem Berufe leben. Mehrfache Influenzaanfälle und pneumatische Erkrankungen im vergangenen Winter setzten seiner Gesundheit stark zu. Ein längerer Aufenthalt in Bad Rehburg brachte leider nicht die gehoffte Besserung. Nach aufopfernder, liebevollster Pflege seitens seiner Gattin hat ein sanfter Tod ihn von seinen schweren Leiden erlöst. Mit ihm ist ein treuer und mitfühlender Arzt, ein edler und von seinen zahlreichen Freunden hochgeschätzter und geliebter Mensch dahingegangen. (A.)

Hessische Bücherschau.

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann

Lewalter. 5. Heft. Hamburg 1894. Verlag von Gustav Fritzsche. Druck von L. Döll in Kassel.

Mit diesem 5. Heft ist das außerordentlich werthvolle Werk Lewalter's abgeschlossen. Wir werden dem Gesammtwerk noch besondere Würdigung angedeihen lassen und bemerken heute nur, daß Heft 5 mit der gleichen Sorgfalt und Sachkenntniß abgefaßt ist wie seine Vorgänger. Einer erfreulichen Thatsache wollen wir ferner Erwähnung thun: Es wird manchmal geklagt, daß der Born des Volksliedes in Versiegen sei. Wer die Lewalter'sche Sammlung durchliest, wird diese pessimistische Ansicht ablegen. Die Formen mögen wechseln, aber die Volksseele wird immer im Lied den richtigen Ausdruck ihrer Gefühle finden. Und so werden auch spätere Geschlechtsfolgen noch singen, vielleicht anders, als unsere Altvordern gethan, aber so, wie ihnen um's Herz ist. So lange es Lieben und Leiden, Scheiden und Meiden geben wird, so lange wird auch die Volksweise erklingen. —a—

Just noch rechtzeitig zum Weihnachtsfest erscheint das durch unsere Zeitschrift wiederholt angekündigte „Hessische Dichterbuch", herausgegeben von Valentin Traudt in Rauschenberg. (Selbstverlag — Preis Mk. 3.50.) Es ist eine stattliche Anzahl hessischer Dichter und Dichterinnen, die der Herausgeber um sich versammelt hat; die meisten Namen sind den Lesern dieser Blätter bekannt, denn das „Hessenland zählt ihre Träger zu seinen Mitarbeitern. Manche Dichtergabe ist reicher, manche bescheidener ausgefallen, diese Buntheit gehört eben zum Wesen der Anthologie. Im Ganzen überwiegt der erfreuliche Eindruck, daß im Hessenland Sangesfreude und Sangeskunde noch nicht ausgestorben sind und daß die Liebe zur Heimath, die in unserem Volksstamme lebt, auch im Liede ihren Ausdruck findet. — Dem hübsch ausgestatteten Buche gereicht das beigegebene Portrait Carl Preser's zur besonderen Zierde.

Der Kurfürstentag zu Fulda im Jahre 1568. Von Oberlehrer Dr. Paul Guba. Osterprogamm der Drei-König-Schule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt. 1894. 4°. (18 Seiten.)

Unmittelbar vor Ausbruch des zweiten Hugenottenkrieges in Frankreich hatten Gesandte und Agenten Condé's an den protestantischen Fürstenhöfen Deutschlands Hilfe für den bevorstehenden Glaubenskrieg erbeten. Bei dem Herrscher der Kurpfalz hatten Condé's Abgesandte sofort geneigtes Ohr gefunden. Friedrich und sein jugendfrischer Sohn Johann Casimir rüsteten ohne Zaudern ein Hilfsheer von 8000 Reitern und einem Regiment Fußvolk. Kaum war die Kunde hiervon zum Kaiser Maximilian gedrungen, als er sofort seinen Rath Dr. Ilsung nach Heidelberg schickte mit dem Auftrag, scharf gegen den Pfalzgraf vorzugehen und namentlich diesem aufzugeben, „bei des Kaisers und des Reiches schwerer Ungnad, Straf und Pön" das angeworbene Kriegsvolk zu entlassen. Unser Pfälzer aber ließ sich nicht einschüchtern, er rüstete ruhig weiter und sandte sein Heer nach Lothringen, und das war gemäß der „Libertät der Reichsstände" (Kriegsdienste im Auslande anzunehmen) sein Recht. Nun ordnete der Kaiser eine Kurfürstenversammlung für den Drei-Königs-Tag des Jahres 1568 nach Fulda an, die sich u. A. mit den Wirren in Frankreich, sowie mit der Libertätsfrage beschäftigen sollte. Der Kaiser ließ seinen Standpunkt in diesen Sachen dahin präzisiren, daß es sich in Frankreich nicht um religiöse Dinge handle, sondern es läge eine Rebellion der Unterthanen gegen ihren König vor, und in Betreff der „Libertät" müsse er den Kurfürsten gegenüber diesen Begriff dahin modifiziren, daß sie wohl Kriegsdienste bei auswärtigen Fürsten annehmen, nie aber rebellischen Unterthanen Hilfe leisten dürften. So wenig, wie mit der Zumuthung des Kaisers, gegen Friedrich von der Pfalz wegen seines Heereszugs vorzugehen, sich die Kurfürsten einverstanden erklärten, ebensowenig ließen sie sich die „Libertät" durch die kaiserliche Auffassung einschränken. Ein positives Resultat kam bei der ganzen Tagung nicht heraus, die Verhandlungen hatten nur ein tiefes Mißtrauen der protestantischen Fürsten gegen die kaiserliche Politik gezeitigt.

Verfasser hat sich ein Verdienst erworben, die Verhandlungen des Fuldaer Fürstentags eingehender, als es alle Geschichtswerke thun, dargelegt zu haben und uns damit einen genaueren Einblick in die damalige kaiserliche Politik zu gewähren. Seine Darstellung stützt sich im Wesentlichen auf die Akten des Hauptstaatsarchivs in Dresden, das gerade eine um so größere Vollständigkeit aufweist, als der von Protestanten wie auch vom Kaiser und den Katholischen viel umworbene Kurfürst August von Sachsen im Mittelpunkt fast aller politischen Verhandlungen stand. A.

Personalien.

Ernannt: Regierungs- und Baurath Schattauer zum Rheinstrombau-Direktor beim königlichen Oberpräsidium in Koblenz; Gerichtsreferendar Dr. jur. Freiherr Schenck zu Schweinsberg zum Referendar bei der Regierung zu Kassel; Geheimer expedirender Sekretär Teucke in Berlin zum Postrath bei der Oberpostdirektion in Kassel.

Bestätigt: Die Wahl des bisherigen Bürgermeisters von Koppi aus Zwötzen a. d. Elster zum Bürgermeister der Stadt Spangenberg.

Gestorben: Wilhelmine Falckenheiner (Lehrerin an der höheren Mädchenschule, Kassel, 1. Dezember); Lehrer und Kantor Philipp Großkurth, 87 Jahre alt (Kassel, 1. Dezember); Bürgermeister Heinrich Knobel, 64 Jahre alt (Ehlen, 3. Dezember); Frau Johanna Elisabeth Wigand, geb. Hillebrand (Wahlershausen bei Kassel, 3. Dezember); der königliche Appellationsgerichtsrath a. D. Geheime Justizrath Röttger Ganslandt, 82 Jahre alt (Kassel, 6. Dezember); Frau Lisette Breithaupt, geb. Maus, Wittwe des Bauraths Breithaupt, 76 Jahre alt (Kassel, 10. Dezember); Frau Ida von Schmidt, geb. von Wurmb (Kassel, 12. Dezember).

Berichtigung.

In voriger Nummer wolle man in dem Nekrolog auf O. Henschel, S. 312, Zeile 17 v. u. „Oberbergrath“ 6 Zeilen weiter unten vor „Anton“ setzen.

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion sind zu richten an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4.

Lehrer H. in Hersfeld. Die in Aussicht gestellte Sammlung ist uns willkommen.

C. H. in Kassel. In der heutigen Nummer veröffentlichen wir ein noch ungedrucktes Gedicht Feodor Löwe's, des verstorbenen feinsinnigen Dichters, der dem „Hessenland“ von dessen Bestehen an ein hochgeschätzter Mitarbeiter war. Die Familie des Dichters hat uns in liebenswürdiger Weise noch einige weitere Poesien aus seinem Nachlasse zur Verfügung gestellt.

W. in Köln. Wird gelegentlich verwandt.

Lehrer J. in Richelsdorf. Wir werden Erkundigungen einziehen.

Inhalt des Novemberheftes (Nr. 6 des III. Jahrgangs) der **„Touristischen Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau ꝛc.“**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig: I. Schartenberg; II. Erschließung des Habichtswaldes; III. Berichte; IV. Anzeigen.



Unserer in dem der vorigen Nummer beigegebenen Zirkular ausgesprochenen Bitte um Adressen zwecks Uebersendung von Probenummern ist seitens unserer verehrlichen Abonnenten in bereitwilligster Weise und in weitem Umfang entsprochen worden. Indem wir uns hierfür unseren verbindlichsten Dank abzustatten erlauben, bitten wir, unsern Bestrebungen die gleiche gütige Förderung auch in Zukunft zu Theil werden lassen und das **Abonnement für das I. Quartal 1895** (für die Postabonnenten: Postzeitungsliste 1895 Nr. 3148) gefl. **rechtzeitig erneuern** zu wollen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. D. Saul in Stuttgart. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.

